UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

Unter Mitwirkung von

W. BANG †, Z. VON GOMBOCZ, E. LEWY, K. SCHÜNEMANN

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

VIERZEHNTER BAND

MIT 2 TAFELN

1934

WALTER DE GRUYTER & CO.

BERLIN UND LEIPZIG

300394

BIBLIOTHECA ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE
MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA
BUDAPEST

Inhalt des vierzehnten Bandes.

I. Aufsätze:

Seite

Bang, W., Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut . . . 193
Farkas, Julius v., Zum Geleit 1
Gabain, A. v., W. Bang Kaup † 335
Gratz, Gustav, Jakob Bleyer als Politiker 24
Hartmann, Rudolf, Das Spiel vom König Herodes 76
Isbert, O. A., Volk und Nation bei Deutschen und Ungarn 165
Klocke, Helmut, Der gesellschaftliche Aufbau eines magyarischen Dorfes. Verpelét im Komitat Heves 353
Koszó, Johannes, Jakob Bleyer als Pädagog 31
Petz, Gideon, Zu den Aufgaben der ungarländischen Deutschtumsforschung . 46
Pukánszky, Béla v., Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins 144
Pukánszky-Kádár, Jolantha, Goethes Faust auf der ungarischen Bühne . . 101
Reinöhl, Fritz, Die Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter des Königreichs Ungarn 215
Schmidt, Heinrich, Herkunft und Mundart 63
Schünemann, Konrad, Ansätze zu volkspolitischer Zielsetzung in der Ansiedlungsgeschichte des 18. Jh.s. 135
Szekfü, Julius, Volkstum, Nation und Staat 341
Thienemann, Theodor, Jakob Bleyer als Germanist 3
Török, Arpad, Jakob Bleyer als Nationalitätenminister 35
Trostler, Josef, Die Anfänge der ungarischen Geschichtsprosa 116

II. Kleine Mitteilungen und Anzeigen:

Bulla, Béla, Einige Züge zum geopolitischen Bild des ungarischen Beckens . 249
Dénes, Tibor, Bilder von Troger und Maulpertsch im Berliner Deutschen Museum 385
Farkas, J. v., Grundlegung der ungarischen Literaturwissenschaft 391
Fittbogen, Gottfried, Die Unterrichtssprache des evangelischen Lyzeums zu Käsmark 256
Isbert, O. A., Volkskunde in Ungarn 392
Schmidt, Ludwig, Die angebliche Frankenherrschaft über Pannonien . . . 254
Valjavec, Fritz, Das neue ungarische Geschichtsbild 244
Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1933/34 397
Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin (e. V.) 1933/34 399

III. Bücherschau 244, 400

(Besprochene Werke siehe im Namen- und Sachverzeichnis.)

IV. Namen- und Sachverzeichnis 445

M. T. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

Jakob Bleyer

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Zum Geleit!

Es war im Sommer 1933, als ich Jakob Bleyer zum letztenmal erlebte. In Cséb, in seinem Heimatdorf. Da saß ich des öfteren vor ihm, vor dem einstigen Lehrer und Wegweiser. Im schlichten Zimmer des einfachen Bauernhauses, wo er vor sechzig Jahren das Licht der Welt erblickt hatte, lauschte ich seinen Worten, die von Weh und Leid zweier schicksalsverbundener Völker und von ihrer großen europäischen Mission sprachen. Ich kannte ihn schon über zwanzig Jahre, doch hatte ich plötzlich den Eindruck, als ob ich ihn erst jetzt — in diesem ihm ureigenen Milieu — voll erfaßt hätte. Den Mann zwischen zwei Welten, der seine Arme sehnend ausstreckte, um Deutschtum und Ungartum zu einer Einheit zusammenzufassen.

Es gab hüben und drüben wenige, die ihn restlos verstanden haben, denn die wunderbare Harmonie, die in ihm lebte, war nicht von dieser Zeit; sie ging aber auf uralte heilige Tradition des ungarischen Raumes zurück, wo seit Stephan dem Heiligen Deutsche nicht nur willkommene Gäste, sondern auch gleichberechtigte Bürger waren. Bleyer war mit seiner Heimat eng verwachsen, mit der schwäbischen Batschka, die mit ungarischem Blute getränkt war und durch deutschen Fleiß neu erbaut wurde. Deutsches Volkstum war ihm ebenso teuer wie ungarische Geschichte. Man nannte ihn geradezu den „König der Schwaben". Er war aber mehr: ein wahrer Führer aus patriarchalischen Zeiten. Weilte er in Cséb, so wurde aus dem kleinen schwäbischen Dorfe an der unteren Donau ein Wallfahrtsort. Niemand verließ ihn, ohne von ihm aufgerichtet und bereichert zu sein. Zu gleicher Zeit stand er aber ununterbrochen mit Budapest in telephonischer Verbindung: jetzt sprach er mit einem einfachen deutschen Bauern über persönliche Nöte, gleich darauf mit einem ungarischen Minister über hochpolitische Fragen. —

Im Sommer 1933 stand er in schwersten Kämpfen, die ihn bis in sein Innerstes erschütterten, — und er wußte noch nicht, was ihm die Zukunft bringen würde. Seine ländliche Heimat gab ihm neuen

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló
1934. 1748.

Glauben und neue Zuversicht. Sein Name wurde in allen deutschen Gauen bekannt, man feierte ihn überall, soweit die deutsche Zunge klingt, als heldischen Kämpfer seines Volkstums.

All dies stillte aber nicht seine Sehnsucht, auch von den Ungarn erkannt und verstanden zu werden. Nach den studentischen Demonstrationen im vorigen Jahr erhielt ich von ihm folgende Zeilen: „Ich bekomme Hunderte und Hunderte von Briefen und Telegrammen aus dem Reich, und es wird Wochen in Anspruch nehmen, bis ich sie alle beantworten kann. Auf Deinen Brief antworte ich postwendend, weil er mir ganz besonders wohltut." Er freute sich nicht so sehr über die Teilnahme des Menschen, als über die des Magyaren.

Und so stand er auch dem Ungarischen Institut gegenüber, in dessen Arbeit er eine wertvolle Ergänzung seiner eigenen Bestrebungen erblickte. Die Mitglieder des Instituts waren auch die eifrigsten Mitarbeiter seiner Zeitschrift, der Deutsch-ungarischen Heimatsblätter. Er versäumte nie, wenn er in Berlin weilte, uns um sich zu versammeln, und wir schöpften aus seinen Worten neue Kraft zur Arbeit, die nicht immer einfach war. In dem schönen Geleitwort zu dem Werke Béla v. Pukánszkys (Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn, Münster 1931) schrieb er die für ihn so aufschlußreichen Sätze: „Es ist eine schöne Fügung, daß ein Ungar dieses deutsche Buch über die deutschungarische Literatur geschrieben hat. Seine seelische Einstellung ist naturgemäß eine ungarische, aber um so packender ist es, daß ihm bei Betrachtung der entsagungsvollen Sendung des Deutschtums in Ungarn das Herz aufgegangen ist."

Nun hätte er sich sicherlich gefreut, daß dieses Heft, das als Festschrift zu seinem sechzigsten Geburtstag geplant war und alle seine Mitarbeiter und Schüler vereint, von einem Ungarn herausgegeben wurde. Er hätte darin die schönste Krönung seiner völkerverbindenden Arbeit gesehen.

Jakob Bleyer, wir, Mitarbeiter und Schüler, Deutsche und Ungarn, halten Dir die Treue und wollen Kämpfer sein für ein besseres Schicksal unserer Völker.

Julius v. Farkas.

Jakob Bleyer als Germanist.

Von

Theodor Thienemann (Budapest).

Germanistik war von Haus aus keine lebensfremde Wissenschaft. Sie wußte von Anfang an, daß in ihr nicht bloß ein theoretischer Sinn, sondern praktische Folgen für die Zukunft des deutschen Volkes enthalten seien. Sie wollte eine deutsche, eine nationale Wissenschaft sein. Die ersten Germanistentagungen 1846 und 1847 standen im Zeichen der deutschen Bewegung und der nationalen Selbstbesinnung, man sah in diesen Versammlungen ein Parlament des einheitlichen deutschen Volkes, das seine Einheit noch nicht gefunden hatte. Als 1848 die nationale Bewegung zum Durchbruch kam und das „Professorenparlament", die erste deutsche Nationalversammlung, zusammentrat, versammelten sich in der Paulskirche die Begründer der deutschen historischen Disziplinen: Dahlmann, Droysen, Waitz, Raumer, Döllinger, Gervinus, Biedermann, Jakob Grimm, Uhland, Vischer — alles Vertreter der großen Generation, die die historische Schule der deutschen Geisteswissenschaften geschaffen hat.

Der feste Glaube an den nationalen Beruf der deutschen historischen Wissenschaften büßte in den folgenden Jahrzehnten des Spezialistentums, der Kleinforschung und Materialhäufung viel von seiner ersten Lebendigkeit ein. Das Gebot der Objektivität verdrängte immer mehr die Einsicht, daß das Bild der Vergangenheit ein lebendiges Ferment unserer Gegenwart sei: wer das Bild der Vergangenheit deutet, bereitet einer gewollten Zukunft den Weg.

I.

In Jakob Bleyer war der Glaube an die Kraft der germanistischen Wissenschaft frisch und lebendig wirksam, wie am ersten Tag. Er hatte das feste Vertrauen, daß Germanistik eine Macht des Geistes, ein unentbehrlicher Wegweiser sei, der das deutsche Volk seinem Weltberuf entgegenführen solle. Germanist sein hieß für ihn ein klares Bewußtsein von dem haben, was deutscher Geist, deutsche Bildung, deutsche Sprache und deutsche Literatur für die Welt — und ganz besonders für Ungarn bedeuten.

Nicht mühelos erwarb sich Jakob Bleyer diese Einsicht; schwere innere Kämpfe gingen seinem wissenschaftlichen Bekenntnis voran. Aus seinem donau-schwäbischen Heimatsdorf Cséb kam er in die Jesuitenschule

Kalocsa; dort erwarb der Gymnasiast die festen Grundlagen seiner späteren Bildung. Dann bezog er die Universität Budapest und fand an ihr zwei unvergleichliche Universitätslehrer, die seinen weiteren Entwicklungsgang weitgehend bestimmten: Gustav HEINRICH und Gideon PETZ. „Gustav Heinrich" — schrieb Bleyer in späteren Jahren zurückschauend — „als er als Schüler Friedrich ZARNCKEs und Franz PFEIFFERs mit gründlicher literarhistorischer Bildung nach Ungarn zurückgekehrt war, reizte vor allem, die Ergebnisse der deutschen literaturgeschichtlichen Forschung sowie auch ihre neueren positivistischen Methoden auf die ungarische Literatur und ihre Geschichte anzuwenden. Es geschah dann etwas ganz Natürliches, was aber doch durch die Fülle und den Reichtum überraschte: wo Heinrich auch immer in das ungarische Schrifttum hineingriff und es packte, da sprangen ihm überall deutsch-ungarische Zusammenhänge in einer für den Germanisten höchst willkommenen Weise ins Auge. Fast bei jedem Spatenstich zeigten sich deutscher Humus, deutsche Samenkörner und deutsche Wurzeln, so daß sich die dauernde und innige Verwachsenheit des ungarischen Geisteslebens mit dem deutschen mit Händen greifen ließ. Es ergab sich auf diese Weise für den Forscher, der sehen konnte und wollte, ein bedeutungsvolles und beziehungsreiches Problem, das noch Generationen beschäftigen sollte."[1]) Gustav Heinrich und Gideon Petz verdankte Bleyer seine fachwissenschaftliche Ausbildung.

Noch als Student veröffentlichte Bleyer seine erste Studie. Sie behandelte eine merkwürdige Episode der ungarischen Literaturgeschichte: die Polemik zwischen dem Führer der ungarischen Klassik, Franz Kazinczy, und dem Kreise der Romantiker im Jahre 1830.[2]) Die frische Stimme des Studenten spricht aus dieser Arbeit: „Eine der interessantesten Erscheinungen der Literaturgeschichte ist, wenn eine einflußreiche Persönlichkeit, die entscheidend auf das literarische Leben ihrer Zeit einwirkt, sich überlebt und zur Vergangenheit wird, bevor sie tatsächlich gestorben ist" — so lautet der erste Satz, den der junge Jakob Bleyer niederschrieb. Das Absterben der älteren Generation erscheint jungen Augen, denen die Welt, eine große Verheißung, offensteht, als das Wesentliche des historischen Vorgangs. Bleyer faßte sein Thema von der Seite der praktischen Soziologie und diesem Weg der Literaturgeschichte ist er zeitlebens treu geblieben. Die Frage, die ihn beschäftigte, ist auch sonst bezeichnend: sie deutet auf den richtigen Kern der Gefühle und Interessen, die in dem jungen Studenten noch unbewußt vergraben lagen. Die Polemik, die seine Studie behandelt, war der erste

[1]) Petz-Festschrift. Deutsch-ungarische Heimatsblätter, 1933, S. 239.

[2]) *Kazinczy Ferencz polémiája az Auróra-körrel 1830—ban* (Die Polemik zwischen Fr. K. und dem Aurora-Kreis im Jahre 1830). Egyetemes Philologiai Közlöny. Begr. von Gustav Heinrich, herausg. von Gideon Petz. 1896.

Protest der ungarischen Literatur gegen die ungarländische deutsche: ein Protest gegen Ladislaus PYRKER, Erzbischof von Erlau, der die *„Perlen der heiligen Vorzeit"* geschrieben hatte, und vor allem ein Protest der jüngeren ungarischen Generation gegen den alten KAZINCZY, der, allzu loyal gesinnt, die schwächliche Dichtung des Erzbischofs unter dem Titel *„Szent hajdankor gyöngyei"* ins Ungarische übersetzt hatte. Ist es mit ungarisch-nationaler Gesinnung vereinbar, was Pyrker und Kazinczy getan, darf oder soll der Deutsch-Ungar, zumal wenn er eine hohe Würde der Kirche trägt, in dem literaturschöpferischen Kampf der ungarisch-nationalen Bewegung deutsch oder ungarisch schreiben, was hat es zu bedeuten, daß die Dichtung des Deutsch-Ungarn ins Ungarische übersetzt wird: — nicht wie der junge Jakob Bleyer diese Fragen behandelte, sondern daß er sie behandelte, daß er, zwanzigjährig, mit dem ersten Satze vor der großen Frage des eigenen Lebens stand, ist bezeichnend für die innere Glut, die damals, noch unbewußt, dem Studenten in der Seele brannte.

Die Dissertation des folgenden Jahres (1897) handelte von den *Ungarischen Beziehungen der deutschen historischen Volkslieder bis 1551.*[1]) Wieder ist die Wahl des Stoffes bedeutsam: auch hier ging es um Deutsches und Ungarisches, um eine Grenzfrage also, in der sich deutsche Literatur und ungarische Geschichte, deutsche Sprache und ungarisches Wesen verstricken. Gustav Heinrich und Gideon Petz zeigten Jakob Bleyer diesen Weg. Sie waren davon überzeugt, daß der Germanist in Ungarn vor der eigenen Tür zu kehren habe. Es ist nicht unser Beruf, die wir deutsche Wissenschaft in Ungarn vertreten, uns in das uferlose Meer der deutschen historischen Kleinforschung zu verlieren und Fragen aufzuwerfen, die andere mit mehr Recht zu stellen und sicher mit größerer Kraft zu beantworten vermögen. Wir haben der deutschen Fragen genug in unserm ungarischen Vaterland: warum in die Ferne schweifen, wenn wissenschaftliche Aufgaben, die allein auf uns warten, so nahe liegen? Deutsch-ungarische Fragen werden nur von dem richtig gestellt und gelöst werden, dem selbst durch Abstammung und Bildung Deutsches und Ungarisches im Blute liegt, der selbst mit dem geistigen Deutsch-Ungartum verwurzelt ist. Die Erforschung der deutsch-ungarischen Literaturbeziehungen führte Jakob Bleyer auf den Stoff- und Problemkreis, den er „ungarische Germanistik" nannte und dem er zeitlebens treugeblieben ist.

Es handelte sich in seiner Doktorarbeit nicht nur um eine deutsch-ungarische Frage, sondern um ein historisches Problem: um historische Volkslieder, die nach ihrem Stimmungsgehalt und Quellenwert geprüft

---

[1]) *Magyar vonatkozású német történeti népénekek 1551-ig.* Egyetemes Philologiai Közlöny 1897.

werden. Man könnte glauben, in ihr die erste Arbeit eines werdenden Historikers vor sich zu haben. Dies ist für Jakob Bleyer bezeichnend: nicht die philosophisch-ästhetische Kunstbetrachtung zog ihn an, sondern Geschichte. Literaturgeschichte war ihm eben Geschichte: das historisch Folgenschwere und Wirksame hatte in seiner Betrachtung den Vorrang vor dem künstlerisch Vollendeten. Eine Schöpfung der Kunst in sich, für sich, konnte und wollte er nur anerkennen, wenn sie erlösende, befreiende Kräfte lebendig macht. L'art pour l'art war niemals sein Fall: Kunst, die nichts weiter als Kunst ist, ließ ihn kalt. Der Historiker aber hat es mit dem Menschen zu tun: nur Menschen machen Geschichte. Auch die Kunst wollte Bleyer nicht zeitlos, als Sache erfassen; als echter Historiker suchte er in der Sache den Menschen. So stellte er immer wieder die Frage: was bedeutet die literarische Schöpfung für die Zeit, welche Willensrichtung strahlt von ihr aus und wie geht sie in den Menschen ein. Gerne verließ er die einsamen Höhen der Kunst, wenn im Tale das Volk wartete, die unbekannte Menge, der die Zeitungssinger ihre historischen Volkslieder vortrugen. Denn das Volk stand auch in der Wissenschaft seinem Herzen am nächsten. Aus seinem schwäbischen Heimatdorfe kommend, bewahrte er den lebenswarmen Zusammenhang mit dem Dorf und den einfachen, ungelehrten, unliterarischen Bauern. Sein geistiges Heimatland war nicht die literarische Hochkultur, sondern das wenig lesende und noch weniger schreibende Volk, das Geistiges am liebsten unmittelbar, durch mündliche Überlieferung empfängt, wie die historischen Volkslieder durch Zeitungssinger. Das Volkstümliche galt ihm immer als das Natürliche, Organische, Wesentliche und Lebendige, der einfache Bauersmann als das ideale Objekt seiner Forschung. Es ist kein Zufall, daß seine Doktorarbeit mit dem Namen der Brüder Grimm und Uhlands beginnt: die romantische Frühzeit der Germanistik verklärte ihm den Begriff seines geliebten Volkes. Seine harte Stimme wurde innig und weich, wenn er vom Volke sprach; und noch in späteren Jahren kehren die schlichten, herrlichen Wendungen der Brüder Grimm und Uhlands bei ihm wieder, wenn er in der „Neuen Post" und im „Sonntagsblatt" das Wort für sein Volk ergriff.

Das wissenschaftliche Problem, das Bleyer in Angriff nahm, hielt ihn fest. Es war nicht seine Art, die nächsten und zugänglichsten Früchte des einmal gefundenen Arbeitfeldes zu pflücken und dann leichten Schrittes weiter zu eilen: er wollte ganze Arbeit tun und seinen Acker für alle Zeit bestellen. Die historischen Volkslieder lockten ihn immer tiefer in das Dickicht der spätmittelalterlichen Literatur hinein: es folgten gründliche Studien über SUCHENWIRT[1]) und BEHEIM[2]), die gedruckten Texte wurden

[1]) *Suchenwirt Péter.* Századok 1899.

[2]) *Beheim Mihály élete és müvei a magyar történelem szempontjából* (M. B. Leben und Werke vom Standpunkt der ungarischen Geschichte). Századok 1902.

spärlicher herangezogen, unberührte Handschriften um so besser ausgebeutet; eben das spornte seine Arbeitslust an. Er veröffentlichte aus einer Heidelberger Handschrift Unbekanntes von Beheim[1]) und erlebte damit die Humanistenfreude des Forschers, der als erster eine versteckte Quelle ans Licht zieht, eine unbekannte Handschrift in Druck umsetzt und deutet, wissenschaftliches Neuland als erster betritt: ihm galt das Auffinden einer verschütteten Quelle, die Veröffentlichung eines historisch sinnvollen Briefes, den bisher nur sein Empfänger gelesen hatte, als positiver, bleibender Ertrag der Wissenschaft. Es folgten weitere Arbeiten über Türkenliteratur, FISCHART und Flugblätter[2]); das vorgesteckte Ziel blieb indes immer dasselbe: den ungarisch-historischen Gehalt der deutschen Literatur zu sichten und zu bergen.

II.

Die folgende Stufe von Bleyers wissenschaftlicher Entwicklung war Leipzig. Über das Studentenmaß längst hinausgewachsen, besuchte er vorerst 1903/04 die Universität München, die ihm aber weniger zu bieten vermochte. In Leipzig wollte er sich bilden, denn dort wirkten Forscher, an ihrer Spitze Wilhelm WUNDT, die den wissenschaftlichen Geist, den ihm zu Hause seine Lehrer vermittelt hatten, zur höchsten Vollendung entwickelten. Besonders zwei fest gegründete Persönlichkeiten wirkten bestimmend auf ihn ein: unmittelbar Eduard SIEVERS, mittelbar Karl LAMPRECHT, dessen Ideen er sich in späteren Jahren näherte.

In Eduard Sievers lernte Bleyer einen Forscher kennen, der die romantische Wissenschaft Jakob Grimms in großem Format zur modernen Fachwissenschaft umbaute. Von unerbittlicher Wahrheitsliebe getrieben, hatte Sievers das gute Gewissen des Fachmanns, die Sicherheit, die aus einer unüberwindlichen, positiven Sachkenntnis kommt: germanische Grammatik, Phonetik, Altenglisch wie Althochdeutsch, Metrik und Mittelhochdeutsch waren das geräumige Heim, das er sein Eigen nannte, zum Teil selbst erbaut und nach eigenem Bedürfnis eingerichtet hatte. Jede Ecke und Nische seines Wissengebietes war ihm vertraut, zu jeder Frage hatte er sein persönliches Verhältnis, in seinem Vortrag berichtete er von

---

[1]) *Ein Gedicht Michael Beheims über Wladislav IV.* Archiv für siebenbürgische Landeskunde, NF. Bd. XXXII.

[2]) *Demantius Kristóf „Magyar tábori dob"-ja* (Die „Ungarische Heerdrummel" von Chr. Demantius). Egy. Phil. Közlöny 1900. — Über Fischart s. Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 34, S. 132. — *Einige Bemerkungen über den Szegediner Friedensschluß.* Mitteilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 1903. — *Magyar vonatkozású német ujságlapok* (Ungarische Beziehungen in deutschen Flugblättern). Magyar Könyvszemle 1900. — *Zrinyi Miklós haláláról szóló német siralmas énekek* (Deutsche Trauergedichte über den Tod von N. Zrinyi). Jrodalomtörténeti Közlemények 1900.

den Mühen, Irrungen, Erfahrungen und Erfolgen der eigenen Forschung. Seine Schüler konnten von ihm lernen, daß Geisteswissenschaft allein aus dem eigenen Erlebnis fließt, nicht angelernt, nur durch eigene Kraft erworben werden kann. Sievers war Empirist im großen Stile: nur was er mit eigenen Augen gesehen, nur was er selbst gehört hatte, stand ihm einwandfrei fest. Das Schöngeistige, Literarische, artistisch Zubereitete hielt er von sich ferne: „journalistisch, dilettantisch, literarisch, populär" waren Adjektiva der tiefsten Verachtung im Munde dieses merkwürdig literaturfeindlichen Philologen.

Eduard Sievers stärkte vor allem den Sinn für das Fachwissenschaftliche, den Jakob Bleyer von Hause mitbrachte. Wissenschaft und Nichtwissenschaft schieden sich in Bleyers Geist streng und ganz. Deshalb ist ihm der Glaube an die „wissenschaftliche Methode" bis zuletzt rein und ungetrübt erhalten geblieben. Aus seiner letzten Studie spricht diese gläubige Stimme noch ebenso sicher, wie aus den Schriften der Jugendzeit: „Methodisch ist dieses Kennen auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut . . ., ordnende Systematik fehlt allerdings, aber die Behandlung von Einzelproblemen ist oft von weittragender und grundlegender Bedeutung" . . . Er fordert für den Südosten „weitere systematische Forschung": „Leider hat die österreichische Literaturgeschichte auf diesem Gebiete bis jetzt wenig fördernde, die Einzelprobleme beleuchtende Vorarbeiten geleistet. Hier mußten systematische Forschungsunternehmungen einsetzen . . . freilich fehlt in dieser Richtung jede systematische Untersuchung." „Ich bin überzeugt, daß systematische Forschung hier manche entstehungs- und entwicklungsgeschichtliche Frage grundsätzlich zu lösen vermöchte, wenn sie umsichtig und vorsichtig durchgeführt würde. Ich glaube auch, daß eine solche methodisch durchgebildete Forschung auch bei den komplizierteren Bildungsverhältnissen und Geistesgebilden des Westens in Anwendung gebracht werden könnte. Eine derartige, von positiven Beobachtungen ausgehende exakte Forschung . . ."[1]) Das Methodische, Systematische, Exakte und Fachwissenschaftliche galt ihm als der Inbegriff der Wahrhaftigkeit, des Ernstes und der ethischen Zucht, galt ihm als Sinn und Wesen der Wissenschaft, wie seinen Lehrern in der Heimat, Gustav Heinrich und Gideon Petz, und dem Meister in Leipzig Eduard Sievers. Durch die Kraft dieser Überzeugung ist Bleyer ein guter Pädagoge seiner Wissenschaft geworden: er forderte auch von seinen Schülern sorgfältigste Quellenangabe, Sauberkeit, Vollständigkeit und gewissenhafte Genauigkeit. Betrachtet man die lange Reihe der Dissertationen,

---

[1]) Aus „*Dichtung und Forschung*. Festschrift für Emil Ermatinger" 1933. S. 232—247: Über geistige Rezeption und nationales Schrifttum. Ungarische Literatur und deutscher Einfluß.

die aus seinem Seminar hervorgegangen sind *(Német philologiai dolgozatok = Arbeiten zur deutschen Philologie)*, so wird man erkennen, daß Bleyer all das, was er an seinen Lehrern als das Wesen der Wissenschaft begreifen gelernt hatte, seinen Schülern treu übermittelte. Der Wille zur Wahrhaftigkeit, diese innere Triebkraft des wissenschaftlichen Geistes, den man als Positivismus bezeichnet und oft mißdeutet, leuchtet mit seinen charakteristischen Wendungen noch aus den letzten Sätzen hervor, die Bleyer niederschrieb. Es ist, als spräche die Stimme des Empiristen Sievers: „Wenn man aber den Erscheinungen auf den Grund geht, wenn man ohne vorgefaßte Meinung und unabhängig von jedem Schema an ihre Prüfung herantritt, daß sich in der einschlägigen Forschung ... vielfach falsche Ausgangspunkte herausbildeten, daß man sich mit ... landläufig gewordenen Allgemeinheiten zufrieden gab und die Dinge schließlich weder in ihrer Realität noch in ihrer Relativität richtig erfaßte und wertete ... Wenn wir uns aber die Dinge genau und unvoreingenommen ansehen und — uns von der Bücherwissenschaft befreiend — das wirkliche, gelebte Leben betrachten, so kann es dem prüfenden Blick nicht entgehen ..." usw. „Aus dem Zwange des wirklichen Lebens heraus"[1]), das heißt: nicht aus den Büchern suchte Bleyer die Erscheinung der Literatur zu deuten.

Der Sinn für das Fachwissenschaftliche führte Bleyer aus dem 15. und 16. Jahrhundert in die Frühzeit, von den historischen Volksliedern zur germanischen Heldensage. In der neueren Literatur mag damals sein strenger Blick einen allzu bequemen Tummelplatz für Halbwissenschaft und Literatentum gesehen haben. Er selber wollte dieses Gebiet erst betreten, nachdem er das schwerste Rüstzeug der Philologie erprobt hatte. „Neuere Literatur" als Studienfach schien ihm zu sehr den Verlockungen der Schöngeisterei ausgesetzt, sofern der Weg zu ihr nicht durch die Schule der germanischenPhilologie führt. Der Germanist soll einmal dem Germanischen ins Auge schauen: hat er diese Probe bestanden, so ist er gefeit gegen die Gefahren des Dilettantismus, die in der neueren Literatur auf ihn warten. Das Vorbild seiner Lehrer drängte zu dieser Entscheidung: Gustav Heinrich und Gideon Petz beherrschten forschend und lehrend mit gleicher Sicherheit das weite Feld der älteren Philologie und neueren Literatur: ihr Beispiel und die exklusive Germanistik von Eduard Sievers zeigten Bleyer den Weg zur germanischen Heldensage. Er wählte sich zum Studium *die germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage.*[2]) Gustav Heinrich gab auch diesmal die entscheidende Anregung. In

---

[1]) Ebenda.

[2]) *A magyar hun-monda germán elemei.* Budapest 1906. — *A Nibelung-monda második felének keletkezése és-kialakulása.* Egy. Phil. Közl. 1906, S. 257—270.

seiner Studie: *„Etzelburg und die ungarische Hunnensage"* hatte er den Nachweis geführt, daß Etzelburg als eine an den Ruinen von Aquincum haftende Ortssage in die ungarische Hunnensage kam, daß also die ungarische Hunnensage samt ihren germanischen Bestandteilen nicht aus dem literarischen Niederschlag der deutschen Heldensage stammt. Wo aber war ihre Quelle, wenn nicht im Nibelungenlied? Die Antwort gab Gideon Petz in seiner umfassenden Studie über *„Die ungarische Hunnensage"*. Nach Prüfung aller Zeugnisse säuberte er die Überlieferung von der nachträglichen gelehrten Umhüllung und löste den Sagenkern heraus, der sich auf ungarischem Boden um Dietrich und Kriemhild gebildet hatte. Dieser Sagenkern war sicher nicht identisch mit dem Stoff des Nibelungenliedes. Welches Volk aber hatte diese selbständige Sagenform in Ungarn entwickelt, waren es Deutsche oder andere Volksreste, die nach der Völkerwanderung in Ungarn zurückgeblieben waren? Hier setzte die Untersuchung Bleyers ein. Er unterzog die gesamte ungarische Überlieferung und die Quellen der deutschen Heldensage einer neuerlichen Prüfung, schied noch einmal genauestens das angelernte Wissen von dem ungelehrten Geschichtsglauben der ungarischen Chronisten und suchte die Frage der Überlieferung endgültig zu lösen. Petz dachte an deutsche Vermittlung, Bleyer forschte nach anderen Quellen, die das historische Bewußtsein der Ungarn in der neuen Heimat gespeist hatten. Sein Jugendfreund Johann MELICH untersuchte damals die slavischen Lehnwörter der altungarischen Sprache und entdeckte in den pannonischen Slovenen eine Quelle des ungarischen Frühchristentums. Das legte Bleyer den Gedanken nahe, daß auch die germanisch-hunnische Heldensage von pannonischen Slaven erhalten und überliefert worden sei. So schwierig sich auch diese Untersuchung gestaltete und so sehr sie Bleyer vor immer neue Rätsel stellte — sein Weg war dennoch eine Fortsetzung und Vollendung der ersten Arbeit über die historischen Volkslieder. Auch jetzt handelte es sich um historische Volkslieder: aber nicht der Entscheidungskampf zwischen Ungarn und Türken, sondern der Zusammenstoß zwischen Germanen und Hunnen bildete ihren Gehalt; nicht der Fahrende der absterbenden mündlichen Überlieferung, sondern der Träger des Heldenliedes wurde zum Objekt der Forschung. Bleyer muß diese Arbeit mit innerer Genuugtuung abgeschlossen haben; denn das Problem seines ersten Versuches, ins Germanische verschoben, stellte seinem Können die harte, fachwissenschaftliche Probe, die er suchte. Daß sie gelang, bestätigte ihm der Meister Eduard Sievers, der die umfangreiche Studie in seine „Beiträge" aufnahm.[1]) Es war ein Werk sachlicher germanistischer Wissenschaft, höchsten Anforderungen gewachsen, das hier getan war — nun erst fühlte sich Bleyer als Germanist, nun erst war er bereit, das Gebiet der neueren Literatur zu betreten.

[1]) Beiträge z. Gesch. d. dt. Sprache u. Lit., Bd. XXXI (1906), S. 429—599.

III.

Nachdem das Werk über die Hunnensage abgeschlossen war, habilitierte sich Bleyer 1905 bei seinen Lehrern Gustav HEINRICH und Gideon PETZ für deutsche Grammatik und ältere deutsche Literatur. Nach einigen Budapestern Semestern folgte die Berufung nach Klausenburg. Die ungarische Universität Klausenburg läßt sich ihrem Charakter und ihrem Schicksal nach unter den deutschen Universitäten am besten mit Straßburg vergleichen: beide Universitäten wurden im selben Jahr gegründet und beide schlossen zur selben Stunde das Tor. In Klausenburg erlebte Bleyer eine Zeit innerer Sammlung und Vorbereitung für das Studium der neueren Literaturgeschichte. Zum Ausgangspunkt dienten Voraussetzungen, die der Geschichtsauffassung Karl LAMPRECHTS vielfach verwandt waren. In Leipzig hatte Bleyer nicht zum unmittelbaren Schülerkreise Lamprechts gehört, der damals mitten in der „*Deutschen Geschichte*" und vor der Gründung seines Forschungsinstituts für Kultur- und Universalgeschichte stand. Das Institut wurde, im Breitkopf- und Härtel-Haus errichtet, das einst Gottsched bewohnt hatte. Das Treppenhaus des Institutes schmücken zwei Büsten: Gottsched und Goethe. Es war mehr als Zufall, daß auch Bleyer diese beiden Gestalten wählte, als er mit dem Studium der ungarischen Beziehungen der neueren deutschen Literatur begann. Die Schrift „*Gottsched in Ungarn*", 1912[1]), hat für Bleyers Literaturanschauung programmatischen Sinn. Sie ist ein schönes Beispiel dafür, wie eine wissenschaftliche Leistung nicht so sehr durch ihre sachlichen Ergebnisse, als durch die neuartige Fragestellung und durch die Geschichtsauffassung, die sich in der Fragestellung und Sachforschung offenbart, zu wirken vermag. Was Bleyer in der Literaturwissenschaft vertrat, kam in diesem Werk klar zum Ausdruck. Aber warum wählte er sich Gottsched zur symbolischen Gestalt, an der sich all das, was er über Literaturwissenschaft zu sagen hatte, am besten verdeutlichen ließ? Der pure Rationalist und Aufklärer mußte eher abstoßend als anziehend wirken, aber er war ein gutes Exempel auf die These, daß Literatur nur von der historischen Seite, allein als historisches Phänomen richtig verstanden und gerecht beurteilt werden kann. Bleyer näherte sich Gottsched mit inniger Pietät: nicht der Dichter zog ihn an, sondern der Wegbereiter der neuen deutschen Bildung, der für seine Zeit getan, was sie gebot. Die Dichtung erschien ihm als einseitige Offenbarung eines weit Allgemeineren und Lebenswichtigeren, nur als eine Ausstrahlung der werthaften Substanz, die er suchte: Kunst, Wissenschaft, Mode, Geselligkeit, Wirtschaft und Politik galten ihm als andere Spiegelungen desselben Wesentlichen, das

[1]) *Gottsched hazánkban.* Budapest 1906.

er in der Literatur erfassen wollte. Von Anfang an für das Historische empfänglich, suchte er die Schranken der Literaturgeschichte zu durchbrechen: er sah über ihre Grenzen hinaus und fand das weite Stoffgebiet, das Karl Lamprecht durch die Idee der Kulturgeschichte beherrschte. Und wenn deutsch-ungarische Literaturbeziehungen in Frage standen, dann sollte die Forschung nicht in der „Bücherwelt" steckenbleiben, sondern ihren Horizont ausweiten und alles umfassen; ihr weites Feld sei „der ganze geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhang zwischen Ungartum und Deutschtum, also alle Berührungen auf dem Gebiete der Geschichte, der Wissenschaft und Bildung, der bildenden Künste und Literatur, der Musik und des Theaters, der Religion und des Rechtslebens, der Gesellschaft und Schule, des Handels und der Wirtschaft, des Handwerks und Ackerbaus, der Lebensführung in Stadt und Land, bis hinab zur Mode und allerlei gesunkenem Kulturgut."[1]) Der nackten Wirklichkeit wollte Bleyer ins Auge schauen. Das literarische Werk galt ihm nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, den Menschen der vergangenen Zeit mit all seinen Willensäußerungen, Meinungen und Vorurteilen, Tugenden und Sünden voll und ganz zu erfassen. Er suchte den Menschen; auch in der Literaturgeschichte galt ihm der handelnde Mensch als das wirklich Reale. Weil aber der Mensch nicht nur Literatur, nur Dichter, nur Ästhet ist, sollte das ganze Wurzelwerk seiner Existenz ausgegraben werden. Er nannte seine Methode die „kulturhistorische" und stand der „geistesgeschichtlichen" Durchdringung des spröden Materials mehr skeptisch als erwartungsvoll gegenüber.

Seine Geschichtsauffassung war zweifellos positivistisch gestimmt; darum stand mit innerer Notwendigkeit die Frage der literarischen Beeinflussung in ihrem Mittelpunkt. *„Über geistige Rezeption und nationales Schrifttum. Ungarische Literatur und deutscher Einfluß"*[2]) — so lautete der bezeichnende Titel einer seiner letzten Studien. Sein Streben richtete sich auch hier darauf, den Prozeß der literarischen Übertragung aus dem abstrakten Raum der Bücherwelt in den konkreten Raum der Geographie und der Geschichte zu verlegen; er suchte auch hier hinter den Büchern den Menschen und den Zusammenhang der Bücher auf die persönlichen Beziehungen der Menschen, die diese Bücher geschaffen haben, zurückzuführen. Das Wort „Soziologie" vermied er geflissentlich, aber er nahm fruchtbare Ideen vorweg, die später durch eine soziologisch gerichtete Literaturbetrachtung entwickelt wurden. Literarische Beziehungen verwandelten sich in seiner Anschauung zum Ausdruck persönlich-gesellschaftlicher Beziehungen und wurden aus diesen Voraus-

---

[1]) *Zur Einführung.* Heimatsblätter I, 1929, S. 3.

[2]) *Dichtung und Forschung.* Festschrift für Ermatinger 1933.

setzungen gedeutet. Die literarische Beeinflussung wurde ihm zu einer Art geistiger Ansteckung, „Influenza", in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes; sie hat Herd und Ausbreitung wie jede Epidemie, sie wirkt nicht im luftleeren Raum in die Ferne, erscheint nicht hier und dort, sondern wird von Mensch zu Mensch übertragen, ihre Verbreitung ist daher historisch und geographisch bestimmbar. Wo sich zwischen zwei literarischen Erscheinungen die Symptome des geistigen Influx zeigen, dort muß durch persönliche Beziehungen irgendwie eine Übertragung stattgefunden haben. Diese Ansteckung war an GOTTSCHED als Gleichnis gut zu verdeutlichen. In Gottscheds Nachlaß fand Bleyer eine Reihe ungedruckter Briefe, die das ganze Gewebe der gesellschaftlich-menschlichen Beziehungen aufdeckten, die Gottsched mit Wien und über Wien mit Ungarn verbanden. Dadurch wurde ihm Gottsched historisch bedeutsam. Hinter seiner Gestalt erschienen zwei Schattenbilder: MARIA THERESIA, die den habsburgisch-dynastischen Willen mit seltenem Erfolg durchsetzte, und BESSENYEI, der ungarische Gardist am Wiener Hof, der der neueren ungarischen Literatur — bewußt wie Gottsched — den Weg bereitete. „Historisch genommen sind wohl die Übergangs- oder Vorbereitungsperioden in der Geschichte am interessantesten und für die Forschung am lehrreichsten."[1]) Bleyer suchte durch die unbekannten Briefe an Gottsched hinter das Geheimnis zu kommen, das den Ursprung der neuen ungarischen Literatur verdeckt; er wollte erkennen, wie in Bessenyei zuerst der Wille erwachte, eine ungarische Literatur und durch sie eine eigenwertige Bildung zu schaffen. Daß Gottsched Wien besuchte und von der Kaiserin feierlich empfangen wurde; daß Bessenyei wie Gottsched seinen „*Agis*" schrieb; daß Gottscheds Grammatik in der Hand Maria Theresias zum Mittel wurde, die deutsche Sprache in der Gesamtmonarchie zu verbreiten — all dies füllte sich nach diesen Erkenntnissen mit sinnbildlicher Bedeutung: Bleyer hoffte, auf das Gestein gestoßen zu sein, aus dem die Quelle des neuen ungarischen Geisteslebens floß.

Was Wien, Habsburg und Österreich für Deutschland und für Ungarn bedeuten, dafür gingen ihm nun die Augen auf — er sah, daß die deutsche Literaturgeschichte für die österreichischen Fragen selten das richtige Verständnis aufbrachte und daß ohne eine Lösung dieser Fragen die historischen Phänomene im Südosten niemals ganz begriffen werden können.

Dieser Weg führte ihn auf die deutsche Literatur in Ungarn, die so recht auf österreichisch-ungarischem Boden erwachsen war. Neben Maria Theresia, die Gottsched in Wien empfangen hatte, und neben Bessenyei, mit dessen Drama „Agis" die neuere ungarische Literatur beginnt, er-

[1]) Ebenda, S. 243.

schien ihm als dritte symbolische Gestalt Karl Gottlieb WINDISCH, Bürgermeister von Preßburg in der theresianisch-gottschedischen Zeit, der in Preßburg den Hanswurst von der Bühne verbannte, „regelmäßige" Stücke auf seiner Schaubühne aufführen ließ und eine moralische Wochenschrift herausgab. Mit ihm nahm die neue deutsche Literatur in Ungarn ihren Anfang. Das Problem wuchs in Bleyers Händen über den Rahmen seiner Arbeit hinaus, er legte es vorläufig beiseite und begann gleich nach seinem Gottsched-Buch ein zweites über *„Karl Gottlieb Windisch und die Anfänge der deutschen Literatur in Ungarn"*, ohne es aber zu vollenden. Die neue Lehre, die er über die Ausbreitung der deutschen Literatur in der habsburgischen Monarchie entwickeln wollte, stand indes klar und fest umrissen vor seinen Augen. Nach ihr flossen die deutschen Quellen nicht unmittelbar in die ungarische Literatur ein, sondern kamen durch zwei Filter: erstens durch das große Sammelbecken der Wiener Literatur, zweitens durch das Filter der deutschen Literatur in Ungarn. Gottsched kam zuerst in das theresianische Wien, von Wien zu den Deutschen in Ungarn (Windisch in Preßburg) und wurde durch sie der ungarischen Literatur weit und breit vermittelt (Bessenyei). Man muß die Literatur Wiens, besonders aber die Literatur des ungarischen Deutschtums betrachten, wenn man die Urformen erkennen will, die sich in der ungarischen Literatur mannigfach entwickelten. Die deutsche Literatur in Ungarn wäre demnach die unmittelbarste Voraussetzung der ungarischen Literatur oder, wie es Jakob Bleyer später zum Ausdruck brachte: Die deutsche Literatur in Ungarn ist „zumeist schmuckloses Fundament und unansehnlicher Unterbau für ungarisch-nationale Hoch- und Prachtbauten".[1]) Es gab wohl wenige, die die Rektoratsrede August SAUERS über „Literatur und Volkstum" und dann die erste Fassung von Josef NADLERS Literaturgeschichte so freudig und zustimmend aufnahmen wie Jakob Bleyer. Diese Zustimmung war das Einvernehmen der Forscher, die das Schicksal in die zerfallende Donaumonarchie, auf einen von deutscher Sprach- und Kulturmischung getränkten Boden gestellt hatte, die deshalb die Wandlungen und Abwandlungen der deutschen „Einflüsse" auf fremdem Boden schärfer und besser erkannt, die Auseinandersetzung und Angleichung zwischen Deutschem und Fremdem tiefer durchlebt hatten als andere im Reich. Bleyer erfaßte sofort den großen Gedanken vom Zusammenhang zwischen Literatur, Stamm und Landschaft, und begrüßte Nadlers Werk als die Erfüllung eigenster wissenschaftlicher Sehnsucht; auch der leise katholische Unterton weckte seine Sympathie.

[1]) Geleitwort zu Béla von PUKÁNSZKY: Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn.

IV.

In der dünnen Luft der Aufklärung wurde es Bleyer niemals ganz wohl. So ließ er die begonnene Arbeit an Windisch unvollendet, auch die große Arbeit über „*Goethe und Ungarn*" wurde zurückgestellt; ein neuer Stoff drängte hervor. Jakob Bleyer eilte zurück in sein geistiges Heimatland, zu Jakob GRIMM und der Romantik, mit der er trotz aller positivistischen Forschung im Innersten verwachsen blieb. Er verhielt sich zur deutschen Romantik wie die Begründer der „Historischen Schule", die Professoren der Paulskirche: aller spekulativen Geschichtslogik im Grunde abgeneigt, vertrat er das gute Recht und die Autonomie der historischen Sachforschung gegen jede philosophische Bevormundung. Wenn er aber selbst baute, so baute er auf dem organischen Lebensbegriff der Romantik. Die Organik wurde hier nicht gegen Dynamik, sondern gegen das geistige Erbe Hegels gesetzt. Mochte auch seine Zielsetzung auf anderem Boden erwachsen sein, immer wieder drängten sich organische Bilder in seine Begriffsbildung ein: „wie der Boden beschaffen ist" — heißt es in dem Gottsched-Buch über literarische Quellen — „zeigt sich an der Farbe der Blume und an dem Saft der Frucht".[1]) Literatur galt ihm als etwas organisch Gewachsenes, das immer aus etwas weit Allgemeinerem, aus einem Kulturboden hervorwächst: „Allgemeine Kulturbestrebungen sind wie die Jahreszeiten und besonders wie die schöpferischen Jahreszeiten: sind sie eingezogen, so müssen alle Samen keimen und sprossen und alles ist beisammen, Wachstum und Gewitter, Blüten und Falter, Früchte und Menschen, die diese pflücken und genießen und sich ihrer freuen . . . Nur auf diese Weise kann ein organisches, sich stetig entwickelndes, in Tradition verwurzeltes und triebhaft in die Höhe strebendes, literarisches Leben entstehen." Fremde Literatur, nach der Rezeption, wird „eine treibende Kraft des nationalen Mutterbodens, aus dem Eigenständiges in die Halme schießt".[2]) Er suchte in der Literatur, was auch auf fremdem Boden „fruchtbringend ist und schöpferische Folge" hat. Die ungarische Geistigkeit ist in den christlich-deutschen Kulturkreis „allmählich hineingewachsen und dann mitgewachsen". Wenn Bleyer „Einfluß", „Kulturströmung" sagt, so haben diese Wörter — besonders in seinen späteren Schriften — nicht unbedingt einen positivistischen Sinn: er dachte etwa an „geistiges Klima", „Golfströme, die warmes fruchtbares Leben erwecken", an das Keimkräftige, das „in Blut und Mark übergeht und — wie im Mutterschoß empfangen — nach geistigen Mendelschen Regeln fruchtbar wird". Es zeugt von tiefer Erfassung des organischen Gedankens, wenn es heißt:

---

[1]) Vorwort.

[2]) *Aufgaben der Deutschtumsforschung im altungarischen Raume.* Heimatsblätter 1933, S. 238 f.

„Aber freilich bleibt trotz solcher (nämlich positivistischer) Analysen und Beleuchtungen der Quellpunkte des Geisteslebens alles nationale wie auch alles individuelle Schaffen selbst weiter als großes Mysterium bestehen." (Bleyer konnte seine Gedanken treffend in ungarischer Sprache ausdrücken, weil die ungarische wissenschaftliche Sprache weit urwüchsig-naturhafter ist als die deutsche.)

Die Ehrfurcht vor dem organischen Leben bestärkte seinen Sinn für das Volk und alles naturhaft Gewachsene und so zog es ihn zurück in die romantische Frühzeit der deutschen Wissenschaft, zu Jakob Grimm, mit dessen Namen er seine Doktorarbeit begonnen hatte — ihn rief auch in der Wissenschaft eine Stimme tief aus dem Volke und er mußte ihr folgen. Die Frühzeit der germanistischen Wissenschaft war eine Zeit voll Ahnung, Erwartung und Zuversicht: ein großer Wurf, der gelang, war Verheißung neuer unabsehbarer Funde, die Aussicht in das germanische Altertum schien unbegrenzt — und Bleyer wurde nach den Erkenntnissen des Gottsched-Buches von dieser Stimmung erfaßt: „ungeduldig voll Erwartung". Ungarn erschien im romantischen Zwielicht als terra incognita, als der uralte Boden des Nibelungenunterganges, besiedelt von einem neuen Volk, das mit keinem im Abendland verwandt oder vergleichbar und doch seit der Bekehrung zum Christentum tief und fest mit der germanisch-christlichen Welt verwachsen ist. Seine Sprache, sein Volkstum, seine Geschichte mußte noch unabsehbare Schätze einer versunkenen Welt bergen. Jakob Grimm hoffte Aufschlüsse zur Märchen- und Sagenforschung, er hoffte aus ungarischen Chroniken und Archiven einen Nibelungenschatz zu heben. Bleyer erkannte das romantische Spiegelbild der eigenen Forschung über die „germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage", er sah im Geiste Jakob Grimms Ideen aufleuchten, mit denen er selbst in harter realistischer Forschung gerungen hat. Von den romantischen Hoffnungen ging nur wenig in Erfüllung: statt der erwarteten Hunnenchronik kam aus ungarischen Bibliotheken bloß die Nibelungenhandschrift F an den Tag und einige wertvolle Handschriften zur mittelhochdeutschen Dichtung, am wertvollsten ist wohl der „Coloczaer Codex"; und Bleyer beschrieb gerne, wie damals ein Schimmer der deutschen Romantik auf Kalocsa, auf die Stadt seiner Jugenderinnerungen fiel. Bleyers Hoffnungen erfüllten sich aber besser: er fand in ungarischen Bibliotheken Briefe von Friedrich Schlegel, Wilhelm v. Humboldt, Jakob Grimm, von der Hagen, Büsching. „Der Weg, den sie beleuchten, führt auch diesmal über Wien aus Deutschland zu uns und es ist auch jetzt keine Landstraße, sondern ein schmaler Fußpfad, aber das Leben hat ihn gebahnt und die (gefundenen) Briefe sind wie die frischen Fußspuren".[1]) Diese

[1]) *Hazánk és a német philologia a XIX. század elején.* Budapest 1910. Vorwort — vgl. deutscher Auszug: Euphorion XIX (1912), 264 f.

Briefe lassen erkennen, wie Friedrich und Dorothea Schlegel im Jahre 1809 ihr Quartier in Pest, dann in Ofen aufschlugen, wie Schlegel sich von dem Historiker Stephan HORVÁTH in der ungarischen Sprache unterrichten ließ, das sprachwissenschaftliche Werk von RÉVAI studierte, Dichtungen von Alexander KISFALUDY in das Deutsche übersetzte und ein Werk über die ungarische Sprache und den ungarischen Charakter schaffen wollte, ebenfalls einen „Beitrag zur Begründung der Altertumskunde", wie er kurz vorher ein gleiches über die „Sprache und Weisheit der Indier" versucht hatte; in den Briefen ist zu lesen, wie Wilhelm von Humboldt, damals preußischer Gesandter in Wien, sich in das Studium der ungarischen Sprache und die Antiquitäten von Révai vertiefte, wie er von Révai auf fruchtbare Ideen „über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues" geführt wurde — alles prächtige Bilder aus jener erstrebten deutsch-ungarischen Geistesgeschichte, die damals in großen Umrissen Jakob Bleyer vor Augen stand. Die Studie war die Antrittsrede in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, sie ist vielleicht die schönste, vom Geist der deutschen Wissenschaft zu tiefst erfüllte, mit dem Glücksgefühl gelungener Forschung am wärmsten durchleuchtete der größeren Studien, die Bleyer geschaffen hat.

V.

Das Buch über „*Ungarn und die Anfänge der deutschen Philologie*" erschien in ungarischer Sprache 1910, drei Jahre später folgte in deutscher Sprache: „*Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt. Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1818*" (Duncker u. Humblot 1913). Dieses Werk ist eine natürliche Fortsetzung des vorangegangenen und birgt wieder einen symbolischen Sinn, es ist wieder Ausdruck und Zeugnis der Gesinnung, die Bleyer innerlich bewegte. Die Dichtung wurde ganz zurückgestellt, das Politisch-Historische rückte ganz in den Vordergrund: so wollte es Jakob Bleyer am Vorabend des Weltkrieges und so wollte es Friedrich Schlegel in dem Moment seiner Entwicklung, den Bleyer gestaltete. Bleyer begann seine Studie mit den bezeichnenden Sätzen: „Im Athenäum hatte Schlegel mit Emphase verkündet: 'Nicht in die politische Welt verschleudere du Glaube und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft opfre dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung'. Doch nach und nach trat auch in dieser Richtung eine bedeutsame Wendung in der Auffassung der Romantiker ein und, nachdem Schlegel mit seiner Gattin zum katholischen Bekenntnis übergetreten war und sich in Wien niedergelassen hatte, nahm er mit Freuden die Stelle eines kaiserlich-österreichischen Hofsekretärs an. 'Ja, liebe Kinder — schreibt Dorothea — will das Glück uns wohl, so ist

dies der Anfang zu einer ehrenvollen, ersprießlichen Tätigkeit, mit welcher eine ganz neue Epoche für uns und für viele andere anhebt; betet nur fleißig'."[1]) Bleyer fühlte mit intuitiver Voraussicht, daß die Schicksalsstunde der Monarchie kommen werde, und er folgte gerne Friedrich Schlegel auf seinem Weg, der mitten in die habsburgisch-österreichische, katholisch-politische Romantik hineinführt. Auch Schlegel durchlebte eine Schicksalswende der Monarchie. Französische Truppen zogen in Wien ein, und Schlegel übersiedelte mit dem Hof nach Ofen und gab hier seine kaiserliche „Oesterreichische Zeitung" heraus. Nach der Niederlage erlebte er den Triumph der Idee, die die Monarchie im Innersten zusammenhielt: die Jahre des Wiener Kongresses und der Restauration. Wien stand damals im Brennpunkt der Geschichte, und der monarchisch-dynastische Wille, der den Charakter dieser Stadt geformt hatte, entschied über das Schicksal Europas. Die Gestalt METTERNICHS, die Inkarnation dieses Willens, drängte sich in Bleyers Geschichtsbild neben Friedrich Schlegel immer mehr hervor. Aber historisch sinnvoll wurde für Bleyer die Beziehung zwischen Metternich und Schlegel erst dadurch, daß ungarische Magnaten: Graf Franz VON SZÉCHENYI und die Gräfin Julie VON ZICHY Schlegels Gönner und Fürsprecher bei Metternich gewesen sind. So fanden sich die Elemente zusammen, durch die Friedrich Schlegel zum Träger der Gedanken wurde, die Bleyer in der Literaturgeschichte und durch die Literaturgeschichte zum Ausdruck bringen wollte. Hier hatte er Deutsches und Ungarisches in einem großen Moment der Weltgeschichte in schicksalshafter Verbindung, er sah, wie Friedrich Schlegel durch persönliche Gegenwart die Atmosphäre im Hause des Grafen Széchenyi bestimmte: es war das Elternhaus des „größten Ungarn", des Grafen Stephan VON SZÉCHENYI, der die Reformzeit der ungarischen Geschichte heraufgeführt hat. Hier sah Bleyer das geheime Befruchten und Keimen im ungarischen Geschichtsprozeß: die Ideen der politischen Romantik, die Schlegel in Wien säte, reiften auf ungarischem Boden zur fruchtbaren Ernte, sie wurden ein wesentliches Ferment in dem großen Wandel, in dem das ungarische Volk sich selbst gefunden hat. Mit innerlicher Erregung muß Bleyer die ungedruckten Briefe von Schlegel an Franz Széchenyi gelesen haben: er suchte in diesen Briefen Antwort auf eine große Frage der ungarischen Geschichte. Die katholische Frömmigkeit, die Schlegels Briefe durchwärmt und den religiösen Eifer des Grafen Széchenyi erhitzt, entwickelte eine seltene Form des Bekenntnisses und der Haltung, zu der sich Bleyer im Innern hingezogen fühlte: er erkannte in Schlegel den katholischen Willen, der aber in seinen letzten Tiefen mit dem nationalen Gefühl und dem Bekenntnis zum einheitlichen deutschen Volke verwachsen war. Die demütige Hingabe an Rom und der

[1]) S. 4 f.

Kampf gegen Napoleon, den Schlegel mit geistigen Waffen führte, sind zwei Seiten derselben Gesinnung, zwei Seelen der einen Brust, die auch Jakob Bleyer sein eigen nannte.

VI.

Der Krieg und der Zusammenbruch der Monarchie erschütterten Bleyer bis in die metaphysischen Tiefen seiner Existenz. Hellseherisch sah er die Katastrophe kommen und wußte wie damals nur wenige, worum der Kampf ging. „Sie haben Recht, — schrieb er seinem Schüler auf einer Feldpostkarte an die Front — was uns in der Wissenschaft wertvoll war, muß jetzt mit Waffen verteidigt werden und es wird uns nach dem Krieg noch teurer sein als vorher." Bleyer sagte sich, wie Friedrich Schlegel: „Besser freilich ist das Leben, als vom Leben schwatzen, größer das Tun als das Denken". Es drängte zur großen Entscheidung seines Lebens. Was sollte jetzt die Wissenschaft der Literatur Wichtiges und Lebensnotwendiges sagen, da alles auf dem Spiele stand, da nach dem Kriege ein neuer Kampf begann, in dem sich das Schicksal einer zerfallenden Welt erfüllen sollte. Bleyer entschied sich für die politische Tat. Im Kampf gegen den Kommunismus setzte er sein Leben ein, und als ein neues Leben auf den Ruinen begann, saß er in der Ministerreihe der ersten ungarischen Nationalversammlung. Er sprach im Hause der ungarischen Gesetzgebung so eindringlich und folgerichtig, wie früher auf seinem Lehrstuhl in der Universität, er deutete die schicksalshafte Notwendigkeit in Kultur und Geschichte des Donauraumes, er unterschied klar und scharf die kleinungarische Politik von der großungarischen, wie einst seine geistigen Ahnen in der Paulskirche kleindeutsche und großdeutsche Politik zu scheiden hatten. Er sprach als der Abgesandte seines Volkes, das in ihm seinen berufenen Führer erkannte, und auch er erkannte jetzt, nach der sinnlosen Teilung organischer Staatseinheiten in dem Volk das einzig Unteilbare, Wesentliche, Dauerhafte, das inmitten allem Wechsel und Wandel unwandelbar bestehen blieb. Der harte Kampf, den er für sein Volk begann, führte ihn erst weit von der Wissenschaft ab. Als er dann den Weg zurückfand, stand in seiner wissenschaftlichen wie in seiner politischen Zielsetzung das Volk im Mittelpunkt. Galt ihm früher die Erforschung der deutschen Literatur und des deutschen Volkstums in Ungarn als Brücke, als Weg zur Verbindung zweier Völker, als Mittel zur Erkenntnis der ungarischen Geschichte, so wurde ihm jetzt dieses Volkstum und seine Wissenschaft zum Selbstzweck. Er begründete vorerst die Arbeitsgemeinschaft seiner Schüler und dann die Zeitschrift: *Deutsch-ungarische Heimatsblätter. Vierteljahrsschrift für Kunde des Deutschtums in Ungarn und für deutsche und ungarische Beziehungen* (seit 1929). „Die Geschichte ist Lehrmeisterin des Lebens — schrieb er in der

schönen Einführung — und wie viele schädliche, ja blutige Mißverständnisse hätten vermieden werden können, wenn man nicht nur die sogenannten Lehren, sondern auch den ehernen Gang der Geschichte mit allen ihren Gegebenheiten und Notwendigkeiten gekannt und erkannt hätte. Die wahrhafte und gewissenhafte Untersuchung der deutsch-ungarischen Beziehungen kann uns erst zum Bewußtsein bringen, was die beiden Völker, Deutschtum und Ungartum, für einander im Laufe ihrer großen, äußeren und inneren Geschichte bedeuteten und zweifellos auch in der Zukunft bedeuten werden. Anderseits kann uns die Bestimmung der geschichtlichen und völkischen Wesensart des Deutschtums in Ungarn in zwingender Form begreiflich machen, warum das deutsche Volk in Ungarn trotz aller geographischen Verstreutheit und allen mundartlichen und Stammesverschiedenheiten eine völkische Einheit bildet; warum es etwas Eigenartiges und in gewissem Sinne auch Einzigartiges ist, das nach seinen eigenen Gesetzen verstanden und gewertet sein will; und schließlich, warum es den Staat Ungarn, an dem es mit Schweiß und Blut ein Jahrtausend lang mitgebaut und schöpferisch mitgearbeitet hat, in allen Wechselfällen der Geschichte bejaht hat und bejahen muß." Sein wissenschaftliches und sein politisches Bekenntnis waren jetzt zu einer unteilbaren Einheit verwachsen. Er hörte jetzt gerne die Worte Nietzsches zitieren: „Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten. Jetzt geziemt zu wissen, daß nur der, der die Zukunft baut, ein Recht hat, die Vergangenheit zu richten." Je eisiger die Luft um ihn in dem politischen Kampf wurde, um so wärmer, vertrauensvoller nahm er Teil an dem Fortschritt der wissenschaftlichen Arbeit seiner Schüler. Das umfassendste Werk, das aus seinem Kreise hervorging, ist die „*Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn*" von Béla von Pukánszky (I. Band. Deutschtum und Ausland. Münster 1931). Aus dem Geleitwort, das Bleyer dem Werk voranstellte, spricht nicht mehr das Glücksgefühl, wie in den früheren Schriften über Romantik, sondern das Pflichtgefühl des gestählten Kämpfers: „Seit den Zeiten Stephans des Heiligen hat das Deutschtum in Ungarn christliche Kultur und europäische Bildung verbreitet. Nicht etwa als Vorkämpfer deutsch-imperialistischer Bestrebungen, auch nicht aus irgendwelchem überheblichen nationalen Ehrgeiz, sondern in rührender Anspruchslosigkeit, aus rein menschlichen Beweggründen, im Dienste des westlichen Fortschrittes. Unermeßliche Verdienste wurden im Laufe der Jahrhunderte erworben, die immergrüne Kränze verdienten, Helden und Märtyrer bahnbrechender Pionierarbeit erstanden, die eherne Denkmäler fordern durften. Alles dies geschah dem Deutschtum zu Ehr' und Ungarn und dem Ungartum zum Nutz. Und doch schweigen darüber, man könnte sagen: in grausam-gedankenloser Weise, sowohl die deutschen als auch die ungarischen Geschichtsblätter." Bleyer hielt es für Pflicht der

Wissenschaft, den Trägern und Führern der deutschen Bildung in Ungarn historische Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Germanistik wurde ihm zur Wissenschaft des deutschen Geistes, der berufen war, weit über die deutschen Grenzen hinaus für Bildung und Gesittung zu wirken, an der Erziehung des Menschengeschlechts teilzunehmen. „Darum muß immer wieder nachdrücklichst betont werden — sagte Bleyer in den letzten Zeilen, die er in seinen Heimatsblättern niederschrieb — wie dringend es ist, den deutschen Welteinfluß im Geistigen, den wir in seinem Umfange und in seiner Tiefe eben nur ahnen, zu erschließen und darzustellen. Dies ist der deutsche Geist sich selbst, sind ihm aber auch die Völker schuldig: das Maß seiner Weltgeltung gibt ihm jene geistige Würde, die ihm auch die stiefmütterlichsten Machtverhältnisse nicht entreißen können."[1]) Dieser Forschung widmete Bleyer mit leidenschaftlicher Hingabe die letzten Jahre seines Lebens. Er fand Verständnis bei Mitarbeitern und Schülern, bei dem engeren Kreise seiner Kollegen, er fand Zustimmung und Förderung vor allem bei dem größten aller ungarischen Historiker: Julius Szekfü, der selbst in einem harten Kampf um ein neues ungarisches Geschichtsbild gestählt, an Bleyers wissenschaftlichem Werk innigen Anteil nahm, diesem Werk Gerechtigkeit widerfahren ließ — und als erster an der Bahre seines toten Freundes stand.

VII.

Jakob Bleyer starb vor der Vollendung seiner wissenschaftlichen Leistung. Die große Umschichtung der politischen und geistigen Welt, der Aufbruch des deutschen Volkes, der politische Kampf der letzten Jahre, das Geschichtswerk von Julius Szekfü, die Entwicklung in Wien — all dies drängte sich in seinem Geiste zusammen und forderte eine letzte Revision seiner Anschauungen. Es wäre vermessen, nur andeuten zu wollen, was er noch ausgesprochen hätte, wenn ihm nicht das letzte Wort versagt geblieben wäre. In seinen letzten Schriften aber sind Sätze zu lesen, die vorausdeuten und Künftiges erkennen lassen. Er wußte, daß über nationales Schaffen und fremde Rezeption „auf eine ungeheuer reiche Materie gestützt noch viel Geistigeres gesagt werden muß, als bisher im Banne der Materie gesagt worden ist".[2]) Die liebevolle und verständnisvolle Betrachtung der eigenwilligen, selbsttätigen ungarischen Entwicklung drängte ihn dazu, seinen Gedanken über geistige Beeinflussung eine neue Form zu geben. „Es handelt sich aber bei unserer Betrachtung im Grunde genommen nicht um Einzeleinflüsse, auch nicht so sehr um die Rezeption selbst, als vielmehr um ihre

[1]) Festschrift für Gideon Petz. 1933. S. 249.
[2]) Festschrift für Ermatinger, S. 235.

geistesgeschichtlichen Voraussetzungen und Folgen. Es geht in erster Linie darum, wie sich geistige Entwicklungen überhaupt vollziehen."[1]) Es lockten die neuen Ufer des neuen Tages, und Bleyer sah dort den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit, deshalb mußte einmal die Lehre der Beeinflussung und Überfremdung an der restlosen Anerkennung eigenständiger geistiger Entwicklung, als dem allein Schöpferischen und Sinnvollen, zerbrechen. „Das Urkräftige und ewig Fruchtbare des ungarischen Genius — so heißt es an anderer Stelle — zeigt sich eben darin, daß er sich trotz der oft geradezu erdrückenden Fülle der Eindrücke nie dauernd überfremden ließ, sondern die fremde Hülle immer wieder durchstieß und Selbstbeseeltes und Selbstgeformtes schöpferisch in die Welt setzte." Bleyer erkannte das Gesetz jeder geistigen Entwicklung von der Heteronomie zur Autonomie. „Graf Nikolaus Zrinyi brach die Fesseln des importierten Barocks und schuf ein ungarisches Barockepos, wie es die deutsche Literatur nicht kennt. Michael Vörösmarty drang durch die Klassik, Petöfi und Johann Arany durch die Romantik, Andreas Ady durch den Symbolismus und schufen Gipfelwerke der ungarischen Dichtung, die steil und einsam emporragen."[2]) War dem so, was hatten dann aber Österreich, Wien und die deutsch-ungarische Literatur für Ungarn zu bedeuten, in der Bleyer die unmittelbaren Urformen, das „schmucklose Fundament und unansehlichen Unterbau für ungarisch-nationale Hoch- und Prachtbauten", vermutet hatte? Bleyer verschloß sich nicht der Einsicht, daß Wien ein äußerst kompliziertes geistiges Gebilde darstellt, daß der dynastisch-monarchische Wille, der in Ungarn deutsche Sprache und deutsche Kultur verbreitet hatte und der Wille des deutschen Volkes nicht unbedingt ein und dasselbe sind. So hat auch der deutsche Gedanke in Ungarn einen zwiefachen Sinn. Die ungarische Literatur entwickelte sich nicht durch Wien, sondern trotz Wien, im Widerspruch zu dem Geist, der sich in der Monarchie Seele und Körper geschaffen hatte; sie ist ein Protest gegen den Willen, der das Licht des nationalen Bewußtseins tief herabzuschrauben suchte, damit in der Seele der Untertanen die homogene Gesamtmonarchie aufgebaut werden könne. Die ungarische Literatur ist, wenigstens ihrem inneren Wesen nach, nicht aus der Enge des österreichischen Biedermeier, sondern aus einer national-heroischen Gesinnung erwachsen, sie ist ein eigenwilliges nationales Gebilde. Dies trennt sie tief und wesentlich von der österreichischen Literatur und verbindet sie mit der reichsdeutschen. So wandten sich Bleyers wissenschaftliche Gedanken von Wien immer erwartungvoller nach Berlin. Er sah, daß die „ungarische Germanistik", je tiefer er schürfte, in seinen

[1]) Ebenda S. 245.

[2]) Ebenda S. 243.

Händen zur „deutschen Hungaristik" wurde, daß die deutsche Philologie, Literatur- und Geschichtsforschung mit ungarischer Zielsetzung erst durch eine ungarische Geisteswissenschaft, die aus deutschem Boden hervorwächst, vollendet werden kann. Deshalb nahm er all die Anerkennung und das Verständnis, das in letzter Zeit die deutsche Wissenschaft seinem Bemühen entgegenbrachte, dankbar und freudig zur Kenntnis. Er empfand es als Genugtuung, daß in den letzten Jahren junge deutsche Historiker, Geographen, Ethnographen und Ethnologen an seiner Forschung teilnahmen, und deshalb sah er in dem Ungarischen Institut der Universität Berlin und in der Arbeitsgemeinschaft der *Ungarischen Jahrbücher* neben dem eigenen Institut in Budapest die beste Stütze und die sicherste Gewähr für die Zukunft. Er wußte nun, daß seine Stimme nicht in die Wüste gerufen war.

„Geistige Kraft bleibt unverloren" schrieb Jakob Bleyer, als er den Weg in die Literaturgeschichte betrat. Daß seine Kraft lebendig erhalten bleibe, dafür zu sorgen ist unser Beruf, ist Pflicht der Zeugen seines Lebens. Jeder, der ihm auf einer Wegstrecke seines wissenschaftlichen Wandels beistehen oder ihn begleiten durfte, wird Zeuge sein und bekennen, daß seine Kraft groß und rein war, daß sie nicht trennen und scheiden wollte, sondern binden und vereinen. Sie war wirksam und wird unverloren erhalten bleiben dort, wo am Werk ist Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Tapferkeit, in Liebe und Treue zu Volk und Vaterland — „dem Deutschtum zur Ehr', Ungarn zu Nutz".

Jakob Bleyer als Politiker.

Von
Gustav Gratz (Budapest).

Das ungarländische Deutschtum hat unter den vielen Nationalitäten, die das alte Ungarn bevölkerten, stets eine besondere Rolle gespielt. Es war seit jeher die einzige völkische Minderheit, die sich in ihren staatspolitischen Bestrebungen und Auffassungen, ja sogar in ihren Phantasien und Träumen über eine schönere und größere Zukunft Ungarns mit dem Ungartum nicht nur verbunden, nicht nur verwachsen, sondern vollständig verschmolzen fühlte. Viele der Deutschen in Ungarn haben das offen bekannt, viele ungarische Staatsmänner, wie Graf Stefan Tisza, haben es bestätigt. Im Rahmen des ungarischen Volkes, innerhalb dessen Männer magyarischer und Männer deutscher Abstammung sich in ihren Bestrebungen so vollständig identifizierten, daß man zwischen ihnen kaum einen Unterschied erkennen konnte und auch keinen Unterschied machte, hatte das Deutschtum immer eine besondere Aufgabe, der es sich seit Jahrhunderten mit vollster Hingabe widmete. Diese Aufgabe bestand darin, die geistige Verbindung zwischen dem Ungartum und dem großen deutschen Volke draußen zu pflegen, zu festigen und zu vertiefen. Diese Verbindung war seit jeher eine sehr weitgehende. Es hat kaum irgendeine große Geistesströmung in Deutschland gegeben, deren letzte Wellen sich nicht in Ungarn gebrochen hätten. Gutes und minder Gutes ist auf diese Weise aus Deutschland nach Ungarn herübergekommen. Von Deutschland hat Ungarn die Fassung seines Staatsgedankens übernommen, die so wesentlich verschieden ist von jener Fassung, die sie in den westlichen Demokratieen erhalten hat; der deutsche Kulturkampf hatte, wenn auch viel später, ähnliche Erscheinungen in Ungarn zur Folge; die zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland unter der geistigen Führung Stöckers aufgekommene antisemitische Beweguug hatte ihren Rückschlag in Ungarn; die sozialdemokratischen, die agrarischen Bestrebungen, sind nach Ungarn mehr oder weniger in jener Form übernommen worden, die sie im Deutschen Reiche angenommen hatten. Wenn man einmal die Geschichte der Einwirkungen der deutschen politischen Geistesströmungen auf Ungarn schreiben wird — was eine außerordentliche lobenswerte Aufgabe wäre —, dann würde die enge Verbindung zwischen dem ungarischen und deutschen Geistesleben so recht offenkundig werden. Als Vermittler deutscher geistiger Bewegungen

für Ungarn wirkte aber seit jeher besonders — wenn auch nicht ausschließlich — das ungarländische Deutschtum. Und der letzte der großen ungarländischen Deutschen, die sich dieser Aufgabe von ganzem Herzen und aus voller Seele widmeten, war der am 5. Dezember des vorigen Jahres aus der Reihe der Lebenden geschiedene Jakob Bleyer.

In Bleyer hat die deutsche Volksgruppe in Ungarn ihren anerkannten Führer verloren. Dieser Kreis war es vor allem, der den Heimgegangenen betrauert und beweint hat. Wer indessen Bleyers Bedeutung ausschließlich im engeren Blickfeld der Interessen des ungarländischen Deutschtums würdigen wollte, würde ihm gegenüber keinen gerechten Standpunkt einnehmen. Die Rolle, die er übernommen hatte, war auch für die neueste politische Entwicklung Ungarns überhaupt bedeutungsvoll. In jenem Abschnitt seines Lebens, wo er — vielleicht etwas gegen seinen Willen und bloß aus höherem Pflichtgefühl — in die Politik hineingerissen wurde, hat er nicht nur den Interessen des ungarländischen Deutschtums, sondern auch den großen politischen Aufgaben der ungarischen Nation treu gedient. Hierbei fiel ihm eine besondere, im Kreis des Magyarentums nicht jedermann sympatische, doch der Bedeutung nach weit über die Tagespolitik hinausragende Rolle zu: die seelische Gemeinschaft, die zwischen dem Ungartum und dem ungarländischen Deutschtum stets bestanden hat, den veränderten Verhältnissen des klein gewordenen Ungarn anzupassen und die neuen Vorbedingungen dafür zu schaffen. Daß er diese Rolle übernahm, geschah ebenso aus der tiefen Überzeugung, dem Ungartum zu dienen, wie aus dem Wunsch heraus, für das ungarländische Deutschtum, dessen treuer Sohn er war, neue Wege zu suchen und zu weisen, und dessen weitere Entwicklung im vollen Einvernehmen mit dem Magyarentum sicherzustellen.

Will man die nach dem Weltkrieg in der Lage der deutschen Volksgruppe Ungarns eingetretene Veränderung, die den Hintergrund der politischen Rolle Bleyers bildet und ohne die man diese Rolle gar nicht verstehen kann, richtig beurteilen, so müssen zwei Gesichtspunkte berücksichtigt werden.

Das ungarländische Deutschtum nahm, wie erwähnt, im alten Ungarn unter den nichtmagyarischen Einwohnern des Landes eine Sonderstellung ein. Seine Intelligenz war mit der magyarischen Intelligenz so verschmolzen, daß zwischen den Gefühlen und der Denkungsart der beiden nicht der geringste Unterschied bestand. Die breiten Massen aber begnügten sich damit, daß sie ihre deutsche Muttersprache zu Hause frei gebrauchen und ihren wirtschaftlichen Bestand nach Maßgabe der allgemeinen Verhältnisse als gesichert betrachten konnten. Doch hatten sie niemals besondere politische Bestrebungen und kümmerten sich auch darum kaum, ob die eine oder die andere Bestimmung des Nationalitätengesetzes durchgeführt war oder nicht. Nach dem Weltkrieg änderte sich diese Sachlage einigermaßen.

Nicht als ob sich unsere deutsche Bevölkerung nunmehr ebenfalls gegen das Ungartum gewendet hätte. Im Gegenteil! Sie hat jene seelischen Bindungen, die sie mit dem Ungartum verknüpfen, bis auf den heutigen Tag bewahrt und wird sie hoffentlich auch weiter bewahren. Aber der Weltkrieg ist auch in diesem Belang nicht ganz spurlos verlaufen. Viele deutsche Burschen aus Ungarn kamen in den Schützengräben nicht selten mit Soldaten deutscher Truppenteile in Berührung. Ist es da nicht ganz natürlich, daß dadurch ihr deutsches Volksbewußtsein gesteigert wurde? Die ungarischen Amtspersonen und die ungarischen Blätter sprachen während des ganzen Krieges viel über den Ruhm der deutschen Waffen. Ist es da zu verwundern, daß in den ungarländischen Deutschen etwas wie Stolz wach wurde, weil sie auch zur deutschen Art gehörten? Unsere Deutschen sahen ferner, daß die zu Ungarn gehörenden übrigen Nationalitäten, die in Bildung und Wohlstand weit unter ihnen standen, mit Kriegsende nacheinander von Ungarn abfielen und in solche Staatsgemeinschaften gelangten, innerhalb deren sie sich rassen- und kulturmäßig ausleben konnten. Ließ es sich unter solchen Umständen vermeiden, daß das Kontagium einer herrschenden großen Idee der Zeit, der Nationalitätenidee, sich auch auf die ungarländischen Deutschen erstreckte? Sogar die auf abgetrennte Gebiete gelangten Deutschen, die bis dahin mit ihren bei Ungarn verbliebenen Stammesgenossen in voller Schicksalsgemeinschaft gelebt hatten und mit denen mancherlei Verbindungen weiterbestehen, richteten sich in ihrem neuen Vaterland ebenfalls auf volklicher Grundlage ein, wozu sie ungarischerseits sogar angeeifert wurden. Wie hätte man also die Rückwirkung dieser Bewegungen auf das Deutschtum in Ungarn verhindern können? Dieses bekannte sich zu dem solcherart entstandenen Volksgedanken um so mehr, weil es dadurch mit dem offen bekundeten Standpunkt der damaligen Regierung, der Regierung Michael Károlyis, gar nicht in Gegensatz kam. Ja, diese Regierung eilte den volklichen Bestrebungen sogar entgegen, indem sie ohne jeden zwingenden Grund, bloß aus einer theoretischen Erwägung heraus, im Februar 1919 dem ungarländischen Deutschtum Autonomie verlieh. Das deutsche Volk hätte in seiner Autoritätsachtung sich sogar Regierungsmaßnahmen gefügt, die gegen es selbst gerichtet gewesen wären. Wie hätte man ihm zumuten können, es solle ungarischer sein als die ungarische Regierung? Unter der Auswirkung dieser Faktoren stand das ungarländische Deutschtum in der Zeit nach dem Krieg und nach den Revolutionen den Fragen des eigenen Volkstums nicht mehr so gleichgültig gegenüber wie früher und brachte dies auch verschiedentlich zum Ausdruck.

Allerdings hatte sich auch das Blickfeld geändert, in dem die Minderheitenfrage in der Vorkriegszeit und nach dem Krieg gesehen wurde. Vor dem Trianondiktat waren wir an der Minderheitenfrage passiv beteiligt, d. h. damals mußten wir uns gegen die Fortnahme einzelner von Nicht-

magyaren bewohnter Landesteile wehren. Seither aber sind wir aktiv daran interessiert, denn jetzt verlangen wir den Rechtsschutz für die magyarischen Volksgruppen in den abgetrennten Gebieten oder die Rückgabe dieser ganzen Gebiete. Früher mag — obwohl ich anderer Meinung bin — eine Politik begreiflich gewesen sein, die sich um die Ansprüche der Minderheiten nicht kümmerte. Heute aber käme das Betreiben einer solchen Politik dem Selbstmord gleich. Heute haben wir das größte Interesse daran, zu beweisen, daß Ungarn seinen eigenen Minderheiten ebenfalls jene Rechte einräumt, die es für das ins Ausland geratene Ungartum erreichen will. Wir müssen beweisen, daß sich die Minderheiten hierzulande so frei entwickeln können, daß auch die von uns abgetrennten nichtmagyarischen Massen Ursache haben, sich in das alte Vaterland zurückzusehnen. Wir müssen Zustände schaffen, die jene Anziehungskraft verstärken, die Ungarn auf gewisse Teile der nichtmagyarischen Bevölkerung in den Nachbarstaaten noch immer ausübt. Als Beweis für eine geklärte Minderheiten-Auffassung eignet sich die deutsche Volksgruppe in Ungarn ganz besonders, schon zufolge ihrer unzweifelhaften Staatstreue. Erhält dieses Deutschtum jene Rechte nicht, die wir für das abgetrennte Ungartum verlangen, so schaffen wir damit einen Rechtstitel, um diese Rechte auch dem abgetrennten Ungartum zu verweigern. Bringen wir in der eigenen Minderheit nicht volle Zufriedenheit zustande, so können wir keineswegs erwarten, daß andere Minderheiten Lust bekommen werden, sich uns anzuschließen. Darin bestand die neue Bedeutung, die die deutsche Minderheitenfrage nach dem Weltkriege vom Gesichtspunkt der Landespolitik bei uns erhielt.

Diese neue Sachlage hatte Bleyer deutlich erkannt, und der Hinweis darauf spielte fast in jeder seiner Reden und Äußerungen eine große Rolle. Er fühlte es, daß man über die Wünsche der hiesigen deutschen Volksgruppe nicht mehr zur Tagesordnung übergehen könne. Er fühlte es, daß ohne Gewährung gewisser Rechte an die ungarländische deutsche Volksgruppe die auf den Schutz des abgetrennten Ungartums eingerichtete Minderheitenpolitik zu keinem Erfolg führen könne. Und er fühlte auch, daß die Befriedigung unserer deutschen Volksgruppe sogar zu einem starken Hebel der ungarischen Revisionspolitik werden könnte. Doch war er sich auch darüber im klaren, daß man in der Forderung der Rechte des Deutschtums und in der Erfüllung seiner Wünsche nicht allzuweit gehen dürfe und jene Grenze einhalten müsse, über die hinaus Gefahr bestünde, daß die innere Übereinstimmung zwischen dem Ungartum und dem ungarländischen Deutschtum in die Brüche gehe. Gerade diese Erkenntnis drängte Bleyer in die Politik. Als er bemerkt, daß die zur Zeit der Károlyi-Regierung an der Spitze des Deutschtums stehenden Männer den rasch wechselnden Konjunkturen gemäß ihren Standpunkt ändern und für das hiesige Deutschtum einmal gar nichts, dann wieder allzuviel verlangen,

tritt Bleyer mutig gegen sie auf, nimmt gegen die Regierung Stellung, mißbilligt das deutsche Autonomiegesetz und erklärt, er könne dasselbe auch schon seiner äußeren Form halber nicht als Meinungsäußerung der ungarischen Nation ansehen. Im ganzen „Deutschen Volksrat" ist er der einzige, der sich gegen die durch das Autonomiegesetz dem Deutschtum aufgezwungene Politik verwahrt und der eher aus dem Volksrat austritt, als sich mit dieser Politik solidarisch zu erklären. „Letzteres — das sind seine Worte — verbietet mir meine zu Fleisch und Blut gewordene Treue zu jenem Ungartum, zu dem ich in der Vergangenheit ohne Vorbehalt gehörte und das ich heute in den schwersten Tagen der ungarischen Geschichte unmöglich verleugnen kann. Doch verbietet es mir auch mein Verantwortungsgefühl, von dem meine Liebe zum ungarländischen Deutschtum durchdrungen ist, und ich bin außerstande mitzuhelfen, daß das Schicksal dieses Deutschtums den Gefahren eines unüberlegten Abenteuers ausgesetzt werde." Als demnach Bleyer die Sache des ungarländischen Deutschtums aufzugreifen und in die Politik einzutreten begann, tat er dies aus Besorgnis, das Deutschtum könnte in der gegebenen Revolutionskonjunktur, deren Vergänglichkeit auf der Hand lag, aufgestachelt durch eine jeder tieferen staatsmännischen Einsicht entbehrende dilettantische Regierung, sich zu Übertreibungen hinreißen lassen, durch welche die Interessen Ungarns sowie die seelische Gemeinschaft des ungarländischen Deutschtums mit dem Ungartum geschädigt werden könnten.

Nach dem Sturz des Kommunismus war Bleyer vom 15. August 1919 bis 16. Dezember 1920 als Minister der Nationalen Minderheiten tätig. Seine Ministerschaft war größtenteils durch die Versuche ausgefüllt, den Abfall von Westungarn und dessen Anschluß an Österreich zu verhindern. Diese seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Um so erfolgreicher löste er seine andere Aufgabe, die infolge der autonomistischen Versuche beider Revolutionen hier und da vielleicht etwas weitgehenden Bestrebungen des ungarländischen Deutschtums in vernünftige Schranken zurückzubringen. Das ist sein bleibendes Verdienst. Ein hervorragendes Geschehnis seiner Amtstätigkeit ist auch der Staatsakt, womit die damalige ungarische Regierung dem slowakischen Volk Autonomie versprach, wenn es bei Ungarn bliebe. Dieses Schriftstück verlas Bleyer vor einigen Jahren im Parlament mit dem Zusatz, dieser Akt sei nicht bloß vom damaligen Ministerrat, sondern auch vom Reichsverweser genehmigt worden. Bisher ist dieses die einzige Urkunde, auf die wir uns berufen können und vielleicht auch noch berufen werden, um nachzuweisen, daß die von uns abgetrennten nichtmagyarischen Volksgruppen, wenn sie nach Ungarn zurückkehren wollen, hier ebenfalls die Möglichkeiten ihrer freien Entfaltung haben werden.

Nach seinem Rücktritt vom Ministerposten hielt Bleyer die Beziehungen zum ungarländischen Deutschtum aufrecht, für das er seit 1921 ein Wochen-

blatt unter dem Titel „Sonntagsblatt" herausgab. 1924 gründete er im Einvernehmen mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Stefan Bethlen den „Ungarländischen Deutschen Volksbildungsverein", dessen Geschäftsführer und eigentliche Seele er bis zu seinem Tod gewesen ist. Ungarischerseits wurde die Schaffung des Vereins häufig beanstandet. Man behauptete, dieser Verein sei es gewesen, der das in letzter Zeit immer stärker hervortretende Volksbewußtsein des Deutschtums in Ungarn eigentlich erweckt und hiermit dazu beigetragen hat, daß zwischen Ungartum und ungarländischem Deutschtum Gegensätze entstehen. Diese Auffassung ist aber unrichtig. Der Verein hat das nach dem Weltkrieg unabhängig von ihm entstandene Volksbewußtsein des Deutschtums nicht geschaffen, sondern nur in feste Bahnen gebracht und die Wogen dieser Bewegung eingedämmt. Er hat es verhindert, daß diese Wogen auf politisches Gebiet übergreifen und das in Ungarn eine gegen das Ungartum gerichtete politische Minderheitenbewegung entstehe, die den Schutz und die Interessenvertretung der in den Nachbarstaaten lebenden magyarischen Volksgruppen überaus erschwert hätte. Bleyer hielt das Eintreten dieser deutschen politischen Bewegung nicht für erwünscht, rechnete aber mit deren Möglichkeit. Wenn davon die Rede war, erklärte Bleyer wiederholt: Sollte diese Entwicklung eintreten, so werde er sich auf seinen Lehrstuhl zurückziehen und sich nicht mehr mit den Angelegenheiten der deutschen Volksgruppe in Ungarn befassen, sondern die Leitung jener jüngeren Generation übergeben, um deren Schicksal es geht. Um die seelische Harmonie zwischen Ungartum und ungarländischem Deutschtum in der Nachkriegszeit sicherzustellen, trachtete er aber mit allen Kräften die ungarische Regierung dazu zu bewegen, in gewissem bescheidenen Rahmen, hauptsächlich in den verschiedenen Graden des Schulwesens, die Möglichkeit zu schaffen, daß in gemischtsprachigen Gegenden die Kinder neben Magyarisch auch den Gebrauch ihrer Muttersprache in Wort und Schrift erlernen. Unermüdlich verhandelte er hierüber mit der Regierung, hoffte immer auf Erfolg und wurde aus einer solchen, im Sommer begonnenen Verhandlung durch den Tod abberufen.

Bleyer konnte leidenschaftlich an seine politischen Ideale glauben. Er war nicht bloß Träger dieser Ideen, sondern eins mit ihnen. Er machte die Politik nicht, sondern durchlebte sie. Er litt sozusagen physisch, wenn er mit seinen Ideen irgendwo nicht durchdringen konnte oder dort, wo er Verständnis gehofft, Enttäuschung erleben mußte. Für ihn war die Politik nicht etwas wie irgendein Ping-Pong-Spiel, wo die Bälle hin und her fliegen und wo man nicht besonders entzückt ist, wenn man gewinnt und sich nicht übermäßig grämt, wenn man das Spiel verliert. Der Ball war er selber, er empfand am eigenen Leibe jeden Schlag, der im Spiele fiel. Jeder seiner Gedanken gehörte der Sache, die er vertrat, und diese Sache änderte sich

in seiner Auffassung nicht, da sie ein Stück seines Lebens ausmachte. Wich seine politische Einstellung in letzter Zeit ab und zu von seinen Anschauungen vor zehn Jahren ab, so war dies nicht viel mehr als der natürliche Unterschied zwischen einem Sechzigjährigen und einem Fünfziger. Die starke Überzeugung, die in ihm des öfteren fast mit explosiver Kraft zum Ausdruck kam, kennzeichnete alle seine Äußerungen. Sie war auch das Geheimnis der suggestiven Wirkung, die er auf das deutsche Volk ausübte. Als ein Mann mit weitem Gesichtskreis und guter Beobachtungsgabe konnte er klug sprechen, treffende Bemerkungen machen und hatte häufig einen überraschend klaren Blick, wenn es sich um große Geistesströmungen, um wichtige außen- oder innerpolitische Fragen seiner Zeit handelte. Dennoch konnten ihn selbst seine Freunde, mit denen er zusammen arbeitete, niemals dazu bewegen, über anderes zu reden oder zu schreiben, als über die Angelegenheiten, Nöte, Sorgen und Hoffnungen seines deutschen Volkes in Ungarn. So oft er aber das Wort ergriff, versäumte er niemals, seine Treue zum ungarischen Vaterland zu bezeugen. Wenn er dies tat, war es seine wirkliche Überzeugung, denn er gehörte zu jenen Menschen, die außerstande sind, etwas zu sagen, was ihrer innersten Überzeugung widerspricht. Jemand nannte die Fähigkeit, eine Sache um ihrer selbst willen zu wollen, eine deutsche Eigenschaft. In dieser Hinsicht war Bleyer ganz deutsch, da er niemals Nebenziele verfolgte. Seine nicht genügend schmiegsame, sogar etwas rauhe Natur, die ihm viele Feinde brachte, verbarg vor jenen, die ihn nicht näher kennenlernen konnten, eine wertvolle, selbstlose und edeldenkende Persönlichkeit.

Sein Andenken wird im ungarländischen Deutschtum niemals aussterben, denn für dieses Deutschtum hat er gelebt und sich — sozusagen — aufgerieben. Sein unerwartetes Hinscheiden hat eine große Lücke zurückgelassen. Sie wird schwer auszufüllen sein. Es ist im Interesse des ungarländischen Deutschtums wie auch des Ungartums zu wünschen, daß ihm im Kreise der Jugend, der er sich mit so viel Liebe und Hingebung gewidmet hat, ein Nachfolger erstehe, der das von Bleyer begonnene Werk im Geiste Bleyers fortzuführen imstande ist.

Jakob Bleyer als Pädagog.

Von

Johannes Koszó (Budapest).

In Deutschland dürfte es nicht allgemein bekannt sein, daß bei uns in Ungarn die Professoren der Philosophischen Fakultät größtenteils durch den praktischen Schuldienst der Höheren Schule zu gehen pflegen, weil in diesem Lande, selbst in den glücklicheren Vorkriegsjahrzehnten, die Möglichkeit einer ausschließlich wissenschaftlichen Laufbahn von jüngeren Jahren an aus pekuniären Gründen fast ausgeschlossen war. Auch Jakob Bleyer hat einige Jahre lang (zuerst in Sopron=Ödenburg, dann in Budapest) an Höheren Schulen unterrichtet, was seine pädagogisch richtige Einstellung im Universitätsunterricht wesentlich erleichterte und unterstützte. Er hat eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne im Dienst der Höheren Schule verbracht, weil er sehr schnell zum Universitätsprofessor befördert wurde. Mit 34 Jahren war er bereits an die Universität Kolozsvár=Klausenburg berufen worden und im 37. Lebensjahr (1911) erreichte er das Höchste, was ihm die wissenschaftliche Laufbahn in Ungarn bieten konnte: den Lehrstuhl seines Faches an der ersten Universität des Landes, in Budapest. Schon als Hörer dieser Universität war er ganz besonders auf wissenschaftliche Forschungsarbeit eingestellt, um so mehr da er gleichzeitig Mitglied des Baron-Eötvös-Kollegiums, d. h. also der ungarischen École Normale Supérieure war, wo die begabteren Hörer der philosophischen Fakultät eine besondere Anleitung zur wissenschaftlichen Betätigung erhielten und erhalten. Es beweißt nur Bleyers Vielseitigkeit oder vielmehr seine allseitige Offenheit für Wichtiges, daß er trotzdem mit größtem Interesse an die Aufgaben herantrat, die ihm der Höhere Schuldienst weiterhin stellte. Selbst in seinen letzten Lebensjahren, wo ihn doch neben der Wissenschaft die Politik stark in Anspruch nahm, ging er mit großer Freude zu den Sitzungen des Landesunterrichtsrates, wenn man ihn dazu einlud, ja er war manchmal sogar ungehalten darüber, daß man es nicht häufiger tat.

Selbst bei uns ist es wenigen bekannt, daß Bleyer auch ein deutsches Lehrbuch für Mittelschulen schrieb (wie man in Ungarn mit österreichischer Namengebung die Höhere Schule zu nennen pflegt). Freilich konnte sich sein Buch nicht durchsetzen. Bleyer hatte sich in den letzten

Jahren nochmals mit einer solchen Arbeit beschäftigt: er ließ Lesebücher für ungarländische deutsche Schulen schreiben und auch sogenannte „Heimatbücher" für seine Deutsch-Ungarn. Besonders an der Abfassung eines solchen Heimatbuches hat er regen Anteil genommen: an dem von Hans GÖTTLING zusammengestellten: „Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutsch-ungarischen Volkes"[1]). Charakteristisch ist es, daß auch hier der Wissenschaftler, der gewissenhafte Philologe sich in den zweieinhalb Seiten umfassenden Anmerkungen (S. 211—213) verriet.

Wie zeigt sich Bleyers Vergangenheit als Gymnasialprofessor in seinem Universitätsunterricht? Da muß man auch einige Daten einleitungsweise bringen, um seine Einstellung nach allen Seiten hin für Nichtungarn verständlich zu machen. Die Pázmány-Universität in Budapest hat in den Nachkriegsjahren trotz des ungeheueren ungar. Gebietsverlustes an Hörern des Deutschfaches eher gewonnen als verloren. Selbst in den letzten Semestern haben wir fast immer die Zahl von 550 erreicht, ja manchmal sogar überstiegen! Freilich besteht daneben das oben Gesagte: daß wir durch den Verlust der deutschsprachigen Gebiete verschwindend wenig Hörer behalten haben, die die Sprache von Haus aus beherrschen. Die Mehrzahl hat in den anderthalb Jahrzehnten seit Kriegsende die Fühlung mit der deutschen Sprache verloren, was natürlich schwer auf dem Unterricht lastet. Woher dennoch der überraschende Zustrom zu diesem Fach? Der große Kultureinfluß einer tausendjährigen Verbundenheit spielt da eine ebenso wichtige Rolle wie die Schulreformen des kürzlich verstorbenen, auch in Deutschland wohlbekannten Unterichtsministers Grafen Klebelsberg, die besonders in den Höheren Schulen Ungarns die lebenden Fremdsprachen (bei uns „moderne Sprachen" genannte Fächer) in den Vordergrund stellten. Aus reinem Opportunismus strebten also diesen Fächern auch sehr viele Hörer zu.

Bleyer ließ sich in seinen Vorlesungen vielleicht zu sehr davon beeinflussen, daß eben die Mehrzahl der Hörer weder sprachlich, noch sachwissenschaftlich genügend vorbereitet war. Er betonte es immer wieder, daß man bei uns Rücksicht auf diese Mängel nehmen und ganz andersartige Vorlesungen und Übungen halten müsse als in Deutschland. Er sah auch die Notwendigkeit, daß man die Lektoren viel tatkräftiger zu Hilfe nehmen müsse; jedoch ist ihm die restlose Durchführung seines Programmes nicht gelungen, weil ihn in eben dieser schweren Zeit die Politik zu sehr in Anspruch nahm. Man muß ihn als Universitätslehrer in früheren Zeiten gekannt haben, um sich ein richtiges Bild davon

---

1) Volksschriften des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins. Nr. 8. Budapest 1930.

machen zu können, was er als Pädagoge sein konnte. Freilich muß auch hier wieder festgestellt werden, daß er nicht zu den hinreißenden Rednern gehörte, die mit dem Feuer, dem Schwung, der Farbenpracht ihres Vortrags die Menge zu gewinnen verstehen. Solidität vor allem zeichnete seine Vorlesungen aus, die schon mithalfen den Empfänglicheren wissenschaftliches Pflichtbewußtsein einzuflößen. Hinzukam in seinen Seminarübungen die zähe Ausdauer, mit der er immer und immer wieder auf seine interessanten und in mancher Beziehung großzügigen eigenen Leitmotive und Ideen zu sprechen kam, die er der Hörerschaft im vollsten Sinne des Wortes „einzuhämmern" trachtete. Mit welchem unerhörten Fleiße er sich für seine wissenschaftliche „Sendung" rüstete, das zeigt schlagend sein Nachlaß, der einen rührenden Einblick in seine gewissenhafte philologische Kleinarbeit tun läßt. Er hat es aber wundervoll verstanden, die Früchte dieser stillen Vorarbeit im Unterricht zu nützen — nicht einmal so sehr in den Seminarübungen als in den zahllosen persönlichen Besprechungen oder in kleineren Arbeitsgruppen, die er aus seinen begabteren Schülern bildete, und die er zu jeder Tageszeit gern auch bei sich in der Wohnung empfing, um ihnen bei ihrer Arbeit mit Rat und Tat beizustehen. Die überwiegende Mehrzahl der vielen in seiner wissenschaftlichen Buchreihe veröffentlichten Schüler-Schriften sind eben auf diese Art und Weise entstanden. Er pflegte sie in der Vorkriegszeit auch in der letzten Fassung noch eigenhändig durchzukorrigieren und gab manchem selbst über die Handhabung des feineren ungarischen Stils wertvolle Ratschläge und Winke. Es ist kein Zufall, daß eben er auffallend viele Schüler der engeren wissenschaftlichen Laufbahn stellte und auch manchen, der im Mittelschuldienst steht, zu wissenschaftlicher Weiterarbeit angeregt hat. Dabei hat er nie die Individualität seiner Schüler einzuengen getrachtet. Er war im Gegenteil eher ungehalten darüber, wenn der eine oder andere ihm einfach nachbetete, was er von ihm zu hören bekam. Jeder sollte aus eigener Überzeugung heraus offen und ehrlich reden und schreiben. Er hat es gar nicht übelgenommen, wenn man ihn auf wissenschaftlichem Gebiet sachkundig nnd objektiv angriff. Seine unbedingte Ehrlichkeit und Geradheit wirkte natürlich auf alle Hörer im besten Sinne des Wortes erzieherisch, was bei angehenden Lehrern der Höheren Schule mindestens ebenso wichtig wie die gründliche wissenschaftliche Vorbereitung ist.

Es wäre halbe Arbeit, Bleyer nur als beamteten Lehrer, zuerst der Höheren dann der Hochschule, ins Auge zu fassen. Um ihn als Pädagogen ganz kennenzulernen, muß man auch daran denken, wie er für seine deutsch-ungarischen Brüder im ganzen Lande zu sorgen trachtete. Als geschäftsführender Leiter des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins tat er sein Möglichstes, um seine Volksgenossen zu erziehen. Mit

größter Sorgfalt redigierte er das ihnen in die Hand gegebene Wochenblatt und die Schriftenreihe, die er für sie verlegte. Er kümmerte sich um die Büchersammlungen, die ihnen in ihre kleinen deutschen Dorfbibliotheken geschickt wurden. Er stand allen bereitwilligst Rede, die sich um Rat an ihn wandten. Er veranstaltete Musikwettstreite, alljährlich den großen Schwabenball mit eigener Trachtenschau usw. Seine Stammesgenossen sollten bei alledem nicht nur das Ihrige als wertvoll achten und schätzen lernen, sondern es sollten in ihnen Zucht und Schönheitssinn, Streben nach Höherem, ein kräftiger Kulturwille erweckt und erhalten werden. Natürlich hing hiermit sein Streben zusammen, seinen Stammesgenossen die Schulung in der eigenen Sprache zu sichern. Immer und immer wies er darauf hin, daß man sich ein sicheres und bleibendes Wissen nur erarbeiten kann, wenn man alles restlos versteht, was von Anfang an nur in der Muttersprache möglich ist. Alles übrige steht in der Gefahr, geistig unverdaut in schnellste Vergessenheit zu geraten. Er kämpfte also ganz bewußt gegen das, was man mit einem modernen Fachausdruck als „Randwissen" zu bezeichnen pflegt. Er war nie dagegen, daß seine Volksgenossen die ungarische Sprache erlernten, da sie diese im ungarischen Vaterland unbedingt brauchten und brauchen. Er hielt es jedoch — im Einklang mit den modernsten sprachpsychologischen Anschauungen — für unrichtig, die zweite Sprache zu früh zu lernen, da dies die Sicherheit des Sprachgefühls in der Muttersprache gefährde und störe. Alles dies zeigt, wie sehr er auch in seinen kulturpolitischen Bestrebungen Pädagoge war. Ja, er war es manchmal mit einer Einseitigkeit, die es ihm unmöglich machte, die Geschmeidigkeit, die der geborene Politiker hat, aufzubringen. Ob und inwiefern dies zu beklagen war, ist hier nicht zu entscheiden; sicher bleibt, daß es seinem Charakter als Lehrer nur zugute kam.

Jakob Bleyer als Nationalitätenminister.

Von

Arpad Török (Hegyeshalom).

Auf welche Weise Jakob Bleyer in das politische Leben eintrat, ist bereits vielfach behandelt worden. Er selbst hat den Übergang vom Gelehrten zum Politiker in einer am 27. März 1928 im Abgeordnetenhaus gehaltenen Rede geschildert. Wie der Großteil des Südostdeutschtums blieb auch er vom Erlebnis des Weltkrieges nicht unberührt. Hat er sein Deutschtum — im Gegensatz zu vielen anderen südostdeutschen Intellektuellen — in seinem Inneren von Jugend auf bewahrt, so gaben ihm erst die gewaltigen seelischen Erlebnisse des Weltkrieges Anlaß, um damit auch vor die Öffentlichkeit zu treten. „Ich habe mich — so erklärte er in der erwähnten Rede — zuerst Anfang 1917 mit der Nationalitätenfrage, mit der Frage des einheimischen Deutschtums befaßt." Gut bekannt ist seine Rolle während des Regimes Michael Károlyi. Die ungarische Presse befaßte sich damit wiederholt, als er noch lebte, und auch in den verschiedenen Nachrufen, die ihm gewidmet waren. Damals hat er gegen die radikale Nationalitätenpolitik Oskar Jászis mutig Stellung genommen. Er erblickte darin eine Gefahr für die Einheit des ungarischen Staates. Er wünschte wohl Nationalitätenrechte, aber keineswegs eine Züchtung separatistischer Bestrebungen. Bleyer wurde wegen dieser Stellungnahme von den Leuten des damaligen Regimes scharf angegriffen. Man warf ihm vor, er sei der Hausschwabe der Tisza-Ära und wolle auch jetzt, wo dieses Regime bereits verschwunden war, noch immer nur ihm politische Dienste erweisen.

Wer seine Rolle während der Rätediktatur in Ungarn nicht kennt, sondern bloß die weltanschaulichen Gegensätze, die zwischen der Károlyi-Revolution und der Gegenrevolution bestanden, wird leicht zu der Schlußfolgerung veranlaßt, daß, auch wenn Jakob Bleyer in der Zwischenzeit aus seiner stillen Gelehrtenstube nicht herausgekommen wäre, er und nur er der geeignete Mann für den Posten des Nationalitätenministers sein konnte. Hat er doch die nationalitätenpolitische Anschauung der Gegenrevolution schon zur Zeit der Herrschaft Michael Károlyis öffentlich vertreten. Wollte man also ein Nationalitätenministerium gründen, so mußte man ihn eben aus seiner akademischen Zurückgezogenheit hervorholen. Dem ist aber nicht ganz so. Bleyer mußte von der Gegenrevolution

nicht erst gesucht werden: er war selbst einer der Schöpfer der Gegenrevolution. Er hat nicht nur Nationalitätenpolitik betrieben. Er war vielmehr ein regelrechter Verschwörer, der das volle Risiko dieser Tat auf sich genommen hat.

Infolge seiner politischen Tätigkeit während des Károlyi-Regimes mußte er unter der Rätediktatur sein Katheder verlassen. Während der Räteherrschaft gab es verschiedene kleine Kreise, die sich mit gegenrevolutionären Plänen befaßten. Sie wirkten nicht nur unabhängig voneinander, sondern wußten meist auch gar nichts einer vom andern. Jenem Kreise, der den Putsch im August 1919 gemacht hat, gehörte auch Jakob Bleyer an, der hier gemeinsam mit dem heute noch führenden christlichen Politiker Dr. Andreas Csilléry die erste Rolle spielte. Das christliche Bürgertum war damals von einer ungeheueren Erbitterung gegen das Judentum erfaßt, welches während der Räteherrschaft die führende Rolle innehatte. Als erster versuchte Jakob Bleyer, diesen Antisemitismus mit einem positiven politischen Programm zu erfüllen. Er betonte, daß an Stelle der liberalen Ideologie eine neue, die Gesellschaft zusammenfassende Kraft gesetzt werden müsse, und das könne nur die größte menschliche Gemeinschaft, das Christentum, sein. Dieser Gruppe schloß sich später der gegenrevolutionäre Kreis Stephan Friedrichs an. Hier wurde dann die Gründung der Christlichen Nationalpartei beschlossen. Das Programm dieser Partei hat Jakob Bleyer entworfen. Im Laufe der weiteren Entwicklung entwarf man einen genauen Plan zum Losschlagen. Erzherzog Joseph sollte Reichsverweser von Ungarn werden. Man wollte die beiden führenden Persönlichkeiten des gegenrevolutionären Kreises, Andreas Csilléry und Jakob Bleyer, zum Erzherzog entsenden, der sich auf seinem Gut in Alcsut aufhielt. Die rumänische Besatzung verhinderte aber die Reise. Erzherzog Joseph kam dann bei einer anderen Gelegenheit nach Budapest, wo auch der Zeitpunkt für den Putsch festgesetzt wurde. Das Ministerium Peidl sollte verhaftet werden. Die Regierungsmitglieder sollten eine Abdankungserklärung unterschreiben, die von Bleyer verfaßt war. Am 6. August, dem Tage, wo man die Aktion ausführen wollte, versammelte sich das gegenrevolutionäre Komitee im Hotel Bristol, wo auch der Erzherzog abgestiegen war. Hier herrschte aber eine Nervosität und Verzagtheit, die die Ausführung des Planes leicht zum Scheitern hätte bringen können. Die kraftvollsten Persönlichkeiten des Komitees, Csilléry und Bleyer, boten ihre ganze Energie auf, sie wurden förmlich gewalttätig, um den Verzagenden neuen Mut einzuflößen. Sie appellierten an das Vaterlandsgefühl des Komitees, in dessen Händen das Schicksal des Ungartums liege. Dank diesem energischen Auftreten ist es schließlich gelungen, alle Anwesenden für die sofortige Aktion zu gewinnen. Sie wurde am gleichen Nachmittag mit Erfolg durchgeführt und die neue Regierung unter der Ministerpräsidentschaft

Stephan Friedrichs eingesetzt. Als Politiker traten außer dem Ministerpräsidenten noch Andreas Csilléry, General Franz Schnetzer und Jakob Bleyer in das Kabinett. Bleyer erfuhr jedoch, daß man auch einen Juden (auf Wunsch der Ententemission) ins Kabinett genommen hatte, worauf er sich weigerte, das ihm angebotene Portefeuille anzunehmen. Schließlich wurde das jüdische Mitglied ausgebootet, worauf Bleyer endgültig in das Kabinett eintrat. Zuerst wollte man ihn zum Unterrichtsminister machen, er aber hatte die Idee eines Nationalitätenministeriums aufgeworfen, zu dessen Leitung unzweifelhaft er der geeignetste war. Bleyer ist also in erster Linie durch seine politische Tätigkeit während der Revolution und der Räteherrschaft Minister geworden.

Es wurde ihm in chauvinistischen Kreisen vielfach der Vorwurf gemacht, Ungarn habe ihm zu einer so hohen „Position" verholfen, er aber habe sich durch seine Minderheitenpolitik undankbar erwiesen. Ohne uns damit auseinandersetzen zu wollen, ob man das, was er als Minderheitenpolitiker getan hat, Undankbarkeit nennen kann, so beweist doch die Geschichte, daß er selbst ungemein viel dazu beigetragen hat, wenn Ungarn wieder aufleben konnte. Hat ihm das Land auch eine bedeutende — immerhin selbst errungene — Stellung ermöglicht, so ist es unstreitig doch ein persönliches Verdienst Jakob Bleyers, daß Ungarn damals schon wieder in der Lage war, an seine Söhne hohe „Positionen" zu verleihen.

Die Aufgabe des Nationalitätenministeriums, an dessen Spitze er gestellt wurde, beschränkte sich nicht nur auf innerpolitische Fragen. Damals war das Schicksal Ungarns in Trianon noch nicht entschieden. Man hoffte, wichtige Gebiete des Landes noch retten zu können, so die Slowakei und das Burgenland. Da die beabsichtigte Zerstörung des Landes unter Berufung auf das Nationalitätenprinzip und die ungerechte Nationalitätenpolitik der Vorkriegszeit erfolgen sollte, wollte man mit Hilfe des Nationalitätenministeriums eine Gegenaktion einleiten. Es sollte in Rumpfungarn eine nationalitätenpolitische Ordnung einführen, um damit die Abkehr von der Vorkriegspolitik vor aller Welt zu dokumentieren. Gleichzeitig waren aber die Grundlagen zu schaffen, um den erwähnten Gebieten das Verbleiben bei Ungarn zu erleichtern. Die Haupttätigkeit Jakob Bleyers als Nationalitätenminister ist demgemäß eine dreifache gewesen. Er schuf eine Minderheitenverordnung, entwarf einen Autonomieplan für die Slowakei und schließlich entfaltete er eine rege Tätigkeit, um das Burgenland für Ungarn zu retten.

Die brennendste Frage war die der Slowakei, weil man durch eine rasche Lösung auf die Friedenskonferenz Eindruck zu machen hoffte, während man die Frage des Burgenlandes im Einvernehmen mit Österreich und Deutschland auch nach dem Friedensdiktat lösen zu können glaubte. Die slowakische Frage hatte erst im Ausgleichszeitalter (1867—1918) einen

ernsteren Charakter angenommen: erstens wegen der unglücklichen Nationalitätenpolitik, zweitens, weil das durch die Tschechen geschürte panslawistische Bewußtsein in dieser Zeit zu erwachen begann. Das Gegengewicht bildete ein fast tausendjähriges Zusammenleben zwischen Slowakentum und Magyarentum, das bis dahin von keinen nennenswerten nationalitätenpolitischen Spannungen und Gegensätzen getrübt war. In Ungarn rechnete man damit, daß bei einem Abrücken von der Nationalitätenpolitik der Vorkriegszeit wie auch bei Gewährung einer Gebietsautonomie sich in der slowakischen Seele die historische Anhänglichkeit an das Ungartum wieder durchringen würde. Bleyer hat nach Beratung mit führenden slowakischen Politikern einen Autonomieentwurf verfaßt, der vom ungarischen Ministerrat am 9. Januar 1920 auch einstimmig angenommen wurde.

In der Einleitung des Entwurfes heißt es, daß der ungarische Staat im Einvernehmen mit der slowakischen Nation für Oberungarn eine weitgehende Autonomie begründe. Diese solle unbeschränkte Möglichkeiten der kulturellen Entwicklung für die slowakische Nation bieten. Die Autonomie erstrecke sich auf die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts und der Volksbildung, der Religion, der Volkswohlfahrt, der allgemeinen Verwaltung, der Gerichtssprache und des Budgetrechts für Zwecke der Autonomie. Für die innerhalb des autonomen Verbandes lebenden Minderheiten sollten entsprechende Minderheitenrechte gesichert werden. Als Organ der Autonomie war vor allem eine slowakische Nationalversammlung gedacht. Die dort erbrachten Statuten hätten von der Zentralregierung nur beanstandet werden können, wenn dadurch ein Landesgesetz verletzt worden wäre. Konfliktsfälle sollten einer gerichtlichen Entscheidung unterbreitet werden. Das Organ der Autonomie hätte sich auch mit anderen Aufgaben befassen können, wobei es aber der Zuständigkeit der Zentralregierung unterstellt geblieben wäre. Das höchste autonome Verwaltungs- und Exekutivorgan wäre der Gouverneur für Slovensko (die Slowakei) gewesen, den die slowakische Nationalversammlung wählen sollte. Die Zentralregierung hätte dem Gouverneur einen höheren Beamten beigegeben, der die Autonomie zu überwachen und die Verbindung zwischen den autonomen Organen und der Zentralregierung herzustellen hätte. In dem Autonomieentwurf war auch die Stellung der Slowakei in nichtautonomen Angelegenheiten festgelegt. Sie hätte eine ihrer Bevölkerungszahl und ihrem Gebiet entsprechende Anzahl von Abgeordneten in das ungarische Parlament entsendet. Es sollten eigene slowakische Regimenter aufgestellt werden, mit slowakischer Sprache und den Nationalfarben. Für Gendarmerie und Polizei hätte man eigene Abteilungen, für Eisenbahn - und Postverwaltung je eine eigene Direktion geschaffen. Der Zentralregierung sollte ein eigener slowakischer Minister angehören, in Analogie zu dem ehemaligen

kroatischen Minister und zum Schutz der Autonomie in der Slowakei selbst wie auch für die Minderheitenrechte der übrigen ungarländischen Slowaken. Jede Regierungsmaßnahme, die die Autonomie berührte, sollte nur mit seiner Zustimmung Gültigkeit erhalten, desgleichen die Ernennung staatlicher Funktionäre für das slowakische Gebiet. Autonomie und nationale Rechte der Slowaken sollten unter gerichtlichen Schutz gestellt werden, Klagerecht sollte der geschädigten Partei, dem slowakischen Minister und dem Gouverneur der Slowakei zustehen. Das Autonomiegesetz sollte den Charakter eines Verfassungsgesetzes erhalten und auch in der Krönungsurkunde angeführt werden.

Bleyer erkannte, daß die slowakische Frage durch eine einfache Regierungsverordnung nicht gelöst werden konnte. Dazu war die Autonomie notwendig. Aber diese hätte auch bei den übrigen Nationalitäten ähnliche Bestrebungen ausgelöst. Denen mußte also so viel gegeben werden, wie sie zur Entfaltung ihrer nationalen Kultur und Fähigkeit benötigten, gleichzeitig mußte aber auch die Einheit des Staates und sein magyarischer Charakter gewahrt bleiben. Die Gewährung sprachlicher Rechte allein hätte keine Gefahr bedeutet. Die Schwierigkeiten wären aber aufgetaucht, sobald auch die übrigen Nationalitäten, insbesondere die Ruthenen und die Deutschen, Verwaltungsautonomie gefordert hätten. Es hätte infolgedessen eine größere Anzahl von „corpus separatum" an der Peripherie des Landes entstehen können, was Bleyer — wie er dies in seinem Motivenbericht ausführte — auf alle Fälle verhindern wollte. Wie sollte aber diese Schwierigkeit behoben werden? Zu jener Zeit war bereits eine Dezentralisation der Verwaltung geplant. Die Revolutionen haben erwiesen, daß die überragende Stellung, die die Hauptstadt Budapest sowohl in verwaltungstechnischer wie auch in kultureller Beziehung einnahm, auch gefährlich sein kann. Die Provinz hat sich mit den politischen Geschehnissen in Budapest immer abgefunden. Sie leistete auch dann keinen Widerstand, wenn dies im Landesinteresse gelegen hätte. Durch eine Dezentralisation der Verwaltung hätte Budapest viel von seiner politischen Bedeutung eingebüßt. Die Neueinteilung der Verwaltungseinheiten dachte sich Bleyer so, daß Nationalitätenbezirke und Nationalitätenkomitate geschaffen werden sollten, die zu Nationalitätenkreisen vereinigt würden. Die gleiche Verwaltungseinteilung sollte aber auch in den von Magyaren bewohnten Gebieten erfolgen. „Slovensko" als autonomes Gebiet hätte sich von den übrigen Verwaltungsgebieten formell nicht unterschieden, bloß inhaltlich: nämlich durch die slowakische Sprache und die Agenden, die mit der nationalen Sprache zusammenhängen. Die Aufgaben, die die slowakische Sprache und Nationalität der Regierungstätigkeit auferlegt, sollten durch die autonome Slowakei erfüllt werden. In den zahlreichen magyarischen Verwaltungskreisen wären die gleichen Aufgaben naturgemäß der Buda-

pester Zentralregierung zugefallen. Man sollte glauben, daß den übrigen Nationalitätenkreisen eine ähnliche staatsrechtliche Stellung zugedacht war wie der Slowakei. Bleyer hatte jedoch nicht diese Absicht. Während nämlich die autonomen Agenden der Slowakei bereits inhaltlich festgelegt waren, sollten die übrigen Nationalitätenkreise bloß eine Rahmenvollmacht erhalten, die sie dann nach eigenem Bedarf ausnützen sollten. Durch die Verkopplung der slowakischen Autonomie mit einer allgemeinen Verwaltungsreform sollte ein zweifaches Ziel erreicht werden: einerseits Sicherung der nationalen Interessen der übrigen Minderheiten, andererseits aber Beruhigung der öffentlichen Meinung, daß hier kein „Staat im Staate" geschaffen würde.

Dem Autonomieentwurf Bleyers kommt in unseren Tagen wieder erhöhte Bedeutung zu. Die Propaganda, die zur Gewinnung der Slowaken entfaltet wird, kann sich mit Recht darauf berufen, daß Ungarn ihnen bereits im Jahre 1920 eine Gebietsautonomie in Aussicht gestellt hat. Das hat besonders der bekannte ungarische Publizist Stephan Milotay, der zu den stärksten Propagatoren einer ungarisch-slowakischen Verbrüderung gehört, in seiner Zeitung „Magyarság" betont.

Im Frühjahr 1920 wurde eine Deklaration der ungarischen Regierung zur slowakischen Autonomie veröffentlicht. In dieser Deklaration, die vom Ministerrat am 25. März 1920 beschlossen wurde, stellt sich Ungarn auf die Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Die ungarische Regierung spricht hier die Hoffnung aus, daß die abgetrennten Völker, wenn sie über ihr Schicksal einmal frei entscheiden können, zum Mutterland zurückkehren werden. Die Deklaration richtete sich im besonderen an das slowakische Volk, dem nun mitgeteilt wurde, daß die ungarische Regierung mit den slowakischen Führern einen Autonomieentwurf vereinbart hätte, der nach erfolgter Rückgliederung der Slowakei an Ungarn in Kraft treten sollte.

Bleyer hatte in seinem Nationalitätenministerium eine eigene slowakische Abteilung mit einem slowakischen Ministerialrat an der Spitze. Auch für die ruthenischen Angelegenheiten gab es einen eigenen Staatssekretär in der Person Dr. Nikolaus Kutkas. Bleyer hat sich als Minister sofort für die Integrität des Landes eingesetzt. Ist aus dieser Politik der slowakische Autonomieentwurf erwachsen, so lag auch der Kampf um den Verbleib des Burgenlandes in der gleichen Richtung.

Auch da war es Bleyer, der, sobald die Nachricht von der beabsichtigten Lostrennung des Burgenlandes nach Budapest kam, in der Regierung die Initiative für den Kampf um dieses Gebiet ergriff. Die diesbezügliche Tätigkeit wurde nach zwei Richtungen aufgenommen. Die Bevölkerung des Burgenlandes, welches damals noch unter ungarischer Verwaltung stand, sollte gegen den Anschluß an Österreich gestimmt werden. Gleich-

zeitig wollte man die führenden politischen Persönlichkeiten in Österreich und im Reich für den ungarischen Standpunkt gewinnen. Bei der Durchführung beider Aufgaben fand Bleyer in dem Oedenburger Domherrn Dr. Johannes Huber einen tatkräftigen Mitarbeiter.

Der schwierigere Teil der Arbeit war entschieden die Bearbeitung der burgenländischen Bevölkerung. Bleyer und Huber hielten eine Unzahl von Volksversammlungen ab, die nicht immer glatt verliefen. Wohl hatte die Gegenpartei keine Möglichkeit zu offener Propaganda, im stillen wurde aber auch für Österreich gearbeitet, und diese Arbeit wurde durch die Erlebnisse während der roten Herrschaft in Ungarn begünstigt. Huber erzählte einen Fall, den sie in Gols (Komitat Wieselburg) erlebten. Sie hatten ein eigenes Auto zur Verfügung, mit dem sie das Gebiet bereisten. In Gols wurde ihr Auto von einer großen Menschenmenge erwartet, die Österreich hochleben ließ. Die Menge umzingelte das Auto und wollte, als die beiden Politiker aus dem Auto stiegen, handgreiflich werden. Die Situation war derart gefährlich, daß sie sich nur retten konnten, indem sie das Auto bestiegen und sogleich davonfuhren. Sie hatten in jeder Gemeinde Vertrauensmänner, die ihnen die Arbeit wesentlich erleichterten. Auch mit Flugblättern wurde starke Propaganda gemacht. Die Zeitung Dr. Hubers, die „Neue Post", stand ebenfalls im Dienste der Burgenlandpropaganda. Dem burgenländischen Deutschtum wurden weitgehende Minderheitenrechte versprochen. Dies machte aber keinen besonderen Eindruck auf die Bevölkerung. Als die Friedenskonferenz dieses Gebiet bereits endgültig Österreich zugesprochen hatte und Graf Bethlen an die Spitze der Regierung trat, war die Burgenlandpropaganda in ihre zweite Phase getreten. Bethlen bevollmächtigte die beiden Politiker (Bleyer war damals nicht mehr Minister), der burgenländischen Bevölkerung eine Verwaltungsautonomie zu versprechen, und zwar in Form eines eigenen Komitats. Dem allgemeinen Versprechen nach Sicherung der Minderheitenrechte hatte die Bevölkerung nicht viel Gehör geschenkt, weil sie in Anbetracht der Vorkriegserfahrungen nicht an die Durchführung glaubte. Etwas mehr Wirkung übte nun das Autonomieversprechen aus. Man erblickte darin eine größere Garantie für die Durchführung der Minderheitenrechte, weil dies z. T. in die Hände der Bevölkerung selbst gelegt worden wäre. Die spätere Sabotierung der Autonomie durch die Regierung erschien jedenfalls schwieriger als die Sabotierung einer allgemeinen Minderheitenverordnung. Die ungarischen Lokalbehörden des Burgenlandes zeigten aber schon damals einen auffallenden Mangel an Verständnis für die politischen Erfordernisse des Tages. Sie sabotierten diesen Gedanken und brandmarkten ihn einfach als Vaterlandsverrat.

Bleyer und Huber haben teils ihre alten Beziehungen zu österreichischen und deutschen führenden Politikern ausgenützt, teils neue Be-

ziehungen geschaffen, um für den ungarischen Standpunkt zu werben. Es fanden wiederholt Besprechungen in Wien, in der österreichischen Provinz, in Berlin, München und Budapest statt. Bleyer hatte, wie es seiner Anschauung und seinem energischen Charakter entsprach, die ungarische These überaus eindringlich verfochten. Er verstand es, in geschickter Weise die Frage vom Standpunkt der deutschen Politik bzw. des Gesamtdeutschtums aus zu beleuchten. Die Abtrennung des Burgenlandes für Österreich würde der Freundschaft Ungarns mit Österreich bzw. Deutschland ein Ende bereiten. Nun sei aber die Freundschaft Ungarns — so argumentierte Bleyer — für die beiden Staaten von höchstem Wert. Der Verlust dieser Freundschaft wäre durch den Landstreifen des Burgenlandes längst nicht aufgewogen. Ungarn könnte dadurch in die Arme der Deutschlandgegner getrieben werden und der deutschen Wirtschaft den Weg nach dem Osten versperren. In Ungarn gab es stets ein Kurutzentum, welches gegen Österreich und das Deutschtum scharf machte. Dieses Kurutzentum würde durch den Verlust des Burgenlandes neuen Nährstoff erhalten, was sich nicht nur außenpolitisch, sondern auch innerpolitisch in deutschfeindlichem Sinne auswirken würde. Auch nach erfolgter Abtrennung des Burgenlandes verblieben noch über eine halbe Million Deutsche in Ungarn. Durch die bitteren Erniedrigungen der letzten Jahre sei aber der ungarische Nationalismus bereits hell aufgelodert. Er würde nach der Lostrennung des Burgenlandes seine ganze Kraft auf das einheimische Deutschtum werfen und es zu assimilieren trachten. Mit eindringlichen und ergreifenden Worten hat Bleyer die Entwicklung, wie er sie glaubte voraussehen zu müssen, in einem Brief an den bayerischen Landtagsabgeordneten Franz Xaver Zahnbrecher geschildert. Der mutmaßliche Verfall des Deutschtums in Ungarn würde nicht ohne Wirkung auf das an die Nachfolgestaaten abgetrennte, ehemals ungarländische Deutschtum bleiben. Dieses sei politisch nach Ungarn orientiert und erwarte von dort nicht nur politische Befreiung, sondern auch Sicherung seiner völkischen Existenz. Bleyer schrieb diesen Brief im Dezember 1920. Damals konnte er in bezug auf das abgetrennte ungarländische Deutschtum noch zu solchen Schlußfolgerungen kommen.

Diese Tätigkeit Bleyers und Hubers blieb nicht wirkungslos. In Österreich selbst fanden sie allerdings wenig Verständnis für ihre Argumente. Die österreichischen Politiker aller Schattierungen erklärten, daß die Gewinnung des Burgenlandes der einzige Lichtpunkt in dem erniedrigenden Friedensdiktat sei. Das Volk würde sie wegfegen, wollten sie auch darauf verzichten. Renner erklärte sogar, daß die Abtrennung des Burgenlandes für Ungarn die günstigere Lösung bedeute, da man von tschechischer Seite einen Korridor forderte, der Ungarn noch mehr Gebiete entrissen hätte. Etwas mehr Verständnis fand Bleyer in den alt-nationalen Kreisen

des Deutschen Reiches. Seine Ausführungen blieben auf Männer wie Westarp, Reventlow, Stresemann, Ludendorff, Helfferich nicht ohne Eindruck. Über seinen tatsächlichen Erfolg im Reich läßt sich schwer etwas aussagen, denn es hat auch nicht an Ablehnung gefehlt. In volksdeutschen Kreisen hatten die beiden Männer damit zunächst einmal ihren Ruf aufs Spiel gesetzt.

Die dritte Aufgabe, die Bleyer als Nationalitätenminister zu erfüllen hatte, war die Lösung der Minderheitenfrage in Rumpfungarn selbst. Gleich nachdem er sein Amt übernommen hatte, gab er eine Verordnung im Namen der Gesamtregierung heraus, „bezüglich sofortiger Durchführung der Gleichberechtigung der nationalen Minderheiten". Die Verordnung erschien am 21. August 1919 und führt die Nr. 4044/M. E. Sie enthielt eine weitgehende Gleichberechtigung der Minderheitssprachen. Den Minderheiten wurde das Recht zuerkannt, ihre Muttersprache selbst im ungarischen Reichstag frei zu gebrauchen. Jedermann sollte sich in seiner Muttersprache an die Gesetzgebung, die Ministerien, Munizipien, Gemeinden und alle anderen Verwaltungsbehörden wenden dürfen. Die Verwaltungsbehörden hätten auf solche Eingaben in der gleichen Sprache zu antworten. Zu dieser Verordnung wurde vom Minister des Inneren, vom Minister für Kultus und Unterricht, vom Justizminister und schließlich vom Handelsminister je eine Durchführungsverordnung im Geiste der Originalverordnung herausgegeben. Besonders ausführlich war die Verordnung des Kultusministers, die sich auf alle Fragen des Unterrichts erstreckte. Die gesamte Verordnung hat aber niemals Fleisch und Blut bekommen. Es ist wohl vorgekommen, daß in dem noch unter ungarischer Verwaltung stehenden Burgenland amtliche Entscheidungen in deutscher Sprache an die Parteien ausgefolgt wurden, Schule hat aber dieses Vorgehen nicht gemacht. Graf Bethlen hat im Jahre 1923 einen Regierungserlaß zur Regelung des Sprachgebrauchs der Minderheiten herausgegeben (Nr. 4800), der sich an die Bleyersche Verordnung anlehnt, diese jedoch wesentlich einschränkt. Die Bethlensche Verordnung ist viel präziser und den tatsächlichen Verhältnissen mehr angepaßt. Aber auch seine Verordnung hat sich kaum durchgesetzt.

Im Frühjahr 1933 erklärte Jakob Bleyer in den Wandelgängen des ungarischen Reichstages einer Gruppe von Abgeordneten und Journalisten: es sei eine eigene Tragik, daß er, der — im Gegensatz zu einem Teil der ungarischen Öffentlichkeit — die Idee vom Reiche des Hl. Stephan in ihrer vollen Reinheit vertrete, doch als Pangermane und Vaterlandsverräter gelte. Seine Minderheitenpolitik sei die Voraussetzung für die Revision. Obzwar das Ungartum mit allen Fasern seines Daseins die Revision herbeisehnte, würde seine Minderheitenpolitik abgelehnt. Die Tragik im Bleyerschen Schicksal offenbarte sich aber schon am Anfang

seiner politischen Laufbahn. Er wählte sich selbst das Nationalitätenministerium, weil er die schweren Fehler der Vergangenheit gutmachen wollte und sich der Hoffnung hingab, damit die Erfüllung des ungarischen Schicksals in Trianon aufhalten zu können. Jedem Leser dieses Aufsatzes muß es klar sein, daß er als Nationalitätenminister keine andere Aufgabe zu erfüllen hatte, als die Vorbedingungen für die Wiederherstellung des alten Ungarn zu schaffen. Darin, daß gerade er als Schwabe diese Aufgabe auf sich nahm, bzw. als Schwabe mit dieser Aufgabe betraut wurde, liegt nichts Ungewöhnliches. Das Schwabentum hat seit jeher dem ungarischen Staat und dem Ungartum seine besten Kräfte gegeben. Das gilt nicht nur von jenen, die sich assimilierten. Ehe die große Assimilierungswelle einsetzte, gab es Schwabensöhne, die der ungarischen Nation wertvolle Dienste erwiesen, ohne ihr Deutschtumsbewußtsein aufzugeben. Warum durfte das, nachdem die Assimilierungsflut in eine Katastrophe mündete, in der Person Jakob Bleyers nicht wieder Wirklichkeit werden? 1919 und 1920 hat man daran auch gar nicht gezweifelt. Bleyer konnte aber seine Aufgabe als Nationalitätenminister nicht erfüllen. Gegen die welthistorischen Kräfte kämpfte auch seine fast übermenschliche Energie vergebens an. Die slowakische Autonomie sollte die ganze Slowakei in eine helle Begeisterung für Ungarn versetzen, der tschechoslowakischen Regierung Schwierigkeiten bereiten und die Pariser Friedenskonferenz aufs tiefste beeindrucken. Ist es etwa Bleyers Schuld, daß es nicht so gekommen ist, daß sein Autonomieentwurf bloß eine noble Geste geblieben ist? Nein, es ist nicht seine Schuld. Und niemand rechnet ihm diesen Mißerfolg als Schuld an. Sein Propagandafeldzug sollte dem burgenländischen Deutschtum seine historische Verbundenheit mit dem Volk und Staat Ungarns zu Bewußtsein bringen und es gegen die Entscheidung der Friedenskonferenz stimmen. Die deutschen Staatsmänner Österreichs und des Reiches sollten den Wert der deutsch-ungarischen Schicksalsgemeinschaft auch vom deutschen Standpunkt aus höher einschätzen lernen und auf das Burgenland verzichten! Aber das Deutschtum des Burgenlandes war durch die Erlebnisse des Weltkrieges, durch die Wirren der Nachkriegszeit seelisch derart ermüdet, daß es, auch wenn es gewollt hätte, sich gegen sein von anderen bestimmtes Schicksal nicht hätte wenden können. Deutsche Staatsmänner haben Bleyer angehört, ihn begriffen, seinen Argumenten auch geglaubt: aber handeln, wie er es wollte, dazu war die tatsächliche Lage zu schwierig. Aber auch darin, auch in diesem Mißerfolg liegt kein Verschulden Bleyers.

Wer nur einen flüchtigen Blick in seine Minderheitenverordnung wirft, wird leicht die Feststellung machen, daß sie nicht eben für die Lösung der Minderheitenfrage in Rumpfungarn ausgedacht war, sondern einen ganz bestimmten politischen Zweck verfolgte. Nicht nur, weil darin im Gegen-

satz zur Vergangenheit und im Gegensatz zur auch damals noch virulenten Mentalität der Landesöffentlichkeit viel zu viel enthalten war, sondern weil diese Verordnung an sich mehr enthalten hat, als was ein gerechter Staat nach den bisherigen Vorstellungen seinen Minderheiten schuldig ist. Die Verordnung konnte nicht die Grundlage einer geregelten Staatstätigkeit bilden, höchstens politischer Propaganda dienen.

Die politische Propaganda des Nationalitätenministers Jakob Bleyer blieb ohne Erfolg. Der Schicksalsspruch in Trianon blieb davon unbeeinflußt, die neuen Staaten haben sich einigermaßen konsolidiert, in Ungarn wurde man sich der eigenen Schwäche und der Übermacht der Gegner alsbald bewußt. Was konnte da das Nationalitätenministerium noch für Aufgaben erfüllen? Die Aufgabe, die es im Inneren hätte erfüllen können, die allmähliche Lösung der Minderheitenfrage, wollte man weder dieser Institution, noch Jakob Bleyer anvertrauen. Um so weniger, als diese Frage — nach der Aussichtslosigkeit auswärtiger Erfolge — gar nicht mehr so wichtig erschien. Das Ministerium wurde daher aufgelassen und Jakob Bleyer trat aus der Regierung aus. Jakob Bleyer hat seine Schuldigkeit getan . . .

Zu den Aufgaben der ungarländischen Deutschtumsforschung.

Von

Gideon Petz (Budapest).

Unser allzu früh heimgegangener Freund und Kollege Jakob BLEYER suchte seine vielseitige und rastlose Tätigkeit auf all den Gebieten, auf denen er als Universitätslehrer, als gelehrter Forscher und als Politiker wirkte, immer von gewissen höheren Gesichtspunkten aus zu überblicken, zu ordnen und organisch zu gestalten, wie er denn überhaupt ein erfolgreicher Organisator war. So hat er vor einigen Jahren, als er die Zeitschrift *„Deutschungarische Heimatsblätter"* ins Leben rief, im 1. Hefte derselben ein Arbeitsprogramm entwickelt (*„Zur Einführung"*, Band I, 1929, S. 1f.), in dem er gewisse prinzipielle Zielsetzungen feststellte: in den Rahmen der neuen Zeitschrift sollte einerseits die Erörterung all jener Fragen gehören, die das gesamte deutsche Leben in Ungarn in Vergangenheit und Gegenwart betreffen, andererseits der ganze geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhang zwischen Ungartum und Deutschtum. Noch ausführlicher hat er sich über diese grundsätzlichen Fragen in seinem letzten Aufsatze, der noch zu seinen Lebzeiten erschienen war[1]), mit der ihm eigenen Umsicht und Gründlichkeit geäußert. Mit Hinweis auf den eben erwähnten Aufgabenkreis der *Heimatsblätter* nennt er auch hier als die beiden wichtigsten Probleme die Erhellung der Vergangenheit und Gegenwart des Deutschtums im altungarischen Raume und den ganzen Komplex der geistigen Wechselbeziehungen zwischen Deutschtum und Ungartum (S. 89); besonders betont wird dann noch ein Ausschnitt aus der Gesamtforschung, die die ungarländische Deutschtumskunde zu behandeln berufen ist: das Deutschtum im ehemaligen Südungarn, das mit dem Deutschtum in Rumpfungarn eine organisch zusammenhängende Volksgruppe bildet, das sogenannte, über eine Million Seelen umfassende Donauschwabentum, mit dem auch die südslawischen und rumänischen Deutschtumsgruppen zusammenhängen und seit ihrer Ansiedelung im ungarischen Raum bis 1918 dasselbe staatliche und volkliche Schicksal hatten (S. 91).

---

[1]) *Aufgaben der Deutschtumsforschung im altungarischen Raume.* Festschrift für Gideon PETZ. Herausgegeben von J. BLEYER, H. SCHMIDT und Th. THIENEMANN. Budapest 1933. S. 82—93.

In der Zusammenstellung und Erörterung der angeführten Aufgaben unserer Germanistik hat Bleyer als Literarhistoriker begreiflicherweise in erster Reihe sich die Probleme seines eigentlichen Arbeitsgebietes vor Augen gehalten, während die besonderen Aufgaben der Sprachforschung und Volkskunde nur flüchtig erwähnt wurden. Ich glaube nun eben im Sinne meines unvergeßlichen Freundes zu handeln, wenn ich hier als Ergänzung zu seinen Ausführungen, soweit es der Raum gestattet, die in das sprachwissenschaftliche Gebiet einschlägigen Aufgaben bespreche, insbesondere einige Probleme der Mundartforschung, die älteren deutsch-schriftsprachlichen Bestrebungen auf ungarischem Boden und die Aufgaben im Gebiete der Namenkunde, die zum Teil auch das Problemgebiet der Volkskunde berühren.

I. Mundartforschung.[1]) In der geschichtlichen Entwicklung der neueren deutschen Mundartforschung war bekanntlich der von Georg Wenker in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts begründete *Sprachatlas des Deutschen Reiches* von hervorragender Bedeutung, und auch die Anfänge unserer ungarländischen deutschen Mundartforschung stehen in einem gewissen Zusammenhang mit dem großen deutschen Sprachatlas, wobei es mir vergönnt war, in der Anknüpfung dieser Beziehungen eine bescheidene Rolle zu spielen. Als ich mich nämlich während meiner Studienzeit in Deutschland, wo ich einige Semester in Freiburg i. B. und Leipzig zugebracht hatte, im Frühjahr 1887 nach Marburg a. L. begab, hatte ich — durch die Vermittlung meines Freiburger Freundes Friedrich Kauffmann, der damals als Wenkers Assistent am Sprachatlas tätig war — das Glück, in Wenkers Hause eine behagliche Unterkunft zu finden. So hatte ich Gelegenheit, das Material des unter demselben Dache befindlichen Sprachatlas unter der Leitung Wenkers und Kauffmanns eingehend zu studieren, und schon damals faßte ich den Vorsatz, dereinst auch die Erforschung der ungarländischen deutschen Mundarten anzuregen und womöglich zu organisieren. In die ungarische Heimat zurückgekehrt, habilitierte ich mich als Privatdozent für deutsche Sprachwissenschaft an der Budapester Universität und war bestrebt, in meinen Schülern das Interesse für Mundartforschung zu wecken. Mit meinen Bemühungen hatte ich bald Erfolg: von meinen Schülern beschäftigte sich zunächst Viktor Lumtzer mit den Dialekten seiner Zipser Heimat, und nachdem er seine Studien in Leipzig fortgesetzt hatte, erschien seine ausführliche Arbeit über die Leibitzer Mundart (Paul u. Braune, Beiträge zur Gesch. d. dtsch. Spr. u. Literatur, Bd. 19 u. 21); leider machte sein früher Tod (1897) den Hoffnungen, die man auf ihn gesetzt hatte, ein frühes Ende; in der

[1]) J. Bleyer u. G. Petz: *Deutsche Philologie*, in: Z. Magyary: *Die Entstehung einer internationalen Wissenschaftspolitik*. Leipzig 1932, S. 73—82.

Erforschung der Zipser Mundart wurde später Julius GREB sein würdiger Nachfolger. Auch die Erforschung der fränkischen Mundarten in Ungarn wurde bald in Angriff genommen. 1899 erschien eine gründliche Arbeit über die Verbászer rheinfränkische Mundart von meinem Schüler Heinrich SCHMIDT, der seither eine hervorragende Tätigkeit auf diesem Gebiete entwickelt hat. Da ich 1896 den neuerrichteten Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft an der Budapester Universität erhielt, wurde die deutsche Mundartforschung in der Folgezeit immer eifriger betrieben. 1903 führte ich in einem in der Ung. Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag aus, daß die Erforschung der nicht-ungarischen Mundarten des Landes eine Aufgabe der ungarischen Wissenschaft sei, und stellte den Antrag, die Akademie möge eine besondere Sammlung von derartigen Studien in ihrem Verlage herausgeben. Der Antrag wurde angenommen, und so erschien seit 1905 eine Reihe von Abhandlungen, in denen ungarländische deutsche Mundarten behandelt waren. Daß diese Sammlung unter der Aegide der Akademie erschienen war, hatte natürlich eine nicht zu unterschätzende prinzipielle Bedeutung.[1]) Die Beschäftigung mit diesen Mundarten hatte die weitere Folge, daß sich die Aufmerksamkeit unserer Germanistik immer mehr dem gesamten geistigen Leben des ungarländischen Deutschtums zuwendete. Als dann 1911 auf den durch den Abgang Gustav Heinrichs freigewordenen Lehrstuhl für deutsche Literaturgeschichte Jakob Bleyer ernannt wurde, konnte unsere germanistische Tätigkeit mit noch größerem Erfolg betrieben werden. Schon im folgenden Jahre wurde eine besondere Sammlung von germanistischen Abhandlungen aus dem Kreise der Sprach- und Literaturwissenschaft von uns ins Leben gerufen unter dem Titel: *Német philologiai dolgozatok — Arbeiten zur deutschen Philologie*, herausgegeben von G. Petz, J. Bleyer und H. Schmidt. Da die Dissertationen, die die Grundlage der Doktorexamina bilden, den bestehenden Vorschriften gemäß in ungarischer Sprache eingereicht werden müssen, sind die Arbeiten in dieser Sprache geschrieben, doch wird jedem Hefte ein deutscher Auszug beigegeben. Unter den Arbeiten, deren Zahl bereits 60 übersteigt, findet sich selbstverständlich auch eine beträchtliche Reihe von Bearbeitungen ungarländischer deutscher Dialekte. Manche dieser mundartlichen Arbeiten, wie auch solche, die anderwärts erschienen waren, wurden gelegentlich auch den deutschen Fachgenossen bekannt und weckten einen Widerhall in deutschen Zeitschriften. So wurde die Arbeit von Stephan VONHÁZ über die Mundart der schwäbischen Siedler im Szatmárer Komitat von dem hochverdienten Herausgeber des Schwäbischen Wörterbuchs, Hermann FISCHER in den *Württembergischen Jahrbüchern* (Jahrg. 1911) einer eingehenden Besprechung unterzogen und mit

[1]) Vgl. dazu Th. THIENEMANN: Deutsch-ung. Heimatsblätter IV. S. 3.

wertvollen Ausführungen ergänzt. Bemerkenswert ist ferner, daß durch diesen Aufsatz Fischers und durch Heinrich Schmidts Lautlehre der rheinfränkischen Mundart der Sprachinsel Verbász sowie durch seine gründliche Abhandlung über die deutschen Mundarten Südungarns (Ungarische Rundschau 1914 S. 656f.) der namhafte Mundartforscher Hermann Teuchert veranlaßt wurde sich über die Erforschung unserer deutschen Mundarten zuerst im Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie (33. Bd., 1913, S. 164 u. 167) zu äußern und später seinen wichtigen Aufsatz „*Grundsätzliches über die Untersuchung von Siedelungsmundarten*" in der Zeitschr. f. deutsche Mundarten (1915, S. 409f.) zu veröffentlichen, wo er vor allem betont, daß die Hoffnung, auf Grund einer Mundartenvergleichung den Herkunftsort einer deutschen Ansiedlung mit der gleichen Sicherheit wie durch urkundliche Nachweise zu finden, trügerisch sei. Dennoch haben — nach Teuchert — gerade die Forschungen über solche jüngere Ansiedlermundarten einen prinzipiellen methodischen Wert. „Diese glücklicherweise oft fast im Lichte der Gegenwart sich vollziehenden Sprachvorgänge, sagt er, geben uns die Methode an die Hand, mit der wir gewissen Erscheinungen älterer Sprachstufen nahekommen können. Denn in solcher Kolonialmundart sind die gleichen Elemente an der Arbeit, die einst die romanischen oder selbst die germanische gebildet haben. Ja nicht genug! Die Erforschung dieser jungen Entwicklung bietet die Aussicht, Regeln zu entdecken, nach denen sich jede lebende Mundart und, was letzten Endes dasselbe ist, jede lebende Sprache bildet. Denn dieses schließlich in allen Gegenden und zu allen Zeiten wirksame sprachhistorische oder sprachgenetische Prinzip von Mischung und Ausgleich kann nur hier in seinen einzelnen Bestandteilen beobachtet werden." Mit Berufung auf den wichtigen Aufsatz H. Teucherts führte später Heinrich Schmidt in einem in der Ung. Akademie der Wissensch. 1924 gehaltenen Vortrag[1]) u. a. aus, es werde jetzt in jeder ungarländischen deutschen Siedlungsgemeinde eine neue einheitliche Mundart gesprochen, woraus zu folgern sei, daß in den nicht ganz 200 Jahren, die seit der Ansiedlung verflossen sind, jede Mundart die Elemente, durch die die Harmonie der Sprachmelodie, der Lautlehre, der Formenlehre usw. gestört wird, ausgeschieden hat, so daß es jetzt den Anschein hat, als ob jede Mundart sich seit uralten Zeiten ganz organisch entwickelt habe. Es ist dabei bemerkenswert, daß selbst dort, wo die überwiegende Zahl der Siedler aus Süd- oder Norddeutschland gekommen war, die mitteldeutsche Gemeinsprache gesiegt hat. So kann man vermuten, es seien

[1]) *A magyarországi német nyelvjáráskutatás módszere és problémái* (Die Methode und die Probleme der ungarländischen deutschen Mundartforschung). Magyar Nyelv 20. Bd. (1924). S. 169f.

hier dieselben Kräfte im Spiel gewesen, die auch bei der Ausgestaltung der neuhochdeutschen Schriftsprache eine Rolle gespielt hatten.

Neuerdings hat — ebenfalls von den Erörterungen Teucherts ausgehend — der russische Germanist Viktor SCHIRMUNSKI die Mundarten einer Anzahl von deutschen Kolonien in Rußland, besonders im Schwarzmeergebiete, behandelt (Germanisch-romanische Monatsschrift 1930 S. 113 und 171f.), wobei er betonte, daß die Erforschung der deutschen Siedlungsmundarten in jüngeren Sprachinseln eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Germanistik sei. Auf dem erwähnten russischen Gebiete sind ober-, mittel- und niederdeutsche Mundarten vertreten, aus denen gelegentlich auch Mischmundarten entstanden sind. In ihrer Ausbildung zeigen diese Mundarten manche Übereinstimmung mit der Entwicklung unserer ungarländischen deutschen Mundarten, — es ist übrigens auch eine Anzahl von deutschungarischen Siedlern (besonders aus dem Bácser Komitat) in jenes Gebiet eingewandert. Bei den sprachlichen Verschiedenheiten hat in jenen Kolonien auch der konfessionelle Unterschied — ähnlich wie oft auch bei uns — eine große Bedeutung, so daß man von katholischen und evangelischen Mundarten sprechen kann (S. 179).

Nach dem für uns so überaus unglücklichen Ausgang des Krieges hat das einstige Königreich Ungarn mehr als zwei Drittel seines Flächeninhalts verloren, dem entsprechend hat sich auch die Zahl der Einwohner beträchtlich vermindert und die Zahl der Deutschen, die vor dem Kriege mehr als zwei Millionen betrug, ist — nach der Volkszählung von 1920 — in dem verstümmelten Rumpfungarn auf 551 211 gesunken. Natürlich lassen sich auch in der Sprache der deutschen Bewohner Rumpfungarns wichtige mundartliche Unterschiede nachweisen. Eine zusammenfassende wissenschaftliche Behandlung dieser deutschen Mundarten hat Heinrich Schmidt in dem von Jakob Bleyer herausgegebenen Sammelwerke *Das Deutschtum in Rumpfungarn* (Budapest 1928) veröffentlicht. Nach H. Schmidts Ausführungen sind von den oberdeutschen Mundarten vor allem die bayrischen und unter diesen wieder die mittelbayrischen stärker vertreten; als Unterabteilungen sind in ihrem Kreise Steirer, Hienzen, Deutsch-Pilsener, Heidebauern, die Deutschen des Bakonyerwaldes, sowie die Bayern des Schildgebirges und der Budapester Umgebung zu nennen, wozu auch die Reste der bayrisch-österreichischen Einwohner der Hauptstadt selbst zu rechnen sind. Von der südbayrischen Dialektgruppe finden sich geringe Spuren bei St. Gotthard, die nordbayrische Gruppe scheint überhaupt nicht vertreten zu sein. Die schwäbische Mundart wird nur in einigen Dörfern Rumpfungarns, so in Hajós (Pester Komitat), in den bei Ungarn gebliebenen Ortschaften des Szatmárer Komitats, in Károlyfalva bei Sárospatak (Kom. Zemplén) und — nach Joh. WEIDLEIN, DUHbl. III. S. 230f. — in mehreren Dörfern der sogen. Schwäbischen Türkei

(Kom. Tolna und Baranya) gesprochen[1]), wo auch andere oberdeutsche (bayrische, mittelbadische usw.) Mundarten vertreten sind. Von den mitteldeutschen Mundarten ist die rheinfränkische (zuweilen auch mit der bayrischen gemischt) recht gut vertreten, so im Pester Komitat (in den Ortschaften Harta und Nemesnádudvar), im Schildgebirge (Vértesacsa), in der Nähe des Plattensees und im südlichen Transdanubien, der Schwäbischen Türkei, wie auch in den meisten Gemeinden des bei Rumpfungarn gebliebenen nordwestlichen Teiles der Bácska und des Banats. In einigen Ortschaften des Arader Komitats (in den Gemeinden Elek und Almárkamarás) und in Szalatnak (Kom. Baranya) wird die ostfränkische Mundart gesprochen. Reste deutscher Siedlungen finden sich auch bei Szolnok, bei Debrezin und im Heveser Komitat, hier wird in Kompolt der mittelfränkische Dialekt gesprochen. Nach H. Schmidt wird auch in den meisten deutschen Siedlungen Jugoslawiens und des rumänischen Banats die fränkische Mundart gesprochen; seiner Ansicht nach dürften in diesen von Ungarn abgetrennten Gebieten mehr als 600 000 Deutsche ansässig sein.

In bezug auf die Herkunft und die Entwicklung der ungarländischen deutschen Mundarten gibt es selbstverständlich noch überaus viele ungelöste Fragen und verwickelte Probleme — so besonders im Gebiete des Donauschwabentums, dessen Wichtigkeit, wie erwähnt, zuletzt Jakob Bleyer betont hat —, so daß die Forschung hier noch ein weites und dankbares Feld hat.[2]) Dabei möchte ich unserer jüngeren Forschergeneration angelegentlich empfehlen, die Verbindung mit Marburg, von wo auch unsere ungarländische deutsche Mundartforschung ausgegangen ist und wiederholt befruchtet wurde und wo unsere jungen Forscher immer freundliche Aufnahme fanden, auch in der Zukunft möglichst rege zu erhalten und die Arbeitsweise sowie die neuere Auffassung der mundartlichen und überhaupt der sprachlichen Vorgänge, wie sie sich aus der Beschäftigung mit dem Sprachatlas ergeben hat, mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen.[3])

---

[1]) Über die schwäbische Mundart von Nagy-Árpád (Kom. Baranya) vgl. die jüngst erschienene Dissertation von Hedwig Bauer: *Nagy-Árpád, Mundart und Sitten.* Pécs-Fünfkirchen 1933.

[2]) Vgl. dazu J. Weidlein: *Zur Frage unserer Siedlungsmundarten.* Festschrift für G. Petz. 1933. S. 196f.

[3]) Literatur zu I: Hans Reis: *Die deutschen Mundarten*, 2. Aufl. 1910 (Samml. Göschen 605). — V. Michels: *Mundarten*; in: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft (Festschrift für W. Streitberg). Heidelberg 1924, S. 481f. — W. Streitberg: *Die lebenden Mundarten*; in: Geschichte der indogerm. Sprachwissenschaft. Bd. II. 1.1927, S. 144f. — F. Maurer: *Mundart*, in: Sachwörterbuch der Deutschkunde. Leipzig 1930, Bd. II, S. 820f. — Zeitschriften: *Zeitschrift für deutsche Mundarten.* 19 Bände 1906—1924; herausg. v. O. Heilig u. Ph. Lenz, später von

II. Schriftsprachliche Bestrebungen. Ein zweiter sprachwissenschaftlicher Aufgabenkreis, dessen Bearbeitung in unseren deutschen Seminarübungen schon vor längerer Zeit in Angriff genommen wurde, bezieht sich auf die schriftsprachlichen Bestrebungen und auf gewisse Zwischenstufen zwischen Mundart und Schriftsprache (Geschäftssprache, Kanzleisprache, Landsprache)[1]), die auch im Königreich Ungarn schon vor der Reformation und vor der Verbreitung der besonders von Luther beeinflußten neuhochdeutschen Schriftsprache nachzuweisen sind. Die siebenbürgisch-sächsischen Germanisten, besonders Adolf SCHULLERUS und Andreas SCHEINER, haben schon vor längerer Zeit solche Fragen, insofern sie sich auf das siebenbürgisch-sächsische Schrifttum bezogen, zu klären gesucht. In dieser Beziehung waren besonders die *Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen* (Archiv Bd. 34, 1907, S. 408f.) von Adolf Schullerus von Wichtigkeit, wo er vor allem darauf hinwies, daß die österreichische Kanzleisprache schon im 15. Jh. und in der ersten Hälfte des 16. Jh.s versucht hat, in Siebenbürgen festen Fuß zu fassen, was namentlich aus den Rechnungsbüchern der städtischen Magistrate erhellt. In den Schulen wurde noch früher, bereits im 14. und 15. Jh. gelegentlich eine deutsche Kunstsprache und zwar die mittelhochdeutsche Literatursprache herangezogen, wie sich auch in den Privataufzeichnungen der sächsischen Gräfenfamilien, die schon ganz in den ungarischen Adel eingeschmolzen waren, eine gewisse Annäherung an die mhd. Literatursprache findet. In Amtsurkunden hatte sich schon lange vorher die österreichische Kanzleisprache festgesetzt. Diese Kanzleisprache wird dann in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s durch die Luthersche Sprache endgültig verdrängt, was sich insbesondere in der 1583 erfolgten Kodifizierung des Eigenlandrechts zeigt.

Ähnliche schriftsprachliche Bestrebungen, wie die eben erwähnten, sind schon geraume Zeit vor den Anfängen der Reformation auch in dem engeren Ungarn, und zwar vor allem in der Hauptstadt Ofen, aber auch anderwärts nachzuweisen. Die ersten Zeichen der geistigen Kultur der deutschen Siedler Ungarns stehen unleugbar im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung des Städtewesens. Infolge der Selbstverwaltung der Städte wurden von den Bürgern städtische Behörden, Richter, Geschworne und Schreiber gewählt[2]); diese stellten Urkunden aus und verfaßten Rechtsbücher, die für uns als die ältesten Denkmäler des aus den Kanzleien hervorgegangenen deutschen Schrifttums von größtem Werte sind. Eine

O. HEILIG u. H. TEUCHERT, seit 1921 von H. TEUCHERT. — *Teuthonista*, Zeitschrift für deutsche Dialektforschung u. Sprachgeschichte (seit 1924), herausg. v. H. TEUCHERT.

[1]) Vgl. O. BEHAGHEL: *Geschichte der deutschen Sprache*. 5. Aufl. 1928, S. 182f.

[2]) Vgl. die Bestimmungen des Ofner Stadtrechts § 24f.

der wichtigsten Rechtsquellen des alten ungarischen Bürgertums war das *Ofner Stadtrecht* (*Rechtpuech nach Ofner statrechten*), das zur Zeit der Regierung des Königs Sigismund (1387—1437) entstanden ist und von A. MICHNAY und Paul LICHNER herausgegeben wurde (Preßburg 1845). Von den zwei erhaltenen Handschriften wird die im Besitze der Bibliothek des Preßburger evang. Lyzeums befindliche für die ursprüngliche gehalten, die in den ersten Jahrzehnten des 15. Jh.s von zwei Schreibern in Ofen angefertigt wurde; als Hauptquelle wird gleich zu Anfang das Magdeburger Recht erklärt. Als einstiger Schüler des Preßburger evang. Lyzeums hatte ich für das von meinem verehrten Lehrer Paul Lichner mitherausgegebene Denkmal stets ein besonderes Interesse gehegt, und als ich viele Jahre später als Professor der deutschen Philologie an der Budapester Universität wirkte und sich da im Studienjahre 1913/14 die Möglichkeit bot, aus dem Kreise meiner Fachwissenschaft eine Preisaufgabe zu stellen, da bestimmte ich zu diesem Zweck die Untersuchung der sprachlichen Eigentümlichkeiten des Ofner Stadtrechtes.[1]) Den Preis erhielt die Arbeit meines Schülers Béla Czvengros, doch bald darauf brach der Krieg aus, und auch der junge Verfasser zog ins Feld. Nach Kriegsende meldete er sich aber nicht, und da man Kenntnis davon erhielt, daß er eine ausländische Anstellung bekommen hatte, konnte seine ungarische Preisarbeit weder verbessert, noch gedruckt werden. Da eine neuerliche Bearbeitung des wichtigen Themas immerhin wünschenswert schien und da sich nach mehreren Jahren (1928) ein strebsamer Schüler, Georg DIDOVÁCZ, ein Thema zur Ausarbeitung erbat, so empfahl ich ihm wieder die Untersuchung der Sprache des Ofner Stadtrechtes. Die eingereichte Arbeit entsprach den Anforderungen; so wurde sie 1930 gedruckt, in die Reihe der „*Arbeiten zur deutschen Philologie*" aufgenommen[2]) und als Doktordissertation eingereicht. In die im Universitätsarchiv befindliche Arbeit seines Vorgängers konnte Didovácz — gemäß den bestehenden Vorschriften — keine Einsicht nehmen und so wurde ihm von ihrem Inhalt nur das bekannt, was in meinem schon früher gedruckten Berichte (Acta reg. scient. Universitatis Hung. anni 1913—14 fasc. II. pag. 110—113) darüber enthalten war. Soviel zur Klärung der Vermutungen, die A. Scheiner in bezug auf die Entstehung der beiden genannten Arbeiten in seinem wertvollen Aufsatz: *Eine Aufgabe deutscher Sprachforschung im Ostland* (Siebenb. Vierteljahrsschr. 1931. S. 258 u. 271) geäußert hat. Was die Ergebnisse der Arbeit

[1]) Von kulturhistorischem und rechtsgeschichtlichem Gesichtspunkte aus wurde das Ofner Stadtrecht schon früher von Neda RELKOVIĆ behandelt: *Buda város jogkönyve* (Ofner Stadtrecht). Budapest 1905, 308 S.

[2]) DIDOVÁCZ, György: *A budai jogkönyv hangtana* (Lautlehre des Ofner Stadtrechtes). Német philol. dolgozatok (Arbeiten zur deutschen Philologie) 43. Budapest 1930.

Didovácz' betrifft, so hält er es für gewiß, daß die erwähnte Handschrift von einem Ofner — richtiger wohl: aus dem Kreise der Ofner Kanzlei — herrühre und vielleicht für einen vornehmen Ofner Privatmann angefertigt wurde (S. 13). Die Schreibart weise auf eine Kanzlei hin, stimme aber nicht in allem mit der Ofener Kanzleisprache überein. Wie in dieser seien auch im Ofner Rechtsbuch bayrisch-österr. Eigentümlichkeiten vorherrschend (z. B. mhd. *ei* > *ai*: *klain, kaiser, zway*; neben *ein* auch *ain*; â meist ô; Wechsel von *b* und *p*, oft auch in *b* > *w*), es seien aber häufig auch mitteldeutsche nachzuweisen, besonders bei dem zweiten Schreiber der Preßburger Handschrift. Bezüglich der mitteldeutschen Eigentümlichkeiten denkt Didovácz an den Einfluß der Prager Kanzlei; die Beziehungen zwischen Prag und Wien mochten durch König Sigismund gefördert worden sein.

A. Scheiner hat in seiner erwähnten eingehenden Besprechung von Didovácz' Arbeit treffend auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die die Annahme eines ‚mitteldeutschen' und zwar Prager Kanzleieinflusses im Gefolge hat. Er erwähnt (S. 269) die Möglichkeit, „daß das Ofner Deutsch von allem Anfang an ein mittleres Siedlungsdeutsch gewesen sei" und spricht auch später von einem „mittleren Deutsch, das seine kräftigste Stütze in der Ofner Kanzlei gehabt haben möchte" (S. 273). Mit diesen Andeutungen Scheiners dürfen wir vielleicht eine Stelle seines später erschienenen Aufsatzes über die Sprache des Teilschreibers G. Dollert in Zusammenhang bringen, wo er auch von Ofen spricht, „dessen deutsche Geschäftssprache gewiß auch bis Hermannstadt und Kronstadt gewirkt hat" (Archiv Bd. 47, 1933, S. 58). Und die ebenfalls von ihm vermuteten „sprachlichen Auswirkungen des Ofner Rechtsbuches" (Vierteljahrsschr. a. a. O. S. 269) werden wir auch nicht unwahrscheinlich finden, wenn wir von der überaus großen Verbreitung des Ofner Stadtrechtes in den siebenbürgischen Städten im 14. und 15. Jh. und von der gewissenhaften Befolgung der darin enthaltenen Vorschriften Kenntnis haben, wenn z. B. im 52. Kap. des Rechtsbuches die pünktliche Führung eines besonderen Stadtbuches empfohlen wird und dieser Forderung auch tatsächlich entsprochen wurde.[1]) Wenn mithin das Ofner Stadtrecht im Rechtsleben als strenge Richtschnur betrachtet wurde, konnte es gar wohl auch in sprachlicher Beziehung als vorbildliche Autorität gelten.

Gewiß ist die Beschäftigung unserer Germanistik mit dem Ofner Rechtsbuch auch für die Zukunft sehr zu wünschen, wie auch A. Scheiner — mindestens hinsichtlich der Beurteilung der Ofner Kanzleiverhältnisse — die „Wiederaufnahme der Untersuchung und schrittweise geordnetes

---

[1]) Auner, M.: *Az erdélyi szászok oklevelei a XV. század kezdetéig* (Die Urkunden der Siebenbürger Sachsen bis zum Anfang des XV. Jahrhunderts). Bistritz 1912.

Vorgehen" für wünschenswert hält und Didovácz' Versuch, die „mitteldeutschen" Züge der Handschrift auf Einflüsse der Prager Kanzlei zurückzuführen, als unzulänglich bezeichnet (Vierteljahrsschr. 1931. S. 262 und 269).

Auch ein anderes ungarländisches Rechtsbuch, die *Zipser Willkür* (*Villkühr der Sachsen in dem Zips*), aus dem Jahre 1370 stammend und in vier Abschriften des 15. und 16. Jh.s erhalten, wurde unlängst — nach der Ausgabe K. Demkós — von einem meiner Hörer, Franz Siska S. J. in bezug auf den Vokalismus untersucht. Hier zeigt sich einerseits die mitteldeutsche Monophthongierung von mhd. *ie, uo, üe*, andererseits die Diphthongierung der mhd. Längen *î, û, iu*, sowie auch andere ausgesprochen oberdeutsche Eigentümlichkeiten. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe, auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten der anderen ungarländischen deutschen Rechtsbücher (vgl. Pukánszky, *Gesch. des deutschen Schrifttums in Ungarn* S. 31f). genauer zu prüfen, oder wie es Scheiner ausgedrückt hat, die in Oberungarn und Siebenbürgen entstandenen „bescheideneren Denkmäler auf ihre Beziehungen zur Sprache des Ofner Rechtsbuches hin zu untersuchen, um auf diese Weise wenigstens einzelne Züge einer möglichen deutsch-ungarischen mittelalterlichen Schriftsprache herauszuarbeiten, d. i. Züge, die seinerzeit jedem Deutschungar ebenso vertraut, als dem stammländischen Deutschen fremd sein mochten". (Vierteljahrsschr. 1931, S. 271.)[1])

Noch vor den eben erwähnten städtischen Rechtsbüchern, im letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, entstand in der nordungarischen Bergstadt Königsberg (ung. Ujbánya, Komitat Bars) eine Dichtung, als deren Verfasser Oswald der Schreiber genannt wird. Der Dichter hat in seinem Werk Elemente der Sage vom Priester Johannes mit Zügen der deutschen Kaisersage verschmolzen. Den Text der Dichtung Oswalds, die als Fragment auf uns geblieben ist, hat Friedrich Zarncke in seiner größeren Abhandlung *Der Priester Johannes* (Sächs. Gesellsch. der Wissensch., Phil. Hist. Klasse Bd. VII) herausgegeben; bei uns wurde das Gedicht aus literarhistorischem und sprachwissenschaftlichem Gesichtspunkte von Eugen Czinkotszky behandelt (Arbeiten zur deutschen Philologie, 9. Heft, 1914). Die Sprache des Gedichtes weist ebenfalls teils oberdeutsche, teils mitteldeutsche Kennzeichen auf; zu den ersteren gehören: mhd. *â* : *o* (*gân* : *schon*); die teilweise Diphthongierung von *î, û, iu*; zu den mitteldeutschen Eigentümlichkeiten: für mhd. *e* zuweilen *i* und *u* > *o*. Die md. Eigenheiten wären — nach der Meinung Czinkotszkys — dem Abschreiber (der rheinfränkischer Herkunft gewesen sein soll) zuzuschreiben, während Oswalds eigene Mundart die österreichische war, die mit der Sprache der Königsberger Deutschen übereinstimmte.

[1]) Adolf Schullerus' Ostland-Aufsatz, den Scheiner weiterhin erwähnt, war mir leider nicht zugänglich.

Neben diesen Erzeugnissen des deutsch-ungarischen Schrifttums und neben der Tätigkeit der städtischen Kanzleien wären auch die Sprach- und Schreibgewohnheiten der königlichen Kanzlei eingehender zu untersuchen. Die Sprache der in dieser Kanzlei ausgestellten Urkunden und Mandate war gewöhnlich die lateinische, für Fremde wurden aber schon seit König Ludwig I. (1342—1382) auch Urkunden in deutscher Sprache ausgestellt, bei denen in bezug auf die Form und die Schreibgewohnheiten die österreichischen und reichsdeutschen Schriftstücke als Muster dienten.[1]) In den deutschen Briefen des Königs MATTHIAS (1458—1490)[2]) ist die Schreibweise ziemlich inkonsequent, so stehen in einem Brief an Herzog Wilhelm v. Sachsen (1473) die Formen mit Zwielaut: *freuntlich, getreu, eur, reich* (Bd. I S. 285), ebenso in einem Schreiben an die österreichischen Stände: *zeit, lanndtleut, Österreich, auf, bey, verschreibung* (I S. 288f.), oder in einem Schreiben an die Stadt Nürnberg (1487): *des reichs, sey, euch, tzweiffel, weisheit, fleysig, auff* (II S. 314), — dagegen in einem Brief an Kaiser Friedrich, (dem er 1474 Vorwürfe deswegen macht, daß er sich mit den Königen von Polen und Böhmen gegen ihn verbündet habe): *fliss, flissig, czit, langeczit, durchlichtig, uff, daruss* (I S. 301). Auch in der Schreibung der alten Zwielaute ist in ein und demselben Schriftstück keine strenge Folgerichtigkeit: *heilig, vereinigung, ein,* — aber: *kainer, Kaiser, allain, sicherhait* (I 288, 289). Scheiner hat demnach wohl recht, wenn er schreibt, König Matthias habe vielleicht ebensooft nach Prager als nach Wiener Stil, in der Regel aber ein zwischen Prag und Wien irgendwie schwankendes, bunteres Deutsch geschrieben (a. a. O. S. 264). Auch diese scheinbar regellose deutsche Schreibweise des großen Königs könnte das Thema einer germanistischen Arbeit sein.

Neben einer genaueren sprachlichen Untersuchung des deutsch-ungarischen Kanzleischrifttums und der schriftsprachlichen Bestrebungen der früh-neuhochdeutschen Zeit, wäre es wünschenswert, daß die in eine spätere Zeit fallende Verbreitung der von Luther beeinflußten neuhochdeutschen Schriftsprache in Ungarn — worauf schon Schullerus aufmerksam gemacht hatte — auch weiterhin mit Aufmerksamkeit verfolgt und auch dies als eine Aufgabe unserer heimischen Deutschtumsforschung betrachtet werde.[3])

---

[1]) SZENTPÉTERY, Imre: *Magyar oklevéltan* (Ungarische Urkundenlehre). Budapest 1930, S. 190.

[2]) *Mátyás király levelei* (Die Briefe des Königs Matthias), herausg. v. Wilh. FRAKNÓI. Bp. Ung. Akademie der Wissensch. I, 1893. II, 1895.

[3]) Literatur zu II: BURDACH, K.: *Die Einigung der nhd. Schriftsprache.* 1884. — *Zur Geschichte der nhd. Schriftsprache.* (Festgabe für R. Hildebrand 1894.) — Neu abgedruckt in: *Vorspiel.* Gesammelte Schriften zur Geschichte des deutschen Geistes. I. Bd. 2. Teil. *Reformation und Renaissance.* — BAHDER, Karl v.: *Grund-*

III. Namenkunde. Auf die Wichtigkeit der Namenforschung hat bereits G. W. LEIBNIZ in seiner 1710 erschienenen Abhandlung *Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum*[1]) hingewiesen, und schon er hat die einzelnen Gruppen der Fluß-, Berg- und Waldnamen, Völker-, Orts- und Personennamen unterschieden und bemerkt, daß die alten Personennamen, die am besten beim friesischen Volksstamm bewahrt seien, uns sozusagen in die Heiligtümer der alten Sprache einführen („nomina vetera hominum, quorum nulla Germaniae gens plura Frisiis retinuit, ducunt nos in sacraria, ut sic dicam, veteris linguae."). Aber die wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Namenkunde begann erst im 19. Jh. und wurde besonders durch Jakob GRIMM gefördert, der in seiner *Geschichte der deutschen Sprache* (1848) sich vielfach mit der Deutung von Namen befaßte. Auf seine Anregung hatte die Berliner Akademie den Wunsch nach einem Namenbuch ausgesprochen, und so entstand das umfangreiche *Altdeutsche Namenbuch* von Ernst FÖRSTEMANN (I. Bd. Personennamen 1856, II. Bd. Ortsnamen 1859; auf Grund des II. Bandes erschien auch eine systematische Behandlung der Ortsnamen 1863). Eine neue Bearbeitung des I. Bandes erschien 1900, die des II. Bandes (von H. JELLINGHAUS in zwei Teilen herausgegeben) 1913—1916. Frühzeitig wurde auch die Bildungsweise der Namen der verwandten indogermanischen Völker untersucht: Wilhelm WACKERNAGEL hatte schon 1837 nachgewiesen, daß so wie bei den Germanen (vgl. Hildebrand, Gertrud), auch bei den Griechen die gewöhnliche Bildungsweise die Zusammensetzung gewesen sei. Später führte O. ABEL in seiner Schrift über die deutschen Personennamen (1853) aus, daß in allen indogermanischen Sprachen, mit Ausnahme der italischen, zumeist aus zwei Stämmen zusammengesetzte Namen üblich waren; diese Auffassung hat neuerdings auch Hermann HIRT vertreten (*Die Indogermanen* 1907 und *Etymologie der nhd. Sprache* 2. Aufl. 1921). Ein Widerstreit der Ansichten bestand früher in bezug auf das Verhältnis der einfachen und der zusammengesetzten Personennamen: während nach Förste-

---

lagen des neuhochdeutschen Lautsystems. Straßburg 1890. — EHRISMANN, G.: *Merkmale der wichtigsten Kanzleisprachen,* Göttinger gelehrte Anz. 1907. (S. 906.) — KLUGE, Fr.: *Von Luther bis Lessing.* 5. Aufl. 1918. — MICHELS, V.: *Schriftsprache,* in: Festschrift für W. Streitberg 1924, S. 484f. — BEHAGHEL, O.: *Geschichte der deutschen Sprache.* 5. Aufl. 1928, S. 189f. — NAUMANN, H.: *Literatursprache,* in: Reallexikon d. deutschen Literaturgeschichte. II. Bd. 1928, S. 428f. — MOSER, V.: *Frühneuhochdeutsche Grammatik.* I. 1929. — PUKÁNSZKY, Béla v.: *Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn.* 1931. S. 39, 141. — CSÁKI, Richard: *Honterus János német iratai forráskritikai és nyelvészeti szempontból* (Quellenkritische u. sprachliche Untersuchung der deutschen Schriften des Joh. Honterus). 1912. (Arbeiten zur deutschen Philologie 2. Heft.)

[1]) *Leibnitii Opera omnia* ed. L. DUTENS, Bd. IV. 2. S. 186.

mann Namen wie *Abbo, Agilo* usw. als Grundlage von Zusammensetzungen dienen konnten, hielt MÜLLENHOFF die zusammengesetzten für die ursprünglichen und die einfachen für aus diesen verkürzte Formen. Dies ist auch jetzt die herrschende Ansicht: im letzteren Falle wurde nur das erste oder nur das zweite Glied der Zusammensetzung gebraucht und meist mit einer Verkleinerungssilbe versehen, vgl. heute: *Heinrich-Heinz, Friederike-Rike.* Neben der ursprünglichen Einnamigkeit tritt schon im Althochdeutschen Zweinamigkeit auf; meist wird der Name des Vaters beigefügt. z. B. *Hiltibrant Heribrantes sunu*; nachher: *Anderson, Petersen,* später konnte neben dem genitivischen Vaternamen das Wort Sohn auch fortbleiben; vgl. neuere Familiennamen: *Friedrichs, Bartels.* Von den Personennamen und Familiennamen und über ihre Entstehung handelte A. F. POTT 1853; wichtig war auch die Arbeit von Franz STARK über die Kosenamen der Germanen (1868). Mit den germanischen Personennamen befaßte sich später Georg WERLE und eingehender M. SCHÖNFELD in seinem *Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen* (1911).

Wichtige Fragen der Namenforschung behandelte Edward SCHRÖDER in einer akademischen Rede *Die deutschen Personennamen* (Göttingen 1907), in der er besonders auf die Wichtigkeit der Geschichte der Namen hinwies. Die Frage, ob die Eigennamen zur Zeit Karls des Gr. noch deutbar gewesen seien, verneinte er und erklärte die weitere Neubildung von Namen für eine mechanische. Zum Schluß behandelte er das Verhältnis der Männer- und Frauennamen. Für die mittelhochdeutsche Namenkunde ist von besonderer Bedeutung das große Werk Adolf SOCINS: *Mittelhochdeutsches Namenbuch* (Basel 1903). Es werden darin nach oberdeutschen Quellen des 12. und 13. Jh.s die Namen eines Gebiets behandelt, in dessen Mittelpunkt die Stadt Basel liegt. Der Verfasser zeigt, daß im 13. Jh. unter den deutschen Taufnamen die Zahl der altgermanischen Namen schon immer geringer wurde und ihre Stelle immer mehr die kirchlichen Namen einnahmen. Während in der älteren Zeit die Einnamigkeit herrschte, finden wir in der althochdeutschen Zeit schon öfter Beispiele der Zweinamigkeit und zwar zuerst beim alten Adel; um 1200 folgen auch die Bürger diesem Beispiel. Als Familiennamen werden neben den alten Personennamen auch Ortsnamen oder ihre Ableitungen auf *-er* gebraucht sowie Namen von Wohnstätten, Häusernamen und Berufsnamen. Auch Übernamen, die sich auf körperliche oder geistige Eigenschaften beziehen, sowie Satznamen (z. B. *Hebestrît*) sind schon nachzuweisen. — Von Socins Grundsätzen ausgehend handelte von schlesischen Namen die Arbeit H. REICHERTS, *Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. u. 14. Jh.s* (1908). Der Verfasser betont auch die Wichtigkeit der urkundlichen Quellen: „Erst wenn aus dem deutschen Gebiete örtlich und zeitlich begrenzte, aus urkundlichem Material gewonnene Arbeiten über die Namenverhält-

nisse der mhd. Zeit vorliegen, wird es möglich sein, einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung unserer heutigen Namen zu gewinnen."

In neuerer Zeit hat sich die Namenforschung nach mehreren Richtungen verzweigt, und es sondern sich die Gebiete der Familiennamen, der Völker-, Länder- und Flußnamen, der Ortsnamen und Flurnamen immer mehr voneinander ab. Auf dem ersterwähnten Gebiete hatte seit einem halben Jahrhundert das Buch Albert HEINTZES, *Die deutschen Familiennamen* (zuerst 1882), die Vorherrschaft (seit der 4. Aufl. 1914 von P. CASCORBI herausgegeben), in neuerer Zeit wurde es aber immer ungünstiger beurteilt und schon vor zehn Jahren hatte Edward Schröder erklärt: „Bei aller Anerkennung des Geleisteten muß nun aber doch offen ausgesprochen werden, daß das Werk als Ganzes in seinen beiden Teilen, in der Einleitung wie besonders im Namenbuch, jetzt veraltet ist und eine nochmalige Revision und Ergänzung nicht verträgt, sondern eine gründliche Umarbeitung verlangt. Das Streben geht immer noch dahin, möglichst viele Familiennamen auf alte Personennamen zurückzuführen. Dabei hat eine Kritik der oft recht bedenklichen Ansetzungen Förstemanns so gut wie nirgends stattgefunden, und es wird gar nicht berücksichtigt, daß die Bildung der Familiennamen erst zu einer Zeit einsetzt, wo das alte, schier unbegrenzte Wachstum der germanischen Eigennamen auf einen Bestand eingeschränkt war, der nur noch nach Hunderten zählte." (Deutsche Literaturzeitung 1924, 1. Heft, S. 52.) Auch die vor zwei Jahren erschienene *Deutsche Namenkunde* von Max GOTTSCHALD (München 1932) befriedigt nicht; während der erste Teil des Buches immerhin einen Fortschritt gegenüber dem Buche von Heintze-Cascorbi bedeutet, sagt H. BAHLOW von dem zweiten Teil, dem eigentlichen „Namenbuch" mit Recht: „Der alte Heintze wird uns da von neuem präsentiert; d. h. der Grundsatz, oder vielmehr die Manie, möglichst viele Familiennamen an altgermanische Personennamen anzuknüpfen, die um 1100 längst tot waren, wird von neuen angewandt." (Teuthonista 1932, S. 254.) Vor kurzem hat der Kritiker der erwähnten Werke Heintzes und Gottschalds, Hans Bahlow selbst, der als gründlicher Namenforscher bereits einen guten Ruf hat, eine gediegene Arbeit, ein auf selbständiger Quellenforschung beruhendes und den wissenschaftlichen Anfordrungen entsprechendes *Deutsches Namenbuch* erscheinen lassen (Neumünster i. H. 1933, 194 S.), dem es sehr zu wünschen wäre, daß es an die Stelle der nicht mehr auf der Höhe stehenden älteren Werke trete. Für die besonnene und verläßliche Arbeitsweise des Verfassers ist es bezeichnend, daß die Reihe der aus altdeutschen Personennamen entstandenen Familiennamen hier nur einen Raum von 40 Seiten einnimmt, während sich die Listen der aus kirchlichen Taufnamen entstandenen Familiennamen, der Herkunftsnamen, Berufsnamen und Übernamen auf das Dreifache (120 Seiten) erstrecken. Neben diesem größeren

Werk ist zur ersten Einführung in das Gebiet der Namenforschung die kurzgefaßte, aber zuverlässige *Deutsche Namenkunde* von Friedrich KLUGE (5. Aufl., besorgt von Alfred GÖTZE, 1930) und der die Namen behandelnde Abschnitt der von John MEIER herausgegebenen *Deutschen Volkskunde* (1926) zu empfehlen.

Die im vorhergehenden erwähnten verschiedenen Arten der Namengebung sind auch im Kreise der ungarländischen deutschen Familiennamen nachzuweisen. So gibt es 1. auf altdeutsche Personennamen zurückgehende Familiennamen, z. B. *Friedrich, Heinrich, Ludwig*; 2. aus kirchlichen Taufnamen entstandene Fn.: *Franz, Endres, August, Klemens, Achim* (aus *Joachim*), *Gratz* (*Pankraz*); 3. Herkunftsnamen: *Böhm, Schwab, Thirring, Windisch*; 4. Berufsnamen: *Bauer, Geiger, Pfeifer, Schmidt, Wagner*; 5. Übernamen, die sich meist auf körperliche oder geistige Eigenschaften beziehen, zum Teil Scherznamen: *Schedel, Fröhlich, Kraushaar, Rußwurm* (Übername eines Köhlers oder Schmieds); 6. Latinisierungen: *Skultetus* (oder Gen. *Skulteti*) für *Schulz*; *Fabri, Fabricius* für *Schmid, Martini, Michaelis* usw. Neben den festen Familiennamen der Stadtbewohner finden sich in vielen deutschen Gemeinden Ungarns auch sogen. Dorfnamen, die den Gemeindeangehörigen von ihren Dorfgenossen gegeben werden. Über diesen in Deutschland allgemein verbreiteten Brauch sagt John Meier: „Die eigentlichen offiziellen Familiennamen führen auf dem Lande ihr Leben nur in den öffentlichen Akten und Kirchenbüchern sowie im schriftlichen Verkehr und sind oft den Dorfgenossen kaum bekannt. Dafür treten im Gebrauch des täglichen Lebens Bezeichnungen ein, die den einzelnen nach seinem Wohnsitz, nach dem Vornamen des Vaters, nach seinem Beruf, nach geistigen oder körperlichen Eigentümlichkeiten bezeichnen" (Deutsche Volkskunde S. 135). So entstehen auch bei uns — u. a. in deutschen Gemeinden des Veszprimer Komitats — derartige Dorfnamen z. B. auf Grund der Herkunft (*Böhm, Schwab*), oder des Berufs (*Schuster Hans*; *Schneider Franz*); Häusernamen nach den Familiennamen früherer Besitzer, auch Übernamen, so führt z. B. einer den Namen *Graner*, d. h. *Grenadier* deshalb, weil sein Vorfahr einen Napoleonischen Feldzug mitgemacht haben soll. Es ist empfehlenswert, auch solche Dorfnamen gelegentlich aufzuzeichnen und zu sammeln.

Über die Länder-, Orts- und Flußnamen gibt Kluge bzw. Götze a. a. O. S. 24f. einen guten Überblick mit kurzen Erläuterungen; in bezug auf die Flußnamen sei auch auf den wichtigen Artikel „*Flußnamen*" von Edw. Schröder in Hoops' Reallexikon der germ. Altertumskunde II. Bd. S. 72f. verwiesen. Von den Ortsnamen handelt ausführlicher Ferdinand MENTZ (Ortsnamenkunde 1927), sowie auch J. Meier in seiner Volkskunde S. 155f., er betont hier den methodisch wichtigen Grundsatz, vor allem die ältesten Formen aus Urkunden aller Art aufzusuchen und zu sammeln.

Dabei ist zu beachten, daß die Ortsnamen auch zur Aufhellung der Siedlungsgeschichte verwertet werden können. Während Ortsnamen, insbesondere Stadtnamen des öfteren untersucht wurden, werden Straßen- und Gassennamen seltener behandelt, obwohl diesbezüglich der ausführliche Artikel „*Gasse*" von Rudolf HILDEBRAND im Deutschen Wörterbuch (IV, 1, S. 1435—1447) beachtenswerte Fingerzeige gibt. Eine Dissertation über die Ofner deutschen Gassennamen (*Buda német utcanevei*)[1] von meiner Schülerin Klara VASS wurde von Edward Schröder (Anz. f. d. Altertum 49, S. 65) einer anerkennenden Besprechung gewürdigt.

Außer den erwähnten verschiedenen Arten der Namen sind neuerdings die Flurnamen vielfach behandelt worden. Ihre Bedeutung wird von John Meier in seiner Volkskunde (S. 145f.) eingehend erörtert; er weist da darauf hin, daß unter Flurnamen nicht nur die Namen auf der bebauten Flur zu verstehen seien, sondern auch die Namen der eigentlichen Gewanne, der Weiden und Ödungen, dann die Forstnamen, die Namen von Bächen, Sümpfen, Gewässern, Bäumen, Bergen, Steinen, alten Wegen und Straßen. Mithin sind sie nicht nur für den Sprachforscher von Interesse, „sie geben uns auch eine große Anzahl wichtiger Auskünfte über Tatsachen der Wirtschaftsgeschichte, der Rechtsgeschichte und der politischen Geschichte, die uns sonst zum großen Teil unbekannt geblieben wären" (S. 150).

Es ist zu bemerken, daß auch bei uns in Ungarn schon vor längerer Zeit das Interesse für die Erforschung der Flurnamen erwacht ist. Bereits in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts hat Emmerich REVÉSZ die Aufmerksamkeit auf derartige Forschungen zu lenken gesucht, ähnliches hat später auch Friedrich PESTY erstrebt, leider ohne bedeutenderen Erfolg. Es ist erfreulich, daß nach längerer Pause das Interesse für die Flurnamenforschung auch hier wieder wach wurde; zuerst wohl in Siebenbürgen, wo Joh. WOLFF mit den ersten Vorarbeiten zum *Siebenb.-sächs. Wörterbuch* beschäftigt auch Orts- und Flurnamen sammelte, die (seit 1879) gelegentlich im Korrespondenzblatt des Vereins f. Siebenb. Landeskunde mitgeteilt und neuerdings im Siebenb.-sächs. Wörterbuch verwertet wurden. Zugleich wurde die Aufmerksamkeit der volkskundlichen Forschung auf die alten Flurnamen hingelenkt, und Adolf SCHULLERUS versuchte in seiner *Siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde* (1926, S. 3f.) auf Grund der Flurnamen und alter Hattertprozesse ein Bild von der ehemaligen Besiedlung zu zeichnen. Auch der Zipser Forscher Julius GRÉB handelte in seiner *Geschichte der Gemeinde Großlomnitz* (1926) von Flurnamen, die schon seit 1656 in alten Kirchenrechnungen erwähnt werden (S. 140f.). Neuerdings hat der ungarische Historiker Elemér

[1] *Német philol. dolgozatok* (Arbeiten zur deutschen Philologie), Heft 39. 1929.

MÁLYUSZ die Wichtigkeit der Flurnamenforschung für die Geschichtswissenschaft in einem von Valentin HÓMAN herausgegebenen Sammelwerke (*A magyar történetirás új útjai*, Die neuen Wege der ungarischen Geschichtschreibung, 1931, S. 237f.) eingehend erörtert. Ich habe getrachtet, das Interesse für dieses Forschungsgebiet auch bei unseren jüngeren Philologen zu wecken, — unter meinen Schülern hat zuerst Joh. WEIDLEIN einen Aufsatz über *Deutsche Flurnamen im südlichen Transdanubien* veröffentlicht[1]), eine zweite Arbeit schrieb derselbe in ungarischer Sprache über die Bedeutung der Flurnamen aus dem Gesichtspunkt der ungarischen Wissenschaft[2]): Elmar SCHWARTZ veröffentlichte einen Aufsatz über Flurnamen und Siedlungsgeschichte[3]), und vor kurzem ist eine Dissertation über die Flurnamen der deutschen Dörfer des nördlichen Bakony-Gebirges von Otto PÉTERDI[4]) erschienen.

So keimt und sprießt die Saat auch auf diesem neuen Felde verheißungsvoll, — möge auch auf den anderen Gebieten der ungarländischen Deutschtumskunde die emsige Arbeit unserer Schüler, denen wir einst mit Jakob Bleyer vereint die Wege der Forschung gewiesen haben, reiche Früchte tragen zum Heile unserer Wissenschaft!

---

[1]) Deutsch-ung. Heimatsblätter IV. (1932.) S. 33 u. 241f. —

[2]) *Német dülőneveink jelentősége a magyar tudományosság szempontjából.* Philol. Közl. 57. S. 183f. —

[3]) *Dülőnév és telepitéstörténet.* Ebda S. 175f. —

[4]) *Az ézsak-bakonyaljai német falvak dülőnevei.* (*Német philologiai dolgozatok* — Arbeiten zur deutschen Philologie, Heft 61. 1934). — Literatur zu III: V. MICHELS: *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft.* (Festschr. f. Streitberg, 1924. S. 506f.) — W. STREITBERG: *Die Namen*, in: Gesch. der idg. Sprachwissensch. Bd. II. 1. 1927, S. 109f. — Flurnamenliteratur: M. R. BUCK: *Oberdeutsches Flurnamenbuch* 1888. 2. Aufl. 1931. — Remigius VOLLMANN: *Flurnamensammlung.* 4. Aufl. 1926. — Hans BESCHORNER: *Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur bis Ende* 1926. Frankfurt a. M. 1928.

Herkunft und Mundart.

Von

Heinrich Schmidt (Szeged).

Wenn wir in ein deutsches Dorf Südosteuropas eintreten, es mag in ungarisches, slawisches, rumänisches oder gar in ein noch fremder anmutendes Volksgebiet eingebettet sein, und die reinlichen Gassen entlang schreiten, die schmucken Häuser betrachten, das Leben und Treiben der Bevölkerung beobachten, so wird in uns unwillkürlich die Frage auftauchen: woher mögen wohl diese Leute hierher gekommen sein? Man wird selten eine Reisebeschreibung, einen Bericht über die unvermutete Entdeckung solcher Dörfer oder eine Schilderung solcher Siedlungen in die Hand bekommen, in welchen die Herkunftsfrage nicht aufgeworfen wäre.

Es ist aber ganz merkwürdig, wie wenig die Kolonisten selbst, wenn sie einmal 5—6 Generationen hindurch von der Urheimat abgeschnitten sind, von ihrem Ursprung wissen und wie sich bei ihnen oft irrtümliche Meinungen einwurzeln können. So habe ich z. B. einmal eine deutsche kalvinistische Siedlung in der Nähe der Hortobágy bei Debrecen aufgesucht, die sich als kleine Volksgruppe in dem ungarischen Großdorfe Balmazujváros noch erhalten hat. Der Kirchenvater hütete einen alten Zinnkelch, der bei dem heiligen Abendmahl längst durch einen goldenen ersetzt war. Auf dem Zinnkelch waren mit unkünstlerischer Hand die Worte eingeritzt: AOS DER SCHWEIZ. Die Leute glaubten deshalb, ihre Vorfahren wären Schweizer gewesen, was ja auch zu ihrer reformierten Religion stimmen würde. Sie sprechen aber einen rechtsrheinischen, hessischen Dialekt, wie er in der Gegend der Mainmündung verbreitet ist. Etwas Alemannisches ist in ihrer Sprache nicht zu finden. Die Inschrift auf dem Kelch hat sie irregeführt, und sie hatten auch niemanden, der die minimale Bildung besessen hätte, ihren Irrtum zu berichtigen.

Die Kolonisten alle aber, man möge wo immer auf sie stoßen, zeigen ein gar lebhaftes Interesse für ihre Herkunftsfrage und hören mit leuchtenden Augen zu, wenn man hierüber etwas feststellen und es ihnen erklären kann. Es liegt auf der Hand — und niemand wird anders vorgehen —, daß man versucht, sich über das Ursprungsland der Siedler durch Anhören des Dialektes eine Meinung zu formen. Der Germanist wird selbstverständlich ohne weiteres an Wenkers Sprachatlas denken, dessen charakterisie-

rende Linienbündel ihm ja geläufig sind. Wie einfach das zu sein scheint, ersehen wir aus einem Heft der Deutschen Forschung (hg. von der Notgemeinschaft), wo einer der bedeutendsten Gelehrten einmal sagt, „ein Blick auf den Sprachatlas" würde über die Herkunft einer auslanddeutschen Siedlung orientieren. So einfach ist das nun freilich nicht. Die Forschung über die Siedlungsmundarten ist allerdings von Anfang an darauf ausgegangen, auf Grund der Mundart die Ursprungsfrage zu lösen. Die möglichst exakte Darstellung der lautlichen und flexivischen Eigentümlichkeiten war meistens nur ein Mittel und ein Weg zu diesem höheren Ziele. Die Versuche, durch Sprachvergleichung die Urheimat der im Mittelalter entstandenen deutschen Niederlassungen, wie z. B. die der Siebenbürger Sachsen, der Zipser, der Krickehäuer, der Gründler festzustellen, waren längst im Gange, ohne trotz mancher treffender Beobachtungen allgemein befriedigende Ergebnisse gereift zu haben. Vor einer gewissen Vertrauensseligkeit mußten auch die harten Worte des ausschlaggebendsten Sachverständigen über rheinisches Sprachleben, des Bonner Gelehrten Johannes Franck, energisch warnen, der in seiner Besprechung von Gustav Kischs „Vergleichendem Wörterbuch der Nösner und mosel-fränkisch-luxemburgischen Mundart" (Hermannstadt 1905) unter anderem sagte: „Es dürfte doch angebracht sein, wenn die Verfasser des in naher Aussicht stehenden siebenbürg. Wörterbuches . . . nicht allzu unentwegt, so erfreulich uns das in anderer Hinsicht ist, zu uns hinüberschauten" (ZsfdMaa 1907, S. 84).

Was die neueren, nach dem Zurückdrängen der Türken im 18. Jh. entstandenen Kolonien Südosteuropas betrifft, hat die Forschung ganz merkwürdig spät eingesetzt, wie denn die Dialektkunde in Deutschland selbst eine merkwürdig junge Wissenschaft ist. Ich glaube, hier im Südosten auf diesem Arbeitsfelde den ersten Versuch gewagt zu haben, mit meiner auf Anregung von Gideon Petz entstandenen ungar. Dissertation: *A verbászi német nyelvjárás* (Egyetemes Phil. Közlöny 1899).[1]) Bald darauf folgte Fr. Müller mit seiner Abhandlung: *A franzfeldi német nyelvjárás* (Die Franzfelder deutsche Mundart. In ders. Zs. Jg. 1901). An diese schloß sich in kurzer Zeit eine beträchtliche Reihe von Mundartbeschreibungen des Banats, der Batschka und Transdanubiens an.

Meine Erfahrungen und Beobachtungen über die Möglichkeit der Bestimmung der Urheimat an Hand sprachlicher Merkmale habe ich dann in meinem Vortrage auf der Marburger Philologenversammlung 1913 zusammengefaßt unter dem Titel: „Die deutschen Mundarten in Südungarn" (Ungar. Rundschau 1914, S. 656—677). Neue Gesichtspunkte suchte ich

---

[1]) In deutscher Bearbeitung erschienen unter dem Titel: „Lautlehre der rheinfränkischen Mundart der Sprachinsel Verbász in Südungarn". Zs. f. dt. Mundarten 1911, S. 97ff.

zu verwerten in meiner Antrittsvorlesung vor der ungar. Akademie der Wissenschaften: *A magyarországi német nyelvjáráskutatás módszere és problemái* = Methode und Probleme der ungarländischen deutschen Mundartenforschung[1]), dann in meiner, wegen zahlreicher Lücken in der Forschung etwas verfrühten, aber auf das energische Drängen meines unvergeßlichen Freundes Jakob Bleyer dennoch niedergeschriebenen Übersicht: „Die deutschen Mundarten Rumpfungarns"[2]), sowie später unter anderem in meinem Aufsatz: „Über den Plan einer Zentralstelle für donauschwäbische Familienforschung und Siedlungskunde" (Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, Jg. I, S. 260ff.).

Ich darf als bekannt voraussetzen, daß das Gefühl der Unsicherheit, aus dem Dialekt über die Herkunft etwas Stichhaltiges folgern zu können, am intensivsten von Emil Böhmer[3]) in die Wissenschaft hineingetragen wurde. 1741 machte sich nämlich eine Anzahl von Pfälzern auf den Weg nach Amerika. An der holländischen Grenze wurden sie aber aufgehalten, da sie keinen Schiffsvertrag für die Überfahrt hatten. Nach furchtbaren Leiden und Entbehrungen durften sie sich auf einer Heide der Stadt Goch (unweit Kleve) niederlassen und gründeten dort die Dörfer Pfalzdorf, Luisendorf und Neuluisendorf. Böhmer untersuchte ihre, nach 150 Jahren vollkommen einheitliche Sprache und kam auf Grund sämtlicher Karten des Sprachatlas zu dem Ergebnis, diese stimme am besten zu dem Dialekt der Umgebung von Kusel. Er fand jedoch dann Herkunftslisten, aus denen sich ergab, daß die Hauptmasse der Auswanderer aus viel weiter nördlich liegenden, durch den Soonwald voneinander getrennten Gegenden von Simmern und Kreuznach herstammt und daß sich Auswanderungslustige aus weiten Entfernungen diesen anschlossen.

So schien auf einmal alle Gelehrsamkeit wie ein Kartenhaus zusammenzufallen: die Siedlungsmundart täuscht uns über die Herkunftsfrage; wer aus ihr Schlüsse zieht, möge darauf gefaßt sein, des Irrtums überführt zu werden. Unter diesem Eindruck stand Heinrich Teuchert, als er seine grundlegenden Ausführungen: „Grundsätzliches über die Untersuchung von Siedlungsmundarten" niederschrieb (ZfdMaa 1915, S. 409ff.). Deshalb sagt er: „Die Hoffnung, auf Grund einer Mundartenvergleichung den Herkunftsort einer deutschen Ansiedlung mit der gleichen Sicherheit wie durch urkundliche Nachweise zu finden, ist trügerisch." Mit Recht fordert er eine Verfeinerung der Untersuchungsmethode, damit Fehlschlüsse und Irreführungen durch die Sprache vermieden werden.

---

[1]) Kurzer Auszug Magyar Nyelv 1924, S. 169ff.

[2]) Erschienen in: „Das Deutschtum in Rumpfungarn", hg. von Jakob Bleyer, Bp. 1928.

[3]) „Sprach- und Gründungsgeschichte der pfälzischen Colonie am Niederrhein", Deutsche Dialektgeographie Heft III, Marburg 1909.

Es ist nun die Frage, ob diese „Verfeinerung der Methode" bisher erreicht wurde oder ob wenigstens Fortschritte in dieser Richtung zu verzeichnen sind? So viel steht fest, daß die Forscher auf die Vergleichung der Mundarten der neuen und alten Heimat nicht verzichten können, am allerwenigsten dann, wenn historische Nachrichten über die Herkunft der Kolonisten fehlen. Und so wurde denn von den Erforschern der südosteuropäischen Siedlungsmundarten trotz aller Bedenken frisch drauflos identifiziert. Man kam bald zu klaren, vielleicht allzu klaren, bald zu zweifelhaft-chaotischen Resultaten. Schon Hermann FISCHER hatte mit dem gewaltigen Apparat seiner „Geographie der schwäbischen Mundart" die Dialekte der Sathmarer Schwabendörfer *Mezöpetri* und *Krasznabéltek* mit dem württembergischen Aulendorf in eine verblüffende Harmonie gebracht.[1]) Man mußte skeptisch werden, denn die Sathmarer Schwaben stammen ja selbstverständlich nicht aus einem Dorf. Neben den sprachlichen Übereinstimmungen wurden die Unterschiede allerdings nicht untersucht.

Zuviel des Guten hat auch Wolf von UNWERTH bieten wollen, indem er durch die Aufnahmen der Mundarten russisch-deutscher Kriegsgefangener deren Urheimat feststellen wollte.[2]) Er achtete jedoch nicht auf den Unterschied zwischen primären und sekundären Siedlungen oder, wie manche gern sagen, zwischen Mutter- und Tochterkolonien. Zu jenen gehören alle, deren Kolonisten direkt aus Deutschland kamen. Sekundäre oder Tochterkolonien entstehen immer wieder, wenn die Nachkommen der ursprünglichen Niederlassungen weiterziehen und durch Einsiedlung oder Gewinnung von Neuland junge Ableger bilden. Unwerth zog dies nicht in Betracht, weshalb er trotz aller Verdienste seiner feinen Beobachtungskunst von dem wolgadeutschen Gelehrten G. DINGES heftig angegriffen wurde.[3]) Die primären Kolonien selbst sind nämlich derart verschieden, daß es ein unmögliches Unterfangen wäre, die neue Zusammenwürfelung ihrer Nachkommen auf eine geschlossene Sprachlandschaft Deutschlands als Urheimat zurückzuführen, was aber Unwerth wirklich getan hat. Die sprachlichen Eigentümlichkeiten der sekundären Kolonien müssen aus den primären erklärt und abgeleitet werden, sonst entsteht ein Wirrsal, aus dem man sich selbst durch die leichtfertige Annahme der verschiedensten „Einschläge" nicht heraushelfen kann.

Trotz der schönen Erfolge, die eine Reihe von Forschern auf dem Gebiete der Mundartenvergleichung und Heimatsbestimmung verzeichnen

---

[1]) „Die Schwaben in der ungarischen Grafschaft Sathmar." Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1911.

[2]) „Proben deutsch-russischer Mundarten aus den Wolgakolonien und dem Gouvernement Cherson." Abh. Preuß. Akad. d. Wiss. 1918.

[3]) „Zur Erforschung der wolgadeutschen Mundarten." Teuthonista I, 299 ff.

können[1]), schien es dennoch der größeren Sicherheit zuliebe erwünscht, die Methode unserer Wissenschaft zu überprüfen. Dies wurde damit ermöglicht, daß durch die sehr emsige Heimatforschung der letzten Zeit uns nunmehr eine bedeutende Anzahl von Herkunftslisten der Kolonisten primärer Siedlungen zur Verfügung stehen. Seit Jahren vertiefen wir uns mit meinen jungen Mitarbeitern in das Zeichnen von Herkunftskarten. So ergibt sich wie von selbst eine Reihe von Typen der Sprachinselentstehung. Da unsere Karten im Maßstabe von Wenkers Sprachatlas gehalten sind, können dessen Pausen auf sie ohne weiteres aufgelegt werden. Das ermöglicht uns, Beobachtungen anzustellen, die nicht mehr durch die Phantasie beeinflußt sind, sondern die, der exakten und realen Wirklichkeit entnommen, uns die Tatsachen handgreiflich vor Augen führen. Es war einseitig, aus einem einzelnen Falle, wie ihn Böhmer untersuchte, so allgemeingültige Schlüsse ziehen zu wollen. Ja, für die frappante Feststellung, daß die Kolonisten, um es mit einer mathematischen Formel zu veranschaulichen, aus den Gebieten A + B stammen, ihre Sprache aber auf eine Landschaft C hinweist[2]), haben wir auch eine Erklärung, wie wir gleich sehen werden.

Ich gedenke, wenn sich einmal ein Herausgeber findet, der in diesen schlimmen Zeiten vor den Unkosten etwa eines Dutzend Karten nicht zurückschrickt, die verschiedenen Typen der Sprachinselentstehung graphisch darzustellen, wobei dann die Mundarten der historisch festgestellten Urheimat mit den Siedlungsmundarten leicht verglichen werden können. In scharfsinniger Weise hat schon G. Dinges einige typische Fälle siedlungstechnischer Möglichkeiten und mundartlicher Verschmelzung aufgestellt (Teuthonista I, S. 309). Sie treffen das Richtige, werden aber natürlich durch das wirkliche Leben bedeutend ergänzt und variiert.

Ein Beispiel dafür, wie ich es mir mit meinen kombinierten Herkunfts- und Mundartenkarten denke, habe ich in den zuvor angeführten Deutschen Heften für Volks- und Kulturbodenforschung (I, S. 262) gegeben. Aus den Kirchenbüchern meines Geburtsortes Neuwerbaß (Batschka) konnten wir die Herkunft von 264 Männern und Frauen feststellen. Sie stammen aus

---

[1]) Vgl. A. Ström und V. Schirmunski: „Deutsche Mundarten an der Newa." Teuthonista III, Heft 1 und 2. — V. Schirmunski: „Die schwäbischen Mundarten in Transkaukasien und Ukraine." Teuthonista V, Heft 1—3. — Ders.: „Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten." GRM XVIII, S. 131 und 171ff. — Rolf Ehrhardt: „Die schwäbische Colonie in Westpreußen." DDG., Heft VI, Marburg 1919. — Erich Borchers: „Sprach- und Gründungsgeschichte der erzgebirgischen Kolonie im Oberharz". DDG Heft XXII, Marburg 1927. — Johann Weidlein, in zahlreichen Arbeiten der Dt.-Ung. Heimatsblätter sowie in: *A mezőberényi német (rajnai frank) nyelvjárás eredete és kialakulása* (Ursprung und Ausgestaltung der Mezőberényer rheinfrk. Ma.). Programm Szarvas 1932.

[2]) Vgl. hierüber: Schirmunski: GRM XVIII, S. 178.

163 Ortschaften der Rheingegend. Wenn wir die Urheimat unserer Dorfbevölkerung auf Grund des heutigen Werbaßer Dialektes feststellen wollten, würden wir ganz genau und, wie wir glauben, wissenschaftlich einwandfrei ein viel kleineres Gebiet umzeichnen, als das Herkunftsgebiet in Wirklichkeit ist.

Besonders lehrreich zeigt uns aber Rogerius SCHILLING in seiner trefflichen Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeschichte der Gemeinden *Dunakömlőd* und *Németkér*[1]) (beide in der Tolnau), wie sich das Verhältnis zwischen Herkunft und Mundart gestaltet. Auch er hat Herkunftslisten entdeckt, und zwar vollständige, was schon etwas sagen will, denn die Kirchenbücher liefern ja meist nur ein lückenhaftes Material. Auch er würde aus sprachlichen Gründen nur ein Teilgebiet des Raumes als Urheimat bezeichnen, aus dem seine Landsleute wirklich gekommen sind.

Ebenso wie bei meiner Werbaßer Heimatbestimmung würde viel mehr als die Hälfte der Ansiedler aus dem Rahmen herausfallen, den wir mit unseren sprachlichen Urheimatsgrenzen zeichnen. Wir sehen schon, es kann nicht der Zweck der Sprachvergleichung sein, einen engen Knoten zu schürzen. Wir glauben auch sehen zu können, welche Sprachlandschaften herausfallen: immer solche, die durch ihre besonders auffallenden Kennzeichen bekannt sind. Lautliche Relikte, wie *dat, wat*, Diphthongierungen, wie *aich* (ich), *dau* (du) können bei der Heimatsbestimmung nicht benutzt werden, denn die so sprechen, werden ausgelacht und verspottet, bis diese Sprachmerkmale verschwinden. So sagt denn auch V. SCHIRMUNSKI (GRM. XVIII 1930, S. 172) von den russisch-deutschen Mundarten, daß dort solche „Merkmale unbedingt wegfallen, selbst da, wo sie durch eine quantitative Mehrheit von Sprechern vertreten waren. Denn sie bilden eine unbequeme Hemmung für den sprachlichen Verkehr der Kolonien untereinander, fallen am meisten einem anders Sprechenden auf". Wir erinnern uns dessen, was der berühmte Augenzeuge und Geschichtsschreiber der josephinischen Siedlungen der Mittelbatschka erzählt: „Durch den Zusammenfluß dieser Reichsglieder aus verschiedenen Gegenden entstand ein lächerlicher Mischmasch in der Sprache."[2])

Dieses Meiden des Auffälligen, Anstößigen und Lächerlichen ist die stärkste psychologische Triebkraft bei der Ausgestaltung der Siedlungsmundarten. Deshalb sehen wir z. B. im Banat, daß es dort wohl über 50 deutsche Dörfer gibt, die ursprünglich bis zu 60—70 % von Moselfranken besiedelt wurden, dennoch kommt dort das *dat, wat* nicht vor. Nur ganz bescheiden und versteckt heißt es noch *et* statt *es*, und auch das nur noch

---

[1]) *Dunakömlőd és Németkér telepités-, népiség- és nyelvtörténete* (Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeschichte von D. und N.). AzDPh. Heft 52, Bp. 1933.

[2]) Johann EIMANN: „Der deutsche Kolonist". 1820. S. 77.

in vier Dörfern: in Neu-*Pétsch*, *Billed*, Neu-Beschenowa und Deutsch-Tschanad. Da haben wir aber in gewissen Fällen eine gute Handhabe für die Heimatsbestimmung. Denn solche Sprachrelikte werden von den Sprechern anderer Dialekte nur sehr schwer übernommen, weshalb ihre Bewahrung uns auf sichere Spuren führen muß. So habe ich einmal bei dem Verweilen eines Vizinalzuges an der Station *Palotabozsok* (Baranya) die Wörter *bam* für *wem* und *bu* für *wo* gehört. Ich erinnerte mich an den Sprachatlas in Marburg, zu dem ich fünfmal gepilgert bin und in dessen Geheimnisse mich sowohl Georg WENKER in den letzten Wochen seines arbeitsreichen Lebens, wie sein eben jetzt verstorbener berühmter Nachfolger Ferd. WREDE liebevoll einzuweihen sich die Mühe gaben. Dort hatte ich nämlich gesehen, wie in den Fürwörtern, die im frühen Ahd. im Anlaut *hw* hatten, in einem schmalen Streifen des Ost- und Rheinfränkischen stets ein *b* erscheint.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, wie man die Siedlungsmundarten betrachten und verstehen muß. Gewiß gibt es vielfach Fälle eines Zusammenströmens heterogenster Elemente. Das sieht man am besten im Banat und in den großen westbatschkaer deutschen Donaudörfern. Das sind aber alles ärarische Kolonisationen, die so entstanden, daß die Leute schon auf dem Reisewege, dann in den Verwaltungszentralen rücksichtslos durcheinandergemischt wurden. Dazu kommt dann der Zug aus den Dörfern in die Städte oder größeren Orte, wo für Gewerbetreibende und Arbeiter günstigere Erwerbsmöglichkeiten erhofft wurden. Kriege, Überschwemmungen, volksvernichtende Seuchen, die ungeheure Opfer forderten, machten immer wieder Nachsiedlungen nötig. Das führte zu Volksvermischungen und dementsprechend zu Mischdialekten, wie man dafür ein klassisches Beispiel in der Mundart von Weißkirchen (Banat) sehen kann, die uns eben durch die ausgezeichnete Arbeit Ladislaus WEIFERTS erschlossen wurde.[1]) Hier in Weißkirchen haben sich Leute zusammengeschart, die aus ganz West- und Mitteldeutschland, von Belgien bis Bayern, ja auch aus Frankreich, andererseits aus Schlesien, Polen, Böhmen, Mähren, sowie aus allen Ländern Österreichs südlich der Donau kamen.

Die Mischung zeigt sich selbstverständlich im heutigen Dialekt, und man glaubt, sagen zu dürfen, die Sprache sei ein Seismograph, der die Stöße und Wellen der Volksbewegungen fernster Zeiten angebe, der aber, wenn diese zu heftig waren, auch aus der Fuge springen kann. Die Erdkunde wird sich aber mit den Wellenzeichen des Instruments nicht begnügen, sondern wird an Ort und Stelle nachforschen, was eigentlich geschehen sei, wie denn dies auch von der Siedlungsgeschichte gefordert wird, wenn die Sprache komplizierte Grundbewegungen anzeigt.

---

[1]) „Die deutsche Mundart von Bela Crkva" (Weißkirchen). Beograd 1933.

In den vom Verkehr abgeschlossenen, entlegenen kleinen Dörfern, die auf ursprünglichen Privatgütern entstanden sind und Zuwanderungen nicht ausgesetzt waren, steht es mit den Verhältnissen und Erscheinungen ganz anders. Hier sehen wir, daß die Anwerber der Grundherren sich in einem verhältnismäßig engen Kreise bewegten; das Gut wurde von der herbeigeschafften kleinen Schar ausgiebig genug bearbeitet, und wenn auch Ab- und Zuwanderungen stattfanden, so waren die Stammsiedler doch alles Landsleute, die einander gut verstanden und die an ihren Mundarten gegenseitig nicht viel abzuschleifen hatten. Religion, Charakter, Sitten, Gebräuche, Erinnerungen an die alte Heimat, Schicksale in der neuen Umgebung waren die gleichen. Warum hätten hier Veränderungen eintreten sollen, die ein Auffinden der Urheimat mit Hilfe der Sprache zweifelhaft machen würden? Kamen Nachzügler ins Dorf, so mußten diese sich langsam anpassen, und nur ihre Kinder, Enkel oder Urenkel erinnern sich noch lächelnd der fremdartigen Redeweise des Großvaters oder der Urgroßmutter.

Daß solche Siedlungen möglich sind, wollen die beigegebenen Herkunftskarten der Dörfer *Mezöfény* (Fina) und Batsch-Neusiedel beweisen. Erstere (Nr. 1) haben wir nach dem Verzeichnis gezeichnet, das J. STRAUBINGER auf Grund der Geschichte Mezöfénys von Josef Szolomajer zusammengestellt hat.[1]) Die Karte über das Herkunftsgebiet von Batsch-Neusiedel (Nr. 2) gründet sich auf die Angaben von Fritz WESTERFELD in dem in Neusatz erscheinenden Volkswart.[2]) Obzwar die Listen nicht vollständig sind, kann man aus der Siedlungsgeschichte folgern, daß die Fehlenden aus derselben Landschaft herstammen dürften, wie diejenigen, deren Herkunft uns bekannt ist. Die Karten sprechen für sich. In meiner Typenreihe möchte ich solche Siedlungen als A-Typus bezeichnen. Technisch sind das die einfachsten Siedlungsmöglichkeiten. Sie kommen gewöhnlich nur auf den Gütern der Privatgrundherren vor; die ärarischen Kolonien auf den Kameralgütern sind im allgemeinen schon viel komplizierter. Aber auch unter diesen findet man A-Typen, wie z. B. die hauensteinische Siedlung Saderlach im Banat, die ihren Südschwarzwälder Dialekt in unversehrter Reinheit bewahrt hat. Ich glaube, die Gründer des Dorfes stammen aus einer geschlossenen Heimat, obzwar wir keine einzige historische Nachricht hierüber besitzen.[3])

Es erhebt sich nun die Frage, ob solche A-Typen häufig sind oder nur ganz selten vorkommen. Je weiter die Forschung vorschreitet, um

---

[1]) J. STRAUBINGER: „Die Schwaben in Sathmar." Stuttgart 1927, S. 81ff.

[2]) Fritz WESTERFELD: „200 Jahre deutsches Leben in Batschko Novoselo." Volkswart I, Heft 2.

[3]) Vgl. meine Heimatbestimmung Saderlachs: Ung. Rundschau 1914, S. 667.

so öfter stehen wir unter dem Eindruck, es mit solchen zu tun zu haben. Besonders in den vom Verkehr abgeschlossenen Taldörfern der schwäbischen Türkei, die fast alle von Privatgrundherren angesiedelt wurden, begegnen wir ihnen. Es ist das Verdienst der ausgezeichneten Kenner des Deutschtums Transdanubiens, Johann WEIDLEINS und Rogerius SCHILLINGS, die Wissenschaft in den letzten Jahren in dieser Hinsicht bedeutend gefördert zu haben. Ich erwähne hier nur einige besonders klare Fälle. Wir glauben jetzt, sagen zu dürfen, das röm.-kath. *Szakadát* in der Tolnau sei eine rechtsrheinische Siedlung aus einem geschlossenen Gebiet an den Ufern des Sieg, mit seiner rechtsrheinischen *dat-wat*-Mundart in ganz Südosteuropa einzig dastehend. Das benachbarte, aber reformierte *Nagyszékely* stammt auch aus einer benachbarten Gegend Deutschlands, und zwar aus dem Westerwald, wie denn die Gemeinde ihre reformierten Geistlichen hundert Jahre hindurch aus dem Nassauischen hereingebracht hat, worüber die Kirchenbücher interessanten Aufschluß erteilen. Unsere *bū*-Leute, die ahd. *hw-* als *b* sprechen, und die man in *Palotabozsok, Himesháza* und den benachbarten Dörfern der Baranya findet, stammen aus einer Gegend nordwestlich von Fulda. Reinen Fuldaern begegnen wir aber in *Závod* (Tolnau), was wir deshalb behaupten, weil die Alten dort noch *huis* statt Haus und *bruit* statt Braut, dabei *zit* für Zeit sagen, was in Deutschland in keiner anderen Gegend so vereint vorkommt.[1]) In den Gebirgen des Mecsek finden wir ein merkwürdiges, ganz isoliertes Dorf. Es ist das reformierte *Mórágy*, das 1724 von dem Grundbesitzer Franziscus Kuhn angesiedelt wurde. Es wird dort ein südwestpfälzischer Dialekt gesprochen, der identisch wäre mit den Mundarten der mittelbatschkaer Pfälzerdörfer Siwatz, Cservenka, Werbasz, Schoowe usw., nur daß in Mórágy mhd. *ei* zu *ā* wird, es heißt dort *brāt, klāt, tsvā* für breit, Kleid, zwei[2]), während n der Batschka *brēt, klēt, tsvē* gesagt wird.

Kompakte Massen als Träger der Siedlung glauben wir auch überall voraussetzen zu dürfen, wo sich schwäbische Mundarten rein erhalten haben. So in den urschwäbischen Dörfern *Trautsohnfalva* und *Károlyfalva* bei Sárospatak, in den Dörfern der Sathmárer Schwaben, in *Hajós* bei Kalocsa, in den von Franz von Döry angesiedelten Orten *Tevel, Kisdorog* und *Zomba* (Tolnau), in dem soeben von Hedwig BAUER mit großer Umsicht dargestellten *Nagyárpád* (Baranya).[3])

Von mehr als dreißig Dörfern der schwäbischen Türkei hat Johann WEIDLEIN nachgewiesen, daß sie von kleinen, einheitlichen Gruppen aus dem Rheinhessischen besiedelt wurden, und daß ein Vergleich ihrer Mundart

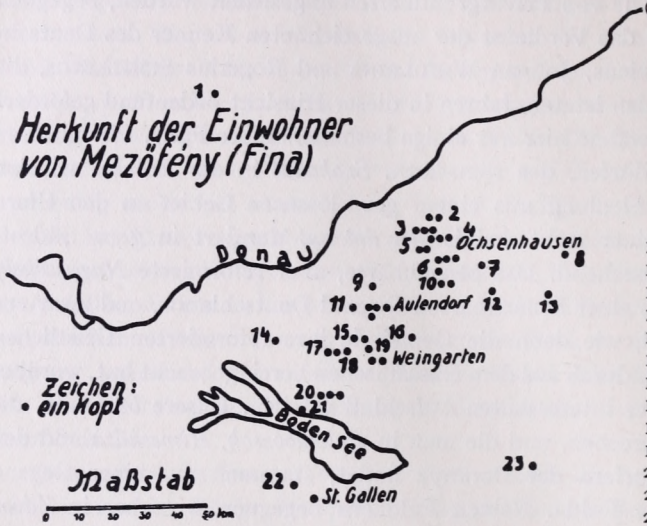
---

[1]) S. meine Zeichnung über die Urheimat *Závods* in: Deutsche Hefte I, S. 263.

[2]) Vgl. hierüber: E. CHRISTMANN: „Der Lautbestand des Rheinfränkischen und sein Wandel in der Mundart von Kaulbach (Pfalz)." Speyer 1927, S. 24.

[3]) Hedwig BAUER: *Nagyárpád*, „Mundart und Sitten." Fünfkirchen-Pécs 1933.

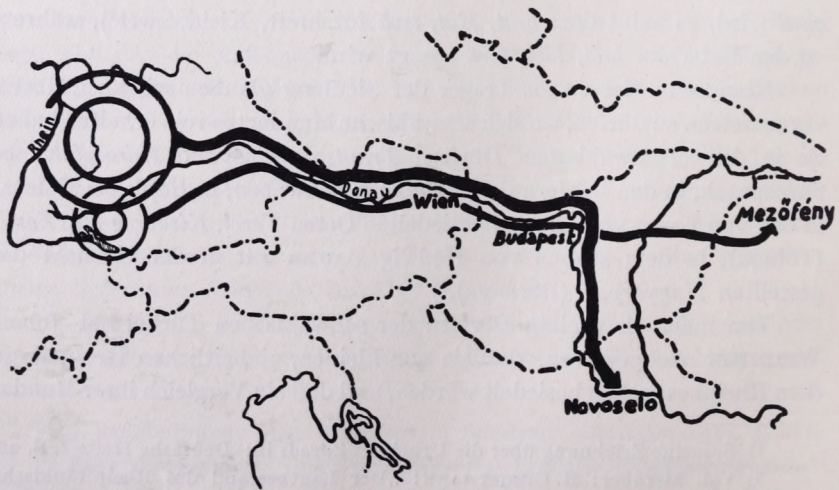
Nr. 1



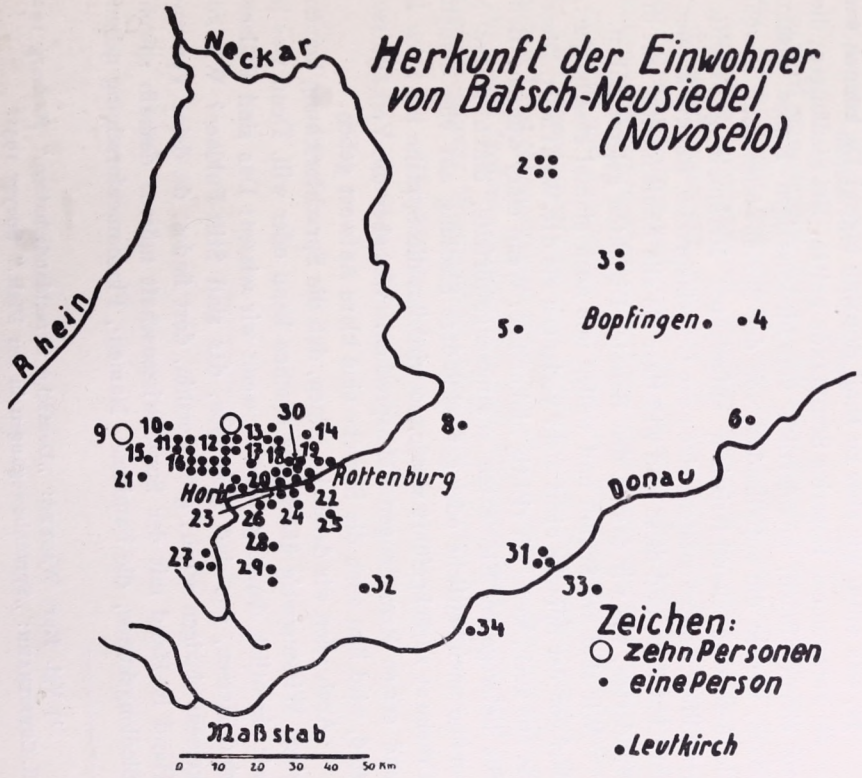
Ortschaften:

1. Bebenhausen.
2. Mietingen.
3. Aepfingen.
4. Maselheim.
5. Laupertshausen.
6. Rottun.
7. Ober-Opfingen.
8. Westernach.
9. Schussenried.
10. Englisweiler.
11. Ebersbach.
12. Arlach.
13. Altisried.
14. Kirnbach.
15. Blitzenreute.
16. Molpertshausen.
17. Hasenweiler.
18. Ramsee.
19. Baienfurt.
20. Hepbach.
21. Kirchberg.
22. Waldkirch.
23. Schweineberg.

Nr. 3



Nr. 2



Ortschaften:

1. Huckelheim.
2. Döttingen.
3. Rosenberg.
4. Nördlingen.
5. Alfdorf.
6. Lutzingen.
7. Wallersdorf.
8. Bissingen.
9. Salzstetten.
10. Göttelfingen.
11. Gundringen.
12. Eutingen.
13. Rohrdorf.
14. Altingen.
15. Grünmetstetten.
16. Unter-Talheim.
17. Weitingen.
18. Ergenzingen.
19. Wurmlingen.
20. Obernau.
21. Bittelbronn.
22. Schwalldorf.
23. Sulzau.
24. Bierlingen.
25. Hemmendorf.
26. Felldorf.
27. Oberndorf.
28. Binsdorf.
29. Erzingen.
30. Mühlen.
31. Öpfingen.
32. Winterlingen.
33. Mietingen.
34. Altheim.

mit den entsprechenden des Urheimatgebietes nur unbedeutende Unterschiede zeigt. Auch diese wird man eher aus den „Sprachbewegungen", die in Deutschland ja fast ununterbrochen im Gange sind, erklären können als aus Veränderungen durch Sprachmischung in der neuen Heimat.[1])

Und so lichtet sich denn langsam das Dunkel, das noch vor einem Menschenalter über die Donauschwaben gebreitet war. Von ihren, durch den unglücklichen Frieden auf drei Staaten verteilten, ungefähr 600 Mehrheits- und 400 Minderheitsdörfern, die von rund 1 200 000 Sprachdeutschen bewohnt werden, ist doch ein guter Teil wissenschaftlich erfaßt. Und so komme ich eigentlich, wenn auch auf anderem Wege, zu demselben Ergebnis wie Johann Weidlein, der in der Festschrift für Gideon Petz S. 352 sagt: „Die Dialektforschung hat uns in Ungarn noch niemals zu falschen Resultaten geführt, die Ergebnisse der Mundartenforschung decken sich vollständig mit den geschichtlichen Tatsachen." Das sind goldene Worte eines scharf und klar sehenden Gelehrten: man möge sie sich merken.

Ja, was sollen wir aber zu Emil Böhmer sagen? Da können wir uns an die Forschungen Rogerius Schillings halten. Bei Siedlungen, die sich aus einem großen, mundartlich verschiedenartigen Kreise zusammensetzen, werden die auffallenden, von der Sprachwissenschaft gewöhnlich als besonders charakteristisch aufgefaßten Merkmale gegenseitig abgeschliffen, und es entsteht eine neue Gemeinsprache. Relikte können aber zurückbleiben, und diese sind wichtiger als alle Ähnlichkeiten mit dritten Mundarten, wie wir das an den Banater Dialekten gelernt haben.

Wir sind am Schluß und wollen uns noch einmal einschärfen: man darf von der Sprache nicht mehr verlangen als die Wahrheit. Diese sagt sie uns auch, wenn wir richtig hinhorchen. Wenn einer wünscht, daß eine aus heterogenen Elementen zusammengewürfelte, durch starke Nachschübe uneinheitliche oder gar sekundäre Siedlung auf eine einheitliche Urheimat zurückgeführt werde, so wird ihn die Sprache im Stich lassen und seinen Bemühungen hohnsprechen. Wo aber die Verhältnisse klar sind, wird ihm auch die Sprache eine klare Antwort geben.

Auch seien wir damit im reinen, daß die Sprachforschung keinen einzigen Wissenszweig überflüssig machen kann oder will. Denn was haben wir eigentlich damit gewonnen, wenn wir wissen: Das sind Pfälzer, das sind Hessen, das sind Schwaben, das sind Stift-Fuldaer? Wir können keinem einzigen sagen: gehe dorthin, dort findest du deine Verwandten. Hand in Hand mit der Sprachwissenschaft müssen deshalb sowohl die Siedlungskunde, die Familien-, Namen-, Flurnamenforschung gehen, wie

---

[1]) Vgl. Kurt Wagner: „Deutsche Sprachlandschaften." Marburg 1927. — E. Christmann: „Sprachbewegungen in der Pfalz." Speyer 1931.

auch die ganze Volkskunde und soziologische Volksforschung, wie ich dies in meinem Aufsatz: „Einige Probleme der donauschwäbischen Volksforschung" (Volkswart I, 1) gefordert habe. Wie oft hört man: Wortschatz und Wortgeographie können uns nicht viel nützen, Wörter werden gar leicht aus fremden Dialekten oder Sprachen übernommen, sie beweisen nichts. Wirklich gibt es hierfür Beispiele genug. Ich will auch eins beibringen. Die Werbaßer stammen bis zu 80 % aus einer Ecke, wo das Pferd „Gaul" genannt wird. Dennoch gebrauchen sie dafür nur den Ausdruck „Roß". Wenn wir aber den ganzen Wortschatz zweier Dörfer vergleichen, wird ein großer Teil der Unterschiede im Wortgebrauch dennoch seine guten Gründe haben müssen.

Sagen wir z. B.: es heißt bei einer fast durchgängigen Übereinstimmung der Laut- und Flexionslehre

in Werbaß	in Schoowe	
wī	*wāl*	Wiege
khampl	*štrēl*	Kamm
umark	*gumr*	Gurke

usw., so wird man glauben dürfen, daß 1000 Beispiele doch etwas beweisen werden. Ist aber ein Wörterbuch der Donauschwaben, bei ihrer großen Verschiedenheit untereinander, möglich? Das weiß ich nicht. Dennoch ist etwas dringend vonnöten, und das ist das systematische Sammeln des ganzen Sprachschatzes und damit des ganzen volkskundlichen Materials. Wir haben vielleicht schon zu viel gesprochen und geschrieben über Methode, über mögliche und unmögliche Zielsetzungen, über Urheimat und Sonderleben, über Sprachmischung und Mischdialekte. Nun sollte einmal die lückenlose Tatsachenaufnahme einsetzen. Man möge uns das ermöglichen und uns hierin fördern. Schmerzlich und tiefinnigst fühlen wir, daß uns der Genius unserer Wissenschaft mit Recht zurufen könnte:

Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Taten sehn.

Das Spiel vom König Herodes.

Ein Beitrag zur Volksschauspielforschung in den ungarländischen Schwabensiedlungen.

Von

Rudolf Hartmann (Debrecen).

Es muß im Sommer 1926 oder zwei Jahre später gewesen sein, als ich nach einer längeren volkskundlichen Studienfahrt in Südungarn Jakob Bleyer zum erstenmal über die Mannigfaltigkeit der Volksschauspiele berichtete, die noch überall in den kleineren und etwas abseits liegenden Schwabensiedlungen im Bewußtsein der Bewohner lebendig waren und noch vielfach gepflegt wurden. Damals war es für diese Gebiete eine neue und überraschende Entdeckung; nirgends konnte man in der Literatur über die Spiele etwas finden. Es steht mir noch ganz lebendig vor Augen, mit welcher Freude und wissenschaftlicher und menschlicher Anteilnahme Jakob Bleyer diese Tatsache aufnahm und verfolgte. Mit klarem Blick erkannte er die Bedeutung, die die Erforschung dieses Zweiges seines eigenen germanistischen Fachgebietes nicht nur für Vergangenheit und Gegenwart des ungarländischen Schwabenvolkes, sondern auch für die Aufzeigung alten Volksgutes in den südwestdeutschen Auswanderungsgebieten haben mußte: dort war es verloren gegangen und völlig aus dem Volksbesitz verschwunden, hier in der „neuen Heimat" erbte es sich fort und spiegelt sich noch heute in vielfach gebrochener und abgewandelter Form als lebendiges Gut eines beharrlich am Alten hangenden Bauerntums. Bleyers vielseitigen Anregungen und seinem Streben ist es zu danken, wenn die Volkskundeforschung im ungarischen Raum fester Boden faßte, wenn sie den Bogen weit zu spannen und sich auf gemeinsame Forschungsziele auszurichten begann, wenn sie nicht in einem eng begrenzten Blickfeld steckenblieb, sondern nahe Verbindung mit benachbarten Disziplinen sucht, um sich wechselseitig mit ihnen zu befruchten.

I.

In den meisten deutschen Sprachinseln des europäischen Südostens besteht — wie früher auch im Reichsgebiet — eine Volksschauspieltradition, die bis in unsere Tage lebendig ist. Seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ist sie vielfach unterbrochen. Auch der Weltkrieg hat neuer-

dings manches Spielgut zum Absterben verurteilt. Deshalb ist es besonders wertvoll, daß — gerade noch rechtzeitig — in allerjüngster Zeit die Volksdichtungsforschung, im Zusammenhang mit der Sprachinselkunde, frischen Auftrieb bekommen hat. Wir stehen am Neubeginn einer aktiveren Forschung, die wieder die Quellen unmittelbar aufsucht und von einer philologisch-antiquierenden Betrachtung weiterschreiten will zu einer wirklichkeits- und volksnahen Tätigkeit. Vorwiegend sind es jüngere Kräfte, die am Werke sind. Ich erinnere nur an die Arbeiten von Alfred Karasek-Langer, Karl Horak, Leopold Schmidt, Geiza Kurzweil, Hans Klein, Eugen v. Bonomi und an verschiedene Sammelreisen der letzten Jahre.

Natürlich darf man nicht zu schnell nach greifbaren neuen Ergebnissen fragen. Trotz manch wertvoller Einzelveröffentlichung, trotz vieler neuer Texte, die leider sehr zerstreut und zusammenhanglos in Zeitschriften ihr Dasein fristen, fehlt noch ganz Wesentliches, um an grundlegende Untersuchungen herangehen zu können. Diese werden sich in erster Linie um systematische Aufnahme, räumliche Verbreitung, Analyse und Einordnung der verschiedenen Spielgattungen und ihrer Reste und eine gruppierende Zusammenfassung bemühen müssen. Erst dann wird es sich deutlich zeigen, wo die Ausstrahlungszentren liegen, wie sich Altersschichten abheben, wie weit die Tradition geht und wie Verbindungen herzustellen sind, die die sehr verwickelte Herkunftsfrage zu lösen vermögen. Bevor nicht genügend derartiger Sonderarbeiten vorliegen, läßt sich auch keine klare Geschichte des Volksspieles erhoffen. So kann auch das Folgende nur ein schlichter Baustein sein.

Die Geschichte der Volksschauspielforschung im großungarischen Donauraum und den dazugehörigen bayrisch-österreichischen, sudetendeutschen und schlesischen Spielkreisen des geschlossenen deutschen Sprachgebietes braucht nur gestreift zu werden, da hierüber einige neuere Veröffentlichungen vorliegen.[1]) Unter dem Einfluß Karl Weinholds veröffentlicht K. J. Schröer 1855 und in den folgenden Jahren seine berühmt gewordenen Spiele aus den oberungarischen Bergstädten und vor allem aus dem Gebiet des „Heidebodens" (Oberufer!). Ihm eifert der Benediktiner Remigius Sztachovics nach, dessen reiche Handschriftensammlung noch unveröffentlicht in der Abtei Martinsberg (Pannonhalma) ruht. Karl Schuller gibt 1859 ein Siebenbürger Herodesspiel heraus. Aus Westungarn stammen die Weihnachtsspielsammlung Marcus Heinzels (1865) und die ungedruckten Spiele Michael Haas' und Johann Ebenspangers. August Hartmann bringt (1880) einige kleine Spiele aus den Ofener Bergen (aus denen auch in späterer Zeit hin und wieder verschiedene

---

[1]) Siehe das Schrifttum am Schluß. Besonders Ernyey-Kurzweil, S. XVII ff.; Pukánszky, Bd. I, S. 92 ff. und 201 ff., Schmidt, DUHBl. IV. Jahrg. 338 ff.

Krippenspielfassungen in Zeitschriften erscheinen) und J. R. Bünker aus Ödenburg (1895). Von 1903—14 sammelt J. Ernyey systematisch in den oberungarischen Bergstädten. Der Rohabdruck dieser Spiele — die bereits 1916 in einem starken Bande zum Druck kamen — wurde infolge der ungünstigen Zeitverhältnisse erst 1932 veröffentlicht. Der angekündigte zweite Band, der Textkritik und die volkskundliche Vertiefung enthalten soll, steht noch aus. Einige der in den letzten Jahren aufgezeichneten Spiele (vor allem aus der Schwäbischen Türkei, vereinzelt auch dem Bakonyerwald) erschienen in Zeitschriften, die im Schrifttumsnachweis genannt werden.

Die zahlreichsten Veröffentlichungen stammen also aus West- und Oberungarn. Doch lassen sich Belege für das Vorkommen von Volksschauspielen aus allen deutschen Siedlungsgebieten des Karpathenbeckens beibringen. Daß sich dabei auch wechselseitige Beziehungen zu ungarischen Volksspielen herstellen lassen, scheint mir wahrscheinlich. Doch dürfte der tatsächliche Einfluß auf Gattung und Gehalt nur gering sein, da ja die Quellen — wenigstens beim geistlichen Spiel — anderswo liegen. Parallelen finden sich m. W. bei den kleinen „Bethlehemspielen". Außerdem ist das Volksspiel meist zu sehr Ausdruck volksgebundener Art, als daß es leicht übernommen werden könnte. Diese Fragen sind aber bisher nicht untersucht worden.

Im heutigen Ungarn liegen die größten Dichtegebiete für lebendig erhaltenes Volksschauspiel im Bakonyerwald und in den katholischen Gegenden der Komitate Tolna, Baranya und Somogy. In den Ofener Bergen und in Westungarn ist es stark zurückgegangen und in den reichen Batschka- und Banatdörfern, auch jenseits der Grenze, erinnert man sich kaum noch an Aufführungen, die zu früherer Zeit einmal stattgefunden haben. Bis zum Krieg dürfte es an 150 Orte gegeben haben, in denen noch alte Spieltradition bestand. Das geistliche Spiel trat durchaus in den Vordergrund. Am häufigsten wurden „Christkindl"- und „Adam und Eva"-Spiele aufgeführt, vereinzelt „Herodes" und „Bethlehem" und nur hie und da „Genoveva", „Samson" und „Sebastian". Fastnachtsspiele sind nur aus Westungarn zu Schröers Zeit bezeugt.

Allerorten hat der Weltkrieg und seine Nachwirren die Spielfreudigkeit beeinträchtigt. Doch wurde häufig die Tradition später wieder aufgenommen. Die gegenwärtig außerordentlich schwere Wirtschaftslage, die gerade Kleinbauer und Häusler — den stärksten Bewahrer der Tradition — besonders hart trifft, bedroht neuerdings die Pflege des von den Voreltern ererbten Herkommens.

Wie alt dieses „Herkommen" ist, läßt sich noch nicht einwandfrei feststellen. Sicher nachweisbar sind die Spiele (abgesehen von der westungarischen Tradition) erst für das beginnende 19. Jh., obgleich sie natür-

lich schon früher vorhanden sein müssen. Höchst wahrscheinlich liegt der Ursprung des Volksspieles im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, von dem es nach Südosten auf dem Donauweg vorgedrungen ist. — Doch nun erheben sich einige Fragen: Ist das Volksspiel durch die Kolonisten aus dem Auswanderungsgebiet direkt nach den Neusiedlungen verpflanzt worden? Dann wäre eine Voraussetzung, daß es weithin in Südwestdeutschland noch zu Beginn oder zur Mitte des 18. Jh.s verbreitet gewesen sein müßte. Dafür fehlen aber vorläufig genügend Belege. Allerdings wird eben erstmalig eine direkte Verwandtschaft der alten Urheimat mit einem südungarischen Paradiesspiel nachgewiesen.[1]) Auch wenn sich nicht mehr genügend Beweise aus den Auswanderungsgebieten herbeibringen ließen, wäre die Möglichkeit der dortigen Beheimatung nicht von der Hand zu weisen. Denn es hat Zeiten gegeben — wie z. B. jetzt noch in den ungarländischen Schwabendörfern —, wo sich kaum jemand die Mühe machte, ein solches Spiel aufzuzeichnen. Weshalb sollte man diese beschwerliche und zudem überflüssige Arbeit auch tun, wo so viele Dorfgenossen in ihrer Jugend selbst „mitgegangen" sind, wo das Spiel jedermann im Ort kennt, ja, wo es Dutzende auswendig wissen? — Nun eine andere Frage! Kann das Volksspiel im neubesiedelten Dorf eigenwüchsig entstanden sein? Mancherlei spricht dafür. So die fast stets von Dorf zu Dorf wechselnde veränderte Fassung eines Spieles der gleichen Gattung. Darin zeigt sich die Abgeschlossenheit und Eigenlebigkeit der Gemeinde, wie sie durchweg bei Mundart, Tracht und Liedschatz zu beobachten ist. Doch muß man dagegen anführen, daß wiederum — aufs Ganze gesehen — der Kern der Handlung, ihr szenischer Aufbau oder die Melodien sehr große Ähnlichkeiten und schlagende Übereinstimmungen aufweisen — trotz aller Unterschiede im einzelnen! Hier harren also noch allerlei Fragen der Lösung, die aber vorsichtig und in sehr exakter Arbeit angefaßt sein wollen.

Wie schon früher erwähnt wurde, sind Herodesspiele vielerorts und für die meisten Spielkreise im deutschen Sprachgebiet nachzuweisen. Im heutigen Ungarn ist ihre räumliche Verbreitung auf ein enges Gebiet beschränkt.[2]) Meines Wissens sind sie nur in der Schwäbischen Türkei bekannt, und zwar in der Grenzzone zwischen dem östlichen Somogyer und westlichen Baranyaer Komitat mit einem nordwärts gerichteten Ausläufer in die Tolnau hinein. Die 6 Dörfer, für die ich genauere Angaben habe — *Somogyszentlászlo, Somogyhárságy, Baranyaszentgyörgy, Baranyajenő, Gödre* und *Pári* —, liegen in einem schmalen Raum zwischen der alten Zrinyistadt Szigetvár im Süden und dem reichlich 40 km nordöstlich ge-

[1]) Schmidt, DUHBl. VI. Jahrg. (z. Zt. im Druck).

[2]) Die Herodeslieder, die am Dreikönigstag von umherziehenden Kindern gesungen werden, bleiben hier außer Betracht.

legenen Dombovár. Nur die Gemeinde *Pári*, dessen Spiel im folgenden eingehend behandelt werden soll, liegt abseits davon in einer weiteren Entfernung von 30 km. Es ist möglich, daß man im Komitat Somogy noch einige weitere Orte mit dem „Herodes" antreffen wird. Die Feststellungen lassen sich allesamt ja nicht — oder nur ganz ungenau — durch Fragebogen u. ä. betreiben, sondern nur durch persönliche Erkundung an Ort und Stelle. Die Herodesspiele dieses engmaschigen und kleinen Spielkreises stehen in engster innerer Verwandtschaft. Trotz verschiedener Fassungen und örtlicher Abwandlungen ist stets derselbe szenische Kern vorhanden: Vorspruch — Verkündigung an die Hirten — Die 3 Könige vor Herodes und seinem Knecht — Im Stall zu Bethlehem — Schlußlied.

Zum erstenmal hörte ich vom „Herodes" bei einer meiner Sammelfahrten im Herbst 1926. Zwei Jahre später forschte ich dann genauer nach, konnte die ersten Aufzeichnungen und Fotos machen — Handschriften waren nicht aufzutreiben — und prüfte im Januar dieses Jahres noch einmal in *Pári* am dortigen Spiel die früheren Feststellungen nach. Ich wählte diesen Ort, weil sein „Herodes" der unbekannten ursprünglichen Fassung verhältnismäßig nahestehen muß. Denn abgesehen von sprachlichen und formalen Sinnlosigkeiten, die ihre Erklärung in geschlechterwährender mündlicher Überlieferung finden, ist sein Aufbau immerhin noch klar und die sonst häufige Textverwerfung selten.

II.

Daß ich mir die Gemeinde *Pári* als Studienort wählte, war nicht zufällig. Auf Grund der Karte und statistischer und historischer Unterlagen schien der Ort ein besonders geeignetes Studienobjekt zu sein: Pári ist ein rein deutsches, stattliches Dorf mit rund 1400 Einwohnern. Die soziologische Schichtung liegt ziemlich einfach. Kleinbauern und Häusler und ein zahlreicher Handwerkerstand bilden das tragende Element der Bevölkerung. Die Landarbeiter, die auf benachbarten Pußten arbeiten, und die übrigen Splitter fallen jenem gegenüber nicht ins Gewicht. Diese Mischung zwischen dem schlichten, einfach gebliebenen, konservativen Kleinbauern, einem fortschrittlich gesinnten und aufgeweckten Handwerker und dem materiell zwar kärglich gestellten, aber geistig oft recht regen, bildungshungrigen und an der Pflege der Dorfsitte interessierten Häusler ist ganz hervorragend geeignet, volksgebundenes Brauchtum verwurzelt und lebendig zu erhalten. Weiterhin ist es nicht bedeutungslos, daß Pári eine direkt bevölkerte Sprachinsel ist, die im ersten Drittel des 18. Jh.s besiedelt wurde. (1742 gibt es bereits über 300 Einwohner.) Vermutlich ist eine stammliche Mischung von Anfang an vorhanden gewesen (alemannisch, schwäbisch (?), bayrisch (?)). Vor allem aber ist Páris geographische Lage wichtig. In einem langen, tief eingeschnittenen Löß-

M. T. AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

graben zieht sich an dessen Talsohle wie eine Perlenkette das Dorf hin. Nach Nord und Süd schließen Hügelketten mit ihren oft steilen, terrassenartigen Lößhängen die Siedlung ab. Im 18. Jh. waren die Berge mit Gestrüpp überwuchert; durch Rodungsarbeit wurden sie allmählich in Weingärten umgewandelt. Von Osten her drängen sich ausgedehnte Akazienwälder an die Gemarkung heran. Diese naturgegebene Abgeschlossenheit wies das Dorf immer wieder auf sich selbst und mußte das Eigenleben der Gemeinde fördern. Die natürliche Isolierung wird noch durch eine völkische verstärkt: in einem Umkreis von 10—30 km gibt es keine andere schwäbische Gemeinde, bis auf das zur knappen Hälfte deutsche, sonst magyarische *Kocsola*, das etwa 8 km entfernt liegt.

Heute macht Pári den Eindruck eines echten Kolonistendorfes. Die ursprünglich nur an der „Summersait" des Tales, in der „Großgaß" liegende Hausreihe hat sich auch auf die Winterseite ausgebreitet. In jüngerer Zeit ist auf einer höheren Talterrasse die gleichförmige „Waigärtegaß" entstanden und heute tasten sich schon die Hausstellen in die kleinen Seitentäler hinauf. Überall dasselbe Bild: Dicht aneinandergerückt blicken die weißgetünchten Giebelhäuser freundlich ins Tal. Sorgsam gepflegte Weingärten mit ihren hellen Preßhäuschen schieben sich bis an die Hofstellen heran.

Es ist nun nicht verwunderlich, daß das abgeschlossene, zu einem ausgeprägten Eigenleben geradezu vorbestimmte Pári in langer Tradition manche volkskundlich bedeutsamen Züge besonders treu bewahrt hat. Das ist überhaupt ein entscheidender Grund, der die wissenschaftliche Erforschung von Sprachinseln rechtfertigt und sie zur gebieterischen Aufgabe macht. Denn als Reliktgebiet, in dem das Rad der Geschichte gleichsam bedächtiger lief, spiegelt eine Sprachinsel oft in jugendlicher Unverbrauchtheit frühere Zustände wider, die im Mutterland längst vergangen sind. Der Volkskundeforschung bietet sich eine einzigartige Gelegenheit zum Beobachten; sie kann dabei nachholen, was frühere Geschlechter versäumten! So lassen sich in Pári z. B. noch grundlegende Wandlungen in der so erstarrt scheinenden Volkstracht genau zurückverfolgen; im heutigen Liedgut sind — was ganz selten ist — tatsächlich alte Lieder der Auswanderungszeit enthalten und noch vor einer Generation waren in diesem einen Dorf die drei Volksschauspielgattungen lebendig, deren Spuren wir im gesamten deutschen Volksboden finden: Christkindl, Adam und Eva und Herodes.

III.

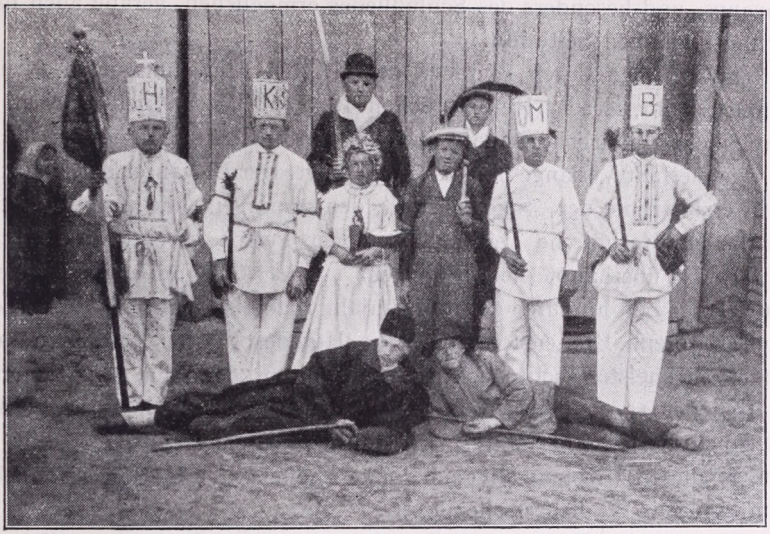
Das „Paremer Herodesspiel" ist eine dramatische Gestaltung der Weihnachtsgeschichte. Sein szenischer Aufbau ist folgender:

Fassung A:		Fassung B:
Zeile 1— 21	Vorspruch des Vorlaufers	Zeile 1— 24
22— 36	Verkündigung an die Hirten	25— 39
37— 50	Erwachen und Aufbruch der Hirten	40— 53
51— 84	Pilgerfahrt der hl. drei Könige	54— 87
85—101	Ihr Zusammentreffen mit Herodes' Diener	88—103
102—132	Die hl. drei Könige vor Herodes	104—137
133—144	Herodes geheime Pläne	138—148
145—163	Maria und Joseph	149—167
164—166	Die Anbetung	168—170
167—182	Schlußlied auf den Kindermörder Herodes	171—186

Die Verwandtschaft des Spieles mit den anderen der Schwäbischen Türkei steht unbedingt fest. Schon der früher erwähnte, verhältnismäßig enge Raum, in dem sie beheimatet sind, würde darauf schließen lassen. In ihrer auffallenden Ähnlichkeit in Aufbau, Sprache und Personen, ferner durch ihre wörtliche Übereinstimmung in vielen Gesätzen weisen sie auf ein gemeinsames Urbild hin. Der ursprünglichen Gestalt dürfte neben dem Paremer das Spiel aus Gödre (Baranya) am nächsten stehen, das sogar in Einzelheiten weniger zersungen und zersprochen ist. Dann folgen in einigem Abstand Somogyszentlászlo und Somogyhárságy. (Die Verkündigung singt hier der Erzengel Gabriel; Maria und Joseph fehlen.) Nahe kommen auch Baranyajenő und Baranyaszentgyörgy. (In diesen — allgemein kürzeren — Fassungen fällt die Schäferszene fort.) All die verschiedenen Absplitterungen sind bei der mündlichen Verpflanzung der Überlieferung leicht verständlich. — Direkte Beziehungen zu den anderen Herodesspielen im Südosten (Ober- und Westungarn, Siebenbürgen) lassen sich m. W. nicht herstellen.

Ungemein schwierig und vorerst noch nicht zu lösen ist die Herkunftsfrage. Sie kann einwandfrei immer nur in einem größeren Rahmen behandelt werden, dem reiches Vergleichsmaterial und möglichst viel exakte Aufzeichnungen zugrunde liegen müssen. Bereits früher wurden die verschiedenen Herkunftsmöglichkeiten behandelt.

Mir scheint, daß der Paremer „Herodes" — wie wohl die meisten Volksspiele, die wir im Südosten antreffen — aus alter binnendeutscher Tradition des 18. Jh.s stammt und seinen Weg über bayrisch-österreichisches Gebiet die Donaustraße hinunter nahm. Vielleicht weisen die Namen „Ferdinand" für den Vorläufer in Gödre und „Burina" für des Herodes Diener in Baranyajenő (und Gödre?) auf eine Spur. Aber weshalb sollte nicht auch z. B. irgendein Geistlicher an Ort und Stelle einmal ein solches Spiel im ersten Jahrhundert der Ansiedlung verfaßt und es sich dann von einer Gemeinde aus weiter verpflanzt haben? Leider stehen mir hier nicht



(Aufn.: R. Hartmann; 1928)

Herodesspiel in Pári.

die Hilfsmittel zur Verfügung, die eine Prüfung des Zusammenhanges des Eingangs- und besonders des Schlußliedes ermöglichen, gerade auch nach der musikalischen Seite hin.

Soweit man durch Befragen der ältesten Einwohner noch zurückkommen kann, ist der Herodes schon 1820 in Pári gespielt worden. Er wurde nicht alljährlich, sondern mit einer Unterbrechung von 3—6 Jahren — „wie die Leit Verlange han" — aufgeführt. Der Bewahrer der Tradition ist in erster Linie der „Spielmeister", der sozusagen „die gesamte künstlerische und technische Leitung" in seiner Person vereint. Pfarrer und Lehrer, wie überhaupt die „Intelligenz", sind völlig unbeteiligt. Zuletzt war es lange Zeit hindurch der im Frühjahr 1928 als 63jähriger verstorbene Häusler Joseph Breitenstein, der „die Herodesburschen abrichten tat". Dieser Spielmeister suchte sich geeignete Mitwirkende aus den Kameradschaften der 15—19jährigen Burschen, denn nur Unverheiratete wirken mit. Auch die Rolle der Maria wird stets von einem Mann dargestellt. Ob man von diesem Umstand auf ein besonders hohes Alter des Spieles schließen kann, will mir fraglich erscheinen.[1])

Ungefähr 14 Tage vor Weihnachten beginnen die Proben. Während 8—10 Tagen kommen nach dem Füttern am Spätnachmittag die Spieler zusammen, bekommen den Text vorgesprochen, bisweilen auch einige Rollen abgeschrieben und üben. 10- oder auch 20mal hintereinander wird das Spiel täglich durchgeprobt, bis es vollständig sitzt und nur noch zur Wiederholung einige Male gesagt werden muß.

Diese Art des Einübens und die Notwendigkeit, das Spiel am Aufführungstag an die 50mal zu spielen, führt zu einem ganz ungewöhnlich schnellen Sprechen. Die schon an sich ungepflegte bäurische Sprache verliert dadurch noch mehr. In rasender Eile werden die Gesätze und Lieder — fast möchte man sagen — heruntergeleiert. Kein Wunder, daß sich dadurch die unglaublichsten Hörfehler und Verballhornungen eingeschlichen haben. Auf sie wird später noch genauer eingegangen. In den Bewegungen der Spieler steckt vermutlich noch viel altes Herkommen: Ein bestimmter Bewegungsausdruck vermag bei dieser fortwährenden strengen Anlehnung an das überkommene Vorbild noch über Jahrhunderte nachzuwirken. Bezeichnend sind knappe, nur andeutende, eckige Gesten, mit welchen die Spieler sich marionettenähnlich bewegen.[2])

---

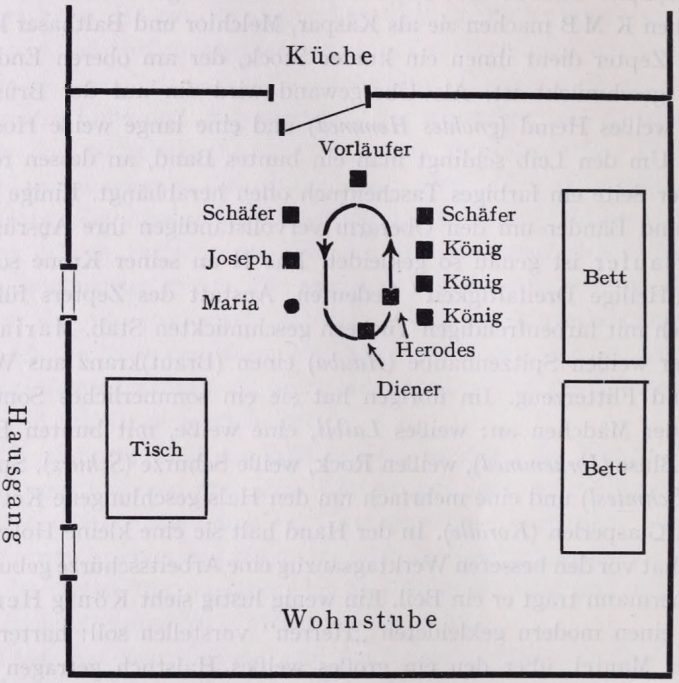
[1]) Von den Paradeis- und Weihnachtsspielen ist mir bekannt, daß bei der Rollenbesetzung durch Buben oder Mädchen bisweilen ganz zufällige Dinge ausschlaggebend sein können. Weil etwa z. B. ein zum Mitspielen ausersehenes Mädel sich plötzlich „geniert" und nicht mehr mittun will, verhält sich auf einmal auch die ganze Kameradschaft ablehnend!

[2]) Ähnliche Eindrücke werden hervorgerufen, wenn man Frauen und Mädchen in der Tracht beobachtet, etwa beim sonntäglichen Kirchgang oder auch zum Tanz: da drückt sich traditionsgebundene Würde aus!

Da die „Kostüme" (vgl. Abbildungen) aus dem dörflichen Kleidungsbestand genommen werden, sind sie nicht schwer zu beschaffen. Die Könige tragen selbstgefertigte, hohe, röhrenartige, weiße Pappkronen, die mit Buntpapier beklebt und mit kleinen Verzierungen bemalt sind. Die Buchstaben K M B machen sie als Kaspar, Melchior und Balthasar kenntlich. Als Zepter dient ihnen ein kurzer Stock, der am oberen Ende mit Blättern geschmückt ist. Als Übergewand wird ein auf der Brust besticktes, weißes Hemd (*gnohtes Hemmed*) und eine lange weiße Hose angezogen. Um den Leib schlingt man ein buntes Band, an dessen rechter und linker Seite ein farbiges Taschentuch offen herabhängt. Einige bunte *Straissl* und Bänder um den Oberarm vervollständigen ihre Ausrüstung. Der Vorlaufer ist genau so gekleidet. Das H an seiner Krone soll angeblich „Heilige Dreifaltigkeit" bedeuten. Anstatt des Zepters führt er einen reich mit farbenfreudigen Tüchern geschmückten Stab. Maria trägt über einer weißen Spitzenhaube (*Hauba*) einen (Braut)kranz aus Wachsperlen und Flitterzeug. Im übrigen hat sie ein sommerliches Sonntagsgewand der Mädchen an: weißes *Laibli*, eine weiße, mit bunten Borten besetzte Bluse (*Ibrhemmed*), weißen Rock, weiße Schürze (*Schurz*), Spitzenkragen (*Schmiesl*) und eine mehrfach um den Hals geschlungene Kette aus silbernen Glasperlen (*Koralle*). In der Hand hält sie eine kleine Holzwiege. Joseph hat vor den besseren Werktagsanzug eine Arbeitsschürze gebunden; als Zimmermann trägt er ein Beil. Ein wenig lustig sieht König Herodes aus, der einen modern gekleideten „Herren" vorstellen soll: harter Hut, schwarzer Mantel, über den ein großes weißes Halstuch getragen wird, Leibriemen mit Ziertuch und dazu noch einen mächtigen Säbel aus Großvaters Zeit! Sein Diener geht ähnlich; nur trägt er — wie auch Joseph — eine weiche Mütze und trägt keine Waffe. Die Schäfer ziehen möglichst alt aussehende Kleider an, legen einen Umhang um und versehen sich mit kräftigen Holzstecken.

Der Aufführungstag ist stets der 24. Dezember, der Tag „Adam und Eva"; gegebenenfalls auch noch der Weihnachtstag. Dann zieht die Spielschar von morgens 9 Uhr — nur mit kurzer Unterbrechung zum Mittagsmahl — von Haus zu Haus im Dorf herum, bis Mitternacht, zum Beginn der Christmette. Überall dort, wo die Frage des Vorläufers: „Därfn die Herodes rai?" Bejahung findet — und es gibt nur ganz wenige Häuser, wo das nicht der Fall ist —, beginnt sogleich das Spiel mit dem Eintreten und Gesang des Vorläufers in die Wohnstube. Unterdessen sammeln sich die Mitspieler in der Küche und warten auf ihr Auftreten. Der Aufführungsort ist stets die Stube, nie das Wirtshaus. Der ganze Charakter des Spieles entspricht überhaupt mehr dem kleinen Raum, in dem Zuschauer und Spieler dicht beieinander sind — ein natürlicher Ausdruck für die schlichte, gemeinsame christliche Weltanschauung, die Spieler und Hörer umfängt.

Die Spielachse läuft quer durch die Stube. Gegen Schluß der Darstellung, bei der Anbetungsszene, steht die Spielerschar in der Aufstellung des nahezu geschlossenen Kreises, einer uralten Kunstform.



IV.

Der folgenden Textveröffentlichung sind noch einige Bemerkungen vorauszuschicken. Die Fassung „A" bringt das „Paremer Herodesspiel" in der Form, wie es heute tatsächlich gespielt wird. Als Grundlage dient der gesprochene Text, mit allen offenbaren Sinnlosigkeiten und Verballhornungen, wie ich ihn aus dem Munde der Spieler niederschrieb. Nach dem Bericht des Mitspielers Ignaz Rauh prüfte ich später die Aufzeichnung noch einmal nach. Zum Vergleich stand mir noch eine Handschrift zur Verfügung. Diese stammt ebenfalls von einem Ignaz Rauh, dem Vater des eben erwähnten. Er schrieb um 1890 das Spiel auf, bald nachdem er in seiner Jugend mitgespielt hatte. Sein „Herotes Litt" ist auf einem 42 × 26 cm großen, vierseitigen Bogen aus gelblich-weißem Packpapier in fortlaufendem Text geschrieben; natürlich ohne Verseinteilung, doch mit Angabe des jeweiligen Sprechers. Nach dieser Handschrift konnte ich nachträglich kleine Verbesserungen meiner Aufzeichnung vornehmen. Im wesentlichen sind es Änderungen von Hörfehlern, die sich erst im Laufe der letzten 4 Jahrzehnte eingeschlichen haben. Im übrigen gebe ich den

Wortlaut so exakt wie möglich, ohne irgendwelche Veränderungen. Nur die Gliederung stammt von mir. Die durchklingende Mundart — sie ist noch nicht näher untersucht, trägt aber unverkennbar alemannische Züge — deute ich nur an. Doch wird das Spiel nicht in der gewohnten Alltagssprache, sondern in einer gehobeneren vorgetragen. Die Spieler sind allerdings der Meinung, daß sie genau „nach der Schrift" reden.

In den Fußnoten[1]) sind bisweilen der Wortlaut der Handschrift und Lesarten der anderen Überlieferungen verzeichnet. Durch sie hellen sich zahlreiche zersprochene und verballhornte Gesätze auf. Selbstverständlich wird nicht jede Abweichung angegeben, sondern nur dann, wenn sie belangvoller ist und auf eine andere Sinndeutung hinweist. Durch die Varianten ist vielleicht die Möglichkeit gegeben, Brücken zu anderen Fassungen zu schlagen — die sicherlich noch hie und da entdeckt werden — und damit Zusammengehörigkeiten räumlich getrennter Gebiete zu erschließen.

Erstaunlich ist das Mitschleppen einer Menge völlig zur Sinnlosigkeit zersprochener Wörter und Sätze. z. B.: Und setzt euch nieder < Entsetzt euch nicht, Är är ver wiss in seinem Wut < Er wird büßen seine Wut, Bei allen Mädchen < Bei allen Menschen, In Davids Stall < In Davids Stadt, Gott allein der Herr gebīrt < Gott allein die Ehr gebührt, Daß ungeboren sei < Daß nun geboren sei, u. a. m.

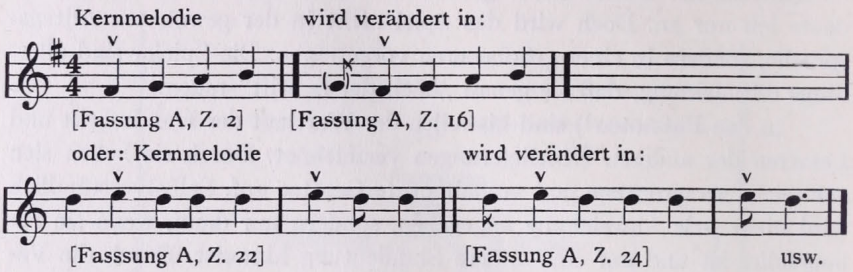
Wenn man annimmt, daß die Urfassung sprachlich und rhythmisch streng geformt war, dann ist allerdings die Zerstörung schon weit vorgeschritten. Immerhin sind die 3 und 4 hebigen Reimpaare noch zu erkennen. Nur mit großer Mühe und unter Heranziehung der Melodie war es möglich, die ersten zwei Lieder herauszuschälen. — Bisweilen sind ganze Gesätze oder auch Szenen vertauscht worden. Allerlei nachträgliche Zusätze sind wahrscheinlich. So ist die Bemerkung des Herodes beim Weggehen nach dem Spielschluß — die anfänglich natürlich irgendwo nur ein Scherz war — allmählich mit zu einem festen Spielbestandteil geworden. Dieser unverstandene Ausruf kann dann zu einer solch rationalistischen Ausdeutung führen wie in Je (Fußnote der Fassung A, 184).

Die rhythmischen Unebenheiten werden beim Vortrag etwas gemildert. Man betont die Hebungen ziemlich mechanisch, ohne allzusehr den Sinn des Wortgefüges zu bedenken. Die stark rhythmisierte Melodie des Vorläuferliedes hat in ihrer einfachen Tonführung und dauernden Wiederholung etwas nicht Alltägliches, beinahe Liturgisches an sich. Sowohl beim Eingangs- als auch beim Verkündigungslied[2]) ist die ursprüngliche Übereinstimmung von Wort und Weise häufig durchbrochen.

[1]) Folgende Abkürzungen für die verschiedenen Fassungen wurden gewählt: H = Spielhandschrift des Ignaz Rauh; Gö = Gödre; La = Somogyszentlászló; Je = Baranyajenő; Gy = Baranyaszentgyörgy.

[2]) Die Melodie ist fast dieselbe wie beim Eingangslied, nur eine Quart höher.

Daher stammen die mannigfaltigen kleinen Abweichungen von der Kernmelodie, die zu Vorschlägen und Modulationen führen, z. B.



Die Fassung „B" ist ein geläuterter, besser sprechbarer Text. Er beseitigt sprachliche und stilistische Fehler, löst Verballhornungen auf und bemüht sich, unter Heranziehung anderer Lesarten, der unbekannten Urfassung möglichst nahezukommen. Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß an alle Änderungen mit äußerster Sorgfalt herangegangen wurde. In zweifelhaften, oder nicht durch Varianten belegbaren Fällen habe ich die heutige Spielart stehen gelassen. Ehrfurcht vor der — vielleicht falschen — Überlieferung ist besser als eine „Ergänzung", die erst Falsches hineinschmuggelt! Unklarheiten bleiben daher zur Genüge bestehen. Überhaupt erhebt die wiederhergestellte Fassung B nicht den Anspruch, fehlerlos zu sein. Da bisher keine besseren Lesarten bekannt sind, bleiben Irrtümer natürlich möglich. Bei Wiederherstellung der Lieder wurde von der Weise ausgegangen. Gerade bei ihnen lassen sich verschiedene Verse und Gesätze ohne weiteres vertauschen. Eine Nachprüfung meiner Änderungen wird durch die Gegenüberstellung des A- und B-Textes und die reiche Variantenangabe erleichtert.

V.

Der literarische Wert des „Herodes" mag nicht sehr bedeutsam sein. Doch als bisher einzig bekannte Überlieferung eines Volksspieles, das seit Generationen lebendiger Volksbesitz ist, verdient sie nicht, dem Vergessen anheimzufallen. Das Spiel gehört zu dem „gesunkenen Kulturgut". Aber seine Bedeutung liegt weniger auf literarischem als auf volkskundlichem Gebiet. Durch die Gegenüberstellung der heute gebräuchlichen, „gesunkenen" Fassung und einer, die dem Urbild nähergerückt ist, läßt sich treffend zeigen, was und wie vom Volk geändert wird. Zwar findet keine bewußte Umgestaltung statt, aber ein Vernachlässigen des ihm Unwesentlichen. Daß der dörfliche Hörer- und Spielerkreis sich nicht im geringsten durch unverständliche Gesätze stören läßt, zeigt seine Einstellung gegenüber einer solchen dramatischen Handlung. In einer un-

gehemmten, offenen und naiven Art ist er rein erlebnismäßig auf Hören und Schauen eingestellt. Für Kritik irgendwelcher Art, für Einschalten des Intellektes bleibt kaum eine Ansatzmöglichkeit. Er fragt nicht: Ist der Aufbau der Handlung logisch? Sind Wörter und Gesätze im einzelnen sinnvoll und verständlich? Sondern er gibt sich unmittelbar dem ganzen Sinngehalt hin. Er will bildhaft schauen, er will eindrucksvoll durch Wort und Ton die Geschichte nacherleben, die ihm seit frühester Kindheit erzählt wurde. Alljährlich vernimmt er es neu in der Weihnachtsmesse: das Geschehen von des Heilands Geburt, von den Schäfern, die seinesgleichen sind und von den mächtigen Königen und Herren. Da braucht er nicht alles bis ins einzelne zu „verstehen"; er nimmt ja doch viel umfassender durch seine gesunden Sinne und sein Herz auf! — Die Art des Spieles und seine psychologische Wirkung auf Mitspieler und Zuschauer weist zum alten Volkslied hin. Auch dort formt sich der Sinn in Sänger und Hörer zu einem geschlossenen Bild trotz sprunghafter und nur andeutender Sprache.

Schrifttum.

Bleyer, J.: *Aufgaben der Deutschtumsforschung im altungarischen Raume.* DUHBl. V. Jg., 1933 (Petz-Festschrift).

Schröer, K. J.: *Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern.* Wien 1862.

Schuller, K.: *Herodes.* Ein deutsches Weihnachtsspiel aus Siebenbürgen. Hermannstadt 1859.

Heinzel, M.: *Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn.* Raab 1865.

Hartmann, Aug.: *Volksschauspiele.* In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1880.

Bünker, J. R.: *Soproner dramatische Volksspiele.* Ztschr. f. öst. Volksk. Wien 1895.

Klein, H.: *Das Oberuferer Paradeisspiel in ursprünglicher Gestalt.* Kassel 1928.

Hartmann, Rud.: *Die Christkindl-Spiele in der Schwäbischen Türkei.* Ztschr. VfVk. Berlin 1929.

Pukánszky, B. v.: *Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn.* Bd. I. Münster i. W. 1931.

Ernyey, J. u. Kurzweil, G.: *Deutsche Volksschauspiele aus den Oberungarischen Bergstädten.* Budapest 1932.

In jüngster Vergangenheit erschienen Zeitschriftenaufsätze von E. v. Bonomi, H. Hagel, R. Hartmann, K. Horak, A. Karasek-Langer, H. Klein, G. Kurzweil und L. Schmidt in: Banater Dt. Kulturhefte (Temesvár); DUHBl.; Das dt. Volkslied (Wien); Karpathenland (Reichenberg); Sudetendt. Ztschr. f. Vk. (Prag); Die Singgemeinde (Kassel); Wiener Ztschr. f. Vk.

Fassung A.
Herodesgspiel in Pári.

Vorlafr

Seid gegrüßt Ihr all zusammen
Wie d' Ihr hier versammelt seid.
Sei gegrüßt nach Stand zu Namen
Jetzt in dieser Weihnachtszeit.
Um unser Fraid Eich zu sehn
In Gesundhait Fried und Ruh.
Gott wird ferner bei Eich stehen
Gebet Eich auch dies dazu.
Und wenn Ihr möcht in Fraiden schweben
Ain maniches liebes langes Jahr
Und in er wilstand Wohlstand leben
Ohne Krankheit und ohne Gfahr.
Es wird ja nicht ein Baum entstehen
Nicht erliegt auf einen Schlag.
Der Verstand kommt nicht vor den Jahren
Es geht nicht wie man winscht zu habn
Es geht nicht alles nach Gebühr.
Ai so nehmen wir uns vor die Werk
Und was ein guter Will vermag.
Und der was Großes will erfahren
Und der gesellte sich zu dem Kleinsten in das Zelt

(Zwei Schäfer kommen herein und werfen sich hin)

Ihr wacht vom Schlaf nur Hirten gut
Und setzt Eich jetzt seid wohlgemut.
Groß Fraid ich Eich verkünde
Groß Fraid soll sein bei groß und klein
Bei allen Menschen und Kindern
Nun gehet hin und suchet ihn
In Bethlehem im Davids Stall
Dort ist ers geboren gestern abend spat
Den hat Euch Gott verheißen
Den Weg den will ichs Eich weisen.
Es soll Eich ein Wahrzeichen sein
In Windlein ist ers gewicklet ein.
Eine Krippe ist auch seine Wiege
Ein Ochs und auch ein Esel
Er ziert vor ihrem Schöpfer Dink

Fassung B.
Das Spiel vom König Herodes.

Der Vorlaufer singt

Seid gegrüßt ihr all zusammen
die ihr hier versammelt seid.
Seid gegrüßt nach Stand und Namen
Jetzt in dieser Weihnachtszeit.

5 (5) Um unsre Freude euch zu sehen
In Gesundheit, Fried und Ruh.
Und Gott wird ferner bei euch stehen;
Geb er euch auch dies dazu:

10 (10) Daß ihr möcht' in Freuden schweben
Ein manches liebes langes Jahr
Und in erwünschtem Wohlstand leben
Ohne Krankheit und ohne Gfahr.

Es geht nicht, wie man wünscht zu haben
Und was ein guter Will vermag.
15 Es wird ja nicht ein Baum erstarken
Der (nicht) erliegt auf einen Schlag.[1])

Wir sind fürwahr noch junge Knaben
So wir die Werk uns nehmen für;
(15) Der Verstand kommt nicht vor den Jahren
20 Es geht nicht alles nach Gebühr.

(20) Und der was Großes will erfahren,
Bekommt's beim Kaufmann nicht ums Geld
?
Sich auch dem kleinsten zugesellt.

(Zwei Schäfer kommen herein und werfen sich auf den Boden nieder)

25 Erwacht vom Schlaf ihr Hirten gut[2]);
Entsetzt euch nicht, seid wohlgemut!
Groß Freud will ich euch künden:
(25) Groß Freud soll sein bei groß und klein,
Bei allen Menschen und Kindern.

(Der Vorlaufer geht hinaus. Die zwei Schäfer steigen auf, lehnen sich auf ihre Stecken und sprechen:)

1. Schäfer

Ach ach wie lang hab ichs geschlafen
Da ich bin gelegen bei meinen Schafen.
Es dunket mich ganz in meinem Sinn
Ich hab gehört a Engelsstimm
Ganz freindlich zu mir sagen
Es hat sich was Naies zugetragen.
Maria Jungfrau rein
Sie hat geboren ein kleins Kindelein.

2. Schäfer

O Lamm mein Freind ich hab ein Lamm
etwelche Tage sich Jesus bekam
Schenk du mir das Kindleins Mutter
Schaff du mir das Hai un Stroh für das Eselsfutter.
Also folge mir das Engelshaiser
Wollen wir ailings nach Maria reisen.

(Die zwei Schäfer gehen hinaus. Die hl. drei Könige kommen herein und stellen sich nebeneinander auf.)

1. König (Kaschper)

Was hast du großer Gott
Mit uns da vorgenommen
Daß wir an diesem Ort
Sind gleich zusammen kommen?
Es ist uns diese Stadt
Wie auch dieses Land
Ganz fremd und unbekannt.

2. König (Melcher)

Das ich den weiten Weg
denn ich bin hergezogen
Da hat mich eben dieser Stern
So kräftenlich bewogen.
Woraus ich gänzlich schließe
Daß ungeboren sei
Er ist geboren heut abend spat
Zu Bethlehem in Davids Stadt,
(Den euch hat Gott verheißen.
Nun gehet hin und suchet ihn;
Den Weg den will ichs (euch) weisen.

Das soll euch ein Wahrzeichen sein:
In Windeln ist er's gewickelt ein.
Eine Krippe ist auch seine Wiege
(Ein Ochs und auch ein Esel
(Die) sich vor ihrem Schöpfer biegn.

(Der Vorläufer geht hinaus. Die zwei Schäfer stehen auf und stützen sich auf ihre Stecken.)

1. Schäfer

Ach wie lang hab ichs geschlafen
Da ich (bin) gelegen bei mein Schafen?
Es dunkt mich ganz in meinem Sinn
(Ich hab gehört ein Engelsstimm
Ganz freundlich zu mir sagen
Hätt sich was Neues zugetragen:
Maria, Jungfrau rein,
Hätt geboren ein klein's Kindelein.

2. Schäfer

(Wohlan mein Freund, ich hab' ein Lamm —
Weiß nicht, welchen Tag ich es bekam —
Schenken wirs des Kindleins Mutter!
Schaff du mir Heu und Stroh für Eselsfutter.
Also folgen wir des Engels Heißen,
(Wollen eilings nach Maria reisen.

(Die zwei Schäfer gehen hinaus. Die hl. 3 Könige treten ein und stellen sich nebeneinander auf.

1. König (Kaschpar)

Was hast du großer Gott
Mit uns da vorgenommen

Der Heiland der Welt
Der uns wird machen Fraid.

3. König (Balser)

Ja o rechtes fehlet nicht
Denn es ist nunmehr geboren
Der uns der große Gott
Zu einem König hat auserkoren.
Ach ach was wird mirs die Zeit so lang
Bis ich das liebe Kind im Mutterschoß
Mit höchster Fraid empfang.

1. König

Nach diesem Wunderkind
Steht jetzt und mein Verlangen.
Glückselig sei die Stund
Da ichs werd empfangen.
Ja o selig werd ich sein
Wenn ichs nur hab gesehn
O Höchster helfe mir
Es möcht bald geschehn.

2. König

Es ist niemand bei uns hier
Wer gibt uns den Bericht
Daß wir das rechte Ort
Doch verfehlet nicht.

(Bedienter kommt herein und fragt den 2. König)

Bedienter

Wornach hat dieses Volk
Nach unsrer Stadt zu fragen?

3. König

Mein liebster Freind
Ich hab nichts gehärt
Der erschte Kurnfirscht
Königfirst und Härrn
Der nach Gott geboren ist.

Bedienter, zum 3. König

Was Königfirschten und Härrn
Wer hat Eich zu prädieren.
Man hat von solchen kleinen Sachen
Daß wir an diesem Ort
Sind gleich zusammenkommen?
Es ist uns diese Stadt
Wie auch dieses Land
Ganz fremd und unbekannt.

2. König (Melcher)

Das ist ein weiter Weg
Den ich bin hergezogen.
Da hat mich eben dieser Stern
So kräftenlich bewogen;
Woraus ich gänzlich schließe
Daß nun geboren sei
Der Heiland dieser Welt,
Der uns wird machen frei.

3. König (Balser)

Ja recht, es fehlet nicht.
Es ist nunmehr geboren
Den uns der große Gott
Zu einem König hat erkoren.
Ach ach, was wird mirs die Zeit so lang,
Bis ich das liebe Kind im Mutterschoß
Mit höchster Freud empfang.

1. König

Nach diesem Wunderkind
Steht jetzund mein Verlangen!
Glückselig sei die Stund
Da ich es werd umfangen.
Ja, o selig werd ich sein
Wenn ichs nur hab gesehen.
O Höchster, helfe mir,
Daß es möcht bald geschehn!

2. König

's ist niemand bei uns hier.
Wer gibt uns den Bericht
Daß wir den rechten Ort
(Auch) verfehlen nicht?

(Des Herodes Diener kommt herein.)

Bedienter
(herrscht den 2. König an)

Was hat das Volk
Nach unsrer Stadt zu fragen?

noch nichts gehärt.
Herodes ist viel mehr
Der Eich den Zeptner
Für ihm das Königreichs Regiment gehärt.
Wollt Ihrs zu diesem Herrn wohl haben
So will ich ihm fragen
Daß ich ihm gschwind die Antwort kann sagen.

1. König

Glick zu, Majestät
Der Höchste wolt uns geben
Ein fröhliches Regement,

(Bedienter öffnet die Tür und läßt Herodes herein)

Gsundheit, langes Leben!

Herodes (zum 1. König)

Fleißige Dank, meine Herrn.
Seid willkumm
Wannkumm Ihr gleich zu mir in unser Reich

2. König

Sai o König dir
Denn es ist bei uns ganz unverborgen
Wir sein von Saben her
Wir ziehen gegen Morgen.

Herodes (zum 2. König)

Solchen weitn Weg
Von Saben unbekannt
Wornach sucht ihr mich
Daß ich Eich dienen kann

3. König

Wir suchen anderst nicht
als Christus der nach Gott geboren ist
Der über uns und über sein ganzes Volk
Zu einem König ist auserkoren

Herodes (zum 3. König)

Wie sucht Ihr Christen um mich
Wollt Ihr wissen für was das ich König sei

3. König

Mein lieber Freund,
Ich hab nichts gehört —
Der erste Kurfürst, Königfürst und Herr
Der nach Gott geboren ist.

Bedienter (zum 3. König)

Was Königfürst und Herrn!
Wer hat euch zu prediren[3])
Von solchen kleinen Sachen
Hat man noch nichts gehört!
Herodes ist viel mehr als Ihr
Der Euch das Zepter führt.
Ihm des Königreichs Regiment gehört!
Wollt Ihrs zu diesem Herrn wohl haben (?)
So will ich ihn fragen,
Daß ich gschwind die Antwort kann sagen.

1. König

Glück zu, Majestät.

(Herodes tritt ein)

Der Höchste woll uns geben
Ein fröhlich (?) Regiment,
Gesundheit, langes Leben.

Herodes (zum 1. König)

Fleißig Dank, meine Herrn.
Seid willkomm'.
Warum kommt ihr gleich zu mir in unser Reich?

2. König

Dank sei König dir!
Wir sein, o König, hier
Es ist uns unverborgen;
Wir sein von Saben her
Und ziehen gegen Morgen.

Herodes (zum 2. König)

Solch ein' weiten Weg
Von Saben unbekannt.
Wonach sucht ihr mich,
Daß ich euch dienen kann?

3. König

Wir suchen anderst nichts
Als Christus den Herrn
Der nach Gott geboren ist,

Ich bin Judenfürscht und mein ist das Reich.

1. König

Herodes, zirne nicht
Gott kann fürwahr nicht ligen
Dieser Wunderstern wird uns auch nicht betrigen.

Herodes (zum 1. König)

Also reist hin nach Bethlehem
Sucht das Kind
Somit ihr es find
Zeigt es mir an
Daß ich es gleich empfind.

Bedienter

Fleißig gedankt meine Herrn.

(Die 3 Könige gehen hinaus.)
Herodes (zieht sein Schwert und schwingt es in der Luft)

Ach Plagen iber Plagen
Was hör ich von diesen 3 Weisen sagen.
Sie sagen es wär ein neier König geboren
Da wär ich und du um mein ganzes Reich verloren.
O du, mein frommer getreier Knecht
Wie dunket dich? Sag du mir's recht.

Bedienter

O Herr ich gib Eich den Rat
Von Grund erfahrt
Kein Fleiß nichgspart
Damit wir das Kindlein wissen und finden
Mit leicht dann können zu uns bringen
Gleich vom Leben und zum Tod umbringen.

(Herodes und der Bediente gehen hinaus. Joseph und Maria treten ein.)

Joseph

Gutn Abend, gutn Abend, gutn Abend.

Der über uns und über sein ganzes Volk
Zu einem König ist auserkoren.

Herodes (zum 3. König)

Wie sucht ihr Christum hier?
Ich möcht wissen, weshalb ich König bin!
Ich bin Judenfürst; mein ist das Reich!

1. König

Herodes, zürne nicht.
Gott kann fürwahr nicht lügen.
Und dieser Wunderstern
Wird uns auch nicht betrügen!

Herodes (zum 1. König)

So reiset hin nach Bethlehem.
Und suchet das Kind.
So ihr es find't —
Zeigt mir es an,
Daß ich es gleich empfang.

Bedienter

Fleißigen Dank, meine Herrn.

(Die 3 Könige gehen hinaus.)

Herodes

(zieht sein Schwert und schwingt es durch die Luft)

Ach Plagen über Plagen —
Was hör' ich von diesen drei Weisen sagen!
Sie sagen, es wär' ein neuer König geboren?
Da wär' ich und mein ganzes Reich verloren!
O du, mein frommer und getreuer Knecht,
Wie dunket dich? Sag du mir's recht.

Bedienter

O Herr, ich gib Euch den Rat.
Den Grund erfahrt, kein' Fleiß nicht gspart,
Damit wir 's Kindlein wissen und finden

Maria, Maria mein herzliebster Schatz
Was haben wir uns vorgenommen.
Es sein drei Fremde gekommen
Sie kommen schon herein
Sie fragen fleißig nach dem lieben Jesukindelein.

Maria

Ja o Joseph, meinst du nicht
Der das Kindlein der Geburt
Der ganzen Welt eröffnet lassen werden
Wer weiß, wie diese drei Leit
Hereingekommen sein
Weil sie nicht auf einerlei Art
Das höchste Gut erscheint

Joseph

Ja, es hat sich ein neier Stern
Bis hier herein geleit.
Maria Geburt
mit ihrem liebs Kindelein eingeleit

Maria

Ja, ein neier Stern mit hechstem Glanz erscheint
Er scheint auf meinen Stern
Wie auch das liebe Jesulein.

(Die 3 Könige und die anderen Spieler treten ein, verneigen sich vor Maria durch Kniebeugen und stellen sich im Halbkreis auf)

1. König

Gold dem lieben Jesukindelein einzulegen.

2. König

Weinrauch dem lieben Jesukindelein einzulegen.

3. König

Bitteres Kreiz hat dich verehrt.

(Während des folgenden Schlußliedes laufen Herodes und sein Diener im Kreis herum; die Schäfer stoßen ihre Stecken im Takt auf die Erde)

Gar leicht dann können 's zu uns bringen
Und gleich vom Leben zum Tode bringen.

(Herodes und der Bediente gehen hinaus. Joseph und Maria treten ein.

Joseph

Maria, mein herzliebster Schatz,
Was haben wir uns da vorgenommen?
Es sein drei Fremde gekommen —
Sie treten schon herein —
Sie fragen nach dem lieben Jesukindelein.

Maria

Ei Joseph, meinst du nicht,
Daß Gott der ganzen Erde
Die Geburt des Kindleins eröffnen lassen werde?
Wer weiß, wie diese drei Leut
Hereingekommen sein.
Nicht auf einerlei Art
Das höchste Gut erscheint!

Joseph

Ja, ein neuer Stern
Hat sie bis hier herein geleit'
Zu Mariae Geburt
Wohl auf ihr liebs Kindlein hereingeleucht.

Maria

Ein neuer Stern mit höchstem Glanz erscheint:
Er scheint auf meinen Stern
Wie auf das liebe Jesulein.

(Die 3 Könige und die anderen Spieler treten ein, verneigen sich vor Maria durch Kniebeugen und stellen sich im Halbkreis auf)

1. König

Gold dem lieben Jesukindelein einzulegen.

Alle singen

Toller Witer schnarich dus nor
Ja trotz zimmer schnarich dus nor.
:,: Jesu wer doch das Jesulein
Wohl vor dir versichret sein. :,:

Här nur Joseph, här nur zu
Laß die süße schlafen ruh.
:,: Ja so Herodes Mörder sein
Fliehget hin Ägyptenland. :,:

Herodes der verflufze Mann
Der ja nichts auswirken kann.
:,: Är är ver wis in seinem Wut
In der heise Hölle Glut. :,:

Alle die hier zugegen sein
Sagen wir unsre Schuldigkeit.
:,: Ab Dank daweil ihr uns angehört
Gott allein der Härr gebirt. :,:

(Herodes ruft unterm Weggehen)

Herodes hat unter seinem
schauenblauen Frack
einen Buxtrumbalg!

2. König

Weihrauch dem lieben Jesukindelein einzulegen.

3. König

Bittres Kreuz hat dich verehrt.
(Während des folgenden Schlußliedes laufen Herodes und sein Diener im Kreis herum; die Schäfer stoßen ihre Stecken im Takt auf die Erde)

Alle singen

Toller Wüter schnauf dus nur
Ja, trotz immer . . .
:,: Es wird ja doch das Jesulein
Wohl vor dir gesichert sein. :,:

Hör nur Joseph, hör nur zu
Laß die (?)
:,: Laß Herodes Mörder sein
Fliehget nach Ägypten ein. :,:

Herodes der verfluchte Mann
Der ja nichts mehr wirken kann
:,: Er wird büßen seine Wut
In der heißen Hölle Glut :,:

Allen die hier zugegen sein
Sagen wir unsre Schuldigkeit.
:,: Habt Dank, weil ihr uns angehört.
Gott allein die Ehr gebührt! :,:

Fußnoten für Fassung A.

Vers 5 Gö. unser Freiheit.

11 H. Und Imr Wintschtand wolt Schtant; Je. In erwinscht das Wohlstand;

12 anschließend in Gö. „Wir sind fürwahr noch junge Knaben, So bekommt's der Kaufmann nicht ums Geld."

13 Je. Baum erstärkt.

14 Gö. Er liegt ja nicht auf.

21 Je. Er gesellt sich zu den Kleinsten.

23 Gö. Entsetzt eich nicht; Je. Setzts eich nieder, seids hochgemut.

24 Je. will ich eich verkinden.

26 H. bei alen Metchen.

29 Je. Dort wird er erscht geboren werden heite abend spat.

30 La. So hat mich Gott verheißen.

32 H. ein war zeilen.

33 Gö. Windeln.

36 H. Er zit for irem Schöbfer bing; Gö. Die sich vor ihrem Schöpfer biegn; Je. liegt vor ihren Krippelein. — Anschließend in Gö. „Was, was hör ich für ein

Gesang? Ein schöner, neier Musichklang. Vor Furcht und Fraiden zittre ich. Ich weiß nicht wohin gehöre ich."

42 Gö. Es hätt sich.

44 anschließend in Gö. „Mein liebster Freind, ich will dir noch eins sagen: Wir wollem dem Jesukindlein seine Verehrung (La. Freude) mit uns tragen."

45 La. Wohlan.

46 Gö. Ich weiß nicht welchen Tag ich es bekam.

47 H. Schegte mir; Gö. Schenk mir das Kind in Mutterschoß.

48 H. Schafte mir das Schtroh für das Öseltz futter; Gö. Schenk mir das Hai und Stroh für Eselsfutter.

49 Gö. Also folgen wollen wir auf das Engels Heißen; La. in das Engelhaisel.

58 Gö. Dies ist; Je. Da ich.

60 Gö. Darum hat uns.

62 Je. O auserwähltes Kind.

63 H. Das nun geboren Sei; Je. Der ungeboren sei.

64 H. Heiland diser Welt; Je. Der Heiland ist erwählt.

65 H. wird Machen frei.

66 H. Jau Reht des felet nicht; Je. fehlet nur.

67 H. ist niht mer.

69 Je. Um uns zu einen König hatte auserkoren.

72 Je. Mit hechster Fraid empfind (empfand).

74 H. Schtet Jest nun Mein fer langen.

77 Gö. Glückselig werd ich sein.

80 Je. Es wird bald.

85 Gö. Burina, was hat das Volk.

86 H. nach meiner Schtat.

88 Je. wird haben nicht gehärt.

89 Gö. daß der erste Kurifirst, Königfirst.

90 H. König fürst Konig und hern.

91 G. zu Herrn und Gott geboren; Je. zu Gott den Herrn.

92 G. Was Kurifirst, Königsfirst und Herrn.

93 H. zu bretirt; Gö. Eich sublidiert; La. Der Herr der hat Euch so prädirt.

96 G. viel mehr als Ihr; La. Herodes ist von Mörderreich.

97 H. Septer fir; La. Der Szepter führt das Königreich.

98 H. und im das König Reih Rege Ment; Gö. Dem das ganze Königreich und Regiment gehört; La. Eich gehört das Mörderland.

99 Gö. So will ich gleich zu diesem Herrn ernam gehn.

101 Gö. Damit ich Eich die Antwort; La. ob ich ihm die Antwort bald kann sagen.

102 H. Glüg zur Meijestet; Gö. Glückt zur; La. u. Je. Hier liegt vor deiner Majestät.

104 La. Friede, Ruh und (ein) Regament; Je. Fried, Regiment, Gesundheit.

105 Gö. Gesundheit und auch ein langes Leben.

106 H. Freisige Dank; Gö. Fleißig dankt.

107 Je. ihrs wild.

108 H. wan komt ir kleih zu in untzer Reich; Gö. Warum kommt.

109 G. Wir sei o König; La. Ihr sei; Je. Wir sein, o König, hier.

110 Gö. Wir sind ganz unerborgen; La. Wir sein nur ganz verborgen.

111 La. von Szábad (Ortsname).

113 H. Solt ich ein Weiten Weg; La. Soll ich den weiten; Je. Seid Ihrs den

114 La. Von Szábad her unbekannt machen.

115 H. Sucht ir Mir Gristum; Gö. La. Je. Vielleicht sucht Ihr mich.

116 Gö. Sowohl ich Eich; Je. Sobald daß ich ihn auch noch dienen kann.

117 Je. Herodes, wir suchen kein andren nicht.

118 H. altz gristus der her der nach got; La. der Herr der geboren ist.

119 Gö. Der uns über sein ganzes Reich; La. Den uns der große Gott; Je. Der iber uns und iber sein ganz.

120 Gö. La. Zu einem König het auserkoren; Je. Kenigreich hatte auserkoren.

121 H. Wie Sucht ir Kristum mich; Gö. Je. Christum hier.

122 Gö. Ich möcht wissen.

123 H. bin Juten fürsten und.

128 La. Und suchet das Kindlein.

129 H. Solt ir Es finten.

130 La. Und saget mir's an; Je. Sagt es mir voran.

131 H. Gleich empfing; La. Daß ich es bald empfinde.

132 H. Fleisigen Dank.

133 Je. Plagen und Plagen über Plagen.

134 H. was solich fon den trei; Je. Höret, was die 3.

136 H. Da Ich und Du um untzer gantzes Reih Ver loren; Gö. So hätt ich mein ganzes; La. Ich hab mein; Je. Da wär unser ganz Königreich verloren.

137 Gö. mein guter getreuer.

138 Gö. Mit unbedingt, sag ich dir das recht. So sag du mir auch das recht; La. Mit unbedingten Herzen. Sag, sag mir das recht; Je. Mit Sachen sage recht, sage mir das recht.

140 H. fo Grund; Gö. Den Grund.

141 La. Der Fleisch und Blut nicht spart.

142 Gö. Wenn ich wissen möcht wo das Kind zu finden wär; La. Wenn ich das Kindlein wissen tät.

143 Gö. Möcht ich es gleich zīn; La. Möcht ich es zu Ihnen bringen.

144 Gö. Auf Leben und Tod umbringen — Hahaha.

145 Gö. Je. fehlt.

149 H. Sie komen Schon kurtz for einer Schtunt Sie komen Schon herein; Gö. Kurz vor einer Stunde; Je. Sie kamen ganz kurz herein.

151 Je. Ei Joseph.

152 Gö. Daß Gott der ganzen Erde.

153 H. der gantzen welt der erste Eröfnet lasen werte; Gö. Die Geburt des Kindleins eröffnen lassen werde. Je. Der ganzen Erde eröffnen.

155 Gö. Je. Sind hereingekommen.

158 Je. Sie sagen, es hätte sich ein neier Stern.

159 H. herein geteilt; Auf Maria Geburt herein; Je. hereingedeicht, hereingeleicht.

162 Je. auf höchster Glanz.

164 H. wie auf; Gö. Wohl auf das; Sowie auf den lieben Jesulein.

165 Gö. Gold gib ich dem Jesukindelein einzureichen; Je. Gold und Weinrauch bring ich den lieben Jesulein einzuweichen.

166 Gö. Weinrauch gib . . (wie 165).

167 Gö. Bitt und er (Ehr?) soll dich ernähren; Je. Nehmet hin diese bittre Mirjen, vernähret sie.

168 H. Doler witer Schnarfst dus noh.

169 H. Ja dron zimer; Gö. Je. du Zimmer; La. tuts immer.

170 Gö. Es wird ja doch das Jesulein; La. Es ist halt doch; Je. Wär doch das liebe.

171 La. wovon mir versichret sein; Je. Fliehe in Egiptelein.

173 H. las die Sise Schlafen Ru.

174 H. Jauser herotes Mert der Sein; Gö. Laß Herodes.

175 Gö. nach Egiptelein; La. nach Egipten ein.

176 H. der fer fluhte Man; La. verfluchze.

177 H. nihtz altz; Gö. als wirken; La. mehr wirken.

178 H. Er wer wis in Seinem Wut; Gö. der werd missen seinen Mut; Je. werd wissen.

181 La. Sagt mir eire Schuldigkeit.

182 H. Abtangta weil wir; La. Napt und woller uns eingehört; Je. Hab un gewail är seid gehert.

183 H. alein der her gebirt; Gö. Gott allein dem Herrn; Je. Gott allein in Herrn gebät.

184 ff. Gö. „Herodes ist ein Schalk! Unter sein blauen Rock tragt er ein ‚fuchsbraun' Balg". Je. „Herodes hat ein Schal, Kapp, fuchsbraunen Bart, Frackl, weiße Fingerhändsch'n an."

Fußnoten zur Fassung B.

[1]) Vielleicht auch im umgekehrten Sinn: Es gibt keinen starken Baum, den man auf einen Schlag zu fällen vermöchte. Die sich wiederholenden Reimpaare und die gleichförmige Tonführung haben dazu beigetragen, daß gerade hier die Veränderung und Zerstörung des Urtextes weit vorgeschritten ist. Durch Vertauschen einzelner Gesätze könnte man auch zu anderen Lesarten kommen.

[2]) Das Verkündigungslied wird in La. vom Erzengel Gabriel gesungen. Vers 93: Unklar! Vielleicht: Daß der erste Kurfürst, Königfürst zum Herrn und Gott geboren ist.

[3]) Vielleicht aus frz. prédire = vorhersagen, weissagen; oder auch plaider = etwas vorbringen, sich auf etwas berufen. Auch die folgenden Verse sind noch recht dunkel!

Vers 99 Die Ihr das Zepter führt (?).

110 zu uns in unser Reich (?); auch das Folgende ist recht fragwürdig.

117 Vielleicht: Von Saben — und bekannt?

144—148 Noch nicht richtig.

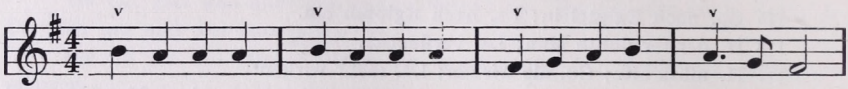
161 Nach Gö.: Ja, es hat ein neuer Stern auf (= zu) Mariae Geburt auf das liebe Jesulein hereingeleucht'.

170 Unklar: Sollte „bitter" mit Myrrhe und „Kreuz" mit Kranz zusammenhängen?

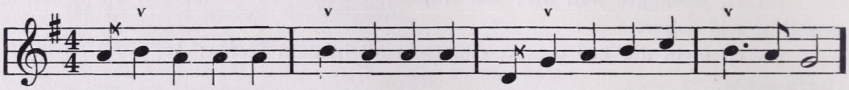
181 Wut = (Über)mut?

Melodien zum Herodesspiel.

Eingangsgesang des Vorlaufers.

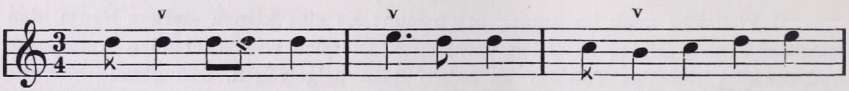


(Fassung B; Vers 1—20)

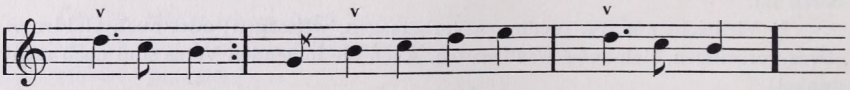


(Vers 21—23)

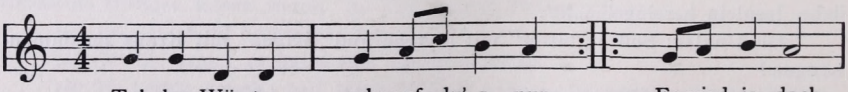
Verkündigungslied.



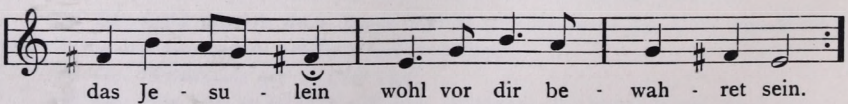
(Vers 25—39)



Schlußlied.



(Vers 171—186)



MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Goethes Faust auf der ungarischen Bühne.

Von

Jolantha Pukánszky-Kádár (Budapest).

Goethes Dramen gingen auf den ungarländischen Bühnen anfänglich überwiegend in deutscher Sprache in Szene. Wenigstens bis 1847 ging so mit das deutsche Theater in Ungarn seiner Bestimmung gemäß im Goethe-Kult voran. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s tritt eine bedeutsame Wendung ein: die Vermittlung deutscher Klassiker und somit auch den Goethe-Kult übernehmen nun die ungarischen Bühnen.[1]) Dies erklärt sich aus dem tiefgehenden Wandel, der sich einerseits in dem Verhältnis zwischen Deutschtum und Ungartum, andrerseits in der Zusammensetzung des deutschen Theaterpublikums und somit auch in dem Spielplan des deutschen Theaters vollzog.

Nach der Niederwerfung des Freiheitskampfes (1849) wandte sich das Ungartum von all dem, was deutsch war, bewußt ab. Die seit den vierziger Jahren wachsende deutschfeindliche, zugleich Goethe-feindliche Richtung erreichte nun ihren Höhepunkt. Nach dem Ausgleich im Jahre 1867 ließ die Spannung allmählich nach und das Nationaltheater, das seinen eigentlichen Beruf neben der Pflege des ungarischen Dramas immer mehr in der Vermittlung der für die Weltliteratur bedeutenden Dramen erkannte, nahm nun auch die deutschen Klassiker wieder in zunehmendem Maße in seinen Spielplan auf, freilich in ungarischer Sprache. Zugleich damit entfernte sich das deutsche Theater von seiner ursprünglichen Bestimmung, der Pflege des deutschen Dramas in deutscher Sprache, immer mehr und begnügte sich damit, dem Publikum bloß Vergnügen leichtester Art zu bieten. Nach vergeblichen Versuchen mit der Oper, die der Konkurrenz des Nationaltheaters nicht standhielten, wurde der Spielplan ausschließlich mis Wiener Schlagern und Operetten bestritten. Man entsprach damit freilich dem Publikum, welches niemals ausschließlich aus dem deutschen Bürgertum bestand. Bis um die Mitte des 19. Jh.s wurde es größtenteils von Ungarn besucht, beklagt sich doch bekanntlich auch die Schauspielerin Déry in ihrem Tagebuch darüber, daß der ungarische Hochadel die deutsche Oper besuche, in das ungarische Theater aber, wo er unter dem Zwang

---

[1]) Über die Aufführungen Goethescher Stücke auf den ungarländischen Bühnen bis 1875 vgl. DUHBl. IV. Jg., 1932, S. 119ff.

der öffentlichen Meinung doch eine Loge abonnieren mußte, nur seine Bediensteten geschickt habe. Der Besuch des ungarischen Theaters galt als patriotisches Opfer und die Opferwilligkeit des Damenpublikums wurde von dem größten ungarischen Dichter der Zeit, Vörösmarty, in einer schwungvollen Ode gefeiert.

Die Brandkatastrophe des großen deutschen Theaters in Pest im Jahre 1847 und die darauffolgenden unruhigen Jahre entzogen dem deutschen Schauspiel die materielle Grundlage. Als es 1852 in dem Interimstheater am Elisabethplatz wieder ein dürftiges Obdach erhielt, hatte sich das Publikum ihm bereits entwöhnt, und es war eine schwere Aufgabe, es wieder zu gewinnen. Der ungarische Teil ging verloren, den Stamm bildeten nun die in der Bach-Ära nach Ungarn versetzten österreichischen Beamten, die nach der Wiederherstellung der Verfassung, besonders aber nach dem Ausgleich 1867 größtenteils wieder verschwanden. Unter dem Eindruck der Waffenbrüderschaft von 1848/49 und des gemeinsam durchlittenen Absolutismus verband sich das deutsche Bürgertum enger mit dem ungarischen, und eben das ungarische Theater wurde ein wirksames Mittel der Assimilation. Den Anfang machte das Nationaltheater, namentlich mit seinen Opernvorstellungen. Den vollen Erfolg jedoch brachte das 1875 eröffnete ungarische Volkstheater, das von dem deutschen Theater auch die Pflege der Operette übernahm, die es in weit besseren Vorstellungen unter Heranziehung hervorragender Kräfte aufzuführen vermochte. Es war dies eben der natürliche Entwicklungsgang, da alles, was das Ungartum an schauspielerischen Kräften hervorbringen konnte, den Pester ungarischen Bühnen zuströmte und hier den Höhepunkt seiner Bühnenlaufbahn erreichte. Das deutsche Theater in Pest war dagegen bestenfalls nur der Ausgangspunkt bedeutender schauspielerischer Talente. Adolf Sonnenthal, Josef Jarno, Adele Sandrock, Max Preger, Oskar Gimnig, Siegmund Lautenburg, Max Monti u. a. begannen hier ihre Laufbahn. Ihre Weiterentwicklung, ihr eigentlicher Aufstieg und Ruhm knüpft sich jedoch bereits an ausländische Bühnen. Ruhm und Reichtum blühte ihnen ja nur außerhalb der ungarischen Grenzen.

So entfremdete sich auch das dem Ungartum angeglichene deutsche Bürgertum den deutschen Bühnen der ungarischen Hauptstadt. Im Jahre 1870 gelangte das ungarische Wort auch in dem Sommertheater der Christinenstadt zur Alleinherrschaft, und schließlich ging auch das Sommertheater im Stadtwäldchen zu ungarischen Vorstellungen über. Der sprachliche Übergang vollzog sich kaum merklich: es war derselbe Direktor, Siegmund Feld, der mit denselben Schauspielern weiterspielte, zunächst im Zustand vollständiger Zweisprachigkeit.

Das 1869 auf aktiengesellschaftlicher Grundlage erbaute deutsche Theater in der Wollgasse spielte nun weder für das Deutschtum, noch

für das Ungartum. Sein Publikum bildete beinahe ausschließlich das in dieser Zeit zum großen Teil noch deutschsprachige Judentum von Pest, das sowohl in der Leitung, als auch unter den Schauspielern stark vertreten war. So hatte dieses Theater und sein Publikum mit Deutschtum und deutscher Kultur kaum noch etwas zu tun; die deutsche Sprache war nurmehr eine Gewohnheit. Somit fehlten bis zur Mitte der achtziger Jahre die deutschen Klassiker, auch Goethe, vollständig. 1875 gelangt Goethes Faust einmal zur Aufführung, ohne jedoch beachtet zu werden; weder die ungarische, noch die deutsche Presse nehmen davon Kenntnis. So wird dann die Aufführung auch nicht wiederholt. Die jährlich wechselnden Direktoren — Heinrich Hirsch, Kullak, Strampfer, Albin Swoboda, Josef Blau und Robert Müller — bauen ihr Unternehmen bloß auf Vorstadtpossen und Operetten auf. Zu Gastspielen erscheint von den dramatischen Künstlern nur Adolf Sonnenthal, der jährlich unentgeltlich an den Vorstellungen zugunsten verschiedener jüdischer Wohltätigkeitsvereine mitwirkt, bei denen von den deutschen Dramen nur „Nathan der Weise" und „Uriel Acosta" herangezogen werden. Diese dürftigen literarischen Bestände des Spielplans waren natürlich keineswegs dazu geeignet, den dramatischen Stil des Personals weiterzubilden, sodaß es allmählich Goethe ganz vergißt. Im Jahre 1880 wetteifern zwei deutsche Bühnen, die in der Wollgasse und die auf dem Herminenplatz, miteinander, ohne jedoch den Wirkungsbereich zu teilen: beide pflegen die Operette und die Posse. Tritt auf der einen Pepi Gallmeyer auf, so wird von der anderen Marie Geistinger als Gast berufen, und geht auf der einen die Parodie „Ninichon" der französischen Operette „Niniche" in Szene, so entgegnet die andere mit der Parodie „Ninicherl", bis beide zugrund gehen, da sie — anstatt sich gegen die Konkurrenz der ungarischen Theater zu wenden — gegeneinander arbeiten.

Endlich betrat der letzte Direktor des deutschen Theaters in der Wollgasse, Stanislaus Lesser, der die Leitung 1883 übernahm und das Theater bis zum Brande im Jahre 1889 führte, den einzig richtigen Weg. Sein Ideal war ungefähr das deutsche Theater in Pest, wie es sich in den dreißiger und vierziger Jahren — abgesehen natürlich von der Oper — gestaltete: ein aus Possen und Singspielen zusammengestellter Spielplan, stark mit Dramen Shakespeares und der deutschen Klassiker durchsetzt, wobei die Hauptrollen von den in ununterbrochener Reihe gastierenden Größen der deutschen dramatischen Bühne dargestellt wurden. Wohl wußte er, daß das deutsche Theater in Pest Schauspieler für klassische Rollen zu erziehen vermochte, sie aber niemals ständig fesseln konnte. Auch hatte eine klassische Vorstellung ohne die Würze eines weltberühmten Gastes für das sensationslüsterne und vergnügungssüchtige Publikum des deutschen Theaters in Pest keinen Reiz. Lesser war zufrieden, wenn er den

Gastspielen klassischer Dramen eine nicht stilwidrige Staffage bieten konnte. Dies ging natürlich mangels Traditionen nicht ohne Hemmungen; aber trotz allem halten unter Lesser die deutschen Klassiker wieder ihren Einzug auf die deutsche Bühne von Pest, und wenn auch vereinzelt, so bietet sie doch mit den Gastspielen auch Goethesche Dramen. Von 1883 an kommen in ununterbrochener Reihe die Gäste, und die größten Namen der deutschen Schauspielkunst sind unter ihnen vertreten: Adolf Sonnenthal, Josephine Wessely, Friedrich Mitterwurzer, Karl Meixner, Marie Bárkány, August Förster, Charlotte Wolter, Lewinsky, Ludwig Barnay, Agathe Barsescu, Klara Ziegler, Emerich Robert, Hedwig Niemann-Raabe, Ernst Possart, Fritz Krastel, Bernhard Baumeister und andere; auch die Meininger besuchen wiederholt das Pester Theater und bieten ihr klassisches Repertoire.

Doch führt Lesser Goethes Faust zweimal auch ohne Gast auf, und zwar am 9. November und am 8. Dezember 1886. Zu diesen beiden Vorstellungen gaben aber bereits jene Vorbereitungen Anlaß, welche im Nationaltheater der ungarischen Faust-Première vorausgingen. Es ist dies der erste Fall, daß zur Aufführung eines deutschen klassischen Dramas im deutschen Theater die Anregung von der ungarischen Bühne ausging. Das deutsche Theater kommt mit der Faust-Darstellung schnell heraus, um der ungarischen Vorstellung voranzugehen. Das wird auch in den Besprechungen der deutschen Presse hervorgehoben: „Während das Nationaltheater seit Jahr und Tag zur Aufführung des Goetheschen Faust rüstet und noch immer rüstet, hat sich das deutsche Theater den Weg vom Entschluß zur Tat erheblich kürzer gemacht und über Nacht sozusagen eine Faust-Aufführung zuwege gebracht."[1]) Die Kritik gibt ihrer Freude Ausdruck, daß das deutsche Theater sich endlich seinem eigentlichen Beruf zuwandte: „Im deutschen Theater wurde heute, um dem Namen zu entsprechen, nach langer Pause wieder einmal eine klassische deutsche Dichtung und zwar Goethes Faust aufgeführt . . . Noch erfreulicher war jedoch die Tatsache, daß das Theater in allen Räumen gefüllter war als sonst bei Operetten, und daß das Auditorium seiner Befriedigung über die gelungene Inszenierung an vielen Stellen lauten Ausdruck gab."[2]) Doch ist auch die dem deutschen Theater sehr zugetane Presse gezwungen, das vollkommene Mißlingen der Faust-Reprise einzugestehen: „Die Sache war — so dünkt uns — allzu frisch gewagt und darum halb, nur halb gewonnen. Übers Knie lassen sich eben derlei Aufgaben nicht brechen. Ein Faust-Abend aus dem Stegreif ist eine halbe Majestätsbeleidigung, wenn das Wagnis nicht in allen Stücken fehlschlägt, und eine ganze, wenn

[1]) Neues Pester Journal 9. November 1886.

[2]) Pester Lloyd ebenda.

der Mißerfolg in seiner ganzen Totalität eintritt. Ein französisches Sensationsdrama würde man sich nicht getrauen, ohne Wochen hindurch währende, erschöpfende Proben, in welchen jedes Moment wirksamst herausgeprägt worden, vom Stapel zu lassen. Den Faust als Impromptu auf die Bühne zu zaubern, dagegen hat man keine Bedenken. Darin steckt aber Leichtfertigkeit. Denn daß in großen Dingen der bloße Wille nicht hinreicht, das hat sich heute wieder deutlich gezeigt. Gerade in großen Dingen heischt der Wille auch entsprechende Kraft, soll nicht anders die Ohnmacht doppelt empfindlich in Erscheinung treten. Woran es dieser Faust-Aufführung, welche sich lediglich auf den ersten Teil ohne Vorspiel erstreckte, zunächst gebrach, was man in ihr am schmerzlichsten vermißte, das war das sorgfältige, liebevolle Studium, das lichtvolle Herausarbeiten jeglicher Einzelheit, wie es ein solches Werk, an dem eine Welt in pietätvoller Verehrung hängt, unabweislich erfordert. Die Intuition des einzelnen Darstellers frommt da wenig — es muß ein Geist — und zwar ein hoher, hehrer — über dem ganzen Spiele walten und diesen können nur angestrengte Proben dem Ensemble einflößen. Fehlt dieser Geist, so mögen die Leistungen des einzelnen Darstellers das Beste bieten: man wird doch nur vereinzelten Wohllaut hören, allein es wird die Harmonie vermißt werden, welche die isolierten Töne zu Akkorden vereinigt."[1])

Auch die Einzelleistungen waren nicht befriedigend. Dem Darsteller des Faust, Herrn Mathes, fehlte zu seiner Rolle zunächst das Organ, das nur zwei Register kannte: „ein unbändiges Schreien für die hohen Affekte und das, was darunter liegt, ein seltsames Gurgeln". So blieb der größte Teil des Textes unverständlich. Viel besser spielte Mephisto, ein Herr Rosenberg, obwohl auch er sich manchmal karikaturenhafter Verzerrung schuldig machte. Befriedigend wirkten Frl. Mesch als Gretchen und Herr Blasel als Valentin.

Der wohlvorbereiteten ungarischen Faust-Vorstellung folgen mehr als hundert Wiederholungen, wogegen im deutschen Theater dieser Faust-Vorstellung aus dem Stegreife nur eine einzige folgt. Erst nach einem Jahre erlebte Goethes Faust mit Lewinsky als Mephisto eine Neuaufführung, die letzte im Pester deutschen Theater. Das Haus war sehr schlecht besucht, obwohl eben diese Rolle zu den genialsten Leistungen Lewinskys gehörte. An diesem schwachen Besuch mögen wohl die übrigen Mitwirkenden — Herr Klein-Faust und Adele Sandrock-Gretchen — schuldig gewesen sein und die Regie, die solchen Aufgaben nicht gewachsen war.[2]) Die Unzulänglichkeit der an die ungebundene Gemütlichkeit der Posse gewöhnten Regie erreicht bei der Vorstellung ihren Höhepunkt.

---

[1]) Neues Pester Journal a. a. O.

[2]) Ebenda 15. Dezember 1887.

Das deutsche Theater in der Wollgasse wurde am 20. Dezember 1889 ein Opfer der Flammen. Der Goethe-Kult blieb nunmehr die Pflicht des ungarischen Nationaltheaters, das ihr bei seinem vielfältigen Beruf stets treu nachgekommen ist.

Das einzige Stück Goethes, das auf der ungarischen Bühne eine lange Laufbahn hatte, war eben Fausts erster Teil. Es erlebte im ungarischen Nationaltheater in Budapest allein 110 Aufführungen und war das einzige Drama Goethes, das nach 1875 auch auf den Bühnen der ungarischen Provinz erschien.

Auch das ungarische Publikum, wie das deutsche, lernte das Faust-Thema Jahrzehnte hindurch nur aus Klingemanns Schauerstück kennen. Das vermoderte Machwerk verschwand zwar, doch mußte noch geraume Zeit vergehen, bis Goethes Faust an seine Stelle trat. Wohl wurde in den Zeitungen zum Benefiz des Schauspielers Lendvay bereits 1844 eine Aufführung von Goethes Faust angezeigt, die Zeitschrift *Honderü* kündigte sie als „bemerkenswerte Überraschung" an; Gretchen sollte von Frau Anna Lendvay-Hivatal, Mephistopheles von Egressy gespielt werden, und das Werk in Szigligetis Übertragung „mit einer auf der Bühne noch nie gesehenen Pracht und Vollendung ausgestattet in einer alles Bisherige weit überbietenden Vorstellung" in Szene gehen. Bald darauf erschien jedoch eine zweite Anzeige, wonach die Aufführung wegen der Erkrankung Frau Lendvays verschoben werden mußte. Bei dieser Verschiebung blieb es dann. Daß aber diese Anzeigen nicht aus der Luft gegriffen, sondern die Widerklänge tatsächlicher Vorbereitungen waren, kann dadurch bezeugt werden, daß Szigligeti, der fruchtbarste ungarische Dramatiker und Übersetzer, Goethes Faust wirklich übersetzt hat. Szigligeti aber arbeitete nie aus innerem Antrieb und für seinen Schreibtisch, sondern hatte stets die Bedürfnisse der lebendigen Bühne vor Augen. Sein Werk, die erste ungarische Übersetzung von Goethes Faust, gelangte nie zur Aufführung und blieb im Manuskript, das in der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums bewahrt wird. Als Grundlage diente ihm, eben weil er zunächst an die Ansprüche der Bühne dachte, Deinhardsteins Bearbeitung für das Wiener Burgtheater. Als Faust nach 43 Jahren auf der Bühne des Nationaltheaters tatsächlich erschien, wurde bereits die schwungvollere Übersetzung von Ludwig Dóczi herangezogen.

Warum die Aufführung des Faust im ungarischen Nationaltheater auf lange Zeit ein unverwirklichter Plan bleiben mußte, kann nicht festgestellt werden. Der verdienstvolle ungarische Theaterhistoriker, Josef Bayer, will die Ursache der Aufschiebung zunächst in der dauernden Krankheit der Frau Lendvay, dann in der Scheidung des Lendvay-Ehepaares finden. Dies dürfte jedoch kein hinreichender Grund gewesen sein, da sich wohl auch ein anderes Gretchen gefunden hätte. Die Zeit schien eben

infolge der Goethe-feindlichen Richtung der führenden literarischen Kreise Ungarns zur Aufführung von Goethes Lebenswerk noch nicht reif zu sein.

Goethes Faust mußte, um den Weg zum ungarischen Publikum zu finden, zuerst mit Klingemanns Schauerstück kontaminiert werden. Ein Schauspieler, der zwischen Bühne und Literatur hin- und herschwankte, schweißte dann aus Goethes und Klingemanns Stück ein seltsames dramatisches Gebilde zusammen. Es ist dies Alexander von Ujfalussy, Direktor der Schauspielergesellschaft in Arad, der seine sonderbare Mißschöpfung am 14. Februar 1864 in Klausenburg (Kolozsvár) zur Aufführung brachte. Der Bearbeiter warf alles durcheinander: von Goethe übernahm er die Erscheinung des Erdgeistes, identifizierte jedoch diesen mit Mephistopheles; ebenso zog er von Goethe auch das Vorspiel auf dem Theater und die Szene in Auerbachs Keller heran. Die übrigen Szenen, wie auch die Handlung im allgemeinen, sind Klingemann entnommen, nur hier und da mit Teilen aus Goethes Werk ergänzt. Letztere schöpfte der Bearbeiter aus der ersten im Druck erschienenen ungarischen Übersetzung von Stephan Nagy (Pest 1860), doch löste er die Verse des Übersetzers in Prosa auf; schließlich versuchte er die Lücken zwischen dem Texte Goethes und Klingemanns durch eigene Zutaten auszufüllen.[1])

1863 ersteht im ungarischen Nationaltheater dem Faust Goethes wieder ein neuer Konkurrent: die am 2. September zur Aufführung gebrachte Oper Gounods. Sie hatte einen beispiellosen Erfolg, so daß sie beinahe jeden zweiten Tag gespielt, im nächsten Jahre neu ausgestattet und bei jeder festlichen Gelegenheit wiederholt wurde. Fausts Weg führt nun auf der ungarischen Bühne über Gounod, Barbier und Carré. Der Mißgeburt Ujfalussys folgte die Bearbeitung Julius Kovács', der Goethes Text mit dem Spielbuch Barbiers und Carrés kontaminierte und mit einer Begleitmusik Erkels, die mit Partien aus Gounods Oper durchsetzt war, zu einem Melodrama umformte. Erkel komponierte auch die Begleitmusik zum Prolog im Himmel, die später bei der Aufführung der „Tragödie des Menschen" von Madách herangezogen wurde.

Die Faust-Bearbeitung von Kovács wurde ebenso wie die Ujfalussys im ungarischen Nationaltheater zu Klausenburg zum erstenmal aufgeführt. Kovács war daselbst Schauspieler und artistischer Leiter. Seine Faust-Bearbeitung kam in seiner eigenen Bühneneinrichtung am 8. Januar 1876 zur Aufführung und wurde bald ein beliebtes Stück des Klausenburger Theaters. Von hier aus verbreitete sie sich in den östlichen Teilen Ungarns und in Siebenbürgen; so wurde sie in Großwardein (Nagyvárad), Debrecen, Székelyudvarhely und Gyulafehérvár (Karlsburg) — wo man sie noch 1891 gab — gespielt.

---

[1]) DUHBl. a. a. O.

Kovács verschmelzte nicht nur den Goetheschen Text mit dem Opernbuch Barbiers und Carrés, sondern legte seiner Bearbeitung sogar drei verschiedene Übersetzungen von Goethes Faust zugrunde. Der Chor der Engel und die Ballade vom König in Thule wurden in der Übersetzung von Karl von Szász geboten. Im übrigen vermengte er die Übersetzungen von Stefan Nagy und Ludwig Dóczi und zwar dermaßen, daß in derselben Verszeile der Anfang von Nagy und das Ende von Dóczi herrührte. In der Auswahl leiteten ihn ausschließlich die Forderungen der lebendigen Bühne: welcher Text einen wirkungsvolleren Wortlaut hatte. Den Vorrang gab er dem von Stefan Nagy, den letzten Akt bot er fast ganz in dessen Übersetzung. Die der Faust-Oper entnommenen Szenen wurden nicht in der gebräuchlichen Übertragung Ormays gegeben, wahrscheinlich übersetzte sie Kovács selbst. Auch in der Auswahl der Szenen herrschte der Gesichtspunkt der Bühnenwirksamkeit vor, und ihre Reihenfolge wurde durch das Bestreben, den Schauplatz möglichst wenig zu wechseln, bestimmt.

Auffallend war jedenfalls die Beibehaltung des Prologs im Himmel, der zu dieser Zeit sogar in Deutschland stets weggelassen wurde; erst 1875 machte Devrient damit einen Versuch, doch so, daß statt des Herrn der Erzengel Michael erschien. In Ungarn hat die Verwandtschaft mit der ersten Szene der „Tragödie des Menschen" den frühen Bühnenweg dieser Szene geebnet. Der erste Aufzug spielt vom Anfang bis zum Ende in Fausts Arbeitszimmer, und dieser bühnentechnischen Ökonomie fallen der Osterspaziergang, die Szenen in Auerbachs Keller und in der Hexenküche zum Opfer. Auch die Gespräche mit Wagner fallen weg. Der ganze Aufzug besteht aus den beiden Monologen Fausts, dem stark gekürzten Auftritt des Erdgeists und dem Erscheinen Mephistos. Als Faust den Becher an seine Lippe setzt, ertönt das heitere Lied aus der Oper, worauf er von seinem finsteren Vorhaben zurücktritt. Nun folgt ein Monolog, den Kovács aus Goethe, Barbier und Carré und aus eigener Erfindung zusammenschweißte. Hierauf erscheint Mephisto.

Der zweite Aufzug ist beinahe mit dem der Oper identisch. Heiteres Volk unterhält sich; unter den Soldaten erscheint Valentin und auch Siebel, der bei ihm um Gretchens Hand anhält. Mephisto zeigt dem Volke seine Künste, und Faust begegnet Gretchen, die er in der Opernszene mit Goethes Worten anredet. Auch weiterhin ist die Oper, Goethe und die eigene Erfindung Kovács' in derselben Weise verflochten. Der fünfte Aufzug beginnt zum Beispiel mit einem Zwiegespräch Fausts mit Mephisto, das ganz eine Erfindung Kovács' ist; hierauf öffnet sich die Felswand, und das glänzende Ballett der Oper erscheint. Nun folgt die Kerkerszene getreu nach Goethe. Dem Goetheschen Drama sind sozusagen nur die großen Szenen entnommen, für Augenweide sorgt die Oper. Die Bedeutung der Bearbeitung liegt darin, daß durch sie die großen Faustszenen zum

ersten Male dem ungarischen Publikum geboten wurden zu einer Zeit, wo sogar das Budapester Nationaltheater seinem Publikum den Goetheschen Faust nicht zu bieten wagte.[1])

Im Nationaltheater in Pest war, wie bereits erwähnt, die Gounodsche Faust-Oper die größte Konkurrentin der Goetheschen Tragödie und zugleich ein Hindernis für deren Aufführung. Dieselbe Wirkung hatte später „Die Tragödie des Menschen" von Madách, jedoch wurde durch sie zwar die Inszenierung von Goethes Faust aufgeschoben, das Publikum aber zugleich auf das Faust-Thema vorbereitet.

Daß Goethes Faust am 1. April 1887 in der Übersetzung Ludwig Dóczis endlich auf der Bühne des Nationaltheaters in Budapest in Szene ging, ist Eduard Paulays Verdienst. Er beschäftigte sich viele Jahre mit dem Plan einer Faust-Aufführung und besuchte zu diesem Zweck die Faust-Vorstellungen in Wien. Doch unter dem Eindruck der Faust-Abende reifte in ihm der Gedanke heran, daß mit derselben Mühe auch die „Tragödie des Menschen" aufgeführt werden könnte, deren Aufführung ja zugleich eine nationale Pflicht war. So kam 1883 Madáchs Meisterwerk zur Aufführung, dessen großer Erfolg Paulay dazu bewog, sich von neuem mit der Faust-Inszenierung zu beschäftigen.

Nach gründlicher Vorbereitung kam endlich am 1. April 1887 der erste Teil unverfälscht auf die ungarische Bühne. Paulay plante ursprünglich auch aus dem zweiten Teil das Erwachen, den Tod und die Himmelfahrt Fausts aufzuführen, doch änderte er später seinen Plan. Den ersten Teil brachte er jedoch fast vollständig, nur die auch in Deutschland üblichen Striche wurden angewandt und somit der Prolog im Himmel, Auerbachs Keller, die Walpurgisnacht weggelassen und Fausts Monologe gekürzt. Der Gang der Handlung wurde fast garnicht gestört, nur kleinere Zusammenziehungen des Schauplatzes vorgenommen. So wurden die Gretchen-Szenen zusammengezogen und die vierzehn Szenenwechsel auf acht vermindert. Bei den Kürzungen hielt sich Paulay die Aufnahmefähigkeit des Publikums vor Augen. Von den in Deutschland üblichen gewagten Faust-Inszenierungen ließ er sich nicht verführen. Er wollte nur ein schlichter Vermittler Goethes sein und trat dem Dichter gegenüber völlig zurück. Aber eben hierdurch erreichte er die große und dauernde Beliebtheit des Faust-Dramas auf der ungarischen Bühne.

Der größte Teil der Dekorationen stammte noch aus der Faust-Oper; nur die Szene vor dem Tor, Wald und Höhle und Gretchens Zimmer waren

[1]) Eine Abschrift der Bearbeitung, die im Druck nicht erschien, befindet sich in der Handschriftenabteilung der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums. Sie wurde von Josef Hunyadi für seine Tochter Margarete Hunyadi, damals Mitglied des Ungarischen Nationaltheaters in Klausenburg (Kolozsvár) verfertigt.

neu. Den größten Effekt machte die Dekoration des Osterspazierganges. Links standen die alten Stadtmauern, hinten wurde der freie Platz von einem Fluß durchschnitten, vorn stand die Schenke mit einem großen Lindenbaum. Die Dekoration der Domszene nahm man aus den „Meistersingern von Nürnberg". Wirkungsvoll wurde das Erscheinen des bösen Geistes dargestellt: ganz in Grau gehüllt, schien er ein Pfeiler zu sein, der sich nur bei Gretchens Nahen belebte.

Die Rollenverteilung war dermaßen sorgfältig, daß sogar die kleinsten Rollen in gute Hände kamen. Gretchen spielte Emilie Márkus. Die Kritik spricht mit Begeisterung von der erschütternden Wirkung ihres Spieles; auch wurde ihr Äußeres gelobt, welches sie zu dieser Rolle zu prädestinieren schien: ihre schlanke Gestalt, ihre tiefen blauen Augen, ihr langes blondes Haar, am meisten jedoch ihre melodisch-weiche Stimme, die von kindlicher Naivität bis zur tragischen Erhabenheit eine wunderbar reiche Skala der Gefühle auszudrücken vermochte. Emerich Nagy machte aus der Gestalt des Faust einen heldischen Liebhaber. Über Gyenes als Mephistopheles liegen widersprechende Belege vor. Einige Kritiker verherrlichen seine feine Komik, andere finden ihn drastisch und spießbürgerlich. Frau Vizvári war eine drastisch-komische Martha, Heténi ein guter Valentin, Gabányi ein trockener Wagner und Mihályfi ein herrlicher Schüler. Die Begleitmusik komponierte Kapellmeister Ladislaus Kun, der das Osterlied aus alten Chorälen zusammenstellte.[1]) Faust wurde zu einem beliebten Repertoirestück des Nationaltheaters und gelangte jedes Jahr wiederholt zur Aufführung. In der Rolle Fausts wechselte Szacsvay mit Emerich Nagy, der die philosophischen Teile tiefgehend durcharbeitete. Auch Alexander Somló spielte einigemal den Faust, doch mit mäßigem Erfolg.

1903 bis 1910 kam Faust nicht zur Aufführung; dann wurde er von neuem einstudiert. Koloman Csathó führte die Regie. Er bot einen vollständigeren Faust als Paulay, strich nur die Walpurgisnacht und kürzte einige allzu ermüdende Szenen. Bei dieser Reprise erschien in Pest zum erstenmal der Prolog im Himmel, für dessen Aufführung — wie bereits erwähnt — „Die Tragödie des Menschen" den Weg ebnete. Auch in der Reihenfolge der Szenen hielt sich Csathó mehr als Paulay an Goethe und hatte daher mehr Szenenwechsel. Die Kerkerszene wurde ganz originell, von den Überlieferungen abweichend, inszeniert. Der Kerker war ein runder Turm, der auf dem Schloßhof stand, der Himmel war darüber mit Sturm-

[1]) VÁRADI, Antal: Pesti Napló 1887, Nr. 91. — Budapesti Hirlap ebenda. — Pesti Hirlap, Fővárosi Lapok ebenda. — GLÜCKMANN, H.: *Zur Faust-Aufführung.* Pester Lloyd 1887, Nr. 89. — SILBERSTEIN, Adolf: *Zur Faust-Aufführung.* Pester Lloyd, 1887, Nr. 91—92. — KESZLER, József: Nemzet 1887, Nr. 92. — BACHMANN, Kornélia: *Goethe Faustja Magyarországon* (Goethes Faust in Ungarn). Dissert. Bp. 1921/22. Mskr.

wolken bedeckt; als die himmlische Stimme ertönte, zerrissen die Wolken und der Himmel glänzte klar. Später kehrte man zu Paulays Einrichtung, dem Kerker mit dem Vorderraum zurück.

Odry spielte bei dieser Aufführung den Faust und machte aus ihm einen zwar fein ausgearbeiteten, jedoch farblosen Salon-Faust. Das große Talent Aranka Váradis entfaltete sich in der Gretchenrolle. Anfangs konnte sie nur das naive Kind und die hingebend verliebte Frau darstellen; später entwickelte sich ihre tragische Kraft, und sie spielte auch die Kerkerszene erschütternd. Pethes hatte als Mephistopheles großen Erfolg. Er war kein Salonteufel, sondern unterstrich vielmehr die derb-sinnlichen Züge; seine Mimik und Gesten erzielten eine treffliche komische Wirkung.[1])

Mehrere Jahre spielte man den Faust im Nationaltheater in derselben Besetzung. 1911 übernahm Oskar Beregi die Rolle Fausts. Es war auch seine Lieblingsrolle und sein großer Erfolg bei Reinhardt in Berlin. Ihm kam es mehr auf die Gefühle als den Gedankengehalt an, und auch seine Stimme war zur Wiedergabe einer weiten Gefühlsskala sehr geeignet. Später verirrte er sich jedoch in Manieriertheiten. Nach seinem Abgang fiel die Rolle von neuem Odry zu.

Vor der Neueinstudierung Fausts im Nationaltheater wurde das Stück 1909 auf einer Privatbühne, dem Ungarischen Theater (Magyar Szinház) aufgeführt. Die Anregung kam wahrscheinlich von Reinhardts Faust-Vorstellungen, die durch ihre Dekorationspracht und durch die Anwendung der Drehbühne damals großes Aufsehen erregten. Freilich war das Ungarische Theater nicht in der Lage, Reinhardt in seinem Dekorationsaufwand nachzuahmen. Die Einrichtung von Ladislaus Márkus wandte vielmehr eine andere Reinhardtsche Neuerung, den dekorationslosen schwarzen Vorhang als Hintergrund an. Dies mißfiel jedoch vollständig. Seit einem halben Jahrhundert, seit der ersten Vorstellung der Faust-Oper im Nationaltheater, war das Publikum an eine feste Überlieferung in der Faust-Ausstattung gewohnt. Auch wurde statt des Prologs im Himmel das Vorspiel auf dem Theater geboten. Der Tausch war nicht sehr glücklich, da ja der Prolog im Himmel, wie bereits erwähnt, durch die stilverwandte Szene in der „Tragödie des Menschen" in Ungarn feste Wurzeln hatte. Die Schauspieler konnten den Stil für den Faust nicht finden, wurden sie doch nicht dazu erzogen und konnten es auch in einem Privattheater mit buntem Programm nicht sein. Törzs fehlte es an Kraft und Tiefe zur Darstellung Fausts, Sebestyéns Mephistopheles am Dämonischen, dem Gretchen der Therese Nagy an innerer Wahrheit. Bis zum Ende des Jahres wurde Faust

---

[1]) Csathó, Kálmán: Magyar Hirlap 1910, Nr. 82. — Ignotus: ebenda Nr. 83. — Salgó, Ernő: Pesti Napló 1910, Nr. 82. — Ruttkay-Rothauser, Max: *Neuinszenierung des Faust.* Pester Lloyd 1910, Nr. 82. — Bachmann a. a. O.

im Ungarischen Theater mehrere Male gespielt. Doch als das Nationaltheater die Reprise in seinen Spielplan wieder aufnahm, kam das Stück wieder dorthin zurück, wohin es eigentlich gehörte.[1])

Die Aufführung des zweiten Teiles der Faust-Tragödie wurde erst vierzig Jahre nach der des ersten Teiles, am 30. Mai 1927, im Nationaltheater von Budapest versucht. Direktor Hevesi bot die beiden Teile in kühner Vereinigung an einem Abend, in der Übersetzung von Andreas Kozma. Alexander Hevesi ließ der Vorstellung im Nationaltheater in der Kisfaludy-Gesellschaft einen Vortrag vorangehen, in dem er die theoretischen Grundsätze und zugleich die Rechtfertigung seiner Faust-Aufführung bot; sehr richtig behauptete er, daß mit der Aufführung des ersten Teiles eigentlich nur die Gretchen-Tragödie beendet sei, die Faust-Tragödie hingegen nur ein Bruchstück bleibe. Den ersten Teil allein aufzuführen sei dasselbe, als wenn eine Hamlet-Darstellung mit Ophelias Tod abgebrochen würde. Die Behauptung bot eigentlich nichts Neues; Dingelstedt sagte bereits 1876, den ersten Teil des Faust-Dramas aufzuführen sei dasselbe, wie den ersten Aufzug von Mozarts „Don Juan" allein zu geben.[2]) Obwohl in Deutschland die Aufführung der beiden Teile meist an zwei (Otto Devrient, Weimar 1876, Max Martersteig, Köln 1909—10), drei (Adolf Wilbrandt, Wien 1883) und sogar vier (Hermann Müller 1877) Abenden stattfand, fehlen die Vorläufer Hevesis auch in der Aufführung an einem Abend nicht. Bis zum Beginn des 20. Jh.s tauchte indessen nicht einmal der Gedanke einer Aufführung an einem Abend auf. Als erster brachte 1909 Alfred Reucker im Züricher Pfauentheater die beiden Teile des Fausts an einem Abend zur Aufführung. Im Reich machte 1919 Paul Mederow in Leipzig den ersten Versuch. Seine Bearbeitung erschien 1925 im Druck und wurde schon im folgenden Jahr an mehreren Bühnen aufgeführt (Hamburg: Deutsches Schauspielhaus, Aachen: Stadttheater, Wien: Deutsches Volkstheater), obwohl die Kritik sich ihr gegenüber sehr ablehnend verhielt. Hevesi empfing die Anregung wohl vom Deutschen Volkstheater in Wien, das in der Aufführung der beiden Teile Fausts an einem Abend dem Ungarischen Nationaltheater acht Monate voranging (10. September 1926).[3])

Kritik und Publikum verhielt sich dem Versuch gegenüber auch in Ungarn ablehnend. Die Kritik behauptete, daß die Vorlesung, die die

---

[1]) *Faust im Ungarischen Theater.* Pester Lloyd, 14. November 1909. — Budapesti Hirlap, 14. November 1909. — BACHMANN a. a. O.

[2]) DINGELSTEDT, Franz: *Eine Faust-Trilogie.* Deutsche Rundschau, Jg. II, Heft 10.

[3]) PETERSEN, Julius: *Goethes Faust auf der deutschen Bühne.* Lpz. 1929. — NÉMETH, Antal: *Goethe Faustja a szinpadon.* (Goethes Faust auf der Bühne). Bp. Szemle 1932, August-Septemberheft S. 186—218.

Theorie bot, gelungener als die Vorstellung gewesen sei. Die beiden Teile des Stückes wurden in einer fünfstündigen Vorstellung geboten, und so mußten natürlich beide Teile stark verstümmelt werden. Im großen und ganzen folgten die Striche der Mederowschen Einrichtung. Vom ersten Teil entfielen Fausts erstes Gespräch mit Wagner, die Volksszene vor dem Osterspaziergang, das Erscheinen des Hundes, die Schülerszene, Auerbachs Keller, der größte Teil der Hexenküche, Gretchen mit dem Geschmeide, Mephistopheles mit Gretchen und Marthe sowie das Gespräch der Mädchen am Brunnen. Das Gedicht der Spinnradszene wurde an die Stelle gesetzt, wo Gretchen ihre Zöpfe flicht. Vom zweiten Teil bot man nur Bruchstücke, denen das Publikum verständnislos gegenüberstand. Die Vorstellung mag wohl ein interessanter Regieversuch, doch keine befriedigende Lösung gewesen sein. Jedenfalls schadete sie der Bühnenpopularität Fausts. Die alte, beliebte Einrichtung des ersten Teiles, die 93 Vorstellungen erlebte, wurde beiseite gelegt, aber die Neueinrichtung bot keine Entschädigung dafür. Nach 13 Vorstellungen verschwand sie von der Bühne, obwohl die Regie alles daransetzte, um der Vorstellung Zugkraft zu verleihen. Neue kunstvolle Dekorationen wurden von Gustav Oláh in einer edel stilisierenden Manier verfertigt und von der Musikbegleitung starker Gebrauch gemacht. Zum ersten Male gab man auf ungarischer Bühne einen Teil der Walpurgisnacht, nur weil sie Gelegenheit zur Augenweide gab, wodurch andere, wichtigere Szenen verdrängt wurden. Der zweite Teil schrumpfte zu einem bloßen Ausstattungsstück ohne Gedankengehalt zusammen. In der klassischen Walpurgisnacht ließ man die Gestalten der antiken Mythologie aufleben, ein Kentaur erschien, und auch ein klassisches Ballett wurde beigegeben. Allein bei der vielen Bewegung, Dekoration, Gruppierung und Musik, bei all dem Tanz und Pomp ging Goethes Gedicht verloren. Das Publikum aber bekannte sich gegenüber der zum Selbstzweck gewordenen Regie zu Goethes Dichtung.

In dem gekürzten Faust schrumpften auch die schauspielerischen Leistungen zusammen. Von den alten bewährten Kräften blieb nur Frau Aranka Váradi als Gretchen. Ludwig Palágyi als Mephistopheles, ein nicht unwürdiger Erbe Pethes', arbeitete die Rolle mehr nach ihrer dämonischen Seite aus.[1]) Die Direktion kam indessen selbst zur Einsicht, daß der kühne Wurf mißlungen war und griff im Goethe-Jahr 1932 zum ersten Teil zurück, der in der Neueinrichtung von Árpád Horváth in Szene ging (21., 22., 23. März 1932). Hierbei erschien auch das Vorspiel auf dem Theater zum erstenmal auf der Bühne des Nationaltheaters.

Nun folgte auch die ungarische Provinz mit der Einbürgerung Fausts. Außer der bereits besprochenen Bearbeitung von Julius Kovács wurde

[1]) Galamb, Sándor: Napkelet 1927, 665ff. — Schöpflin, Aladár: Nyugat 1927, S. 1005. — Sebestyén, Károly: Pester Lloyd, 31. Mai 1927.

auch der opernfreie Text geboten. Wir besitzen Angaben über eine Provinzvorstellung in Arad am 7. Februar 1889, wo das Stück als Benefizvorstellung für Anton Kazaliczky aufgeführt wurde. Hier gab man auch den Prolog im Himmel, der seinerzeit im Nationaltheater noch weggelassen wurde — eine Nachwirkung von Kovács' Bearbeitung. Kazaliczky veröffentlichte vor der Vorstellung einen Aufsatz in dem Tageblatt „Alföld", worin er Goethes Dichtung zu interpretieren und dem Publikum näherzubringen versuchte. Das Theater war gedrängt voll, doch schien die Aufführung den gesteigerten Erwartungen nicht entsprochen zu haben. Im „Alföld" erschien am Tag nach der Vorstellung eine vernichtende Kritik. Die Kraft war dem guten Willen nicht gewachsen, doch bleibt das edle Streben einer kleinen Provinzschauspielertruppe der Anerkennung wert.

Ein begeisterter Apostel des Faust-Dramas entstand in Paul von Rakodczay, der als Schauspieler und Theaterdirektor unter harten Entbehrungen die ungarischen Provinzstädte durchwanderte, nur um Shakespeare, Molière und „Die Tragödie des Menschen" von Madách spielen zu können.[1]) Neben dem Luzifer in Madáchs Stück war auch Mephistopheles in Faust eine seiner Lieblingsrollen, die er 37 mal in der ungarischen Provinz darstellte, sich stets mehr in seine Aufgabe vertiefend und seinem Spiele stets neue Momente zufügend. Er schreibt selbst darüber: „Mephistopheles begeistert mich außerordentlich. In dieser Rolle kann ich mich selbst geben. Ich debattiere, spotte, karrikiere darin. Das Dämonische in Mephistopheles ist ein harter Felsen, an dem ich mein ganzes Leben lang meißele, immer nur meißele." — Bei seinen Vorstellungen wurden zwei Drittel der Eintrittskarten stets an Studenten verkauft, die Jugend war eben das begeisterte Publikum von Goethes Faust. Daß diese Faust-Vorstellungen im Publikum tiefe Spuren zurückließen, beweist ein Brief Rakodczays an seine Frau, in dem er ihr über seine Mephistopheles-Darstellung in Leutschau berichtet. Sein Gastgeber, ein Gymnasiallehrer, las den ganzen Nachmittag vor der Vorstellung im Faust und nachher führten sie bis spät in die Nacht hinein ein Gespräch darüber. Rakodczay dünkte es, daß er nun viele Probleme in der Rolle des Mephistopheles zu lösen vermöchte. Dieses Gespräch über Goethes Faust in der Silvesternacht 1890 in einer Kleinstadt an der damaligen ungarischen Grenze läßt ermessen, bis zu welcher Tiefe Goethes Faust in die Seele des ungarischen Publikums eingedrungen ist.[2])

---

[1]) KÁDÁR, Jolán: *Rakodczay Pál irodalmi hagyatéka a Nemzeti Muzeum Könyvtárában* (Der literarische Nachlaß von Paul von Rakodczay in der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums). MKönyvsz. 1923, S. 111 ff.

[2]) RAKODCZAY, Pál.: *Szinészi pályám levelekben* (Meine Schauspielerlaufbahn in Briefen). Handschrift in der Handschriftenabteilung der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums.

Ein Theaterzettel von Rakodczays Faust-Aufführungen ist uns überliefert. Es ist der Zettel einer Vorstellung in Altofen am 13. August 1894. Die Übersetzung war die von Ludwig Dóczi. Dem Personalverzeichnis ist zu entnehmen, daß der Prolog im Himmel und Auerbachs Keller nicht gespielt wurden. Den Schüler gab eine Schauspielerin. Faust wird auf dem Theaterzettel ein „dramatisches Gedicht mit Musik und Dekorationen in zehn Bildern" genannt. Die einzelnen Bilder führen folgende Aufschriften: I. Widerstreit von Glück und Wissen. II. Faust unter dem Volke. III. Teufelsbeschwörung. IV. Faust verjüngt. V. Das geheimnisvolle Geschmeide. VI. Tugend in Versuchung. VII. Dem Abgrund entgegen. VIII. Zweikampf des Teufels. IX. Kindesmörderin. X. Vergebung des Himmels. — Nachdem Goethes Faust für die ungarischen Provinzbühnen zuerst mit Klingemanns Schauerstück und Barbiers und Carrés Operntext zusammengeknetet worden war, mußte er nunmehr nach dem Rezept der Effektstücke der französischen Romantik eingerichtet werden, um den Weg zum Publikum dieser Bühne zu finden. All diese Einrichtungen beweisen jedoch nur, wie stark der Wunsch zu Fausts Einbürgerung auf der ungarischen Bühne lebte.[1])

Der Rückblick auf die Geschichte der Faust-Vorstellungen auf der ungarischen Bühne zeigt, daß sich das ungarische Theater, besonders aber das Ungarische Nationaltheater in Budapest, bei seinem mannigfaltigen Aufgabenkreis stets als wirksamer Träger des Goethe-Kultes erwiesen hat.

---

[1]) Theaterzettelsammlung in der Bibliothek des Ungarischen Nationalmuseums.

Die Anfänge der ungarischen Geschichtsprosa.

Von
Josef Trostler (Budapest).

I. Die Weltchronik Stefan Székelys (1559) und die deutsche Geschichtsschreibung der Reformationszeit.

Reformation und Literatur. Die ungarische Reformation hat — geistesgeschichtlich betrachtet — große und schwierige Aufgaben zu bewältigen. Sie führt die nationale Aneignung außerungarischer Bildungsmassen, die mit dem Mittelalter eingesetzt hatte, weiter, doch auf einer ganz anderen, seelengeschichtlich tieferen Ebene. Ohne die Geltung des transzendenten Wertsystems zu verdunkeln, stattet sie die Wirklichkeit mit neuen Wertzeichen aus, gibt der katholischen Askese eine neue innerweltliche Richtung und zieht die steilsten Folgerungen aus der „Entdeckung" der Persönlichkeit. Literarische Theorie und Praxis, vor allem Nationalsprachigkeit der Reformationszeit, wurzeln in dieser veränderten Situation.

Die ungarische Sprache des Mittelalters ist durch und durch impressionistisch offene Sprechsprache.[1]) Unverbraucht, aber auch ungeschult, auf Mitteilung, nicht auf Überlegung oder ausgleichende Synthese bedacht, ringt sie mit einer Welt unsagbarer Stoffe, neuer Kulturwerte, ethischer Begriffe und Terminologieen. Sie muß sie übersetzen, bevor sie noch wortreif geworden. Sie opfert die Form, um den Inhalt zu retten. Sie will nur Sache geben, kommt von der Sache, mündet in die Sache. Sie nimmt, verdaut, verschmelzt fremdes Sprachgut, Slawisches, Lateinisches, Deutsches, Französisches, Italienisches. Sie weiß nicht um das Gesetz der Distanz und der Perspektive. Aus derselben Entfernung umtastet sie Irdisches, zieht sie Überirdisches zu sich herab. Alle seelischen und geistigen Kräfte strömen für sie im Intellekt zusammen. Das Reich des Emotionalen schweigt. Hier schafft nun die Reformation gründlichen Wandel. Erst jetzt, da religiöse Gesinnung nicht mehr fremdsprachiger Vermittlung bedarf, da sie konkret und unmittelbar Sprache wird, schwindet das letzte Hindernis einer unio mystica zwischen Gott und Mensch. Erst jetzt, da der Muttersprache im Bereich des Religiösen das Bürger-

---

[1]) Vgl. Josef Turóczi-Trostler,: *Entwicklungsgang der ungarischen Literatur I.* Budapest 1928, S. 20f.

recht zuerkannt wird, erhebt sie auch als Trägerin weltlicher Inhalte, profaner Leidenschaften, persönlich gehobener Erschütterungen, privater Nöte Anspruch auf Legitimität. Der ganze Wortschatz gerät — auch in seinen stummen, brachliegenden Tiefen — in Bewegung. Schriftsteller und Dichter werden jetzt zum ersten Male des individuellen Gewichts und der unveräußerlichen Farbe der Wörter gewahr. Der alte Freiheitskampf gegen das zeitlose, daher allmächtige und bewunderte Schullatein tritt in eine neue Phase, er wird vielmehr zu einem Wettstreit mit ihm. Der erste Sieg: die Eigengesetzlichkeit des ungarischen Satzes, wird entdeckt. Zunächst gleitet noch alles maßlos durcheinander. Man übersteigert das Impressionistische, spricht überlaut, wo doch schon der normale Tonfall ans Ohr schlägt, vergreift sich in den Farben, wählt den längsten, beschwerlichsten Umweg, wo doch der kürzeste tatsächlich zum Ziele führte. Ein verwirrendes Bild entfesselter Keime und Kräfte, durchsetzt mit dem Bewußtsein einer neuen Gottesnähe, mit dem Fieber einer heiligen Zeitgemäßheit, mit der Ideologie der Luther, Melanchthon, Zwingli, Kalvin.

Der heiße Atem solchen Sprachlebens[1]) verhilft jetzt zum ersten Male dem Gesetz geistiger Rekompensation zum Durchbruch, d. h. schöpferischer Geist rafft sich zu höchster, entscheidender Kraftentfaltung auf, um längst Versäumtes nachzuholen. Auch andere Literaturen kennen dieses Gesetz, allein nirgendwo äußert es sich so unvermittelt und überraschend. Ergebnisse und Errungenschaften der schicksalhaften Auseinandersetzung zwischen Ungartum und mitteleuropäischem Kulturraum dringen der Nation jetzt zum ersten Male ins Blut ... So erscheint die Reformation als jäher Abschluß einer entschwindenden, zugleich aber als voraussetzungslose Wegbahnerin einer heraufziehenden neuen Zeit.

Rasch werden im letzten Augenblick verspätete Motive und Kleinformen mittelalterlicher Lyrik und Epik erschöpft. Dann geht es weiter zum protestantischen Kampf- und Bekenntnislied, zur biblischen und zeitgeschichtlichen Dichtung im Dienst an Dogma und Kirche. Trostbüchlein und Ehezuchtliteratur, ironische Lobrede, scheindramatisches Streitgespräch und strafferes Schuldrama halten ihren Einzug. Die protestantischen Übersetzungen der Bibel aus der Ursprache kommen einer zweiten Rezeption des Christentums gleich. Ungarisches Mittelalter kannte keine Entsprechung für romanische Troubadourdichtung und deutschen Minnesang. Mit überlegen gestaltender Hand nimmt jetzt Valentin Balassa gesunkenen Minnesang, europäischen Petrarkismus, neulateinische Dich-

---

[1]) Zum Sprachproblem der Reformationszeit vgl. P. Hankamer: *Die Sprache. Ihr Begriff und ihre Deutung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert.* Bonn 1927, S. 38ff. — H. Gumbel: *Deutsche Sonderrenaissance in deutscher Prosa.* Frankfurt a. M. 1930, passim. — Turóczi-Trostler, Josef: *A magyar nyelv-felfedezése* (Die Entdeckung der ungarischen Sprache). Budapest 1933, S. 38ff.

tung und deutsch-österreichisches Gesellschaftslied in Besitz.[1]) Renaissance und Humanismus hatten — fremd an Form und Gehalt — zur lebendigen Mitte des Ungartums keinen Zugang. Jetzt endlich schlägt auch ihre Stunde. Antike, Spät- und Pseudoantike, Homer, Herodot, Sophokles, Lukian, Vergilius, Ovid, Seneca, Trojasage, Alexanderroman, Aesop treten erstmalig in den ungarischen Horizont. Und mit und neben ihnen die Erben und neuen Sachwalter, Petrarca, Boccaccio, Enea Silvio,— gerufene Schatten in luftleerem Raum, zu außerkünstlerischen Zwecken mißbraucht, verbürgerlicht, ihres berückenden Formzaubers beraubt. Doch noch im tiefsten Verfall wahren sie etwas vom Glanz ewiger Klassizität. Sie gehören hinfort zum Organismus ungarischen Geistes. Das Ganze gemahnt an den Frühhumanismus der Nik. von Wyle, Heinrich Schlüsselfelder (Arigo), Heinrich Stainhöwel, Albrecht von Eyb. Tatsächlich geht diese Parallele tiefer und weiter, als es den Anschein hat: für Ungarn kommt in diesem Zusammenhang als entscheidender Antrieb auch deutsch-humanistische Fernwirkung in Betracht. Die ungarischen Träger der großen Wende hätten indessen, mochten sie sich im übrigen vom italienischen Quellgebiet, von Wien, Prag, Krakau bestimmen lassen, an der *Humanitas Erasmiana* oder der milderen *Humanitas Melanchthoniana* orientieren, den kühnen Schritt vom Lateinischen zum Nationalsprachigen nicht so vorbehaltlos gewagt, stünde nicht befreiend und ermutigend das deutsche Beispiel der Lutherzeit hinter ihnen.

Stefan Székely und seine Weltchronik. Wie der neue, Mittelalter, Humanismus und Reformation verschmelzende Geist sich auswirkt und bewährt, in welchem Maße deutscher Einfluß ihm dabei Hilfe leistet, das ist am klarsten an einer Form, jener der Geschichtsprosa, abzulesen. Die Geschichte dieser Form beginnt mit der Weltchronik Stefan Székelys.

Székely[2]) war ursprünglich Franziskaner, studierte in Krakau, trat dann zum Protestantismus über. Er scheint in der ersten heroischen Zeit der Bewegung keine unbedeutende Rolle gespielt zu haben. Er suchte sie auch literarisch zu fördern. Der erste gedruckte ungarische Kalender trägt seinen Namen. Er gab einen Band Kirchenlieder heraus; er übersetzte die Psalmen in engem Anschluß an die hebräische Vorlage und schrieb einen Kommentar dazu. Er verfaßte ein Lehrbuch über die Anfangsgründe des christlichen Glaubens. Seine Hauptleistung indessen ist die

---

[1]) Vgl. Jos. Trostler: *Die Anfänge der ungarischen Persönlichkeitsdichtung.* Festschrift für Gideon Petz. Budapest 1933, S. 132ff.

[2]) Geburts- wie Todesjahr unbekannt. Das spärliche Material zur Lebensgeschichte und Tätigkeit findet man beisammen in: Szinnyei, Jos.: *Magyar írók élete és munkái* (Leben und Werke ungar. Schriftsteller). Budapest 1909, Sp. 586f. Vgl. Zsilinszky, Mihály: *A magyar nemzeti történetirás kezdete* (Beginn der ungarischen Geschichtsschreibung). Századok 1878, S. 784ff.

Weltchronik (*Chronica ez Vilagnac Yeles dolgairól.* Krakau 1559), die erste ungarische dieser Art, ein Werk, das, soviel ich sehe, noch niemals Gegenstand form- oder problemgeschichtlicher Untersuchungen war.

Die Weltchronik Székelys umfaßt die Zeit vom ersten Schöpfungstag bis 1558. Urgeschichte bis Abraham gilt als Vorspiel. Sie schließt mit einer Katastrophe, der Sündflut. Die eigentliche Darstellung setzt mit der Herrschaft des assyrisch-babylonischen Volkes ein, die als erste Monarchie anzusehen ist. In annalistischer Aufreihung sind Namen, Tatsachen, Ereignisse dem biblischen Bericht eingebaut. Hintergrundlos steht mitten unter ihnen antikes Treibgut: Phaethon, von dem die Dichter erzählen, er habe den Wagen der Sonne bestiegen, doch da er die Pferde nicht habe lenken können, sei er der Erde zu nahe gekommen und habe sie in Brand gesteckt; Herkules und Archilochus, der Dichter; die Amazonen und der Trojanische Krieg; Homer, Aesop. Das Ganze mündet in die Katastrophe des jüdischen Volkes, die Babylonische Gefangenschaft und klingt in die Geschichte Daniels aus. Die zweite Monarchie beginnt. An ihrem Anfang steht der Aufstieg der Perser, an ihrem Ausgang die Rückkehr der Juden aus dem Exil. Der Erzähler schmückt sie mit den Namen griechischer Blüte und Vollendung. Die dritte Monarchie steht im Zeichen Alexanders des Großen. Das Schicksal des jüdischen Volkes erfüllt sich. Rom tritt in die geschichtliche Welt ein. Die Gestalt Julius Caesars eröffnet die vierte Weltmonarchie, das Imperium Romanum. Roms Größe und Verfall bleiben im Vorhof. Mit der Zerstörung des zweiten Tempels hat das jüdische Volk seine Rolle ausgespielt. Die Ankunft Christi, die Ausbreitung des Christentums, das Schicksal der christlichen Völker in West und Ost beherrschen von nun an den gesamten Geschichtsraum. Rom und Byzanz, Päpste und byzantinische Kaiser teilen sich in die Herrschaft. Sie sind zunächst die unverrückbaren Orientierungspunkte im Geschichtsablauf. Der Einbruch der Hunnen trübt ihn für einige Augenblicke, eine neue Richtung vermag er ihm nicht zu geben. Die Hunnen werden mit den Ungarn identifiziert. Sie verschwinden vom Schauplatz im ruhmvollen letzten Kampfe. Schon tauchen die Türken auf, vorerst nur als ferne Gefahr. Karl der Große überkommt als altes Erbe das Imperium. Dann erscheinen die Ungarn. Mit einem Male wird ihre Geschichte maß- und richtunggebend; die Berichterstattung beansprucht einen breiteren Raum und ist gefühlsmäßig bedingt. Europäische Geschichte — im großen und ganzen Kaiser- und Papstgeschichte oder Schlachtenbericht — wird an die Peripherie abgedrängt, dient als Rahmen, füllt Lücken. Türkengefahr und ihre Abwehr stehen in einem Raume mit dem Ungartum. Sie beschleunigen das Tempo. Doch gibt es auch noch andere Erschütterungen und Wendepunkte. Das Konzil von Konstanz, Joh. Huß und die Hussiten, die Entdeckung von Amerika, Luther und die Reformation, Thomas Münzer werden ihrer Bedeutung

gemäß betont. Humanismus wird zumindest als Abglanz an einem Heer von berühmten Namen erfaßt.

Die lückenlos annalistische Form, in die Székely seine Menschheitsgeschichte zwängt, wurzelt mit ihrem metaphysischen Überbau, mit ihrer Festlegung und Periodisierung des Geschichtsverlaufs nach den vier Weltmonarchien, mit ihren katastrophalen Schlußstücken und überragenden Orientierungspunkten in mittelalterlicher Geschichtsphilosophie (Eusebius von Caesarea).[1]) Sie findet in Hieronymus ihre erste gültige Ausgestaltung. Sie beherrscht unumschränkt das gesamte Mittelalter. Hunderte von Chroniken und Geschichtsspiegeln, vor allem jener umfassendste des Vinzenz von Beauvais, prägen sie als maßgebende Norm dem historischen Bewußtsein des christlichen Abendlandes ein. Sie überlebt Renaissance und Humanismus, ist der Reformation geläufig und ragt noch in das 17. u. 18. Jahrhundert hinein. In Deutschland ist einem späten Nachfahr des Urtypus, dem *Fasciculus temporum* des Kartäusers Werner Rolewinck (erstmalig 1474)[2]), größte Verbreitung und Welterfolg beschieden. Das Werk erlebt bis 1580 etwa sechsundzwanzig Auflagen. Übersetzungen tragen es über die Grenzen deutschen Sprachgebiets. Es empfiehlt sich überall durch sein faßliches, chronologisches Weltgerüst, das beliebig erweitert und ausgebaut werden kann. Auch Székely hat es von ihm. Mit dem formalen Kategoriensystem eignet er sich zugleich einen Teil des Geschichtsstoffes an. Allerdings handelt es sich um längst geprägtes, freischwebendes historisches Gut (biblisch-jüdische, babylonische, persische Geschichte, Leben der Kaiser und Päpste). So ist es keinesfalls verwunderlich, wenn Székely auch mit anderen chronikalischen Erzählern, wie Hartmann Schedel (*Liber chronicarum Nürnberg* 1492)[3]), die von dem gleichen Gute zehren, wörtliche Übereinstimmungen zeigt.

In dem Maße, als die Erforschung der geschichtlichen Welt mit dem Geiste des Humanismus durchsetzt wird, als neu erschlossene Quellen die Grenzen des bekannten Stoffgebietes verbiegen, als die Darstellung in den Bann antiker Vorbilder gerät, tritt der Rolewincksche Typus in den Hintergrund.[4]) Er mutet bald als veraltet und rückstän-

---

[1]) Vgl. E. Bernheim: *Lehrbuch der historischen Methode.* 5. u. 6. Auflage. Leipzig 1908, S. 70ff.

[2]) A. Potthast: *Bibliotheca historica medii aevi.* 2. Aufl. Bd. II. Berlin 1896, S. 982ff.

[3]) Potthast, S. 1001. Vgl. R. Bernouilli: *Das Weltallbild in H. Schedels Weltchronik.* Festschrift für H. Loubier. Leipzig 1923, S. 48ff.

[4]) Zu diesen Ausführungen ist zu vergleichen: L. Wachler: *Geschichte der Künste u. Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* 5. Abt. I. Göttingen 1812, S. 181ff. — Franz X. von Wegele: *Geschichte der deutschen Historiographie.* München u. Leipzig 1885, S. 30ff.

dig an. So kommt eine neue Form der Geschichtskalender und Chronologien auf. Unter ihren Repräsentanten ist die Chronologia des Joh. FUNCK (Funccius 1514—1566) eine der bekanntesten.[1]) Funck ist Protestant von papstfeindlicher, militanter Gesinnung. Sein Quellenverzeichnis nennt mehr als hundertfünfzig Werke und Autoren. Tatsächlich kennt er die maßgebenden unter ihnen, auch Johann Thuróczi und Ant. Bonfinius, und nutzt die Ergebnisse humanistisch gerichteter Forschung. Indem er den Gesamtstoff des Fasciculus und seiner Sippschaft einverleibt, macht er ihn überflüssig, indem er alte und neue Italiener wie Enea Silvio, Platina, Paulus Jovius, Blondus, Sabellicus, alte und neue Deutsche wie O. von Freising, den Abt von Ursperg, Jac. Wimpfeling, Nauclerus, Vadian und Sebastian Franck, Beatus Rhenanus und Aventin, Franciscus Irenicus . . . heranzieht, bewährt er sich als vielfach orientierter, zeitgemäßer Wegweiser. Sein Werk besteht aus zwei Teilen. Der erste legt übersichtliche tabellenartige Quer- und Längsschnitte durch den Geschichtsverlauf, dessen Dynamik Zahlen, Namen, Fakten überantwortet wird. Der zweite Teil bringt den zusammenhängenden, erläuternden Text, um dessen willen das Buch gelesen wurde.

Entlehnt Székely dem Fasciculus mehr nur den Grundriß samt Urstoff, so wird ihm Funccius zur unerschöpflichen Quelle, je mehr er sich der Neuzeit nähert. Sein Verhältnis zu ihm ist dreifacher Art: er übersetzt den knappen lateinischen Text der Tabellen, er ergänzt ihn aus dem Kommentar oder erweitert ihn um Zusätze aus anderen Quellen. So eignet er sich gleich die großen Stammbäume der Völker an, die Funccius im Gegensatz zur Eusebiusschen Überlieferung auf den Stand „moderner" Wissenschaft gebracht hat. Wenn Székely die Deutschen von Thuiskon ableitet, so hat er das von Funccius, der sich auf Tacitus beruft. Die Behauptung, König Vandal, der Herrscher der Thuiskonen, sei Stammvater der Vandalen, Polen, Böhmen, Slowaken, Kroaten, Bosnier, Korontalier, Russen und Ruthenen, beruht auf folgender Stelle der Chronologia:

Vandalus apud Thuyscones regnavit . . . Hinc Vandalorum gens, quae lingua Slauonica utitur, denominata. Die Wenden, e quibus nunc multae

---

— P. JOACHIMSEN: *Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung in Deutschland unter dem Einfluß des Humanismus.* Leipzig u. Berlin 1910. — E. FUETER: *Geschichte der neueren Historiographie.* 2. Aufl. München u. Berlin 1922, S. 181ff. — E. MENKE-GLÜCKERT: *Die Geschichtsschreibung der Reformation und Gegenreformation.* Leipzig 1912. — W. ANDREAS: *Deutschland vor der Reformation. Eine Zeitwende.* Stuttgart-Berlin 1932, S. 532ff.

[1]) Erstmalig Nürnberg 1545. Ich benutze die Basler Ausgabe von 1554, die Székely zeitlich am nächsten steht: *Chronologia, Hoc est Omnium temporum atque Annorum Ab Initio Mundi usque ad annum a nato Christo M. D. LIII. Computatio: Joanne Funccio* . . . Basileae 1554.

maximaeque gentes divisae sunt, Poloni, Bohemi, Schlauonij, Croatij . . . item Moscovitae, Rutheni sive Russi . . . . .[1])

Was von Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern, vom römischen Weltreich unter Julius Caesar und Augustus, an jüdischer Geschichte unter Antiochus Epiphanes, von den Makkabäern, von Hyrkan II. und Herodes, von den Ereignissen vor und um Christi Geburt mit der größten Ausführlichkeit berichtet wird, geht oft im Wortlaut auf den Kommentar des Funccius zurück. Wenn dieser einmal bemerkt, Kaiser Augustus habe bei der Nachricht, Herodes hätte seinen eigenen Sohn töten lassen, gesagt: „Melius est Herodis porcum esse quam filium", so hält Székely sogar diesen anekdotischen Splitter fest „. . . Augustus imperator Romaba . . . ugymonda, hogy inkab akarna Herodesnec disznaia lenni, honnem mint a fia".

Als Székely auf den Apostel Petrus zu sprechen kommt, muß er auch zum brennenden Streit um die Anfänge des römischen Episkopats Stellung nehmen. Er entscheidet sich gegen die katholische Überlieferung, und indem er die Annahme, Petrus sei zu Rom gekreuzigt worden, ablehnt, bedient er sich der Zeugnisse und Beweisführung seines Gewährsmannes.[2]) Ihm verdankt er übrigens beinahe sein gesamtes Wissen um Leben und Taten der Päpste, um ihre Neuerungen im Gottesdienst, ihre Charakteristiken, aber auch die entrüsteten Glossen, mit denen er den Lebenswandel des einen oder des anderen begleitet. Auch die Geschichte der Päpstin Johanna erzählt er dem Funccius nach.[3])

Neben Funccius zieht Székely auch das Werk eines anderen, berühmteren protestantischen Zeitgenossen, die Carionsche Chronik, zu Rate. Joh. Carion (1499—1537)[4]) ist Mathematiker, Naturphilosoph, Diplomat in kurfürstlich-brandenburgischen Diensten. (Jos. Nadler geht sicherlich zu weit, wenn er ihn in einem Atem nennt mit dem dunklen Abenteuerer Leonhard Thurneyssen.)[5]) Er gehört zum engeren Freundeskreise Melanchthons und steht mit Luther im Briefwechsel. Seine Haltung, seine Geschichtsschau sind bedingt durch jene ausgleichs- und kompromißfrohe Humanitas Melanchthoniana, die Tradition und Fortschritt, Humanismus

---

[1]) Funccius: *Chronologia*, S. 49 u. 51.

[2]) Funccius: *Commentariorum in chronologiam* Lib. V, S. 76ff.: Destructio fundamenti Papatus Romani.

[3]) Funccius: *Commentariorum* Lib. IX, S. 172f.

[4]) G. F. Strobel: *Miscellaneen literarischen Inhalts*. 6te Sammlung. Nürnberg 1781, S. 139ff (Von Carions Leben und Schriften). — Wegele: *Geschichte der deutschen Historiographie*, S. 190ff. — Hild. Ziegler: *Chronicon Carionis*. Halle 1898.

[5]) Jos. Nadler: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften* II. 2. Aufl. Regensburg 1923, S. 185f.

und Protestantismus, Erasmus und Luther in Einklang zu bringen sucht. Die unter seinem Namen überlieferte Weltchronik *(Chronica durch Magistrum Johan Carion, vleissig zusammengezogen, meniglich nützlich zu lesen* ... Wittenberg 1532. — Der gut unterrichtete Luther nennt sie „Chronicon Carionis Philippicum") reift in Melanchthons geistiger Atmosphäre; ihre endgültige Fassung, Stoffanordnung, Auswahl und Gliederung tragen nachweisbare Spuren von Melanchthons Mitarbeiterschaft und seiner formenden, vertiefenden und ergänzenden Hand. Sie wahrt das Schema der vier Weltmonarchien, leitet ohne formalen Bruch zur Neuzeit über, arbeitet mit demselben Quellenmaterial wie Funccius. Sie wird zum gangbarsten Handbuch der Reformation. Auch sie wird unzähligemal aufgelegt, ins Lateinische, Niederdeutsche, Französische, Spanische übersetzt. Sie findet Bearbeiter und Fortsetzer (auch Funccius sieht man unter ihnen). Melanchthon hat sie seinen akademischen Vorträgen über Weltgeschichte zugrunde gelegt. Er unterzieht die ersten drei Teile einer gründlichen Bearbeitung und leiht ihr den Ruhm seines Namens. Sein Nachfolger und Schwiegersohn, Caspar Peucer, führt das Unternehmen zum Abschluß.

Székely bekennt sich vorbehaltlos zu Melanchthon. „Philippus Melanchthon" — bemerkt er zum Jahr 1522 — „die Blume aller Wissenschaft begann um diese Zeit Griechisch und Lateinisch zu lehren aus großer Liebe zur Kirche. Die Sonne bekommt keinen größeren Weisen auf Erdenrund zu sehen als den Philippus, sei es gen Aufgang sei es gen Untergang." So muß ihm ein Buch, das Melanchthonschen Geistes voll ist, von vornherein willkommen sein. Es liegt ihm in der lateinischen Übersetzung Herm. Bonns (erstmalig Schwäbischhall 1535) vor.[1]) Er hat es mit Nutzen gelesen, besonders dort, wo ihn Funccius im Stiche läßt. Während seiner Lektüre ist ihm manche neue Einzelheit unter die Feder gelaufen. So führt er etwa die letzten Worte des sterbenden Julian Apostata an, die man bei Funccius vermißt, bei Carion aber an der entsprechenden Stelle nachlesen kann: Vicisti tandem Galilaee (S. 247). Auch für längere Abschnitte ist er Carion verpflichtet, so für jenen über Ursprung, Aufstieg der Türken[2]), über Mahomet und den Alkoran, für seine Schilderung der Taten und Schöpfungen Karls des Großen.[3]) Die scharfe Abfuhr, die er den deutschen Geschichtsschreibern zuteil werden läßt wegen der Behauptung, Karl habe während seines Feldzuges in

---

[1]) Ich benutze die Ausgabe von 1552: Jo. Carionis ... *Chronicorum libri tres, e Germanico in Latinum sermonem conversi, Hermanno Bonno interprete.* Basileae, 1552.

[2]) Carion-Bonn, S. 301 ff.: De Turcarum origine.

[3]) Carion-Bonn, S. 322 ff.

Pannonien die Ungarn vernichtet, gilt offenbar den folgenden Sätzen Carions:

Porro simulatque Caesar factus est Carolus, tranquillato iam magnis laboribus Italiae statu, bellum Hungaris inferre constituit. Et duravit hoc bellum annos octo, quo Hungari deleti sunt propemodum . . . Refertur in historiis Carolum ingentes opes retulisse ex Hungaria: atque id vero consentaneum est, nam Hungari bello exercendo iam supra ducentos annos intenti, praederas egerant ex omnibus fere nationibut, nulla interim in ipsorum regnum incursione facta ab hostibus exteris, unde haud dubie magni atque preciosissimi thesauri reperti sunt apud Hungaros.[1])

Székely meint, von all dem könne um so weniger die Rede sein, als es in Pannonien damals keine Ungarn gegeben habe, abgesehen von den Szeklern, die auch heute noch ihre früheren Sitze behaupten.

Besonders reiche Anleihen macht Székely bei Carion für seine Beiträge zur Schriftsteller- und Gelehrtengeschichte des Mittelalters, des Humanismus wie der Reformation. Er rafft die berühmten Namen, mit denen er manche seiner Jahresübersichten schließt, aus der Carionschen Chronik mitunter wahllos zu kürzeren oder umfangreichen Listen zusammen wie: Planudes und Joh. Bocatius (Boccaccio); Gerson, Joh. de Sacrobusto; Hugo, Laurentius Valla, Trapezontius, Blondus historicus; Ludovicus Pontanus, Paulus Castrensis, Peuerbachius, Perottus grammaticus; Eneas Sylvius, Franciscus Philelphus, Platina; Joannes de monte, Rud. Agricola, Andr. Calepinus, Angelus a summa, Hermolaus Barbarus, Picus Mirandula, Angelus Politianus, Sabellicus, Capra, Baptista Mantuanus; Joh. Pontanus, Volaterranus, Codrus, Phil. Beroaldus, Georg. Valla, Placentinus; . . . Jac. Faber, Petr. Bembus, Richardus . . .; Thom. Morus u. Joh. Ecchius (Eck); Budaeus, Casp. Cruciger, Linacer, Pellicanus, Zwinglius, Pomeranus, Just. Jonas, Oecolampadius, Mosellanus, Cordus; Latomus, Cocleus (Cochlaeus); Brencius (Brenz), Mart. Bucer (Butzer), Capito, Urb. Regius, Wolfg. Musculus, Sim. Grynaeus, Carolstadius, Munsterus . . . Kein gewichtiger Name fehlt, sie lassen sich alle bei Carion nachweisen. Einige tauchen öfters auf, wie der Luthers und des Erasmus. Es ist eine Heerschau der großen Wende.

Über den Schwärmer Thomas Münzer sagt Carion das Nötige.[2]) Er umreißt kurz seine Lehren, die er selbstverständlich verwirft. Székely macht sich dieses alles, auch die Metapher vom neuen Gideon zu eigen, den göttliche Offenbarung das Schwert gegen die Gottlosen ziehen hieß.[3])

---

[1]) Carion-Bonn, S. 325f.

[2]) Carion-Bonn, S. 516.

[3]) Székely, S. 228b u. S. 229.

Die Carionsche Chronik erledigt die Entdeckung Amerikas in einer Weise, als gälte es gar nicht ein Weltereignis, das die Geister mächtig erregte und in wortseligen Berichten verbreitet wurde:

Christophorus Columba Genuensis, atque Almericus Vesputius Hispanus, ex Portugalia an. 1492 solventes, novas atque auriferas insulas, terras incognitas, ultra atque citra Calecutium ad 1502. longa atque periculosa navigatione invenerunt.[1])

Da weiß der Ungar Székely schon mehr zu erzählen[2]): Christoph Columbus habe dem Gebote seines Königs gehorchend sich auf den Weg gemacht, um auf den Wassern des großen Meeres neues Land zu entdecken. Nach vielen Tagen habe er auch zwei Inseln gefunden. Diese seien von nackten Menschen bewohnt, die kein Brot äßen, sondern sich nur von Wurzeln nährten. Ihr Land brächte kein anderes Getier hervor, als Kaninchen, Schlangen, Gänse, Enten, Turteltauben, Sittiche. Gold besäßen sie die Fülle. Es stünde bei ihnen hoch im Werte, doch wüßten sie nichts von Eisen, statt dessen gebrauchten sie Stein und Knochen. Columbus habe dreißig seiner Leute zurückgelassen und dann die Heimkehr angetreten. Im nächsten Jahre sei er mit zweihundert Mann zurückgekehrt und zu den Kannibalen gekommen. Diese nährten sich von Menschenfleisch, trügen keine Kleider, beraubten die Inseln des Meeres, um sich Nahrung zu verschaffen. Die Spanier hätten sie besiegt und in ihrer Küche einen gebratenen Menschen am Spieß, in großen Töpfen aber Menschenfleisch mit Gänsefleisch gemengt, gefunden. Sie fuhren weiter zu den im Vorjahre entdeckten Inseln. Die zurückgelassenen Soldaten seien inzwischen von den Kannibalen aufgefressen worden . . .

Székely kann diesen anschaulich erzählten Kurzbericht natürlich nicht von der Carionschen Chronik haben. Seine Quelle ist hier die Kosmographie Seb. Münsters[3]), ein vielgelesenes und vielgeplündertes Werk, das antikes Weltbild, orientalische Märchenwunder, mittelalterliche Naturschau mit neuen geographischen und anthropologischen Erkenntnissen zu einem merkwürdigen, anregenden Gemisch vereinigt. Es stellt alles Wissenswerte über die neue Welt zusammen. Schon die Kapitelüberschriften bezeugen Székelys unbedingte Abhängigkeit von dieser Quelle: De novis insulis, quomodo quando per quem illae inventae sint (Liber V S. 1099); De duabus insulis Johanna atque Hyspana (ebda); Canibali antropophag, (ebda S. 1100): De moribus habitatorum Hyspanae (ebda.) . . . Doch er

[1]) Carion-Bonn, S. 501 f.

[2]) Székely, S. 223 ff.

[3]) Vgl. V. Hantsch: *Sebastian Münster, Leben, Werke, wissenschaftliche Bedeutung* (Abhandlungen der sächs. Gesellsch. der Wissenschaften, Philol. hist. Kl. XVIII Nr. 3, 1898). — Joachimsen, S. 189. Ich benutze die lateinische Ausgabe der Kosmographie von 1554: *Cosmographiae universalis* Lib. VI . . . Autore Sebast. Munstero 1554.

läßt es nicht dabei bewenden. Er nimmt auch Magellans Welterkundungsfahrt zur Kenntnis und überträgt in einem Atem ein Verzeichnis exotischer Gewürznamen ins Ungarische; es ist der erste bekannte Versuch dieser Art.[1]) Die Vorlage stellt ihm Münster zur Verfügung[2]):

Species aromaticae unde comportentur in urbem Calechut.

Zinziber crescit in Calechut, sed plurimum quoque ex Canonor illuc affertur. — Cinnamonum mittit insula Zailon, quae est 50. milliaribus Germanicis ultra Calechut in Oriente. — Piper crescit in roga Calechut, sed multo plus illuc portatur ex Corimucol, quae est ad 12 milliaria ultra Calechut . — Garophila colligunt in loco, qui Meluza appellatur . . . Nuces myristicae sive muscatae . . . crescunt in Molucha, loco, qui a Calechut distat sesquicentum atque amplius milliaribus . . . Muschum seu Castoreum venit ex regione Pego, quae distat a Calechut fere centum atque quinquaginta milliaribus. — Margarita seu uniones maiores leguntur prope insulam atque civitatem Ormus dictam, sitam in sinu Persico, transmittiturque ad Calechut, ceu ad generale emporium totius Orientis. — Spica nardi atque myrobalanum ex Cambia in calechut portantur. — Cassia crescit in agro Calechut. Thus atque myrrham suppeditat Arabia. Alöe atque camphora ex Kyui seu Chiva loco, quinquaginta milliaribus ab Calechut distante adferuntur. — Piper longum ex Samator venit. — Cardamomum maius mittit Canonor. — Presilium venit in Tarnasseri, ducentis fere milliaribus a Calechut. —

Székely übersetzt wörtlich-mechanisch. Namen, mit denen er nichts anzufangen weiß, läßt er fort (Muschum) oder läßt sie einfach unübersetzt wie Spica nardi, Cassia, Presilium, Cardamomum.

Doch ist damit der Stoffhunger Székelys noch immer nicht befriedigt. Das Konzil von Konstanz, Joh. Huß, sein Tod und die von ihm bewirkte Bewegung stehen seit jeher im Vorraum der Reformationsgeschichte. Székely erzählt dieses alles mit einer Ausführlichkeit[3]), wie sie weder bei Funccius, noch in der Carionschen Chronik, ja nicht einmal bei Sebastian Franck *(Chronica Zeitbuch unnd Geschichtsbibell* . . . Straßburg 1531*)*, wo sie doch am Platze wäre, anzutreffen ist. — Huß wird zunächst degradiert. Dann stülpt man ihm eine mit zwei Teufeln bemalte Inful aus Papier aufs Haupt. So begibt er sich zum Scheiterhaufen, Jesus Christus anrufend. Er wird an derselben Stelle verbrannt, wo vor nicht langer Zeit der Kardinal Pancratius seinen alten Esel hatte begraben lassen. Ein Jahr später ereilt den Hieronymus das gleiche Schicksal. Auf die Nachricht von ihrem Tode erheben sich die Böhmen und wählen den einäugigen Ziska zum Anführer.

---

[1]) Székely, S. 226 b f.
[2]) Münster, *Cosmographia*, Lib. V, S. 1090 f.
[3]) Székely, S. 200 ff.

Dieser erschlägt Priester und Mönche, deren er habhaft werden kann, und reißt alle Klöster nieder. Székely teilt auch die Grabschrift mit, in der Ziska sein Selbstbildnis entwirft. Er habe an Kriegskunst keinem Kaiser oder Fürsten nachgestanden, sei den hoffärtigen geizigen Pfaffen ein strenger Rächer, seinem Vaterland aber ein guter Schutz und Schirm gewesen. Wie der blinde Appius Claudius mit seinen guten Ratschlägen, Furius Camillus mit seiner Kriegführung den Römern, so habe auch er seinem Vaterlande gedient. Er habe an dem Kriegsglück niemals verzagt, so sei auch dieses stets zugegen gewesen. Elfmal habe er glückliche Schlachten geliefert. Gott habe ihm geholfen, weil er sich der Sache der Armen und Wahrheitsucher angenommen wider die Geister gemästeter Pfaffen. Wäre nicht ihr Neid gewesen, man hätte ihn zweifellos den besten Fürsten zugezählt. Trotz alledem lägen seine Gebeine doch an diesem geweihten Ort, wider Willen und Segen des Papstes.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Székely hier auf ältere Quellen, wie Enea Silvio zurückgegriffen hat. Er hat es auch gar nicht nötig. Ist ihm doch das ganze geformte Material viel bequemer zugänglich in der vom Reformator, Übersetzer Caspar Hedio [1]), einem Freunde Capitos und Zwinglis, herausgegebenen *Chronica der Alten Christlichen Kirchen.* Hier, im dritten Teil, konnte er die ziemlich breitspurige Darstellung der Ereignisse lesen, die er im Auszug wiedergibt; außerdem die Grabschrift Ziskas, in lateinischer wie deutscher Fassung.[2])

Epitaphium Joannis Zischae clarissimi Boemorum Ducis.

Johan. Zischa nulli Imperatorum ducumue rei militaris peritia inferior, superbie atque avaritie clericorum seuerus ultor, patriaeque acerrimus propugnatur, hic jacet. Quod Appius Claudius Caecus bene consulendo, atque M. Furius Camillus strenue agendo suis Romanis praebuere, hoc ipsum Boiemis meis praestiti. Fortunae belli nunquam defui, neque illa mihi; omnem opportunitatem rerum bene gerendarum etiam caecus praeuidi; signis collatis undecies, semper uictor depugnaui. Visus mihi sum miserorum atque esurentium iustissimam causam adversus delicatos, pingues, atque saginatos sacerdotes egregie egisse, atque ob hoc Dei auxilium sensisse. Nisi illorum inuidia obstaret, inter illustres uiros numerari procul dubio meruissem. Tamen ossa mea hoc sacrato loco cubant etiam insalutato Papa, inuitoque.

Epitaphium Johannis Zische der Behem Hauptmann Johannes Zischa, der ich in erfarnuß der Kriegsshändel keinem Hauptmann noch Heerführer mich minder achte, lig hie begraben ... usw.

---

[1]) Vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie* 11, S. 223f.

[2]) Das elffte buch, S. 354ff., der Ausgabe von 1558, die mir vorliegt (*Chronica der Alten Christlichen Kirchen ... Durch Caspar Hedion Doctor im Münster zu Straßburg verteütscht, zusamen getragen und geordnet.* MDLVIII).

Daß die deutsche Fassung der lateinischen auf dem Fuße folgt, wird wohl Székely zur wörtlichen Übersetzung des Epitaphs bewogen haben.

Stefan Székely und der Geist der deutschen Geschichtsschreibung. Die Quellen fügen sich zum lückenlosen Kreis. Ihre Erschließung bliebe eine philologische Angelegenheit zweiten Ranges, wenn sie nicht zugleich auch Licht verbreiteten über die geistigen Zusammenhänge und Hintergründe. Die Bildungsstoffe und -Motive wahren, mögen sie noch so entformt sein, bis zuletzt etwas vom Geist jener Formenwelt und jenes Wertsystems, aus denen sie herausgelöst wurden.

Székely überkommt von seinen Vorbildern zusammen mit dem Schema der vier Weltmonarchien und dem chronologischen Gerüst, die ganze mittelalterliche Geschichtsmetaphysik, die eine Entsprechung von Heilsplan und Weltgeschichtsprozeß zur Voraussetzung hat. Völker kommen und gehen, Gotteskinder und Weltkinder, Juden, Babylonier, Perser, Griechen, Römer, Germanen, Türken, Hunnen, Heiden und Christen, scheinbar sinnlos, unmotiviert, tatsächlich symbolische Zeichen eines ewigen unsichtbaren Gesetzes, Gottes unerforschlichen Willen wirkend. Menschen, elementare Ereignisse, Wunder, Kometen sprechen dieselbe ewige Zeichensprache. Die Kategorien der Zeit, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft gehen im zeitlosen Raume der Ewigkeit auf. Leitmotivisch dringen die Weissagungen Daniels aus dem uferlosen Strom zur Oberfläche, um zeitgeschichtliche Wendungen zu deuten. Székely ist kein spekulativer Kopf, er macht sich keine Gedanken über Sinn oder Widersinn des überlieferten Geschichtsbildes, alles ist greifbare Offenbarung, und das genügt ihm. Er wolle zeigen, von welchen Änderungen die mächtigen Reiche, Länder, Provinzen, Städte betroffen worden seien, aus welchen Gründen, um welcher Sünden willen, heißt es im Widmungsschreiben seines Buches, — daraus man ersehen könne, daß diese Welt nicht vom Glück, sondern von Gottes Vorsehung geleitet werde.

Mit der gleichen unproblematischen Selbstverständlichkeit wird die Antike behandelt: ein Buchwissen ohne Magie. Die Träger verwelkter Namen, Imperatoren, Heerführer, Konsuln rücken, sobald ihre Zeit gekommen, ungerufen an den ihnen vorbestimmten Ort im menschheitsgeschichtlichen Koordinatensystem. Nur zuweilen verspürt man etwas von jenem Pathos einer Rückkehr zur bewunderten Vergangenheit, das Székelys deutsche Vorbilder beflügelt, etwas von ihrer Freude geschichtlichen Erinnerns und Erkennens. Ganz selten atmet man die Luft eines vertrauten Raumes. Sichtlich ergriffen rühmt Székely die echte Güte Julius Caesars. Entrüstet schildert er die Schandtaten Neros, wie er schließlich seine eigene Mutter, Bruder, Schwestern habe töten lassen, Rom an-

gezündet und dazu mit lauter Stimme ein Lied vom Brand Trojas gesungen.

Die deutsch-humanistische Andacht zum Buchstaben und Buch äußert sich in dem Bemühen, das ganze Pantheon antiker Schriftstellernamen zu vermitteln. Székely strebt eine peinliche Vollständigkeit an, um sich keinen einzigen entgehen zu lassen. Er erfüllt hier eine bildungsgeschichtliche Sendung, deren Bedeutung nicht zu überschätzen ist ... Homer, Pythagoras, Sophokles und Euripides, Empedokles und Parmenides, Plato, Demosthenes, Aeschines, Aristoteles, Menander, Theophrast, Cleanthes, Naevius, Plautus, Statius, Ennius, Terenz, Lucilius, Vergil, Ovid, Horaz, Titus Livius, Seneca, Lucanus, Svetonius, Plinius, Tacitus, Aulus Gellius ... Cicero betätigt sich im römischen Senat, geht in Verbannung, Cato schreibt Gedichte über die guten Sitten, Josephus verfaßt seinen Jüdischen Krieg ... Ein Bildungsschatz von solchem Ausmaß hat bis zum Ende des Jahrhunderts in Ungarn schwerlich seinesgleichen. Eine historia litteraria im ersten Umriß. Erstaunt vernimmt der ungarische Leser in eigener Sprache von bücherschreibenden Menschen, von Dingen, die ihm bisher nur aus lateinischen oder deutschen Büchern vertraut waren.

Diese Vollständigkeit wird womöglich noch überboten durch die Schriftstellerkataloge des Früh- und Hochhumanismus und der Reformationszeit, von denen schon zu sprechen war. Hier endlich ist Székelys Verhältnis zur geschichtlichen Welt mit jenem gefühlsmäßigen Inhalt durchsetzt, den man bisher vermissen mußte. Wirkt sich aber angesichts der humanistischen Bewegung mehr nur das abstrakte Gefühl einer übernationalen Kultursolidarität aus, so tritt im Bereich der Reformation mehr das lebendige Gefühl der gemeinsamen ethisch-religiösen Gesinnung in seine Rechte. Wie tief Székely dieser Gesinnung sich verbunden fühlt, das bezeugt nicht nur sein brennendes Interesse für Luther, Melanchthon, für die Seitentriebe und Irrgänge der Reformation, für Thomas Münzer und Schwenckfeld (freilich macht auch Erasmus seinen Mund überfließen).

Luther und die von ihm beeinflußte Geschichtsschreibung machen den Blick Székelys mündig und ermutigen ihn zur einseitigst starren Beurteilung der katholischen Kirche.[1]) Sie haben die Verantwortung zu tragen für seine Fehlurteile und Übertreibungen. Auch er ist der Überzeugung, Protestantismus verkörpere die reine Form des Christentums, während der Katholizismus sie verdunkelt und verfälscht habe. Unermüdlich hält er Ausschau nach Zeugnissen und Belegen, um Luthers These zu

[1]) Zum Problem Luther und die Geschichte vgl. WEGELE: S. 196ff. — E. SCHÄFER: *Luther als Kirchenhistoriker.* 1896. — FUETER, S. 246ff. — Karl HOLL: *Luther.* 4. u. 5. Auflage (Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte I). Tübingen 1927, S. 523ff.

erhärten, der Papst sei „Erzfeind unseres Herrn und Heilands". Seine Geschichte des Mittelalters schrumpft wiederholt zu einem trockenen Sündenregister der Päpste zusammen. Mißmutig verfolgt er die Ordensgründungen und Wandlungen des Kultus. Sein wärmstes Mitgefühl gehört dagegen den Opfern des Konzils von Konstanz. Sein Bericht schließt mit den Worten: „Und so töteten sie den heiligen Johannes Huß und den heiligen Hieronymus von Prag, der Falsche den Gerechten, der Teufel den Christus, samt ihren Büchern." — Er berührt sich im Geist aufs engste mit der Papstgeschichte des Engländers Robert BARNES *(Vitae Romanorum Pontificum*, Wittenberg 1536*)*. Das Buch erregte seinerzeit europäisches Aufsehen; Luther deckte es mit seiner Autorität, indem er das Vorwort dazu schrieb. Vielleicht hat es auch Székely zu Gesicht bekommen. Unmöglich ist es nicht, arbeitet er doch mit demselben Material und der gleichen naiven Schwarzweißtechnik.

Doch mögen auch noch andere Anregungen deutscher Herkunft in Székely nachgewirkt haben. Er kennt wahrscheinlich das Geschichtsprogramm der deutschen Humanisten, die Bemühungen der Celtis und Hutten, der Beatus Rhenanus und Aventin um die Erhellung und Romantisierung deutscher Ur- und Vorzeit, um eine *Germania illustrata*; er kann bei Hartmann Schedel und Johann Nauclerus-Vergenhans, bei Carion-Bonn, bei Sebastian Münster sehen, welch breiten Raum die Geschichte des eigenen Volkes beansprucht, ohne aus dem universalhistorischen Rahmen zu treten. An ihrem rückwärtsgewandten Pathos entzündet sich und reift sein nationales Selbstbewußtsein, ihr Beispiel läßt ihn die ungarische Geschichte entdecken. Den Stoff erhält er schon gestaltet von Johann Thuróczi, einem Nachzügler des Mittelalters, und vom Italiener Antonio Bonfinius, der aus der Schule des Blondus kommend bereits alle Künste Livianischer Rhetorik spielen läßt, doch als selbständiges Element läßt er zum erstenmal ungarische Geschichte am Leben der Menschheitsgeschichte teilnehmen. Er freut sich seiner Entdeckung. Sooft er Ungarisches behandelt, setzt er sich über die Enge des annalistischen Prinzips und den chronologischen Zwang hinweg. Er versucht sich mit einer Heroisierung ungarischer Vergangenheit, als wollte er auf dem Umweg über sie die Ebenbürtigkeit seines Volkes erweisen, seinen Wert legitimieren vor der höchsten Instanz, der öffentlichen Meinung Europas, ein Vorgang, der in Deutschland seine genaue Entsprechung findet. Überragende Punkte lassen sein Herz merklich höher schlagen. Da nimmt sein Ton epische Färbung an. Manche Stellen, die Schilderung der Landnahme, die Geschichten um Salomon und Ladislaus, der Arader Bluttag, die Hinrichtung des Empörers Kont und Genossen, — in Wirklichkeit Übersetzungen aus dem Lateinischen —, muten an wie schlichte Prosaauflösungen balladesker Heldenlieder. Aller

Glanz wird aber auf Matthias Corvinus, den Kriegs- und Friedensfürsten, Gönner der Literatur, Büchersammler, den letzten Träger und Zeugen ungarischer Herrlichkeit, vereinigt. Seine Gestalt ist längst vorgebildet, ein Geschenk vor allem italienischer Humanisten, Pfründenjäger und Dedikationsbettler an Ungarn, doch erst Székely verleiht ihr jenen persönlichen Unterbau, wie das von keinem Fremden zu erwarten war. Und so wird auch er zur Quelle einer unsterblichen Matthiaslegende. Wenn er Pester Gassenjungen ein Lied auf den neugewählten König singen läßt, so kann er diesen Kunstgriff von deutschen Geschichtserzählern gelernt haben; wenn er einen Schwank zu seiner Charakteristik einflicht, so schöpft er aus dem Schatz internationaler Schwankliteratur, die gerade um diese Zeit in den Büchern der Jörg Wickram, Jacob Frey, Martinus Montanus, Michael Lindener, Valentin Schumann ... eine späte deutsche Blüte erlebt. — Hin und wieder kommt auch seine protestantisch-ethische Gesinnung zum Durchbruch. So soll die heilige Elisabeth, als man ihr ein goldenes Kruzifix zeigte, gesagt haben, es wäre besser gewesen, wenn man das Gold den Armen gegeben, den Christus aber sich ins Herz gezeichnet hätte. Es dürfte wohl kaum ein Papst sich in dieser Weise zu Christus bekannt haben. — Unwillig berichtigt er jede Tatsache, die dem Ungartum zur Schande gereichen könnte, und wird nicht müde auf Beziehungen zur lebendigen Gegenwart, besonders auf solche sagengeschichtlicher Natur hinzuweisen.

In glücklichen Augenblicken entwindet sich der Berichterstatter — die gewaltige, nachschöpferische und befreiende Sprachaktivität der Lutherzeit im Rücken — den Fesseln und Schranken des Lateinischen. Sein Übersetzen wird zur Wiederholung aus dem Geiste der Muttersprache. Es ist die Geburtsstunde der ungarischen Geschichtsprosa, deren Errungenschaften nicht wieder verloren gehen sollen.

II. Kaspar Heltais „Chronik der Ungarn" (1575).

Näher als irgendein ungarischer Schriftsteller der Reformationszeit steht Kaspar Heltai-Helt (geb. um 1515) dem deutschen Quellgebiet. Er ist Deutscher der Geburt, Ungar der Gesinnung nach. Seine Muttersprache ist das Siebenbürgisch-sächsische, das Ungarische dagegen seine Wahlsprache. Er vermag seine Herkunft aus einem artfremden Sprachraum niemals zu verleugnen. In seinem Bildungsgang und geistigen Wandel spiegeln sich alle Tendenzen seines Zeitpunktes. Auch er gehört zur europäischen Familie Melanchthons, der ihn in Wittenberg entscheidend beeinflußt hatte. Er wird als Katholik geboren, bekehrt sich zu Luther, schließt sich dann dem Kalvinismus an und stirbt als Antitrinitarier. Sein literarisches Lebenswerk mutet mit seinem Gebrauchscharakter und seinen Formen an, wie eine Abbreviatur des zeitgenössischen deutschen

Schrifttums. Er verfaßt Katechismen nach deutschen Vorlagen; er übersetzt Joh. Spangenbergs Trostbüchlein; er verwertet in seinen Fabeln den deutschen Prosaäsop Steinhöwelscher Überlieferung, wie er von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen war und sich um neue, soziologisch zeitgemäßere, schwankhafte Bestandteile bereichert hatte. Er leitet — Luthers Beispiel vor Augen — die Übersetzung der Bibel in die Wege, ein vielversprechendes Unternehmen, das indessen knapp vor dem Abschluß zusammenbricht. Er rührt in seinem Dialog von der Gefahr „der Trunkenheit und Völlerei" an ein Motiv- und Stoffbereich, das — der deutschen Literatur seit dem Ausgang des Mittelalters geläufig[1]) — in „Allegorien und Elegien, trockenen Zusammenstellungen alphabetisch geordneter Regeln, polemischen Dialogen und dramatischen Darstellungen, Fastnachtsspielen und Tragödien, in lateinischer und deutscher Sprache, in Distichen und Knittelversen, in rhetorischer und schmuckloser Prosa"[2]), in den Werken der Joh. von Schwarzenberg, Christoph Hegendorff, Sebastian Franck, Obsopoeus, Hieronymus Bock, Caspar Scheidt, Matth. Friedrich, Hans Sachs, Jörg Wickram ... reichen, allzu reichen Niederschlag gefunden hatte. (Heltai wurde schon längst mit S. Francks Schrift „Von dem greuwlichen Laster der Trunckenheit", einer Vulgata der deutschen Trinkliteratur, in Zusammenhang gebracht).[3])

Selbst Heltais Chronik der Ungarn *(Chronica az Magyaroknas dolgairól* ... Colosvarot 1575*)* zeigt Spuren deutscher Anregung. Sie ist im wesentlichen eine Bearbeitung von Ant. Bonfinis *Rerum ungaricarum decades.*[4]) Was hat Heltai bewogen, sich dieser Arbeit zu widmen? Ist es der allgemeine Zug der Zeit zum Nationalen und zum Historismus, der ihm die Feder in die Hand drückt? Wir stellen Frage und Antwort auf einen festen, kontrollierbaren Boden.

Er ist Schüler Melanchthons und lebt eine Zeitlang in Wittenberg. Gegenwartsfroher, leidenschaftlicher Literat, der er ist, bringt er dem Aufschwung, den die Geschichtsschreibung in seiner nächsten Nähe genommen hatte, großes Interesse entgegen. Er hat mit der überparteiischen

---

[1]) Vgl. Ph. Strauch: *Zwei fliegende Blätter von Caspar Scheit.* Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte I. 1888, S. 64ff. — A. Hauffen: *Die Trinkliteratur in Deutschland.* Ebda II. 1889, S. 481ff. — Merker-Stammler: *Reallexikon der dt. Literaturgeschichte* IV. 1931, S. 102ff.

[2]) Hauffen, S. 491.

[3]) Czóbel, Ernö: *Heltai Gáspár Dialogusa.* (Der Dialog Kaspar Heltais). Budapest 1911, S. 57. — Die Übereinstimmungen im Wortlaut büßen ihre Beweiskraft ein, wenn man vor Augen hält, daß der Franckschе Text auch von anderen entlehnt wurde.

[4]) Über Heltais Verhältnis zu seiner Vorlage vgl. Helmár, A.: *Heltai magyar krónikája* (Heltais ung. Chronik). Figyelő III, 1877, S. 161ff. — Zsilinszky, Mihály: *Heltai történeti művei* (Die historischen Werke H.s). Bp. Szemle 1883, S. 10ff.

„Gelassenheit", dem Spiritualismus und der historischen Paradoxie eines Sebastian Franck, mit dem weltweiten Humanismus eines Aventin sicherlich wenig gemein, doch an den ersten gemahnt seine Abwehr jedweden Tumults und Pöbels, sein Mitgefühl mit dem „gemeinen" Mann, sein Haß gegen weltliche wie geistliche Tyrannei und Unterdrückung, seine Vorliebe für Sprichwort und Weistümer, mit dem zweiten verbindet ihn die Lust zu fabulieren, die Vorliebe für das anekdotisch Sagenhafte. Das Ethos bürgerlicher Standortgebundenheit, das er mit sich bringt, geht aus dem Verkehr mit Gleichgesinnten gestärkt und vertieft hervor. Es wird zum Maßstab seines rückschauenden Blickes. Nach solcher Vorbereitung geht er ans Werk. Jedwede Art von Geschichtsmetaphysik ist endgültig verabschiedet und mit ihr alles, was gegen schlichte, unpathetisch protestantische Gesinnung verstößt: Heiligenkult, humanistischer Zierat und klassizistische Prunkrede. Die Fallhöhe historischer Ereignisse und Persönlichkeiten wird verringert, um so sichtbarer werden ihre menschlichen Bezüge, umso inniger die Gottesunmittelbarkeit des Geschichtsverlaufs, umso mehr kommen Freiheit und Würde eines Christenmenschen zur Geltung. Heltais Herz gehört dem Volk, das er streng vom aufrührerischen, gesetzlosen Pöbel zu scheiden weiß. So ist es auch bei seinem Helden, dem König Matthias, vor allem der dem Volke zugewandte Mensch, der Wahrer des Rechts, den er in helles Licht setzt oder in Anekdoten einfängt.

Den entscheidenden Anstoß indessen empfängt Heltai von der deutschen Übersetzung des Bonfinischen Werkes[1]), die seit 1545 gedruckt vorlag. Daß Heltai diese Übersetzung — übrigens reiche historische Stoffquelle auch der deutschen Literatur — gekannt hat, steht für mich außer Zweifel. Sie bietet ihm mit ihrem volknahen, freien Humanistendeutsch ein Stilmuster, das seinem eigenen Sprachempfinden entgegenkommen muß. Sie stützt und ergänzt den sprachlichen Einfluß deutscher Sprichwörtersammlungen und Schwankbücher auf Heltai. Sie erhellt, zeigt praktisch den Weg, der vom Buchlatein zur lebendigen Volkssprache führt. Ohne ihre Mitarbeiterschaft wären manche Schwierigkeiten für Heltai unüberwindlich geblieben.

In Heltai wohnen zwei Sprachseelen: eine deutsche und eine ungarische. Sie kämpfen miteinander. Die ungarische behält das letzte Wort. Allein auch die deutsche läßt sich nicht unterdrücken, sie teilt sich aus dem Hintergrunde mit, verrät sich durch Germanismen, Satzrhythmus und Satzbau. Heltai sucht Unsicherheit und Zwiespalt, die sich aus dieser Lage ergeben, zu bannen durch eine Überbetonung des ungarischen Gegenpols, durch

---

[1]) *Des Aller Mechtigsten Künigreichs inn Vngern wahrhafftige Chronick vnnd anzeigung . . . Basel by Ruprecht Winter im Jahr MDXLV.* Der Übersetzer ist, wie aus dem Widmungsschreiben hervorgeht, Hieronymus Boner.

Häufung ungarischer Redensarten und volkstümlicher Wendungen. Gleich seinem bewunderten, unerreichten Vorbild, Luther, dringt er bis zu den verborgensten Quellen des Sprachlebens vor, belauscht „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den Gemeinen auf dem Markte". Zu gleicher Zeit hat er sich der ungebrochenen Allmacht des Lateinischen zu erwehren. Die widerspruchlos sprachliche Bewältigung der geschichtlichen Welt scheitert an diesen Hindernissen; sie bleibt einem größeren, Stefan Magyari, vorbehalten, aber selbst diesem gelingt sie nur unter der Vormundschaft und Führung eines deutschen Historikers, Aventins.[1])

[1]) Vgl. Turóczi-Trostler, Josef: *Az országokban való sok romlásoknak okairól* (Über die vielfachen Gründe ungarischer Verderbnis). Budapest 1930.

Ansätze zu volkspolitischer Zielsetzung in der Ansiedlungsgeschichte des 18. Jh.s.

Von

Konrad Schünemann (Berlin).

Die großen Ansiedlungswerke des 18. Jh.s sind in der ganzen Welt auf die räumliche Gestaltung der Volksböden von entscheidendem Einfluß gewesen. Die politischen Bestrebungen und Ansprüche der Nationalstaaten und der von den Staatsgrenzen unabhängigen politischen Völker des 19. und 20. Jh.s fußen vielfach auf Tatsachen der Volkstumsverbreitung, die durch jene Ansiedlungsvorgänge erst geschaffen worden sind. So kam es, daß die Ansiedlungen selbst in den politischen Kampf hineingezogen wurden und ihre schwankende Beurteilung entweder den Vorkämpfern der Erhaltung des verpflanzten Volksteils oder ihren Gegnern als Waffe dienen mußte. Auf beiden Seiten wurde dabei nicht nur von den Politikern, sondern auch von ihren wissenschaftlichen Handlangern in weitem Umfange die Denkweise der jeweiligen Gegenwart in das 18. Jh. zurückprojiziert. Bei einer etwas größeren Distanz hat man diese Verzerrung des Geschichtsbildes wohl erkannt. Aber dann neigte man umgekehrt dazu, dem Zeitalter des Absolutismus in Bausch und Bogen national- und volkspolitische Bestrebungen abzusprechen, deren Voraussetzungen erst durch die französische Revolution und durch die Romantik geschaffen worden seien.

Schwerlich wird sich in der Weltgeschichte irgendwo ein Abschnitt auffinden lassen, in dem sich das Volk als solches ganz auf das unbewußt lebende Volkstum zurückgezogen und auf alle politischen Willensäußerungen verzichtet hätte. Durch volksfremde Staatsbildungen und durch Vorherrschaft einer übervölkischen Einstellung in den maßgebenden Bevölkerungsschichten können die Lebensäußerungen der politischen Völker[1]) bis zu einem gewissen Grade niedergehalten, aber nie beseitigt werden. Das gilt für das christliche Mittelalter und für das konfessionelle 16. und 17. Jh. ebensosehr wie für das absolutistische und rationalistische 18. Jh. Die Völker als ihrer selbst bewußte politische Subjekte sind zuerst da und wirken primär auf ihre einzelnen Glieder. Die übervölkischen Ideen sind

[1]) Zur Begriffsbildung vgl. Hans Freyer: *Der politische Begriff des Volkes*, Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung III, 1933, S. 193ff., dessen Feststellungen mit Hinblick auf die osteuropäischen Völker vielleicht hier und da ein wenig zu modifizieren wären.

sekundär und können nur einen Teil der Volkszugehörigen und auch diese nicht vollkommen erfassen. Je mehr der einzelne sich aus dem Boden seines Volkstums durch räumliche Verpflanzung und Isolierung oder durch geistige Sonderausbildung herausstellt, um so schwächer wird der Einfluß der primär auf ihn wirkenden Einflüsse und Forderungen seines Volks. Das Weltbürgertum des 18. Jh.s fand seinen besten Nährboden in den volksentwurzelten Akademikern und den abenteuernden Glücksrittern, an denen diese Zeit so reich war. Sie hielten es für ein Verdienst, sich von den Bindungen an Vorfahren, Heimat und Volk freigemacht zu haben. Er sei „völlig frei von jener Liebe zum Vaterland, welche das gewöhnliche Volk gemeinhin besäße", so schrieb der französische Abenteurer Graf Bonneval, der später bei den Türken zum Islam übertrat, zu seiner besonderen Empfehlung an den Prinzen Eugen.[1])

Die meisten durch das juristische und kameralistische Universitätsstudium hindurchgegangenen Staatsmänner des 18. Jh.s hatten ihre engere Volksverbundenheit stark gelockert und unterdrückt. Ganz verlieren konnten sie sie freilich nicht, und mehr als einmal sehen wir auf dem Umwege über diese wenigstens unbewußt immer noch wirkende Volksverbundenheit der Staatsmänner Einflüsse von Lebensäußerungen der politischen Volkspersönlichkeit in die Politik der ihrer Idee nach volksfremden rationalistischen Staaten eindringen. Der Typus des absolutistischen Vernunftstaates ist in seinem Streben nach vollkommener Verwirklichung nirgends bis ans Ziel gelangt und im Kampf gegen das organisch Gewordene seiner Gegner nicht Herr geworden. Er konnte das um so weniger, als seine Träger und Werkzeuge, die Dynasten und ihre Staatsmänner, selbst Menschen waren, die sich aus den Bindungen ihrer Herkunft nicht ganz lösen konnten und oft auch gar nicht lösen wollten. Auf diese Weise konnten Maßnahmen, die an sich rein rationalistisch-zweckmäßig gedacht waren, unter Umständen auch eine gewisse nationale Färbung erhalten.

Sehr viel stärker ist dies nationale Element natürlich bei den Gegenspielern des absolutistischen Staates, bei den Ständen als historisch gewordenen politischen Organismen zu beobachten, und von hier aus konnte es Einfluß gewinnen besonders auf jene Exekutivorgane des Staates, die auf Grund des ständischen Indigenatsrechtes aus dem bodenständigen Adel in den Staatsdienst aufgenommen und weiter unter dem Einfluß der ständischen Welt geblieben waren.

Die Ansiedlungsaktionen des absolutistischen Zeitalters waren in ihrer Zielsetzung an sich frei von nationalpolitischen Tendenzen. Sie erwuchsen

---

[1]) Arneth: *Prinz Eugen von Savoyen*, Bd. III, Wien 1858, S. 508: „. . . n'étant nullement attaché aux biens que j'ay en France ni à l'amour que le vulgaire a communement pour la patrie."

aus den Forderungen der auf praktischen Staatsinteressen in Mitteleuropa fußenden und kameralistisch systematisierten Populationistik, die grundsätzlich nur den Staatsbürger, aber nicht den Volksgenossen in ihre Rechnung stellte.[1]) Soweit eine bestimmte Nationalität bei den Ansiedlungen planmäßig bevorzugt wurde, war nicht nationale Vorliebe, sondern der praktische Gesichtspunkt der größeren Leistungsfähigkeit, des größeren Vermögensbesitzes oder der bequemeren und billigeren Herbeischaffung maßgebend.

Wenn von den Kolonisten des 18. Jh.s die Deutschen den weitaus größten Teil gestellt haben, so liegt das nicht daran, daß deutsche Staatsmänner der ansiedelnden Mächte aus nationaler Vorliebe ihre eigenen Landsleute besonders begünstigt haben. Wenn in Preußen und in Österreich immerhin noch gewisse Vorbedingungen für diese Möglichkeit erfüllt sind, so fehlen alle Voraussetzungen dafür bei den großen Deutschenansiedlungen in der Ferne, wie sie Rußland, Spanien und die englischen Kolonien in Amerika durchgeführt haben und wie Frankreich sie wenigstens geplant hat. Man warb die Deutschen erstens deswegen, weil sie das beste Kolonistenmaterial darstellten, und zweitens deshalb, weil nur in den politisch ohnmächtigen Teilen des Römischen Reiches die Auswanderungsverbote, die im Zeitalter der Populationistik jeder Staat über seine Untertanen verhängte, wirkungslos blieben. Das Fortlocken der deutschen Bevölkerung durch fremde Mächte war im Sinne der Zeit eine schwere Vergewaltigung der kraftlosen Territorien des Reichs, die keineswegs übervölkert waren und in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung durch den Bevölkerungsverlust oft recht spürbar geschädigt wurden. Man kann darüber hinaus behaupten, daß auch vom heutigen Standpunkt aus diese Dezimierung der deutschen Bevölkerung gerade an den Grenzen des deutschen Volksbodens durch die Schwächung der deutschen Westgrenze und durch das Herausziehen des bodenständigen deutschen Elements aus der ebenso ohnmächtigen polnischen Republik, die für die angrenzenden Mächte ein ideales Kolonistenjagdgebiet gebildet hat, nationalpolitisch auch ihre bedenkliche Seite gehabt hat.

Unter dem Druck der öffentlichen Meinung im Reich mußte sich zwar der Kaiser schließlich zu einem generellen Auswanderungsverbot aus dem Römischen Reich entschließen, doch fehlte dieser Maßnahme ebenso wie den früheren Teilverboten der Territorien und Reichskreise die rechte Durchschlagskraft, um so mehr, als Österreich selbst für die habsburgische Monarchie eine Ausnahmestellung beanspruchte. Es gibt hinreichend Zeug-

---

[1]) Über die Entwicklung der Populationistik s. meine Ausführungen im einleitenden Kapitel meines Buches über Österreichs Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia.

nisse dafür, wie die fremde Werbung, auch die österreichische, eine erbitterte Stimmung innerhalb der volksmäßig gebundenen breiten Schichten der deutschen Bevölkerung in den betroffenen Gebieten hervorrief. Es ist daher nur teilweise und bedingt richtig, wenn in den Deutschenansiedlungen des 18. Jh.s eine Expansionsbewegung der deutschen Volkskraft gesehen wird. Denn diese Bewegung floß nur teilweise von selbst und wurde im übrigen künstlich herbeigeführt.[1]) Unter diesen Umständen konnten deutsch denkende Staatsmänner nur schwer zu der Anschauung kommen, durch die deutsche Kolonisation in nichtdeutschen Gebieten deutsche Interessen zu fördern.

Trotzdem lassen sich in Österreich einige Ansätze zu einer — wenn auch nur halb bewußten — nationalpolitischen Denkweise in der Kolonisationspolitik wahrnehmen. Es entspricht der zunehmenden Festigung des rationalistischen Absolutismus, wenn diese Ansätze in leopoldinischer Zeit noch verhältnismäßig greifbar, in theresianischer und vollends in josephinischer Zeit sehr viel spärlicher und mehr verdeckt sind. Die nationale Bewegung der Deutschen in den achtziger Jahren des 17. Jh.s, die durch den Raub Straßburgs angeregt und durch den erfolgreichen Zweifrontenkrieg gegen Türken und Franzosen genährt wurde, konnte auch an Wien, dem politischen Zentrum des Reiches, nicht spurlos vorübergehen. Wenn auch der Kaiser persönlich durch spanische und italienische Einflüsse von der deutschen Volkszugehörigkeit abgelenkt wurde und in seinem nationalen Wollen nur durch seinen Franzosenhaß einigermaßen Richtung erhielt, und wenn auch viele unter seinen Staatsmännern keine geborenen Deutschen waren, so griff die nationaldeutsche Strömung doch spürbar in die Wiener Politik hinein und drang auch bis in die Pläne zur Wiederbevölkerung der neugewonnenen östlichen Reichshälfte.[2])

Der habsburgische Absolutismus war damals zu schwach, als daß diese — hier und da mit einem Anstrich von nationaler Färbung versehenen — Projekte hätten verwirklicht werden können. Die deutsche Welle war bald wieder verebbt. Der deutschgesinnte Joseph I. wurde durch den spanischen

---

[1]) Über den Unterschied zwischen organisch fließender und staatlicherseits künstlich geleiteter Impopulation s. K. SCHÜNEMANN: *Die Stellung des Südostens in der Geschichte der mittelalterlichen deutschen Kolonisation.* Siebenbürg. Vierteljahrsschrift, 1934, S. 1 ff.

[2]) Z. B. ins Einrichtungswerk Kollonitschs, Wiener Hofbibliothek, Codex 7747, fol. 39: „. . . jedoch ceteris paribus allzeit die Teutschen, absonderlich aus Euer k. k. Majestät teutschen Erbländern, sowohl von gemeinen als höcheren Standspersonen vor anderen zu beobachten wären, damit das Königreich oder wenigest ein großer Teil dessen nach und nach germanisieret, das hungarische zu Revolutionen und Unruhe geneigte Geblüet mit dem teutschen temperieret und mithin zur beständigen Treu und Lieb ihres natürlichen Erbkönigs und Herrn aufgerichtet werden möchte."

Erbfolgekrieg und durch den Kurutzenaufstand daran verhindert, an eine deutsche Ansiedlungspolitik im Osten zu denken. Sein Bruder, der spanische Karl, war für nationale Stimmungen dieser Art ganz unzugänglich. In theresianischer Zeit festigte sich mit dem habsburgischen Absolutismus zugleich der übervölkische Gesamtstaatsgedanke. Nationaldeutsche Imponderabilien konnten darum nur schwer in die Politik der Staatsleitung eindringen. Gefehlt haben sie aber nicht, da die Kaiserin selbst vom Rationalismus nicht stark genug erfaßt war, um die Bindung an das eigene Volk dadurch überwuchern zu lassen.[1]) Auch einige ihrer Staatsmänner pflegten in ihren Vorschlägen nationalen Regungen Raum zu geben, die sie freilich im Sinne der Staatsraison gewöhnlich nachträglich rationalistisch auszudeuten versuchten. In der Ansiedlungspolitik kamen solche Regungen nur in vereinzelten Spuren zum Vorschein. Im ganzen blieb die theresianische Impopulationspolitik in ihrer Zielsetzung einseitig durch die rationalistische Staatsraison bestimmt. Noch stärker gilt das für das Ansiedlungssystem Josephs II., der — gänzlich ohne volkspolitische Beeinflussung — die unerschlossenen Landflächen seiner Monarchie zur intensiveren Bodenkultur bringen und zugleich den zurückgebliebenen Nationalitäten durch eingestreute deutsche Musterwirtschaften Anschauungsmaterial für die eigene Aufwärtsentwicklung geben wollte.[2])

Im ganzen ist also der nationaldeutsche Einschlag in der Impopulationspolitik der habsburgischen Staatsleitung im 18. Jh. sehr gering gewesen. Wenn trotzdem bei der Durchsicht des hierüber erhaltenen Archivmaterials uns oft ein recht starkes Nationalempfinden entgegentritt, so liegt das zunächst nicht an den Deutschen im Beamtenstand der Monarchie, sondern an ihren nichtdeutschen Partnern, deren Nationalismus bei den deutschen Elementen in der habsburgischen Staatsmaschinerie nationale Gegenwirkungen wachrufen mußte.

Bei den Völkern des östlichen Mitteleuropa war das ursprüngliche, bis in die Zeit der Volkbildung zurückreichende Nationalgefühl nicht wie in Westeuropa durch die geschichtliche Entwicklung vielfach umgebogen und zersplittert worden. Es blieb in seiner eigentlichen Gestalt — zeitweilig allerdings eingeschränkt auf die sehr breite Adelsschicht, die darum die „Nation" bildete — erhalten und hielt sich durch den starken Deutschen-

---

[1]) Vgl. meine Ausführungen in DUHBl. IV, S. 285f. und im Jahrbuch des Ungar. Histor. Instituts in Wien, Jg. III, S. 222f.

[2]) Charakteristisch neben vielen anderen Äußerungen ist eine Instruktion des Kaisers von 1786 (angeführt u. a. von Karl v. Möller, bei Bell, *Banat*, Dresden 1926, S. 53), daß „eine von Landeskindern selbst, besonders von der raizischen Nation und aus der Türkei und Walachei herüberkommenden Emigranten, nach und nach zu erzielende Menschenvermehrung wohlfeiler und gedeihlicher sein würde als alle Ausländer" (gemeint sind die Reichsdeutschen).

haß, dessen Äußerungen sich ununterbrochen vom Mittelalter in die Neuzeit hineinziehen, und in zweiter Linie auch durch die nationalen Gegensätze der durcheinander siedelnden Völker untereinander, lebendig und konnte auch der Verwischungstendenz der konfessionellen Überlagerung des 16. Jh.s rasch Herr werden.

Bei den Ungarn blieb ein starkes Nationalempfinden vom Mittelalter über die skythische Bewegung des 16. Jh.s durch die Zeit der Türkenkriege und der Kurutzenaufstände bis ins 18. Jh. lebendig. Die neueste ungarische Geschichtsschreibung hat mit vollem Recht mit der Legende vom nationalen Schlaf des Ungartums im 18. Jh. aufgeräumt.[1]) Wer im Archivmaterial der habsburgischen Monarchie einigermaßen Bescheid weiß, kennt die nationalungarische Luft, die im 18. Jh. aus den meisten amtlichen und privaten Schriften, die von Ungarn stammen, herausweht.

Das Betätigungsfeld dieses Nationalempfindens lag allerdings teilweise in anderer Richtung als dort, wo es die Gegenwart suchen würde. Die Ungarn waren seit ihrer Landnahme ein Herrenvolk, dem die Existenz eines untertänigen fremdnationalen Bauerntums in ihrem Lande etwas Selbstverständliches war. Und wenn auch im Spätmittelalter ein zahlenmäßig recht starkes magyarisches Bauerntum vorhanden gewesen ist, so blieb es doch dabei, daß die Herren die eigentliche Nation bildeten. Nur so war es möglich, daß das Ungartum als Nation die Vernichtung fast seines gesamten Bauerntums in der Türkenzeit ohne Schwierigkeit zu überleben vermochte.

Abgesehen von den paar ungarischen „Städten" im nördlichen Alföld sahen die ungarischen Grundherren die Ansiedlung nichtungarischer Bauern als eine Selbstverständlichkeit an und nahmen in großem Umfang solche Ansiedlungen mit Deutschen, Slowaken, Ruthenen und Rumänen vor. Solange das Bauerntum keinerlei politische Bedeutung hatte, schien es gleichgültig zu sein, was für Sprachgebiete die bäuerlichen Kolonisten bildeten. Das Denken in Volksböden schien noch keinen Sinn zu haben.

Diese Anschauungsart mußte sich ändern, sobald die theresianische Bauernpolitik, die in der Urbarialregulierung gipfelte, die rechtliche Stellung des Bauerntums systematisch zu heben unternahm. Die ungarische Gegenbewegung war zwar in erster Linie durch die Standesinteressen der Grundherren bestimmt. Daneben spielt jetzt aber auch die Rücksicht auf volkspolitische ungarische Interessen mit hinein, da die Erkenntnis von der nationalen Bedeutung des Bauerntums sich mehr und mehr zu verbreiten begann.

Diese Erkenntnis stand um die Mitte des 18. Jh.s in der Welt nicht mehr vereinzelt da. Als zu Beginn des Jh.s die deutsche Nordamerika-

---

[1]) Szekfü: *Magyar történet* (Ungar. Geschichte), Bd. VI.

Wanderung mächtig anschwoll, erhoben sich im englichen Nordamerika eine ganze Reihe von Stimmen gegen die Gefahr einer deutschen Volkstumsbildung in den Kolonien. Ein Teil der großen staatlichen Ansiedlungsunternehmungen erstrebte systematisch die möglichst rasche Assimilierung der neu angesetzten deutschen Kolonisten, um keine Fremdkörper innerhalb des Staatsvolkes sich ausbilden zu lassen. So betrieb die spanische Regierung mit vollem Erfolg eine schnelle Hispanisierung der deutschen Kolonie an der Sierra Morena. Die ersten Kolonisten durften die Muttersprache zwar noch behalten. Es wurden ihnen deutsche oder wenigstens deutsch verstehende Seelsorger bewilligt, aber nur für so lange, „bis sie oder ihre Kinder die Landessprache werden erlernet haben". Schon die zweite Generation ist dieser systematisch betriebenen Assimilierung erlegen. Wenn sich bei den anderen fremden Ansiedlungsmächten diese Assimilierungstendenz noch nicht durchsetzen konnte, so hat es doch überall wenigstens Stimmen gegeben, die eine derartige Politik verlangten.

In Ungarn ist das Verständnis für die Bedeutung der Volkszugehörigkeit des Bauerntums durch die Sozialreformen der Regierung gefördert worden. In Ansätzen war es freilich auch vorher und unabhängig davon schon zu finden. Um die Mitte des 18. Jh.s beginnend und in den nächsten Jahrzehnten beträchtlich zunehmend, bemerken wir deutlich bei vielen Grundherrschaften die Tendenz, wenn es geht, ungarische Bauern anzusetzen und nur dann, wenn keine zu bekommen sind oder schwerwiegende sonstige praktische Gründe vorliegen, zu anderen Nationalitäten zu greifen. Wo das nicht geschieht und fremde Bauern bevorzugt werden, erheben sich aus den Reihen des Ungartums besorgt warnende Stimmen, die den schuldigen Grundherren Verständnislosigkeit oder Verrat an den Interessen der Nation vorwerfen. So hören wir aus dem besonders gefährdeten Siebenbürgen in einer anonymen Schrift aus dem Jahre 1768, deren Verfasser wohl kein Ungar war, aber stark durch ungarische Patrioten beeinflußt gewesen ist, derartige Klagen, die die Staatsmänner der Wiener Zentrale zum Einschreiten bewegen sollten. Die ungarischen Grundherren können mit den wallachischen Untertanen nach Belieben verfahren. „Der hungarische Untertan läßt sich nicht also hart halten. Er schreiet, zanket, klaget bei denen Tabulis, wo er je nach Maß ein und des anderen Betrachts zuweilen Schutz findet. Hiedurch aber hat der hungarische Untertan die Zuneigung des Adels soweit verloren, daß der Edelmann zu Besetzung seiner Gründen sich meist um schismatische wallachische Untertanen bewirbt und den Verfall des hungarischen Volks selbst anrichtet, wie dann nunmehro schon mehrere Dorfschaften in denen vor 30 Jahren die ganze Gemeinde aus Hungarn bestanden, gegenwärtig nur einen Teil Hungarn und zwei Teile Wallachen aufweisen und überführend begreifen machen, wie es mit dem hungarischen Untertan in Siebenbürgen nach 50 Jahren

stehen werde."[1]) Die Erkenntnis von der Bedeutung des bäuerlichen Volksbodens für die Nationalpolitik ist hier bereits vollständig ausgebildet!

Schon ein bis zwei Jahrzehnte vorher können wir in der Ansiedlungspolitik des Grafen Grassalkovich, des Präsidenten der Ungarischen Hofkammer, dem die Besiedlung der Kameralherrschaften in der Batschka persönlich unter Umgehung des üblichen Instanzenweges aufgetragen worden war, deutlich die Auswirkungen ähnlicher Erkenntnisse beobachten. Er strebte das durch Ansprüche des Hofkriegsrates gefährdete Land durch Besiedlung mit bäuerlicher Zivilbevölkerung aus den innerungarischen Komitaten fester an das Mutterland zu knüpfen, die Südslawen zurückzudrängen und nach Möglichkeit Magyaren und nur zu ihrer Ergänzung, wo sie nicht ausreichten oder die gestellten Aufgaben schlecht zu erfüllen vermochten, auch Schwaben anzusiedeln. Von den 5000 Familien, die er in der Zeit von 1748—1762 in der Batschka ansiedelte, waren etwa die Hälfte ungarisch und nur ein Fünftel deutsch. Besonders am Theißufer hat er damals das ungarische Sprachgebiet systematisch weit nach Süden vorgeschoben, an der Donau die bisher vorherrschenden Südslawen weitgehend ins Landesinnere transferiert und durch Ungarn, Deutsche, Slowaken und Ruthenen ersetzt.[2]) Gewiß spielten bei diesen An- und Umsiedlungen auch praktische Gesichtspunkte mit. Aber die Mitwirkung des nationalpolitischen Faktors ist unverkennbar. — Bei den privaten Grundherrschaften lassen sich ähnliche Tendenzen beobachten, auch im Banat, wo durch den josephinischen Güterverkauf Teile des vorher fiskalischen Landes seit dem Ende der siebziger Jahre in die Hände ungarischer Grundherren übergingen. In kurzer Zeit wurde in dem vorher von ungarischen Bauern fast völlig freien Lande durch diese Ansiedlungspolitik eine recht beträchtliche ungarische Minderheit geschaffen.

Es entsprach dieser Einstellung, wenn den theresianischen Impopulationsplänen der sechziger Jahre ungarischerseits möglichst große Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Man suchte den Absichten der Zentrale dadurch die Spitze abzubrechen, daß man sich an ein eigenes ungarisches Impopulationsprojekt machte, bis zu dessen Ausarbeitung in Impopulationsangelegenheiten nichts geschehen sollte. In diesen ungarischen Impopulationsplänen sollte, wie der Staatsrat Borié vermutete, die Deutschenansiedlung keine oder jedenfalls nur eine untergeordnete Rolle spielen.[4])

---

[1]) Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, St.R. Nr. 2618/1768.

[2]) Siehe meine Darstellung der Siedlungsgeschichte der Batschka im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums.

[3]) Siehe meine Darstellung der Siedlungsgeschichte des Banats, ebda.

[4]) St.R. 1266/1761, Votum Boriés. Das Gravamen ist bedenklich, „weilen von einer anderweit obseienden Hauptidee der Impopulation Meldung geschiehet, und zwar mit dem Beisatz, es werde sonsten durch die neue Anträge die Kanzlei

Die ungarische Politik konnte damals nur eine Verzögerung oder Erschwerung der Wiener Pläne erreichen. Sie wirkte aber neben anderen Faktoren erfolgreich mit, als 1770 die theresianische deutsche Impopulation von ihren aus verschiedenen Lagern vereinigten Gegnern zu Fall gebracht wurde.[1])

Während bei den Ungarn volkspolitische Zielsetzung in Dingen der Landesbesiedlung in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s bedeutsam an Raum gewann, konnte sie auf deutscher Seite in der praktischen Politik keine Verwirklichung finden. Auch soweit Ansätze dazu vorhanden waren, wurde sie durch Gesichtspunkte der Staatsräson oder auch durch konfessionspolitische Rücksichten überwuchert. Der handgreiflichste Beleg dafür ist die Stellungnahme der maßgebenden Wiener Staatsmänner im Kampf um den Volksboden der Siebenbürger Sachsen in den sechziger, siebziger und achtziger Jahren. Während auf sächsischer Seite damals die Bedeutung der deutsch-bäuerlichen Siedlung für den Bestand der Nation klar erkannt und versucht wurde, die durch die Schuld der Väter in die sächsischen Dörfer eingesickerten Rumänen nach Möglichkeit wieder hinauszusetzen, fiel die Wiener Politik diesen Bestrebungen nicht nur in den Arm, sondern versuchte umgekehrt, den Verlust sächsischen Volksbodens durch neue Ansiedlungen von Nichtdeutschen auf sächsischem Gebiet noch zu fördern.[2])

Zusammenfassend läßt sich daher für die Habsburgermonarchie feststellen, daß es an volkspolitischer Zielsetzung in der Bevölkerungspolitik auf ungarischer und deutscher Seite nicht gefehlt hat, daß aber die ungleich größere Kraft und Geschlossenheit des Nationalgefühls auf ungarischer Seite und die Überdeckung des nationalen Denkens durch nationsfremde Ideologien auf deutscher Seite dazu geführt hat, daß diese Zielsetzung nur auf ungarischer Seite zu praktischen Erfolgen geführt hat.

---

in ihrem Vorhaben gehinderet, gleichsam als ob vor Ihro Majestät ein Geheimnis zu halten wäre und als ob die suprema cura nicht Ihro Majestät, sondern der Kanzlei obliege, woraus also, nebst der Abneigung für die teutsche Impopulation auch dieses zu entnehmen stehet, welchen Gewalt die Kanzlei sich zuzueignen suche".

[1]) S. a. K. Schünemann: *Die Einstellung der theresianischen Impopulation.* Jb. d. Wiener Ungar. Histor. Instituts, Jg. I.

[2]) Näheres hierüber in meiner Darstellung der österr. Bevölkerungspolitik unter Maria Theresia.

Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins.

Von

Béla v. Pukánszky (Budapest).

Jakob Bleyer, der sich in qualvollen Sorgen um die Zukunft seiner deutschen Volksgenossen in Ungarn gleichsam aufrieb, war mit seinem Blick doch stets der Vergangenheit zugewandt. Es war dies mehr als die selbstverständliche Blickrichtung des Wissenschaftlers, der in der Erforschung der mannigfaltigen Beziehungen zwischen Deutschtum und Ungartum im Laufe ihrer Geschichte, des Werdens und Wesens der Donauschwaben eine seiner größten Lebensaufgaben sah, auch war dies mehr als die Blickrichtung des Politikers, dem es in seiner Volkstumsarbeit zunächst darauf ankam, Altüberliefertes, Wertbeständiges möglichst unversehrt für die Zukunft zu bewahren. In dieser Einstellung Bleyers war, wie in seinem ganzen Tun und Handeln, etwas Subjektives und ganz Persönliches: Die Vergangenheit sollte ihm vor allem als Bestätigung und Sinngebung der eigenen Wirksamkeit dienen, ihm die beglückende Gewißheit schenken, daß seine Lebensarbeit überlieferungsgetreu, bodenständig und wurzelfest sei. Jeder Ernte ging die Saat voraus, und Werdendes, will es lebensfähig sein, muß aus Gewordenem keimen und in Gewesenem wurzeln — pflegte er immer wieder zu betonen —, und er, dessen ganzes Denken und Handeln von diesem Grundsatz bestimmt wurde, mußte mit größter Bitternis vernehmen, daß Freunde und Gegner oft eben das Voraussetzungslose seines wissenschaftlichen und politischen Gedankenbaues (beides verschmolz immer mehr zu einer untrennbaren Einheit) würdigten oder ihm vorwarfen. Einer zweifelhaften Anerkennung der Voraussetzungslosigkeit seiner Lebensarbeit konnte man auch in den zahlreichen Nachrufen wiederholt begegnen, besonders wenn sie aus politisch naiven Kreisen kamen. Man machte es mit ihm, der sein Werk zahlreichen, zeitlich und örtlich voneinander fernstehenden Kräften, einer grauen Menge der Arbeitenden und Dienenden des Werktages zuschrieb, wie die Sage, die alles auf einen einzigen, orts- und zeitgebundenen Helden überträgt. Denn in den letzten Jahren seines Lebens bemächtigte sich Jakob Bleyers immer mehr die Überzeugung, daß seine Suche nach einer geistigen Ahnenreihe nicht erfolglos sei: er betrachtete sich als Träger und Erbe einer festen

deutschungarischen Überlieferung. Durfte er dies mit Fug und Recht tun? Durch eine Rückschau auf den Wandel der deutschen Intelligenz in Ungarn in ihrem Verhältnis zum Ungartum, auf die bezeichnenden Geisteshaltungen, die sich im Laufe dieses Wandels ausbildeten — soweit diese aus dem Schrifttum und anderen Erscheinungsformen des geistigen Lebens erfaßbar sind — soll die Beantwortung dieser Frage versucht werden.

Wir sind uns der Schwierigkeit und Fragwürdigkeit dieses Unterfangens wohl bewußt. Denn die Betrachtung dieses Wandlungsprozesses schließt ja eigentlich die des gesamten deutschen Geisteslebens in Ungarn in sich. Vor allem die des Schrifttums. Seinen Kern und eigentlichen Gehalt bildet von der Mitte des 18. Jh.s bis zum Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie die große Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Ungartum zuerst auf rein kulturellem Gebiete, dann aber — in dem dynamischen Kräftespiel der mannigfaltigen Formen des Nationalismus — auf dem des gesamten volklichen Lebens. Wohl zeigt dieses Schrifttum zeitweise Erscheinungsformen, die jenem Auseinandersetzungsprozeß scheinbar fernliegen, z. B. der Vorstoß jüdischer Journalistik im zweiten Viertel des 19. Jh.s; doch sind das letzten Endes auch nur Folgen jener Fragestellungen, die sich dem Deutschtum in der großen Auseinandersetzung boten. Durch sie wird der Begriff „deutsch-ungarisch" zum Ausdruck einer geistig-volklichen Spannung, in dem die mannigfaltig wechselnde Betonung von „deutsch" und „ungarisch" zugleich die Mannigfaltigkeit der sich aus dem Widerstreit kultureller und volklicher Kräfte ergebenden Lebensformen des ungarländischen Deutschtums andeutet. Das Schrifttum ist der Spiegel dieser Lebensformen: es zeigt einerseits Entstehung und Wachstum des deutschen Volksbewußtseins, seine im Verborgenen fortwirkende Kraft, andrerseits die zunehmende politische, geschichtliche und soziale Verwurzelung dieser deutschen Geistigkeit in dem ungarischen Raum, der seit jeher ihre Eigenart bestimmte und dessen Bann sie schließlich zum guten Teil erlag. Und eben nur als solcher Spiegel verdient das deutschungarische Schrifttum für den Deutschen sowohl, als auch für den Ungarn wirklich Beachtung, nur als Spiegel wird es aus antiquarischem Bücherkram unmittelbar lebendig. Denn nicht künstlerische, sondern pädagogische, staatliche und volkliche Kräfte stehen in diesem Schrifttum im Vordergrund. Nicht von dem Drang nach künstlerischem Schaffen ist es getragen, sondern von dem Willen, Bildung zu verbreiten: Bildung im Dienste des Staates und Bildung im Dienste des Volkstums, wenn es not tut, auch im geistigen Kampf gegen den Staat. Schrifttum ist der Forschung am leichtesten zugänglich; allein eben der Wandel im Verhältnis zwischen Deutschtum und Ungartum brachte es mit sich, daß sich dem Schrifttum immer mehr Kräfte entzogen, daß sich das geistige Leben der gebildeten deutschen Oberschicht immer mehr

geschlossene Geselligkeit und stille Häuslichkeit zum Spielfeld wählte, daß es in sorgsam geheim gehaltenen Tagebüchern, Briefen, Gedichtheftchen, Reliquiensammlungen seinen fast ausschließlichen Niederschlag fand, den bei der Kennzeichnung der Wandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins heranzuziehen, dem Geschichtsschreiber schwere Verantwortung auferlegt. Manches Unscheinbare, unbewußt Gewordene wird dabei gewiß grell überbetont und grob unterstrichen, noch mehr aber bleibt völlig in den Nebel der Vergangenheit gehüllt. Und die Wandlungen und Abwandlungen des deutschungarischen Menschen sind auch heute noch nicht abgeschlossen. Gewiß: sie sind zum größten Teil Vergangenheit, obwohl nahe Vergangenheit, die noch viele miterlebt haben und die nur rücksichtsvoll aufgedeckt werden darf. Wer aber den Mut hat, die geistige Struktur der höheren Gesellschaftsschichten im heutigen Ungarn auf ihre Bestände zu zergliedern, wird sich kaum darüber hinwegtäuschen können, daß der Wandlungsprozeß als lebendige Kraft fortwirkt und die mannigfachsten Tendenzen des politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens mitbedingt. Auch dies wird bei der Zeichnung der deutschungarischen Wandlungen hemmend, einschüchternd wirken und ihre Lebensechtheit beeinträchtigen. Die schroffe Enthüllung von unmittelbar Erlebtem, Einmaligem, auch wenn sie noch so lockend ist, muß einer großen, allgemein gehaltenen, freilich auch blasseren Linienführung Raum geben; die Gefahr, berechtigte Empfindlichkeit zu verletzen, vielleicht auch längst vernarbte Wunden aufzureißen, liegt hier nahe, und nicht Mißklang soll erweckt werden, sondern gegenseitige Einsicht und Verständnis. Der Geltungsbereich der Wandlungen ist naturgemäß bedeutend enger als der der ungarischen Staatsgewalt. Er beschränkt sich auf den Raum, in dem sich der Wandlungsprozeß im Verhältnis zwischen Deutschtum und Ungartum abspielte und vollkommen auswirkte. Der Sachsenboden, der Lebensraum kräftigsten deutschen Volksbewußtseins innerhalb des Machtgebietes der Heiligen Stephanskrone, hatte viel zu sehr sein politisches und geistiges Sonderleben, sein besonderes historisches Bewußtsein, als daß sich hier bestimmte Erscheinungsformen in der Auseinandersetzung mit dem Ungartum hätten ausbilden können. Selbst wo uns einander verwandte Züge im geistigen Antlitz des sächsischen Gemeinschaftsführers und einer Wandlungsform des Deutschungarischen entgegentreten, ja selbst wo der Deutschungar gleichsam zu den Sachsen übertritt (z. B. Edmund Steinacker), sind die Verschiedenheiten in seiner ganzen geistigen Haltung und politischen Kampfführung unverkennbar. Auch das Banat kann als Geltungsbereich dieser Wandlungsformen nicht recht ins Auge gefaßt werden. Seine besondere politische Geschichte brachte es mit sich, daß die engere Berührung und Auseinandersetzung mit dem Ungartum hier erst ziemlich spät erfolgte. Gewiß prallten hier ungarischer Nationalismus und deutsches

Volksbewußtsein nach dem politischen Ausgleich 1867, in den achtziger und neunziger Jahren hart aufeinander; man denke nur an die Schulvereinsbewegung und ihre Nachwehen. Allein es ist bekannt, daß diese durch die politische und kulturelle Auseinandersetzung zwischen Deutschtum und Ungartum nur zum Teil bedingt sind. Seinen Ursprung hat der Schulvereinskampf zunächst in der in Österreich entstandenen großdeutschen Bewegung, in seinen weiteren Verzweigungen aber hängt er mit der antiliberalen Haltung der österreichischen christlich-sozialen Partei (besonders unter der Führerschaft Karl Luegers) und auch mit den Staatsentwürfen Franz Ferdinands zusammen.[1]) Somit kann auch die erst in dieser Atmosphäre erstandene volksdeutsche Wandlungsform nicht recht in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden.

Der sachlichen und methodischen Bedenken, der zeitlichen und räumlichen Schranken, die sich unserer Aufgabe in den Weg stellen, sind also mehr als genug. Doch bei allem Tasten im Dunkeln, bei allen Gefahren der messerscharfen Linie, auf der wir uns zu bewegen haben, indem wir Geben und Nehmen zweier Völker sichten, hoffen wir durch unseren Versuch, dem wirklichen Verständnis der Lebensgemeinschaft von Deutschtum und Ungartum im Zeichen des nationalen Gedankens näherzukommen.

I.

Die Wandlungsformen („Typen") des deutschungarischen Wesens, Träger verschiedener Geisteshaltungen, bildeten sich allmählich im zweiten Viertel des 19. Jh.s aus, als die gewaltige Schwungkraft des ungarischen Nationalismus der gebildeten deutschen Oberschicht den seelischen Zwang auferlegte, sich in der großen Frage der kulturell-volklichen Zugehörigkeit zu entscheiden. Ich habe an anderer Stelle bereits darzulegen versucht[2]), wie die Umdeutung der nationalistischen Ideen zu einem gesamtstaatlichen Patriotismus in der deutschen Geistigkeit Österreichs und die Renaissancebewegungen bei den anderen Staatsvölkern der Monarchie, die sich zuweilen (z. B. bei den Tschechen) scharf gegen die Staatsidee kehrten, dem Deutschtum im engeren Ungarn eigentlich nur einen Weg offen ließen: sich dem Ungartum anzuschließen, was freilich früher oder später — wenigstens bei der überwiegenden Mehrheit — zu einer völligen Angleichung führen mußte. Denn zur Ausbildung eines deutschen Bewußtseins innerhalb der Monarchie fehlten die wahren, in breite Schichten dringenden Triebkräfte: die österreichischen Dichter, die hier die berufenen Bildner gewesen wären,

---

[1]) Vgl. hierüber besonders Edmund STEINACKER: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Bewegung im ehemaligen Ungarn.* Deutsche politische Hefte aus Großrumänien, Jg. I—VII. Hermannstadt 1921—27.

[2]) Vgl. B. v. PUKÁNSZKY: *Patriota és hazafi.* Bp. Szemle 1933.

zogen die Ergebnisse der völkischen Renaissancebewegungen der einzelnen Staatsvölker heran und verarbeiteten sie dichterisch.[1]) So kam es, daß zuerst und am reichsten die Wandlungsform des im Ungartum völlig aufgehenden, angeglichenen Deutschen hervortrat.

Er ist freilich zeitlich und seiner sozialen Stellung nach wieder mannigfachen Wandlungen unterworfen. Seine Beziehungen zum Deutschtum pflegt er, besonders anfangs, oft weiter, ja auch an der Sprache hält er fest, falls er dadurch dem Ungartum einen Dienst zu erweisen glaubt, oder aber die deutschen Wurzeln werden so rasch verschüttet, daß sie kaum sichtbare Spuren hinterlassen und kaum mehr aufzudecken sind. Die Ästhetiker Emerich Henszlmann und August Greguß, die Politiker Daniel Irányi-Halbschuh und August Trefort[2]), der Zipser Komponist Karl Thern bieten artbezeichnende Beispiele für die verschiedenen Stufen dieser Wandlung. In der Wirksamkeit des angeglichenen Deutschen kommt jener Tatenwunsch zum Ausdruck, der die Assimilationsbereiten in allen Ländern und bei allen Völkern kennzeichnet: er setzt den ganzen völkischen Übergang ins Geistige und kommt über die Spannung zwischen Schicksal und freiem Willen, die zwischenvölkischen Übergängen eigen ist, mit seiner beschwingten Einbildung leicht hinweg. Auch die entscheidenden Triebkräfte der freiwilligen Angleichung sind recht verschieden. Der geistig führenden Generation um 1820—1830 — wir nennen hier unter den vielen den Ästhetiker Ludwig Schedius und den Literaturhistoriker Franz Schedel-Toldy — wird die ungarische Geistigkeit mit ihrem edlen nationalen Pathos, ihrem Reformdrang und Fortschrittsfanatismus zum Erlebnis, und dieses Erlebnis hat solche Gewalt über sie, daß sie dem eigenen Volkstum entrissen werden. In diesem Erlebnis behält dann das Politische immer mehr das Übergewicht. Die mit der Ausbreitung der liberalen Ideen stark zunehmende Teilnahme des Bürgertums an den öffentlichen Angelegenheiten in den Reichstags- und Munizipalversammlungen konnte naturgemäß auch auf seine Bildung und Lebenshaltung nicht ohne Einfluß bleiben. Daß dem deutschen Bürger die Lebensführung des im öffentlichen Leben noch immer herrschenden Adels als etwas Nachahmenswertes erschien, ist leicht zu verstehen; und mit der äußeren Lebensführung übernahm er bald auch seine Bildung und Sprache. Allein auch der politische Fortschrittsgedanke selbst beschleunigte das Aufgehen großer Massen in das Ungartum. Die Rückständigkeit der Wiener Politik und der Wille, mit ihr nicht gleichgesinnt zu erscheinen — diese rein ablehnende und verneinende Gebärde — spielte dabei eine wesentliche Rolle. Nicht vor allem

[1]) Vgl. J. NADLER: *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften.* Bd. IV. 3. Aufl. Regensburg 1932, S. 3.

[2]) Vgl. Julius v. FARKAS: *A fiatal Magyarország kora* (Die Zeit des „jungen Ungarn"). Bp. 1932, S. 56f.

das Ungartum und der ungarische Geist selbst, sondern die liberal-fortschrittliche Richtung der ungarischen Politik bekundet hier ihre Anziehungskraft. Man wird zum Ungarn, weil man als zeitgemäß liberal denkender Mensch nicht deutsch (d. i. für Ungarn: österreichisch) bleiben kann. Zahlreiche literarische Zeugnisse zeigen diesen Weg der politischen Angleichung. Da ist der Kunsthistoriker und Archäologe Franz PULSZKY, den vor allem die Erkenntnis zum Ungarn macht, daß die Sache der Freiheit eine ungarische Sache sei und der auch seine Gattin, die Wiener Bankiertochter Therese WALTER zu einer opferwilligen Ungarin macht.[1]) Da sind die politischen Gedichte des Pester Dichters Josef August BAYER[2]), der den Freiheitskrieg 1848—49 als Oberst der ungarischen Nationalarmee mitkämpft und dafür eine schwere Festungsstrafe auf sich nehmen muß. Der berühmte Schachspieler Vinzenz Grimm verfertigt im Auftrag der ungarischen Regierung 1848 Banknoten und veröffentlicht 1849 seine „Jellaschichiade", ein beziehungsreiches „Heldengedicht in vier Gesängen", das — in der Form von Bürgers „Lenore" abgefaßt — den Ban von Kroatien als das verwerflichste Werkzeug der Reaktion an den Pranger stellt und in einem Preislied auf ungarische Freiheit und Ungartum ausklingt. Der Pester Schriftsteller Karl Horschetzky gibt in seinem bescheidenen Lustspiel „Preßfreiheit" die Dummheit der Reaktion in der Gestalt des Zensors Streich der Lächerlichkeit preis und läßt durch den Helden seines Stückes, den deutschen Lehrer Gustav Fried, begeisterungstrunken ungarische Freiheitsideale verkünden. Allein mehr als diese literarischen Zeugnisse bekunden das Maß der politischen Angleichung die im Freiheitskriege auf ungarischer Seite kämpfenden drei deutschen Truppenkörper, deren Offiziere und Mannschaft überwiegend aus Deutschungarn bestanden[3]), und die von Feldzeugmeister Haynau hingerichteten deutschen Generäle Josef Schweidel, Ludwig Aulich, Georg Lahner und Ernst Pöltenberg. Mit richtigem Sinn erkennt Franz PULSZKY den politischen Charakter der Angleichung in einem Briefe an Kossuth vom 19. August 1859: „In Pest sprechen die Bürgermädchen ungarisch und die alten Bürger beklagen sich, daß die Jugend das Deutsche ganz vergesse . . . Der Sprachkampf hat ein Ende genommen, Kroaten und Serben sind nun gleicherweise des Ungars Freunde, da sie wissen, daß sie den Deutschen nur durch ihn loswerden."[4])

Nach 1867 wird der Deutsche zunächst von dem Gefühl zum Ungartum getrieben, daß mit seinem Übergang zugleich die Annahme einer

---

[1]) Vgl. ihre Tagebücher: Handschriftensammlung der Bibliothek des Ung. Nationalmuseums, Quart. Germ. 851 und Oct. Germ. 222.

[2]) BAYER: *Österreichische Flüchtlinge.* Pest 1847.

[3]) Vgl. Aegid HERMANN: *Deutsche Legionen im ungarischen Freiheitskampf* 1848—49. DUHBl. 1933, S. 299ff.

[4]) Handschriftensammlung des Ung. Nationalmuseums, Quart. Germ. 851.

höheren Lebensform, die Zugehörigkeit zur Herrenschicht verknüpft sei. Man darf hierin nicht allein den an sich natürlichen persönlichen Wunsch nach sozialem Aufstieg erblicken. Die Jahre nach dem Ausgleich waren in Ungarn für den, der sie miterlebte, die Glanzzeit des politischen und kulturellen Lebens, eine Zeit, in der weitgesteckte nationale Ziele und die große Generation der Deák, Eötvös und Arany die Öffentlichkeit lenkten, denen das Deutschungartum mit dem kleinbürgerlichen Gesichtskreis und der nach Metternichs Wunsch unpolitischen Haltung seiner großen Massen nichts Gleichwertiges gegenüberzustellen hatte. Der angleichungsbereite Deutsche war daher zutiefst von der Überzeugung durchdrungen, daß sein Aufgehen im Ungartum erst den wirklichen Eintritt in eine höhere Arbeitsgemeinschaft bedeute, daß sich ihm erst durch diesen Schritt die Möglichkeit eröffne, an dem Ausbau des modernen ungarischen Staatswesens schöpferisch mitzuwirken. Und dieser Ausbau war gleichbedeutend mit der Sache des Fortschritts, der sich der gebildete Deutschungar seiner ganzen Überlieferung und geistigen Veranlagung, seinem niemals stillbaren Bildungsdrange nach auch jetzt nicht zu verschließen vermochte. Gewiß erliegt der Banater Schwabensohn Franz Herczeg vor allem dem Zauber der überwältigenden Schöpferkraft des ungarischen Nationalismus, der ihm eine neue Welt erschließt — hierin gleicht er den im Ungartum aufgegangenen Deutschen des Vormärzes —, aber er hat einen scharfen Blick auch für den sozialen Aufstieg, der sich durch die Angleichung eröffnet, wenn er in seinen Lebenserinnerungen schreibt, in Südungarn habe zu seiner Jugendzeit die Ansicht geherrscht, daß man höchstens bis 500 Joch Grundbesitz Schwabe oder Serbe bleiben könne, wer aber darüber besitze, müsse Ungar werden, um die seinem Vermögen angemessene Lebensführung zu erreichen[1]), oder wenn er gegen die Vorwürfe des Renegatentums sich stolz den Dichtern Nikolaus Zrinyi und Petofi an die Seite stellend die Überzeugung ausspricht, der Feldarbeiter in Ungarn könne wohl Slowake oder Schwabe, der Kulturmensch jedoch allein Ungar sein.[2]) Es ist wohl kein Zufall, daß Herczeg in seinen Romanen mit besonderer Vorliebe und Meisterschaft eben die ungarische „Herrenklasse" zeichnet. Von anderer Seite zeigt die ursächliche Verbundenheit von sozialem Aufstieg und freiwilliger Angleichung der Fall des Budapester Bürgermeisters Johann Haberhauer (1897), der nach seiner Wahl dem Munizipalausschuß mitteilte, daß er, um seine Dankbarkeit zu bezeigen, sofort seinen deutschen Namen in Halmos habe ändern lassen. Die Erkenntnis, daß nationale Verschmelzung die Vorbedingung des sozialen Aufstiegs sei und daß dieser

[1]) Vgl. Herczeg Ferenc *Emlékezései* (Die Erinnerungen Franz H.s). Bp. 1933; S. 75.

[2]) Ebd. S. 263.

wieder durch nationalen Aufstieg vergolten werden müsse, entschied das Schicksal großer Massen von deutschen Bürgersöhnen, die — gleich der für sie vorbildlichen ungarischen Gentry, die ihren Grundbesitz verlassend vielfach der Hauptstadt zuströmte — die Beamtenlaufbahn antrat und somit ohne Vorbehalt im Ungartum aufging.

Der angeglichene Deutsche hütet nach freudigem Besitzergreifen das neuerworbene Geistesgut mit doppelter Wachsamkeit. Er ist empfindlicher, reizbarer gegen alle wirklichen und vermeintlichen Gefahren, die dieses bedrohen, als der „National-Ungar" (ein sehr zutreffendes Wort, das zuerst 1799 Jakob GLATZ in seinen für die Geistesgeschichte des Deutschungartums grundlegenden „Freymüthigen Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland" gebrauchte). Ein verborgener Trieb lebt in ihm, das, was er außerhalb der ungarischen Volksgemeinschaft in ihrem Dienste versäumt hatte, nachzuholen, seine Vergangenheit vergessen zu machen; er fühlt sich in gesteigertem Maße verpflichtet, das Neuerworbene gegen fremde Eingriffe zu verteidigen. Daher sein bisweilen an Unduldsamkeit grenzender Eifer in nationalen Fragen. Es ist bezeichnend, daß der Feldzug gegen Erzbischof Johann Ladislaus Pyrker, vielmehr aber gegen seinen ungarischen Übersetzer Franz von Kazinczy, 1830 an der Spitze der ungarischen Literaturreformer von dem Deutschungarn Franz SCHEDEL-TOLDY geführt wurde.[1]) Er, der Sohn des deutschen Postmeisters von Ofen, der des Ungarischen noch kaum mächtig war, glaubte die Pflicht zu haben, die ungarische Sprache gegen den Kernungarn und Spracherneuerer Kazinczy in Schutz zu nehmen. Schedel-Toldys Stellungnahme ist wieder ein sprechendes Zeugnis dafür, mit welcher inneren Notwendigkeit die deutschungarische Intelligenz durch den Wandel des gesamtstaatlichen Patriotismus zum Nationalbewußtsein im Ungartum aufging. Denn über Stoff und Sprache hinaus handelte es sich bei dem Konflikt zwischen Kazinczy und der jungen Literaturgeneration mit Toldy-Schedel um die Auseinandersetzung dieser zwei Formen des Gemeinschaftsbewußtseins. Oft aber scheint dem angeglichenen Deutschen die Verteidigung des Neuerworbenen nicht zu genügen, um als vollwertiger Ungar zu erscheinen. Gilt es den Angriff, so muß er zu einer wirksameren Selbstrechtfertigung vor allem gegen das Deutschtum gerichtet sein. Der etwas geschwätzige Adolf FRANKENBURG ist als Schriftleiter der führenden Zeitschrift der jungungarischen Dichtergeneration „Életképek" mit allen Kräften bemüht, auf seine deutsche Vergangenheit den Schleier der Vergessenheit zu werfen.[2]) Seinen boshaften Ausfällen gegen alles Deutsche ist von den

---

[1]) Vgl. Jakob BLEYER: *Kazinczy pöre az Auróra-körrel* (Der Literaturstreit um die „Perlen der Heiligen Vorzeit"). EPhK. XX, 1896, S. 655ff.

[2]) Vgl. J. v. FARKAS: a. a. O. S. 92f.

kernungarischen Literaten nichts an die Seite zu stellen. In seinem Blatte wurde nach dem Rezept des amtlichen Humoristen der Zeit, Moritz Gottlieb Saphir — wohl mit Anspielung auf die von Eduard Glatz 1843 anonym herausgegebene Broschüre „Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe" und das von Karl Kertbeny herausgegebene „Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn" 1846 — der Wortwitz „Element — *elment*" (= ging fort) geprägt, der den lebhaften Wunsch enthielt, das deutsche „Element" möge sich möglichst bald aus dem Lande scheren. Frankenburg hatte naturgemäß auch außerhalb der Literatur zahlreiche Nachfolger. Bei der Vereinigung der Städte Ofen und Pest (1873) war es ein assimilationsbereiter Deutscher, Julius Steiger, der den Antrag auf ausschließlichen Gebrauch der ungarischen Verhandlungssprache in der Stadtvertretung von Budapest stellte, wiewohl führende ungarische Politiker, wie Franz Deák, davor warnten.[1]) Und es ist schließlich kein Zufall, daß eben der deutschstämmige Eugen Rákosi (Kremsner), der zu Beginn der fünfziger Jahre als Schüler des Benediktinergymnasiums in Ödenburg einen deutschen Selbstbildungsverein gründete, der freilich bereits 1859 ungarisch wurde, für den ungarischen Imperialismus kämpfte. Sein nächstes Ziel als Publizist sah er darin, der deutschen Presse in der ungarischen Hauptstadt den Boden zu entziehen.[2]) Das von ihm geleitete Blatt „Reform" war zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870—71 das Hauptorgan der franzosenfreundlichen Propaganda.[3]) Mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, mit allen Mitteln seiner einzigartigen journalistischen Begabung verkündete er die Angleichung nichtungarischer Nationalitäten als das Zentralproblem der ungarischen Politik [4]) und entwarf das Zukunftsbild eines mächtigen Nationalstaates, der dreißig Millionen Ungarn umfassend sich vom Adriatischen bis zum Schwarzen Meere über den ganzen Balkan hin erstreckt.[5]) Es wäre gewiß ein schwerer Fehlgriff, die Geisteshaltung Rákosis auf die gesamte im Ungartum aufgegangene deutsche Intelligenz zu übertragen oder zu verkennen, wie viele hervorragende Persönlichkeiten das Ungartum durch sie gewann. Doch wenn auf der einen Seite der entschieden ungarnfeindlich eingestellte Guntram Schultheiss[6]) den zu „Magyaren gewordenen Deutschen" „den Haß der Deutschen, das echteste Kennzeichen eines Renegaten" zuschreibt, auf der anderen Seite aber

---

[1]) Vgl. Karpathen-Post 18. Mai 1929.

[2]) Vgl. Papp, Ferenc: *Rákosi Jenő, a hirlapiró* (Eugen Rákosi, der Publizist) Bp. 1924, S. 33.

[3]) Ebd. S. 26.

[4]) Vgl. insbesondere seinen Leitartikel „*Unsere nationalen Fragen*" in „Budapesti Hirlap" 12, II. 1890.

[5]) Papp, F.: a. a. O. S. 65.

[6]) Schultheiss, G.: *Deutschtum und Magyarisierung.* München 1898, S. 73

der von tiefster Liebe zu seinem Volke und von edler Sachlichkeit durchdrungene ungarische Historiker Julius SZEKFÜ in der mit dem Ungartum verschmolzenen deutschen Mittelklasse bei aller Anerkennung ihrer Verdienste viele „Politiker und Journalisten" findet, die „den ungarischen Nationalismus in Äußerlichkeiten, doch um so eifriger vertraten"[1]), so dürften sie nationale Überempfindlichkeit, Reizbarkeit und einen nicht ganz lebensnahen Optimismus — der ja bei allen zwischenvölkischen Übergängen zugegen ist — als die wichtigsten Wesenszüge des im Ungartum aus innerem Trieb aufgegangenen Deutschen richtig erfaßt haben.

II.

Eine breite Schicht der deutschungarischen Intelligenz stand dem politischen und kulturellen Aufschwung des Ungartums im Zeichen des nationalen Gedankens bereits 1820—30 keineswegs mit Widerwillen, aber doch schüchtern und zurückhaltend gegenüber. Sie zeigt eine andere Abwandlung des deutschungarischen Wesens. Ihr Träger ist am schwersten zu erfassen, weil er öffentlichkeitsscheu, verschlossen, in seinem Gemeinschaftsbewußtsein fast unzugänglich ist. Er ist der Mensch des Biedermeier; vor allem in dem Sinne, daß er unter — freilich selbst anfangs kaum bewußter — Verzichtleistung auf die volle Verwirklichung seiner alten Ideale diese, der Öffentlichkeit entrückt, in maßvoller Form weiterpflegt und sie mit den Idealen des Staates in Einklang zu bringen versucht.[2]) Die Verzichtbereitschaft und das Streben nach Maßhaltung bestimmen das Unpolitische seines Wesens. Er bekundet Gleichmut aller Politik, auch gegenüber der mächtigen Dynamik des ungarischen Nationalgedankens, der ihn am nächsten berührt. Seine Angst und Besorgnis, mit der herrschenden Stimmung in Konflikt zu geraten, geht so weit, daß er vor der Öffentlichkeit sich selbst des Gebrauchs der deutschen Sprache enthält, um auch hierdurch nicht Anstoß zu erregen: „Der Bürger behält sein Deutsch für den häuslichen Kreis und frönt, wenn auch oft mit Widerwillen, dem herrschenden Tone" — so zeichnet 1833 den Wandel der Lage in Pest ein ziemlich ungarnfeindlicher Ungenannter, der für die kulturellen Rechte der Slawen das Wort ergreift.[3]) Allerdings ist eine solche Haltung nicht nur dieser Wandlungsform des Deutschungarn eigen. Bei zahlreichen Ungarn erzeugte die wuchtige Stoßkraft des Nationalismus dieselbe schüchterne Bangigkeit. Wenn Georg GYURIKOVICS, ein Bahnbrecher ungarischer

---

[1]) SZEKFÜ, J.: *Magyar történet* (Ungarische Geschichte). Bp. o. J. Bd. VII. S. 385.

[2]) Vgl. Wilhelm BIETAK: *Das Lebensgefühl des „Biedermeier" in der österreichischen Dichtung.* Wien-Leipzig 1931, S. 27.

[3]) *„Sollen wir Magyaren werden?"* Fünf Briefe geschrieben aus Pesth an einen Freund an der Theiß von D. H. Karlstadt, 1833.

Urkundenforschung, in einem Briefe an den wandlungsfähigen Polyhistor Karl Georg Rumy manche neuen Patrioten „exaltierte Narren" nennt, „die nichts weniger als aufrichtige Vaterlandsfreunde sind", die Notwendigkeit ihrer Züchtigung wünscht und schmerzvoll den Gedanken erwägt, sich von der Öffentlichkeit endgültig zurückzuziehen[1]), wenn sich der verdienstvolle neuhumanistische Pädagoge Paul Edvi-Illés inmitten „der jetzt gar so toll vorherrschenden Magyaromanie" nicht zurechtfindet[2]), — so geben sie eigentlich derselben Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit Ausdruck, die die Seele des deutschungarischen Bürgers beherrschte. Allein nur bei diesem bestimmte die mehr oder weniger bewußte Spannung dauernd die eigenartigen Formen der Fortpflege seines ererbten Kulturgutes.

Aber noch in einem anderen Sinne ist der Träger dieser deutschungarischen Wandlungsform der Mensch des Biedermeier. Seine geistige „Lichtquelle" ist Wien: das Lebensgefühl der breiten Schicht des Wiener Bürgertums dient ihm als Vorbild seiner inneren Haltung, und es ist bemerkenswert, daß diese Haltung auch bei dem Deutschungarn weit bewußter im Zeichen der Rückwirkung auf die Staatsmoral Metternichs steht — die das Lebensgefühl des Wiener Biedermeiers ausbildete — als im Zeichen der Auseinandersetzung mit dem ungarischen Nationalgedanken, die doch ihre eigenartige Abfärbung entscheidend bedingt. Dazu kommt, daß der deutschungarische Bürger sich auch alle gesellschaftlichen und zivilisatorischen Erzeugnisse des Wiener Biedermeiers: Sammellust und gesellige Behaglichkeit, Mode und Handelsware, Stammbuch und gewerbliche Zweckdienlichkeit rasch zu eigen macht und sie durch tausend sichtbare und unsichtbare Kanäle an das Ungartum weiter gibt, das sie schöpferisch umformt zu einer spezifisch ungarischen Biedermeier-Kultur und ihren Fortbestand auf lange Jahrzehnte sichert. Der deutschungarische Biedermeier hegt und pflegt seine Beziehungen zu Wien durch Bekanntschaften und Verwandtschaften, durch Briefe, Reisen und Handelsbeziehungen mit einer weit über das Sachliche hinausgehenden Innigkeit und Gefühlsanteilnahme, die nur aus einer unbewußten Sehnsucht nach der eigenen geistigen Heimat erklärt werden kann.

Die Formen, in denen der deutschungarische Biedermeier die ihm kaum bewußte, jedenfalls unbestimmbare Spannung zu lösen und seine ererbten Kulturideale mit der neuen Zeit in Einklang zu bringen versucht, sind recht mannigfaltig. Am deutlichsten kommen sie in den Winterkränzchen und anderen verschiedensten Gebilden geschlossener Geselligkeit

---

[1]) Brief vom 10. Mai 1831. Ung. Akademie d. Wissenschaften. Ung. literarischer Briefwechsel 4. Bd. 18.

[2]) Brief an Rumy vom 12. August 1834. Ebendort.

zum Ausdruck; sie sind mit der Ausbreitung der ungarisch-nationalen Bewegung die reinsten Pflegestätten deutscher Geistigkeit, in deren lavendelduftender Atmosphäre freilich die Zugehörigkeit zum Deutschtum immer mehr eine Familienangelegenheit wird, die man vor der großen Welt sorgsam verbirgt. Sehr lehrreich ist, was Rose LIEDEMANN geb. Riecke, die Gattin des angesehenen Pester Kaufmanns Fritz Liedemann, über den geistigen Gehalt dieser Geselligkeit zwischen 1820 und 1830 berichtet: „Damals waren es fünf bis sechs Familien, Wigand, Schwager Franz, Müller, Karafiat, Kloyber und wir, die wöchentlich einen Abend mit ihren Frauen zusammenkamen, wo dann mit Musik, Vorlesungen und kleinen Theatern und einem einfachen Abendessen die Zeit sehr angenehm verstrich. Wigands Buchhandlung ermöglichte es leicht, daß Theaterstücke mit verteilten Rollen gelesen werden konnten, Kloyber hatte eine prächtige Tenorstimme, kurz, es fehlte nicht an Abwechslung aller Art."[1]) Diese Kränzchen und geschlossenen Zirkel sind der wichtigste Treffpunkt und Lebensraum des deutschungarischen Biedermeiers, und es ist bezeichnend, daß Rose Liedemann unter den Mitgliedern auch einen Buchhändler nennt, Otto Wigand, der bereits seit 1816 in Kaschau ein blühendes Geschäft besaß und 1827 nach jahrelang mißglückten Versuchen von Georg Szubuly das Buchhändlerrecht in Pest erwarb.[2]) Die deutschungarischen Buchhändler und Verleger sind durch ihren Beruf gleichsam die natürlich bestimmten Führer dieser Geselligkeit, die in ihren Vergnügungen das ererbte volkliche Bildungsgut triebhaft fortpflegt. Diese Trattner, Wigand, Heckenast, Landerer, Emich, Hartleben und Geibel sind seltsam zwiespältige Erscheinungen und nur durch die Angleichungsform des Biedermeiers erfaßbar. Sie arbeiten — zunächst aus gesundem Geschäftssinn — an dem Aufblühen des ungarischen Schrifttums wirksam mit, „entdecken" oder wenigstens pflegen dabei aber auch ihre deutschen Autoren. Besonders die ungewöhnlich mitteilsame Geselligkeit Gustav HECKENASTS läßt die formenden Kräfte ihrer Lebenshaltung klar erkennen. Der evangelische Pastorensohn aus Kaschau, der „große Verleger" um die Jahrhundertmitte, fördert unermüdlich die ungarische Dichtung, beschenkt aber zugleich die Lesewelt in dem mit Stifter herausgegebenen Buch „Wien und die Wiener" (Pest 1844) mit einer der lebensvollsten Darstellungen des Biedermeiers, die besonders in der zaubervollen Schilderung des Pratersonntags einer Selbstenthüllung auch des Verlegers gleichkommt, gibt 1840—48 mit Graf Johann Mailáth den „gehaltvollsten gemeindeutschen

[1]) Erinnerungen im Jahre 1878 diktiert von Rose LIEDEMANN geb. Riecke, geb. in Brünn den 5. Oktober 1796, gest. in Budapest den 20. April 1884. Als Handschrift gedruckt. Waldheim 1899, S. 37.

[2]) Vgl. GÁRDONYI, Albert: *Régi pesti könyvkereskedök* (Alte Pester Buchhändler). M. Könyvsz. 1929, S. 148.

Almanach"[1]) heraus und ist später der hilfsbereite, tätige Freund Roseggers.[2]) Sein Pester Haus, noch mehr aber sein hübsches Landgut in Pilismarót, ist Sitz und Mittelpunkt eines heiteren Freundeskreises, des 1853 gegründeten „Ordens der Ritter vom güldenen Zahnstocher", der 1859 in den „Pester Roastbeefklub" aufgeht. Zu den Zusammenkünften des Kreises schreibt der Komponist Robert Volkmann ulkige Einladungen und hält die kleinen Vereinsereignisse in Protokollen, „Heldengesängen", „Begrüßungsversen" ebenso fest, wie Heckenast in seinen geschickten Karikaturen, die freilich nur einem streng auserlesenen Publikum galten. In den „Sitzungen" werden Gedichte vorgelesen, literarische und musikalische Ereignisse eifrig besprochen, gemeinsame Ausflüge gemacht. Die Mitglieder sind artbezeichnende Vertreter des deutschungarischen Biedermeiers, auch in ihren geheimen Liebhabereien beispielhaft für die wichtigsten Formen der Fortpflege ererbter Kulturideale in einer Umwelt, die bereits andere, neue Ideale hatte. Da ist der Sammler Balthasar Elischer, dessen Goethe-Kultus — in dessen Geheimnisse er selbst den engen Freundeskreis um ihn erst allmählich einweiht — neben seiner inbrünstigen Hingabe an schöne und vollkommene Menschlichkeit auch ein wortloses Bekenntnis zu seiner deutschen Abstammung ist.[3]) Neben Elischer stehen als Sammler von Familienreliquien aller Art der „Klubpräsident" und Großkaufmann Rudolf Fuchs (eines der ersten Mitglieder der Goethegesellschaft aus Ungarn) und der Arzt Julius Koller. Der Dichter für den Schreibtisch ist im Freundeskreise Emmerich Fest, von Beruf Wirtschaftsmann, dessen „Gedichte" (Budapest 1884) — nach seinem Tode veröffentlicht — poetische Seitenstücke zu den anspruchslos kolorierten Landschaftslithographien des Biedermeiers sind und in ihrer Formschönheit auf den Einfluß des Münchener Dichterkreises weisen. (Als Dichter von ähnlicher Haltung bekundet sich durch seine sorgsam geheimgehaltenen Stimmungsergüsse im Stile Heines und Lenaus auch der verdienstvolle Germanist der Budapester Universität Gustav Heinrich, der freilich nicht dem Kreise Heckenasts angehörte.) Besuche aus Deutschland und aus Wien — im Februar 1861 der Aufenthalt des Berliner Hofschauspielers Ludwig Dessoir, im März 1869 der Johannes Brahms' in Pest — geben Anlaß zu „außerordentlichen Sitzungen" und kleinen Festlichkeiten. Der „Klub" ist eben unter oft drolliger Maske zugleich Heimstätte altbürger-

---

[1]) Vgl. Josef Nadler: *Literaturgeschichte der dt. Stämme u. Landschaften*, Bd. IV (3. Aufl. Regensburg 1932), S. 439.

[2]) Vgl. Szemző, Piroska: *Német irók és pesti kiadóik a XIX. században* (Deutsche und österreichische Dichter und ihre Pester Verleger im XIX. Jh.). AzDPh. XLVII. Budapest 1931, S. 92.

[3]) Vgl. Pukánszky, B.v.: *Balthasar Elischer und seine Goethesammlung*. DUHBl. 1932, S. 183ff.

licher Kultur, wo jede Gelegenheit, mit deutscher Geistigkeit irgendwie in Beziehung zu treten, instinktiv ergriffen wird. Und diesem „Klub" stehen zahlreiche andere Kränzchen, Vereine und Stammtischgesellschaften zur Seite, von denen die Öffentlichkeit kaum jemals Kunde hatte: in den vierziger Jahren die „Pester Liedertafelgesellschaft", um 1860 der Verein für Liebhabertheater „Muri", der „Franzstädter Männergesangsverein" u. a. m. Ja, selbst wenn der alldeutsche SCHULTHEISS 1898 den Deutschungarn den Vorwurf macht, „daß ihr Deutschtum sich auf das Privatleben beschränkt, ohne den Mut des offenen Bekenntnisses", und der Bürger von Kremnitz gedenkt, die sich in einem Verein zusammenschließen, „in dem die alten Freuden und Erinnerungen festgehalten werden" [1]), so spricht er seine Klage auch im Hinblick auf diese Formen der Geselligkeit aus. Freilich ist die Haltung, die solche Formen einst ins Leben rief, immer weniger erkennbar, sie gehen im Strome der Zeit unter oder stellen sich im Sinne neuer Ideale um.

Denn nach dem politischen Ausgleich geht der Mensch des Biedermeiers ebenso im Ungartum auf, wie der Träger der ersten Wandlungsform des Deutschungarn. Dieses Aufgehen ist zwanglos und freiwillig, aber nicht von der stürmischen Seelenbereitschaft und kulturellen politischen Besitzlust erfüllt wie die Verschmelzung jenes aus dem Deutschtum hervorgegangenen Ungarn, den wir zuerst zu kennzeichnen versucht haben. Er ist der beste Staatsbürger, im grauen Alltag vorbildlich in der Erfüllung seiner Pflichten gegen König und Vaterland, denen er eine selbstverständliche Treue bewahrt. Aber er bleibt unpolitisch: dies gebietet ihm die Ehrfurcht vor sich selbst, die Kenntnis der historischen Voraussetzungen seiner Existenz, die ihm in stiller Häuslichkeit Familienbildnisse, vergilbte Tagebuchblätter und Briefe, Möbelstücke, eine Spieluhr mit Schubert-Melodien oder ein Musikinstrument erschließen. Vor der Öffentlichkeit erscheint sein Innerstes stets wie von einem Schleier umgeben, und es ist sein seelischer Feiertag, wenn er diesen Schleier im Verborgenen, in die Betrachtung seiner Reliquien vertieft und um ihre Vermehrung bemüht, lüften darf; doch über diese liebevolle Pflege des geistigen Familienerbes und über eine gesteigerte Empfänglichkeit für alles, was Deutsches und Ungarisches in ihren mannigfachen Wechselbeziehungen betrifft, hinaus, vermag er der Erkenntnis der historischen Wurzeln seiner Existenz ebensowenig Pflichten zu entnehmen, wie er sich innerlich gehemmt fühlt, seine ehrliche Anhänglichkeit zum Reich der Heiligen Stephanskrone feierlich zur Schau zu tragen.

So leben die Wesenszüge der Biedermeier-Geisteshaltung in einem großen Teil der deutschstämmigen ungarischen Intelligenz auch heute noch

---

[1]) SCHULTHEISS, G.: a. a. O. S. 51.

weiter. Die Spannung, die diese Geisteshaltung erzeugte, ist längst geschwunden, aber sie vererbte sich auf die folgenden Generationen als immanenter Erfahrungsbesitz, der in seinen Begegnungen mit neuem Erleben immer wieder zu Spannungen und Auseinandersetzungen führt.

III.

Ist es richtig, den Bekenner und Kämpfer des deutschen Bewußtseins als Träger einer Angleichungsform zu betrachten? Strebt seine ganze geistige Haltung nicht vielmehr einer „Ent-gleichung" (Dissimilation) zu? Es sind an seiner Wandlung wohl Kräfte der Entgleichung und Angleichung zugleich wirksam. Soweit er seine volkliche Sonderstellung zu wahren trachtet und sich für die freie Entfaltung seines Volkstums einsetzt, ist seine Wandlung Entgleichung, soweit er aber in den Zielen und Methoden seiner Volkstumsarbeit stets auf den Staatsorganismus Rücksicht nimmt, sie dem inneren Wandel dieses Organismus anzupassen sich genötigt sieht, wird unwillkürlich auch er selbst in einen Angleichungsprozeß hineingezogen. Und diese Wandlung ist bei dem volksbewußten Deutschungarn nicht bloß das Werk äußerer Kräfte; sie bewirkt in ihm nicht nur die Loyalität, jene neutrale Form der Anhänglichkeit an den Staat, die diesen aus den einmal gegebenen Umständen heraus anerkennt, wie sie heute manche nationale Minderheit in Europa kennzeichnet.[1]) Weit über diese Loyalität hinaus fühlt er sich dem ungarischen Staat innerlich zugehörig als dessen organischer Teil und ist mit ihm durch eine intensive Schicksalsgemeinschaft verwachsen. Gewiß empfing das deutsche Volksbewußtsein in Ungarn bei seinem Erwachen in den dreißiger Jahren besonders von dem frühreifen und besitzlustig emporstrebenden slawischen Nationalismus starke Anregungen, sein Wesenszug aber, die aufrichtige Verbundenheit mit der ungarischen Staatsgemeinschaft, trennen den volksbewußten Deutschungarn von dem politischen Denken, den staatsfeindlichen Expansivgelüsten der slawischen und rumänischen Nationalitätenführer aufs schärfste. Von den Spannungskräften, die die Haltung wenigstens des volksbewußten Teiles aller übrigen Nationalitäten im ungarischen Raum zum Staat bedingen, sind bei ihm besondere nationalpolitische Ziele ohne Vorbehalt ausgeschaltet. Fast allen Bekenntnissen zum eigenen Volkstum stehen warme Kundgebungen der Liebe und Anhänglichkeit zu Staat und Staatsvolk zur Seite. Warme Sympathien für die kulturellen Reformbestrebungen des Ungartums veranlassen den Preßburger Schulmann Tobias Gottfried Schröer zur Veröffentlichung seiner

---

[1]) Vgl. Erich Maier: *Die Psychologie der nationalen Minderheit.* Deutschtum und Ausland, Heft 51. 2. Aufl. Münster 1933, S. 37.

radikalen Erziehungspläne.[1]) Sein Sohn, der Germanist Karl Julius SCHRÖER, singt in seinem „Lied eines Preßburgers" von der Liebe zum „Madjarembar" und faßt seine volklichen Forderungen in die knappe Formel: „Laßts mi a daitscher Unger sein".[2]) „Mit Freude" rechnet sich zur „hochedlen Nation" der Ungarn auch der für die Sache des Deutschtums energisch eintretende Verfasser der Broschüre „Patriotische Phantasien eines Ungars" [3]), Eduard GLATZ bietet dem Ungartum „Leben, Leib und Gut" der „Schwaben" an, die mit dem Staatsvolk freilich „als gleich betheilte Brüder in einem Vaterhaus" wohnen wollen[4]), und zahlreiche Zeugnisse für seine Liebe zur ungarischen Scholle und zum ungarischen Volk bieten Gustav Wilhelm STEINACKERS Gedichte, die er stolzbewußt zunächst „für das zur Zeit 1273700 Seelen zählende deutsche Publicum" seines Vaterlandes in der „gemeinschaftlichen Muttersprache, der deutschen" schreibt.[5]) Der volksbewußte Deutschungar ist selbst dann der überlieferungsfesten Treue des Deutschtums zum Ungartum eingedenk, wenn er über nationalen „Vorstoß" klagt. Er bekämpft diesen nicht nur im Festhalten am eigenen Volkstum, nicht nur weil er das Deutschungartum unverdient trifft, sondern auch weil er darin eine Gefahr für das brüderliche Einvernehmen zwischen eigenem und dem Staatsvolk erblickt: „Der Deutschungar darf ... wohl darauf hinweisen, daß selbst zu jener Zeit, wo alle nichtungarischen Volksstämme Ungarns eine mehr oder minder feindselige Haltung gegenüber dem durch ungarische Gesetze normierten Rechtszustande kundgaben, sein Volksstamm im treuen Verbande mit den ungarischen Brüdern ausharrte und diese seine Anhänglichkeit mit reichen Opfern an Gut und Blut bestätigte; er darf darauf hinweisen, daß unter den Folgen des nun allseitig verurteilten Systems auch er alles das, was andere Volksstämme gelitten haben wollen, in gleichem Maße erlitten habe. In diesen Ereignissen kann aber der Grund nicht gelegen sein, den Deutschen stiefmütterlicher als jeden anderen Volksstamm zu behandeln" — heißt es 1861 in der „Pest-Ofner Zeitung" (Nr. 161). Selbst der äußerste Träger dieser Abwandlungsform, Edmund STEINACKER, der durch gefahrvolle Vereinsamung bedroht zwischen den Sachsen und der österreichisch-großdeutschen Bewegung pendeln mußte, schreibt im Rückblick auf sein Leben, daß er „im Elternhause in den Traditionen der Liebe zum Ungartum" erzogen worden sei und daß ihn vor allem diese Liebe 1867 nach

---

[1]) *Über Erziehung und Unterricht in Ungarn.* In Briefen an den Grafen Stephan Széchenyi, Verfasser des Buches: Der Credit. Leipzig 1833. Vgl. Julius KORNIS: *Ungarische Kulturideale* 1777—1848. Leipzig 1930, S. 432.

[2]) SCHRÖER, K. J.: *Die deutschen Mundarten im Liede.* Leipzig 1875, S. 142f.

[3]) Wien und Leipzig 1843.

[4]) GLATZ, E.: *Deutsche Xenien aus und für Ungarn.* Leipzig 1842.

[5]) STEINACKER, G. W.: *Herzensklänge.* Leipzig 1845, S. XII.

Ungarn zurückgebracht habe.[1]) So sehr sich also der volksbewußte Deutschungar in seiner Kampfstellung auch von dem Ungartum abkehren mag, ist in ihm doch zugleich auch eine Wandlung zum Ungartum hin wirksam.

Der volksbewußte Deutschungar ist, soweit er uns bisher in artbezeichnenden Vertretern begegnet, fast ausschließlich evangelisch. Es ist dies gewiß eine Spannungskraft, die seine Stellung zur Mehrheit des Staatsvolkes mitbestimmt und ihn auch von einem großen Teil des Deutschungartums scharf trennt. Denn seine Bekenntnistreue ist nicht weniger fest und kräftig als sein Volksbewußtsein. Des jungen Tobias Gottfried Schröers Herz erbebt im Mai 1816 bei seiner Ankunft in Halle ebenso in dem seligen Gefühl im „Lande seiner Väter" zu sein, wo „deutsche Treue" herrsche, wie im Anblick „der stolzen Türme der Dome", die „mit ihren schweren Glocken evangelische Christen zum Gottesdienste laden".[2]) Aber diese religiöse Bekenntnistreue des volksbewußten Deutschungarn bestimmt ihn zugleich auch dazu, die Nährkräfte seines deutschen Bewußtseins nicht aus Wien, sondern unmittelbar aus dem Reiche zu empfangen, und verleiht ihm große Empfänglichkeit für die Bestrebungen des ungarischen Liberalismus und Verständnis für dessen Kampf gegen das „reaktionäre" Wiener Regierungssystem. Bei aller Ablehnung ungarisch-nationalen „Vorstoßes" loben G. W. Steinacker, Tobias Gottfried Schröer, Eduard Glatz gleicherweise den „wahrhaft protestantischen Liberalismus der madjarischen Opposition" (T. G. Schröer) und stellen ihn dem „ultramontanen" Wiener System gegenüber. Nicht Wien ist die geistige Heimat des volksbewußten Deutschungarn, sondern die Universitätsstädte des Reiches Halle, Jena, Göttingen und Leipzig. Sein großes Erlebnis ist Weimar, für ihn nicht zunächst die Heimstätte eines über alles Politische erhabenen, umfassenden und edlen Menschentums wie etwa für den Goethe-Sammler Balthasar Elischer, sondern die Stadt deutschen Geistestriumphes, deutscher Universalität, die ihn mit Stolz erfüllt, ihm aber auch schwere Verantwortung auferlegt. Es sind erst wenige Monate, daß ein verdienstvolles Mitglied der Familie Schröer einen schönen Aufsatz über die inneren Beziehungen seines Geschlechtes zu Weimar und seinen Anteil an dem Goethekultus in Ungarn veröffentlichte.[3]) Tobias Gottfried Schröer erzieht als Leiter des „Deutschen Vereins" am evangelischen Lyzeum in Preßburg

---

[1]) E. Steinacker: *Eine Selbstbiographie.* Sonderabdruck aus den „Karpathen", III. Jg. Nr. 7.

[2]) Chr. Oesers — Tobias Gottfried Schröers *Lebenserinnerungen.* Hrsg. von seinen Enkeln: Arnold und Rudolf Schröer und Robert Zilchert. Schriften d. Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart. D.: Biographien und Denkwürdigkeiten Bd. 6. Stuttgart 1933, S. 128.

[3]) Vgl. M. M. Arnold Schröer: *„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da".* Festschrift für Gideon Petz. Budapest 1933, S. 5ff.

besonders in den Jahren 1833—39 eine ganze Generation durch Goethe zum Glauben an deutsche Größe. Sein Sohn, Karl Julius Schröer, bildet sich „in Altmeister Goethes Schule" zum Dichter heran, „lauscht ihm das Geheimnis des einfachen Liedes" ab[1]) und ebnet den Weg zu ihm später besonders als Hauptstütze des Wiener Goethe-Vereins, als Faust-Kommentator und Mitarbeiter der Weimarer Ausgabe.[2]) Ebenso deutlich tritt uns die formende Kraft Weimars in dem geistigen Antlitz anderer volksbewußter Deutschungarn entgegen. G. W. Steinacker lebt seit 1854 in und bei Weimar, gehört dem engen Kreise Franz Liszts auf der Altenburg an und läßt 1857 in den dichterischen Lebensbildern der Festgabe „Weimars Genius" die Glanzzeit Karl Augusts erstehen.[3]) Mit vollem Recht würdigt auch Edmund Steinacker die entscheidenden Anregungen der Weimarer Jahre: „1854 bis 1857 besuchte ich das dortige Gymnasium und wurde in die von meinen Eltern eifrig gehegten Traditionen der Weimarer klassischen Zeit sowohl durch den Genius loci, wie noch besonders durch den Umstand eingeführt, daß wir anderthalb Jahre Goethes Gartenhaus bewohnten. Die überaus feierlichen Enthüllungen der Denkmäler des Großherzogs Karl August, Schillers, Goethes sowie Wielands, denen ich beiwohnte, und die dichterische und literarische Beschäftigung meines Vaters mit jener Weimarer Glanzzeit ließen mich tief in die anregenden Erinnerungen an dieselbe eindringen."[4]) Weimar, die Stadt deutscher Universalität, wird wie für so viele gebildete Auslanddeutsche auch für den Deutschungarn zum Sinnbild deutscher Sendung und zur Nährquelle des Volksbewußtseins.

Bekenntnistreues Luthertum und Volksbewußtsein bestimmen seine Geschichtsbetrachtung, in der er sich freilich wieder einen geistigen Rückhalt für seine Stellungnahme zu Staat und Staatsvolk zurechtlegt. Denn diese Geschichtsbetrachtung hat zwei herrschende Gedanken: den der Schicksalsverbundenheit zwischen Deutschtum und Ungartum und den des entscheidenden, fast ausschließlich deutschen Kultureinflusses auf das Ungartum. Dem ungarischen Mittelalter bringt sein protestantischer Rationalismus freilich wenig Verständnis entgegen. T. G. Schröer zieht temperamentvoll gegen die Könige von Ungarn los, von denen die meisten als „Diener des Klerus" nichts für die „Volksaufklärung" hätten tun können; und auch für die späteren Jahrhunderte erscheint ihm als größtes Hemmnis der freien Entwicklung zunächst die katholische Kirche. Refor-

[1]) *Gedichte* von K. J. Schröer. Wien o. J. Besprechung von E. G. [Eduard Glatz], Pest-Ofner Zeitung 1855, Nr. 289.

[2]) Vgl. DUHBl. 1932, S. 208.

[3]) Vgl. J. Hollitzer: *Liszt Ferenc és a weimari irodalmi élet* (Franz Liszt und das lit. Leben in Weimar). AzDPh. VI. Budapest 1913, S. 65ff.

[4]) Steinacker, E.: a. a. O. S. 3.

mation und Gegenreformation, Türkenkämpfe und Aufklärung dienen dieser Geschichtsbetrachtung als reiche Stoffquellen, um die Schicksalsverbundenheit zwischen Deutschtum und Ungartum und den entscheidenden deutschen Kultureinfluß nachzuweisen. Der meist unsichtbar bleibende, aber eben dadurch gleichsam mythisch erhöhte Held dieser umgedeuteten Geschichte ist Josef II. Der Staatsentwurf des großen Aufklärers als das Werk eines edlen Kulturidealismus ist das leuchtende Wunschbild, das dem volksbewußten Deutschungarn noch in den vierziger Jahren vor Augen schwebt, den er als idealen Maßstab bei seinen geschichtlichen Werturteilen unbewußt immer wieder heranzieht. Der sprachlich deutsche Charakter des josefinischen Einheitsstaates — der hierbei naturgemäß entscheidend ins Gewicht fällt — wird gleichfalls als Ausfluß eines Kulturidealismus gewürdigt und alles versucht, ihn auch angesichts der ungarisch-nationalen Bewegung zu rechtfertigen. Am schärfsten formuliert Eduard Glatz die Schlußsumme dieser Geschichtsbetrachtung: „Für Ungarn ist unleugbar Deutschland der nächste, darum gelegenste und vorteilhafteste Bezugsort für occidentale Zivilisation, selbst für die Artikel, die es nicht selbst erzeugt, hat es den Transitohandel an sich gerissen; seit Jahrhunderten ist der Verkehr geregelt, und die alten Verbindungen werden sich durch neue nicht so leicht ersetzen lassen. Oder wenn wir die mehr geistigen Beziehungen unter einem anderen Bilde auffassen wollen: seit einem Jahrtausend ist Ungarn eingepfarrt in Deutschland und steht unter der unbestrittenen Suprematie des deutschen Geistes."[1])

Diese Geschichtsbetrachtung dient dem volksbewußten Deutschungarn naturgemäß als wirksamer Wegweiser für Ziele und Methoden seines Volkstumskampfes. Er zeigt freilich mannigfache Wandlungen, doch immer geht es dabei ausschließlich um sprachlich-kulturelle Rechte. Der mehr theoretischen Sehnsucht nach dem josefinischen Einheitsstaat mit deutscher Amtssprache — die noch zu Beginn der vierziger Jahre bei T. G. Schröer und Eduard Glatz unverkennbar zum Ausdruck kommt — folgen eine scharfe Stellungnahme gegen alle Tendenzen und Bestrebungen der ungarischen Politik, der ungarischen Sprache die Vorherrschaft zu sichern[2]), und schließlich der Einsatz für die Durchführung der Bestimmungen des Nationalitätengesetzes vom Jahre 1868 und Verwahrungen gegen jede Einschränkung des Deutschen bei dem staatlichen Ausbau des Erziehungs- und Unterrichtswesens. In allen Formen dieser Kämpfe aber kehrt immer wieder der aus der Geschichtsbetrachtung erwachsene

[1]) Glatz, E.: *Das deutsche Element in Ungarn und seine Aufgabe.* Leipzig 1843. S. 49.

[2]) Vgl. besonders die literarisch eingekleidete, lehrreiche Auseinandersetzung zwischen G. W. Steinacker und Josef Bajza in der Zeitschrift „Athenaeum". 1841, II. Nr. 4.

Leitgedanke zurück, daß das Deutschtum in Ungarn deutsch bleiben müsse, nicht nur, weil es verpflichtet sei, seine „nationale Individualität ... als kostbares Fideikomiß auf seine Nachkommen zu vererben" (Eduard Glatz), sondern weil es auch dem Staate nur im Besitz seiner Volkstumsrechte als vollwertiger Bürger erhalten werden und seine geschichtliche Sendung im ungarischen Raum erfüllen könne.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, die Dynamik jener geschichtlichen und nationalen Kräfte aufzuzeigen, die die Kampfstellung des volksbewußten Deutschen zum ungarischen Nationalstaat bedingten. Der ungarische Nationalismus fand sich gleich in den ersten Jahren seiner Kraftentfaltung den slawischen und rumänischen nationalen Bestrebungen gegenüber, die durch die Erfüllung sprachlich-kultureller Wünsche keineswegs zu befriedigen waren, sondern letzten Endes die Aufteilung des ungarischen Staatskörpers zum Ziele hatten. Es war ein natürlicher Selbsterhaltungstrieb im Ungartum wirksam, wenn es im Banne des Liberalismus stehend die schmerzvolle Alternative zwischen der Herrschaft von Freiheit und Vernunft einerseits und ungarischer Nationalität anderseits — eine Alternative, die übrigens in der Geschichte jedes Staates auftaucht, in dem mehrere Völker unter der Herrschaft liberaler Staatsideen leben — die unmittelbar drohende Gefahr ins Auge faßte und zugunsten der eigenen Nationalität entschied. Dazu kam, daß der ungarische Nationalismus bis 1867 fast ständig unter dem Drucke Wiens stand, das durch das zentralistische Verwaltungssystem dem Ungartum seine eigene Sprache aufdrängen wollte. Wien führte bis 1867 die Herrschaft, und das Ungartum war dieser Macht gegenüber selbst zum Verteidigungskampf um das eigene Volkstum gezwungen. Daß hierbei durch die Gleichsetzung von „österreichisch" mit „deutsch" in der ungarischen Intelligenz ein gesteigertes Mißtrauen gegen alles Deutsche entstand, ist leicht zu verstehen. Nach 1867 aber stellte Ungarn — wie jeder liberale Nationalstaat — seine Gesetzgebung und Verwaltung in den Dienst des herrschenden Staatsvolkes. Erst wenn man die Maßnahmen, durch die man z. B. in Frankreich, Belgien, Preußen, Großbritannien und Irland auf die Vermehrung des Staatsvolkes durch Einschmelzung der Nationalitäten hinarbeitete, mit denen des ungarischen Staates vergleicht — soweit diese wirklich durchgeführt wurden —, erhält man den richtigen Blickpunkt für ihre Beurteilung. Wir haben gesehen, wie die Schwungkraft des ungarischen Nationalgedankens, die Gegenüberstellung von ungarischem Liberalismus und „reaktionärem" Österreichertum und schließlich der Drang nach sozialem Aufstieg die überwiegende Mehrheit der Deutschungarn im Ungartum aufgehen ließ. Für den volksbewußten Deutschungarn bot der liberale Nationalstaat keinen geeigneten Lebensraum. Er wird immer mehr ein einsamer Rufer, dessen Stimme unerwidert verklingt, und seine Vereinsamung vollendet

sich dadurch, daß das amtliche Deutschland in getreuer Befolgung der Grundsätze national-liberaler Staatskunst ihn ganz seinem Schicksal überläßt. So bleibt ihm nur die Wahl, seinem Schmerz über den Untergang des Deutschungartums in der Dichtung erschütternden Ausdruck zu geben — die gewaltigen Elegien des Preßburgers Ferdinand LABAN sind bezeichnende Zeugnisse dieser Untergangsstimmung[1]) — oder sich der politischen Bewegung der Sachsen und des Deutschen Schulvereins anzuschließen (Edmund Steinacker), wo sein Weckruf in einer festen und großen Gemeinschaft die bishin vergeblich erwartete Resonanz findet, die ihn freilich auch den Überlieferungen des Deutschungartums immer mehr entrückt. Erst das aufrüttelnde Erlebnis des Weltkrieges, das zum volklichen Erwachen der einzelnen deutschen Volksgruppen in ganz Europa führt, hebt die Vereinsamung des volksbewußten Deutschungarn auch innerhalb seines engeren Lebensraumes auf.

Jakob Bleyer erscheint unter den Wandlungen des deutschungarischen Wesens seiner ganzen Lebensarbeit nach als der vollendetste Vertreter des volksbewußten Deutschungarn. Dennoch fallen in seinem geistigen Antlitz auf den ersten Blick Wesenszüge ins Auge, die es von dem der selbstgewählten Ahnenreihe, der Steinacker, Schröer, Glatz scharf abheben, Wesenszüge, die aus dem gewaltigen Umschwung des Gemeinschaftsbewußtseins allein nicht erklärt werden können. Sein tiefgläubiger Katholizismus, den er als teueres Erbe mit persönlichstem Gehalt zu füllen wußte, und seine wissenschaftliche Zusammenschau, die in dem abendländischen Bildungsgut des Donauraumes im wesentlichen Ausstrahlungen einer „Lichtquelle", der Kaiserstadt des gewesenen Habsburgerreiches sah, zeigen ihn klar als den Träger einer besonderen Abwandlungsform des deutschungarischen Wesens. Allein unwandelbaren Bestand hatte in ihr nur das religiöse Glaubensbekenntnis, im übrigen aber war sie als Ergebnis harter innerer Kämpfe, verantwortungsschwerer Umstellungen dank der edlen Empfänglichkeit und Unermüdlichkeit seines Geistes niemals erstarrt, sondern stets neuen Wandlungen unterworfen. Das Schicksal verwehrte es ihm, die Berührungen deutschen und ungarischen Geistes auch über die „Lichtquelle" Wien hinaus in ihrem innersten Sinn zu erkennen und dadurch auch in seiner Kulturbetrachtung den wirklichen Anschluß an jene Überlieferung zu finden, zu der er sich in Ehrfurcht und Demut bekannte.

---

[1]) LABAN, F.: *Auf der Haimburg.* Wien 1881.

Volk und Nation bei Deutschen und Ungarn.

Bleyers Vermächtnis.

Von

O. A. Isbert (Berlin).

Die Idee der Nation hat in Ungarn eine besondere Kraft. Auch BLEYER stand in ihrem Bann, wenngleich er sich begrifflich nie mit ihr befaßt hat. Für ihn gab es nur Volk und Staat. Aber das kleine Wörtchen und zwischen diesen beiden war es, um das er gerungen und was ihn im Grunde aufgerieben hat. Denn Volk und Staat waren ja bei ihm verschiedener Art.

Um es deutlicher zu sagen: Es war nicht eigentlich der Kampf um sein deutsches Volkstum, der Bleyers Leben so schwierig gestaltete. Im Gegenteil, wir haben es an ihm erlebt, wie er aufblühte, wenn er nur dafür einzutreten hatte (und dazu war es im Verlauf seines Kampfes, zumal seit 1933 mehr und mehr gekommen). Es war auch nicht das Problem der ungarischen Staatsgesinnung, was ihm zu schaffen machte, denn die war bei ihm über alles Problem erhaben. Wenn er um etwas innerlich gerungen hat, so war es vielmehr dieses: beides schöpferisch zu verbinden zu einem ganzen Dritten. Und wir möchten darzulegen versuchen, daß dieses Dritte, worin sich Volk und Staat verbinden, das Prinzip der Nation sein muß.

Nur so kann es einen Sinn haben, heute noch von „Nation" zu sprechen, wenn anders dieses Prinzip für die Weiterentwicklung der Völker und Staaten überhaupt noch Geltung haben soll. Das wird nämlich in der deutschen Wissenschaft vielfach angezweifelt — unter dem Eindruck, daß es sich hier um ein historisches Prinzip, speziell aus dem Geist des 19. Jahrhunderts, handelt. Im allgemeinen Sprachgebrauch freilich ist die Unklarheit noch erheblich. Beides, Volk und Nation, wird gleich stark betont, und für weite Kreise des Binnendeutschtums ist es einfach dasselbe. Aber die begriffliche Fassung ist bisher umstritten, die Literatur — namentlich über den Begriff der Nation — unübersehbar. Dabei liegen die Dinge im binnendeutschen Blickfeld noch einfach. Wenn auch immer von Volk und Nation nebeneinander gesprochen wird, so handelt es sich doch um deutsches Volk und deutsche Nation, als zwei Kraftfelder, die sich fast decken. Ganz anders ist das im auslanddeutschen, anders auch im ungarischen Bereich.

Man kann in Deutschland, wenn man von der „ungarischen Nation" spricht, zu hören bekommen: Das gäbe es doch gar nicht, es gäbe nur

einen „ungarischen Staat" und ein „magyarisches Volk". Man will damit unterscheiden zwischen dem Land, d. h. dem Raum, und dem eigentlichen Ungartum im Gegensatz zu andersvolklichen Mitbewohnern. Auf der anderen Seite wird wiederum die Ansicht verfochten, die Magyaren seien eigentlich kein „Volk", sondern sie hätten sich aus dem ursprünglichen Stammessein direkt zur Nation entwickelt — unter Einwirkung westlicher Ideen und starker Teilnahme der alten Deutschungarn — aber sie seien vielleicht auf dem Wege, ein Volk zu werden.

Wir haben also, wenn wir diese Probleme im Bleyerschen Sinne, d. h. zugleich im deutschen und ungarischen Sinne, lösen wollen, folgendes darzulegen: einmal (I.) was deutscherseits unter Volk und Nation verstanden wird, dann (II.) was es für Ungarn bedeuten kann und endlich (III.), wie Bleyer dazu stand — weniger nach seiner Anschauung als nach seinem tatsächlichen Leben und Wirken.

I. Volk und Nation in der deutschen Wissenschaft.

a) Der Volksbegriff.

Wie BLEYER bereits 1929 in *Magyar Szemle* ausgeführt hat[1]), wie es von unserer Seite in derselben Zeitschrift 1932 besonders betont wurde[2]) und wie es nun in der jüngsten innerdeutschen Entwicklung seit 1933 nach neuem Ausdruck ringt, ist es das Volkserlebnis, was in der Nachkriegszeit das gesamte Deutschtum in neuem Gemeinschaftsbewußtsein verband. Das hat auch in der Wissenschaft seinen Widerhall gefunden, wo sich ja um die substanziellen Inhalte des Volkslebens im engeren — vielleicht allzu engen — Sinne seit Jahrzehnten eine Wissenschaft der „Deutschen Volkskunde" bemüht, die z. T. in der Nachfolge RIEHLs aufgebaut wurde. Ähnliche Bestrebungen haben ja als Folklore im nordischen Kulturkreis weite Ausbreitung erfahren und auch in Ungarn ihre bestimmte Prägung gefunden. Darauf wird von uns an anderer Stelle ausführlicher verwiesen.[3])

Es lag jedoch im Wesen und Ursprung dieser Forschung, daß sie zu einer begrifflichen Klärung des Volksbegriffes, wie wir ihn heute brauchen, noch nicht durchstieß. Volk als sozialer Organismus der Gegenwart wurde nicht voll erfaßt. Das hat dazu geführt, daß in der neueren Auseinandersetzung darüber die bisherige volkskundliche Vorarbeit ziemlich übergangen und von anderer Seite eine Volkslehre oder Volkstheorie aufgebaut wird, um der „soziologischen Ganzheit" gerecht zu werden (so bei M. H. BOEHM:

---

[1]) J. BLEYER: *A magyar és német viszony*. Dt. Fassung: „Das Verhältnis zwischen Ungartum und Deutschtum". Dt. Rundschau, März 1929, S. 190—199.

[2]) O. A. ISBERT: *„A magyarországi németség birodalmi német szempontból"* (Das ungarld. Deutschtum, vom Reich aus gesehen). M.Sz. ,Bd. XV, S. 231—240.

[3]) Vgl. u. S. 185, Anm. 3.

„Während die überkommene Volkskunde sich weitgehend zur Unfruchtbarkeit dadurch verurteilt, daß sie nur engbegrenzte Lebensäußerungen des Volkes, das Urtümliche und Primitive und damit das Vorgeschichtliche in den Mittelpunkt stellt, gehen wir vom entwickelten Volk der Gegenwart in dem uns umgebenden Kulturkreis aus . . ."[1])

Die geistige Fassung (Eigenständigkeit). Schon bei der Untersuchung über das Mittelgebirgsdeutschtum in Ungarn[2]) ist unsererseits versucht worden, auch begrifflich weiterzukommen und die modernen volkspolitischen Auffassungen mit dem örtlichen Befund einer halb vergessenen deutschen Volksgruppe in Einklang zu bringen. Und zwar geschah das für einen höchst praktischen Zweck, zur Korrektur der Sprachenstatistik. Zugleich wurde dort einiges angedeutet, was die bisherige, aber noch sehr um ihren zeitgemäßen Ausdruck ringende Deutsche Volkskunde, wie sie z. B. von GERAMB-Graz gelehrt wird[3]), „von der Struktur des Volkes" aussagt.[4]) Besonders gegenüber der statistisch-mechanistischen Auffassung von der sog. „Nationalität", die aus dem aufklärerischen Staatsdenken herrührt, sollte dargelegt werden, worin wir die Tiefe volklichen Seins verankert sehen. So müssen wir auch vor Geringschätzung all dem gegenüber warnen, was die bisherige Volkskunde an tiefen und wurzelechten Inhalten vermittelt. Die vielgerügte Verengung auf das Bauerntum ist nur ein Anfangsstadium, aber man wollte zunächst gar nicht soziologische Ganzheiten erfassen, sondern mehr die Quellen und Untergründe aufzeigen, also mehr das volkliche Wesen in der Urform erforschen: den „Mutterboden"! Und wer sich in dieses alte ländliche Volksgut einmal wirklich versenkt hat, der weiß, daß in diesen „urtümlichen" Resten jenes ehrfurchtgebietende „Seelenhafte" lebt, was allem Bemühen, das Wesen des Volkes zu erkennen, erst innere Kraft und Substanz verleiht. Von dieser Warte aus erscheint vieles von dem, was neuerdings mit Recht kritisiert und ergänzt wird — und was wir inhaltlich durchaus bejahen, doch schon mehr aus einem anderen Geiste geschöpft als dem des Volkes, nämlich dem der Nation.

Jener oben gerügte Mangel der bisherigen Volkskunde hat zweierlei zur Folge gehabt. Die zu enge Fassung von Volk und Volkstum führte einmal angesichts des scheinbar unaufhaltsamen Verfalls der alten Volksgüter zur Resignation gegenüber der Volksidee. So wenn unlängst FREYER

---

[1]) *Das Eigenständige Volk*, S. 12.

[2]) O. A. ISBERT: *Das südwestl. ung. Mittelgebirge. Bauernsiedlung und Deutschtum.* Langensalza: J. Beltz 1931. Siehe dort: *Volk, Nation, Staat*, S. 53—69.

[3]) V. v. GERAMB: *Zur Frage nach den Grenzen, Aufgaben und Methoden der deutschen Volkskunde.* Ztschr. d. Ver. f. Volkskde. Berlin 1928, S. 164—181.

[4]) ISBERT a. a. O. S. 57ff.

in den *Deutschen Heften* in Anlehnung an PETERSEN und dessen geschichtliche Überschau der Auffassung Raum gibt, daß „der Volksgeist als wirkende Kraft aufgelöst, das gegenwärtige Leben gleichsam von seinem Grunde abgeschnürt" sei.[1]) Petersen, der in der gleichen Zeitschrift grundlegende Betrachtungen über „Volk, Nation, Staat und Sprache" veröffentlicht hat — allerdings vor der jüngsten innerdeutschen Entwicklung[2]) —, hat dieser Resignation wiederholt Ausdruck gegeben. „Die formprägende und schöpferische Macht des Volksgeistes ist längst dahin"[3]), namentlich seit der Zeit des absolutistischen Staates. „Die abendländischen Völker . . . sind durch ihre geistig-politische Entwicklung dahin gelangt, ihre Volkheit und selbst ihr Volkstum zu verlieren" . . . usw.[4]) „Das Gestaltungsprinzip, das wir Volksgeist nennen, ist in allen abendländischen Völkern merkwürdig früh zerbrochen worden . . .".[5]) „Die Epoche von der Frührenaissance bis zur französischen Revolution ist die Zeit, da der Volksgeist versank und die Nationalität erwuchs".[6]) Und auch wenn durch die Wiedererweckung der Volksidee seit Herder und der Romantik der Ruf erklang: „Deutschland ist da durch sein Volk", so — meint Petersen — war hier ein Neues, die Nation.[7])

Es ist hier leider nicht der Raum, die tiefschürfenden Ausführungen Petersens im einzelnen zu beantworten. Und solange man unter Volksgeist nicht den Engel des Volkes versteht, sondern ein abstraktes Prinzip, „die Gesamtheit der schöpferischen Gestaltungskräfte des Menschen", so bleibt das, was im Grunde gemeint ist, doch ein objektiver Befund. Wir müssen zustimmen, daß große Wandlungen und Abschwächungen des volkhaften Prinzipes vor sich gegangen sind, ja bereits einsetzen, „seit die christliche Gesamtkultur die Völker zu überdecken begann . . ." „Schon mit dem Christentum war das ursprünglich stärkste volksgeistfremde Element in die abendländische Völkerwelt gedrungen, das sich aber dennoch tief mit den Volksgeistkräften durchdrang und vereinigte. Das mittelalterliche Christentum hat das Volksfühlen vielfach gewandelt, überdeckt und verändert, aber nirgends zerstört".[8]) Was dann als das Entscheidende bezeichnet wird, ist das individuelle Glaubenserlebnis. „So trat an die Stelle des volkhaft-gemeinschaftlich gebundenen Menschen das große Individuum mit seiner freien Schöpferkraft." Das gruppenhafte Leben in den alten Bindungen wird erschüttert durch das erwachte Ichbewußtsein des Einzelmenschen. Was aber so als ein notwendiger Abschnitt im großen Menschheits-Werdegang vor uns steht, geschichtlich bezeugt im Protestantismus,

---

[1]) FREYER, *Der politische Begriff des Volkes*. Dte. Hefte, Jg. III (1933), H. 5, S. 199.

[2]) Jg. 1931/32, H. 5/6, S. 193—224.

[3]) a. a. O. S. 208. [4]) S. 198f. [5]) S. 199.

[6]) S. 200. [7]) S. 199. [8]) S. 199.

kann uns das neue Volkserlebnis nicht beeinträchtigen, sofern wir entschlossen sind, aus freiem Entschluß als Volk die alten Bindungen in neuer Form wieder zu ergreifen. Freilich ist nun das Entscheidende die Bewußtheit![1]) Dann aber brauchen wir nicht mehr Sorge zu haben, daß „das Zeitalter der Maschine und Presse, der Vermassung, Entseelung und Entgeistung die letzten Volksreste vernichtet".[2]) Wir stehen hier durchaus zu unserer damaligen Formulierung: „Volkstum ist eine Gruppen- (nicht „Massen"-) erscheinung, erlebt als Gemeinschaftsform".[3]) Nur muß das Gruppenhafte in rechter Art verstanden werden, zu neuer organischer Zusammenfassung unserer geschichtlich errungenen Einzelkräfte in „neuer volklicher Gemeinschaft: denn nur in solcher Gemeinschaft (die aber selten noch angestammte Gemeinschaft, meist freie Wahl und Zuordnung ist) entfaltet sich geistiges Leben: Volkstum echter Art".[4]) Gerade angesichts solcher tiefen Sinngebung bei Petersen möchten wir nun nicht mit einstimmen, daß „der Volksgeist versank". Denn er ist unvergänglich! Wohl aber steht uns die Zeit vor Augen, wo man sein Wirken nicht mehr gespürt hat und wo es schien, als sollte aller sichtbare Ausdruck des Volkstums auch im Volksmutterboden verschüttet werden.

Die politische Fassung (Beziehung zum Staat). Während so jedoch auf der einen Seite nicht versucht wird, den Begriff des Volkes mit den Erscheinungen der Gegenwart in Einklang zu bringen, sondern man eher geneigt scheint, dem der Nation erneut Raum zu geben, hat sich, wie schon erwähnt, auf der anderen Seite die neue Lehre vom Volk aufgetan, und zwar zunächst — ausgerichtet nach dem Grenz- und Auslanddeutschtum der Nachkriegszeit — im klaren Gegensatz zum Staat. „Das volkliche Prinzip erwachte im Widerstand gegen das staatliche zu seinem geschichtlichen Selbstbewußtsein."[5]) Boehm hat im „Eigenständigen Volk" diesem Prinzip als erster auch von der Theorie her eine neue umfassende Basis gegeben. Damit ist zweifellos neben der alten Volkskunde eine neue Stufe gewonnen.

Wir erleben jedoch, wie die neue innerdeutsche Entwicklung auch darüber hinausstrebt, an der ganzen bisherigen Begriffswelt von Volk und Volkstum als einer unpolitischen rüttelt und sie als „romantisch" abzutun geneigt ist (womit man außer der geschichtlichen Anlehnung zugleich eine nicht genügend „reale", nicht gegenwartsgemäße Geistesart kennzeichnen will). Sogar Boehm, der seine Volkstheorie durchaus als politische Wissenschaft anerkannt wissen will[6]), wird von dieser Richtung als nicht mehr

[1]) s. a. Petersen, S. 197. [2]) S. 209. [3]) Isbert a. a. O., S. 62.
[4]) Petersen, S. 209. [5]) Boehm a. a. O., S. 12.
[6]) Vgl. seine Antrittsvorlesung: *Volkslehre als politische Wissenschaft* (Jena: Biedermann 1934. 26 S.).

zeitgemäß empfunden. Darum versucht nun z. B. FREYER, der auch den alten Volksgeist versunken glaubt, heute einen neuen politischen Volksbegriff aufzustellen, als ein dringendes Erfordernis der innerdeutschen Gegenwart, „ein notwendiges Stück der Selbstbesinnung und der Orientierung in unserer politischen Situation"[1] . . . „Der (neue) Nationalismus zielt . . . nicht auf Nation, sondern auf politisches Volk. Diese neue geschichtliche Wirklichkeit werten wir nur aus, indem wir den Begriff des Volkes als politischen Begriff konzipieren."[2])

Im Hinblick auf Boehm wird dort gesagt: „Einige der heutigen Volkstheoretiker, besonders diejenigen, die die romantische Denkweise möglichst getreu wiederzuerwecken streben, setzen die Wirklichkeit Volk in schroffen Gegensatz zum Staat" . . . „Aber das kann zu einer völligen Entpolitisierung des Volksbegriffes führen, und es hat bereits dazu geführt. Dagegen gilt es anzukämpfen."[3]) Die These von Boehm — der also das Volk noch mehr als das organische Gebilde sieht, „das als solches nicht durch den Staat konstituiert wird, sondern ihm als Wesenheit eigner Art eigenständig gegenübersteht"[4]) — enthalte eine „unfruchtbare Gegensätzlichkeit" (wenn nämlich das Volk nie ganz in das politische Gebilde eines Staates eingehen könne und dürfe).[5]) Genau so wendet sich Freyer gegen den Disraelischen Satz: „Volk sei kein politischer Begriff, sondern ein Ausdruck der Naturgeschichte (eine natürliche Art)", den er entschieden bekämpft — als „Korrelat zur französischen These der Nation".[6]) Wir haben aber demgegenüber auf W. H. RIEHL hinzuweisen, der sich gewiß von dem westlich bestimmten Prinzip des vorigen Jahrhunderts freigemacht hatte und dem seine „Naturgeschichte des Volkes" zugleich „Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" war. In diesem Sinne sucht auch Boehm den Volksbegriff so zu fassen, daß er zwar nicht selber politischen Inhalt bekommt, aber Grundlage für ein neues politisches Denken wird. Und in ähnlicher Art finden wir in volksdeutschen Kreisen die Wendung, im Interesse des Auslanddeutschtums nur noch von Volk und Staat zu sprechen, diese beiden klar gegeneinander abzugrenzen, den Nationsbegriff aber als fremde Prägung abzutun, da er doch nur die Grenzen von Volk und Staat verwischt und meist durch den Nationalismus der Staatsvölker zuungunsten der Volksgruppen ausgeschlachtet wird. So erscheint

---

[1]) FREYER a. a. O., S. 195.

[2]) Wir möchten doch demgegenüber das, was in Deutschland geschieht, mit ULLMANN als „Durchbruch zur Nation" bezeichnen — namentlich im Hinblick auf Österreich, wo ja „Deutsches Volk" eindeutige Gegebenheit bleibt, unerachtet aller Kämpfe um das nationale Bekenntnis.

[3]) FREYER, S. 203.

[4]) BOEHM, *Das eigenständige Volk*, S. 117.

[5]) FREYER, S. 204.

[6]) FREYER, S. 205.

wenigstens im Hinblick auf die Nationalstaatsidee und ihre Ausgestaltung im vorigen Jahrhundert das Bestreben gerechtfertigt, der weiteren Ausnutzung einer so unwahrhaftig angewandten Kampfesthese entgegenzutreten, indem man den Volksbegriff zu einem politischen macht, d. h. auf den Staat ausrichtet.

Von den neuen Inhalten, die Freyer dafür gibt, sei hier nur das hervorgehoben, was auch für unsere ungarische Untersuchung wichtig sein kann: so die Fähigkeit, „aus der geschichtlichen Substanz des Volkstums qualitativ neue politische Strukturgedanken hervorzubringen", ferner „die Kraft, die Glieder des Volks, die Landschaften, Stämme, Stände und Gesellschaftsteile nach einer bestimmten Formel aufzubauen und sowohl dem Raum wie dem Volkstum selbst . . . eine bündige Gestalt . . . abzuringen".[1]) Im ganzen sieht er im Sinne der Geschichtsphilosophie (Fichte, Hegel) „das Wesen des politischen Volkes darin, daß es in seinem Kulturkreis, in seinem Erdteil, letzthin in der Geschichte der Menschheit eine übergreifende, d. h. über sein eignes Lebensinteresse hinausgehende Bestimmung zu erfüllen hat. Daß es diese Bestimmung erfülle, ist der Sinn seiner Geschichte."[2])

Freyer setzt also seinen neuen Volksbegriff dem der Nation entgegen, „um dadurch den Schein der Allgemeingültigkeit dieses Prinzips (als der politischen These Frankreichs) zu brechen", obwohl er zugibt, daß Volk und Nation überall „Sozialgebilde von typisch verschiedener Struktur" seien und gerade in der deutschen Geschichte zugleich wirken: „zwei Kraftfelder, in denen die deutsche Geschichte spielt, zwei verantwortliche Subjekte dieser Geschichte. Nur wenn der Begriff des Volks restlos entpolitisiert wird (wozu freilich die Neigung sogar bei den meisten „Volkstheoretikern" sehr groß ist), löst sich diese Spannung zugunsten der Nation. Sobald aber die historische Bedingtheit des Prinzips durchschaut ist, bleibt diese einfache Lösung verboten."[3])

b) Der Nationsbegriff.

Es bleibt jedoch ein gewichtiges Bedenken zugunsten jener „einfachen Lösung" — wenn man nämlich in Volk und Staat zwei wesenhaft verschiedene Prinzipien sieht, die nicht vermengt werden dürfen, wenn überhaupt noch in Europa eine gesunde Neuordnung möglich sein soll. Sofern man aber jene Politisierung für unerläßlich hält, sollte man vielleicht doch den Nationsbegriff als das verbindende Dritte wieder voller nehmen und sehen, ob er nicht — frei von der westlich-französischen Prägung — noch völlig neue Möglichkeiten in sich birgt. Auch Petersen gibt ihm ja große Inhalte, und Boehm verweist auf die Weltbedeutung, die er in den letzten

[1]) Freyer a. a. O., S. 205. [2]) S. 207. [3]) S. 202.

Jahrhunderten erlangt hat, „weder theoretisch noch praktisch abzuschätzen" (auf deutsch: wir werden ihn nicht sobald los!). Boehm fährt aber fort: „Da es nun in den meisten Sprachen einen Ausdruck gibt, der ungefähr unserm ‚Volk' entspricht (*populus* und seine modernen Ableitungen bei den Romanen, *narod* bei den slawischen Völkern), so ist die Frage der gegenseitigen Abgrenzungen dieser offenbar verwandten Begriffe keineswegs nur uns Deutschen zur Aufgabe gestellt."[1]) Wir haben aus dem Magyarischen *nép* und *nemzet* danebenzustellen.

Deutscherseits ist die Aufgabe jedenfalls noch nicht gelöst, wiewohl Petersen darin schon vieles vorgezeichnet hat. Im Vergleich mit unserer Mittelgebirgs-Untersuchung[2]) finden wir bestätigt: die gemeinsame Willenshaltung in Richtung auf den Staat, also eine Bewußtseinsfrage, die letzthin vom einzelnen entschieden wird, wenngleich nicht aus reiner Willkür, sondern einer notwendigen Entscheidung, die als nationales Bekenntnis sogar gewertet wird (s. die Verurteilung des Renegaten!). Petersen betont hierzu, daß es zwei verschiedene Ströme sind, die zu dessen neuzeitlicher Ausprägung geführt haben.[3]) „Der eine stammt aus dem Bereich des Volkstums, der andere aus dem des historischen Schicksals." Es ist uns wichtig, dies beides festzuhalten, denn daraus erhalten wir wichtige Aufschlüsse zum Verständnis des ungarländischen Deutschtums, insonderheit der BLEYERschen Einstellung.

Auch Boehm kommt zwangsläufig zum „Nationalen", wo von Volk und Staat die Rede ist. Nation ist ihm „das Volk, das sich im Element der Macht" — [nicht auch des Rechtes?] — „zu einer willensgebundenen Einheit hinentwickelt und sich als solche neu konstituiert".[4]) Wir verzeichnen, daß auch hier von dem Willen gesprochen wird, der zusammenschmiedet, möchten aber — wenigstens im Hinblick auf die Schweiz, u. E. auch für Ungarn — eingeräumt wissen, daß eine Nation auch von verschiedenen Volksgruppen getragen werden kann. Und für diese Idee hat Bleyer gekämpft!

Boehm geht hier nicht bis ans Ende, selbst bei der Auseinandersetzung über „Staat und Volksgruppe"[5]) findet er nicht das Dritte, worin Staatlichkeit und Volksart sich zwanglos zueinander finden — im Element der Nation! „Volk und Staat werden einander immer suchen, aber sie werden sich nie vollkommen finden." Boehm deutet nur noch an, in welcher Richtung sich ein großes Volk sein Schicksal gestalten kann, in der Idee eines Reiches. Er gibt keine Lösung für die kleinen Völker, wo höchstens „die schmerzliche Wirklichkeit eine Vielfalt von Staaten

[1]) S. 31. [2]) a. a. O., S. 54ff..

[3]) Freilich nur innerhalb jener Bewußtseinsentwicklung, die oben (S. 168/69) gekennzeichnet wurde.

[4]) S. 35. [5]) S. 117—127.

sein mag, die die Einheit und willensmäßige Geschlossenheit des Volkes auf die schwerste Probe stellt". Mit der Verneinung eines verbindenden (übervölkischen) Prinzips wird deutscherseits auch gern der Schweiz das Urteil gesprochen, die für Boehm nur ein „polyethnischer Staat" ist, „dem eine einzigartige Verbindung von Etatismus und Volkstumsschwäche eignet, aber kein eigentlicher Nationalitätenstaat".[1]) Hier spricht aus Boehm das allgemein-deutsche Ressentiment gegen „Verschweizerung" als spießbürgerliche Kleinstaaterei mit „Kantönligeist". Ohne nun besonders für die Schweiz einzutreten (die wir letzthin nur als Restgebilde mit Reichstradition verstehen können), wollen wir doch auf die auch bei Freyer[2]) zitierte Möglichkeit neben dem französischen Typus verweisen, „wo die erwachende Nation nicht eine kontinuierliche Geschichte, deren Erbin sie wird, und nicht einen geschlossenen Machtstaat, als dessen Souverän sie sich konstituieren kann, vorfindet, sondern wo sich ohne gemeinsame dynastische Basis Stämme und Provinzen in freiem Entschluß zusammengefunden haben oder durch geschichtliche Schicksale zusammengeführt worden sind." So bleibt uns — unerachtet aller Bewertung — auch die Schweiz als sehr stabile Tatsache, die wir in Rechnung stellen müssen. Hier „bilden Angehörige verschiedner Völker nicht nur einen Staat, sondern ‚die einmütige Nation', welche zwar auch nicht ganz auf eigener Kultur, aber eben einer geschichtlich erlebten Schicksalsgemeinschaft und einem Heimatsgefühl beruht und wo die freie Willensgemeinschaft jedenfalls mehr ist als bloße staatsbürgerliche Gesetzesgemeinschaft".[3])

Indessen sind wir schon seinerzeit nicht bei Betrachtung der Schweiz, sondern Ungarns und seines Deutschtums auf die Idee der Nation gestoßen. Außerdem wird sie neuerdings von ungarischer Seite für Siebenbürgen propagiert. Damit sind wir genötigt, ihre dortige Gestalt genauer ins Auge zu fassen, besonders wenn wir Bleyer gerecht werden wollen.

II. Volk und Nation in Ungarn.

a) Voraussetzungen.

Von Wichtigkeit ist zunächst die sprachliche Ausdrucksform. Die Vokabeln *nép* = Volk und *nemzet* = Nation wurden schon genannt. Was die gegenwärtige Anwendung betrifft, so sind auch dort Ungenauigkeiten zu verzeichnen, namentlich in neueren Arbeiten. Ursprünglich wurde beides streng unterschieden: *nemzet* war bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft nur der Adel, *nép* das Bauerntum. Man unterschied also in einem vorlibe-

---

[1]) Boehm, S. 125. [2]) Freyer, S. 198.
[3]) *Das südwestl. ungar. Mittelgebirge*, S. 55.

ralen, gesunden Sinne von der bis dahin geistig führenden Oberschicht der alten Privilegien die tragende umfassende Unterschicht des alten Volksmutterbodens. Um 1848 erwachte dann der Wunsch, beides zu vereinen zur *nép-nemzéti egység* = Einheit von Volk und Nation.[1]) Freilich lag darin auch die Möglichkeit, Volk mit Nation gleichzusetzen, von oben her zu bestimmen und die anderen Volksgruppen auszuschließen.

Immerhin erscheint von Bedeutung, daß man in Ungarn das fremde Wort Nation nicht brauchte, sondern einen eigenen altmagyarischen Begriff dafür hatte. Das Adjektivum *nemzetes* bezeichnete schon immer die edle Abkunft, *nemzetség* das Adelsgeschlecht.[2]) Ferner konnte die deutsche Verallgemeinerung „Volk" für Masse nicht so Platz greifen, weil man in der genauen ungarischen Sprache dafür *köznép* = das gemeine Volk hat (ursprünglich wie im Deutschen für die nicht-adeligen Schichten). Und man unterscheidet z. B. auch eindeutig *népmüvészet* = Volkskunst von *nemzeti müvészet* = nationale oder schlechtweg ungarländische Kunst. Ebenso sind seit langem üblich: *néprajz* = Volkskunde (nur zeitweise durch das Fremdwort „Ethnographia" verdrängt) und *népfaj* = Volksart.

Hierbei ist übrigens ausdrücklich zu betonen, daß *faj* nicht nur Rasse, sondern auch schlechtweg Art, Gattung bedeutet. „Volks-Rasse" wäre ja auch ein Unding. Ursprünglich gibt es im Magyarischen gar kein eigenes Wort für Rasse. Man hat dann einfach *faj* dafür gesetzt und wie bei vielen

---

[1]) So auch bei J. ARANY. Vgl. z. B. Ges. Werke, Ausg. b. Franklin, Bd. V, S. 343.

[2]) Für den deutschen Leser seien hier die wichtigsten Abwandlungen zusammengestellt:

nem	=	*Geschlecht*	*nép*	=	*Volk*
nemi	=	*Geschlechts-, geschlechtlich*	*népség*	=	*Völkerschaft*, aber auch Masse, Pöbel
nemes	=	*adelig* (eigentl. „aus einem Geschlecht")	*népi*	=	Volks-, *volklich* (auch völkisch)
nem-z-eni	=	*zeugen*	*népiség*	=	*Volkstum*
nemzedék	=	*Generation*	*népies*	=	*volkstümlich*, volksgemäß (d. h. im Volksstil, also nicht „populär", sondern mehr im Sinne von *volkhaft*; aber auch *völkisch*, analog nationalistisch)
nemzet	=	*Nation* (eigentl. „das Gezeugte")			
nemzetes	=	*wohlgeboren*, edler Abkunft			
nemzetség	=	*Adelsgeschlecht*			
nemzeti	=	*national*			
nemzeties	=	*nationalistisch*	*népiesség*	=	*Volkstümlichkeit*, im Sinne von Volkhaftigkeit
nemzetiség	=	*Nationalität*			
		aber:	*népes*	=	*bevölkert, volkreich*
			népesség	=	*Bevölkerung.*

Für *Magyarság* setzen wir *Ungartum*, denn eine deutsche Prägung „Magyarentum" erscheint uns als Pleonasmus, da *-tum* bereits das Wesen, hier also das Volkliche bezeichnet.

wissenschaftlichen Bezeichnungen — in dem etwas krampfhaften Bemühen, Fremdworte zu vermeiden — die Ungenauigkeit mit in Kauf genommen.[1]) Das rächt sich natürlich manchmal. Jedenfalls ist es häufig nur ein Übersetzungsfehler, wenn so oft von der ungarischen Rasse gesprochen wird (die im Donauraum schwer nachzuweisen sein dürfte). Wir werden gegen die Wendung, von einer *magyarischen Art* zu sprechen, viel weniger einzuwenden haben — entsprechend *deutscher Art*, die wir durchaus mit Abkunft, Blutsgemeinschaft verbinden. Doch das ist noch längst nicht *Rasse* im anthropologischen Sinne. Ebenso spricht ja der Ungar leicht auch von den anderen Völkern als *faj: a román faj, a német faj* usw. Das wäre nach der üblichen Übersetzung „die rumänische Rasse, die deutsche Rasse" usw. Hier wird aber nur deutlich, wie im Grunde mehr ein Gattungsartiges, also sehr richtig das Gruppenhafte gemeint ist, was ja auch volkliches Sein im Unterschied zum Einzelsein kennzeichnet.[2])

Nun muß freilich eingeschränkt werden: wenn man auch im Magyarischen das Fremdwort Nation nicht nötig hatte, so bleibt doch auch hier ein starker westlicher Einfluß bei der Nationsbildung zu verzeichnen, freilich französisch nur in den Grundideen, wie sie seit der Revolution allgemein wirkten, dann aber stärker deutsch bestimmt. FARKAS hat diese Entwicklung für die zwanziger-dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts verschiedentlich skizziert, wenn er auch stark bestrebt ist, für die Literatur dabei gegenüber der früheren Einteilung in eine französische, lateinische, magyarische und deutsche Schule eine ungarische Eigengesetzlichkeit aufzuzeigen. „Die Vermittlung des deutschen geistigen Einflusses war im großen und ganzen ebenso das Verdienst einer einzigen Generation, wie die des französischen."[3]) Farkas' Hauptbestreben ist es, landschaftlich-konfessionelle Geistesbereiche herauszuarbeiten, so das katholische „Transdanubien" (Westungarn, rechts der Donau), gegenüber dem reformierten (kalvinischen) „Transtisien" (Ostungarn, links der Theiß) und Siebenbürgen, dazu für sich das lutherisch-deutsche Städtebürgertum West- und Nordungarns (Oberungarn). Damit sind zugleich Gruppen bezeichnet, die die Substanz abgeben für die Bildung der ungarischen Nation. Aber auch das ländliche Deutschtum wird mit hineingerissen, als Kossuth für die Bauernbefreiung wirkt.

Man darf natürlich nicht verkennen, daß wie überall auch hier der Sprachnationalismus die entscheidende Rolle im Zusammenschmelzen der einheitlichen Nation spielte, ja sogar in Ungarn seine ganz eigene Durch-

---

[1]) Besonders häufig im *Glasul Minorităților* (bei JAKABFFY). So erklärt sich auch die Leichtigkeit, mit der z. B. KÁSZONYI (*Rassenverwandtschaft der Donauvölker*) mit diesem Begriff umspringt und ihn abwandelt.

[2]) Vgl. dazu oben S. 168/69.

[3]) *Die ungarische Romantik*, S. 19.

schlagskraft bekam, dadurch daß das Magyarische eben erst wieder auflebte und ihm doch besonders starke Urkräfte innewohnen. Dadurch wurde alles andere zugedeckt, was sonst noch Faktor für die Nationsbildung war. Wir haben also einen höchst widerspruchsvollen Vorgang: daß nämlich einerseits mit den Sprachkräften ein Zug des Volkscharakters erstarkte, also Volkheit ins Bewußtsein trat und Sonderung, Abgrenzung der eigenen Art mit sich brachte. Zum andern aber wurde gleichzeitig damit — aber noch unter der Auswirkung des rationalistischen Staatsdenkens, in der Nichtachtung der Volksart — die Einschmelzung der Mitvölker gefördert.

Nur so konnte es kommen, daß Deáks Grundgesetze nicht verwirklicht wurden, ja förmlich den Auftakt bildeten — in ihrem zeitlichen Zusammenfall mit dem Ausgleich und der nun einsetzenden Epoche ungehemmter Verselbständigung — zur systematischen Magyarisierung, die sich nun in der Praxis als staatliches Prinzip auswirkte und das neue Ideal für die Generation der Jahrhundertwende abgab. Aus dem Satze *A nyelvében él a nemzet* (= In ihrer Sprache lebt die Nation) erwuchs das Traumbild von den *húsz millió magyar ember* (= 20 Millionen Magyaren), dem geschlossen magyarischen Staatsvolk Großungarns. So hatte das Prinzip des Aufstiegs zugleich das des Niedergangs in sich getragen, in der Überfremdung des Eigenständigen, die man hier in Anlehnung an westliche Einheitsideale mit der Gleichsetzung Staat = Nation = Volk selber herbeigeführt hatte. Dazu kam, daß hier ein Prinzip des 19. Jahrhunderts in das 20. hineingeschleppt wurde und hier unter völlig anderen Zeitgesetzen verhängnisvollen Schiffbruch erleiden mußte.

Wir wollen nicht rückwirkend das Ideal einer vergangenen Zeit verdammen. Aber wir können nachträglich erforschen, was darin angelegt war und nicht zur Geltung kam, weil fremde geistige Einflüsse die eigene Richtung verkennen ließen. Das wird uns verhängnisvoll offenbar, wenn wir bei Farkas die zeitgenössische Seelenhaltung studieren, die zur Ausbildung des neuen Nationalgefühls führte und die Assimilation zum erstrebenswerten Ideal machte.

b) Das Prinzip des vorigen Jahrhunderts (nach Farkas).

Wenn es — nach FREYER und PETERSEN — erst das 19. Jahrhundert war, das uns die „Nation" brachte, so gilt das auch für Ungarn. Und doch war es hier etwas anderes, weil die Kräfte schon seit je vorhanden waren und nun in einem zähen Befreiungskampf zum spontanen Erlebnis wurden. Und wenn gegenüber dem stetigen langsamen Reifeprozeß, den die Volkwerdung darstellt, Heroismus und Machtkampf den Werdegang der Nation kennzeichnen, so war es in Ungarn der Fall. Den Niederschlag dieses leidenschaftlichen und widerspruchsvollen Ringens finden wir in der Literaturgeschichte. Wir möchten hier allerdings nur dem deutschen Leser etwas

Anhalt bieten zur objektiven Bewertung des eigentlichen Magyarentums, wenn von Magyarisierung die Rede ist, auf deren Ursprünge bei FARKAS neues Licht fällt. Zugleich erringen wir damit ein besseres Verständnis für die Sonderstellung des ungarländischen Deutschtums und für BLEYERS Kampf. So sei es erlaubt, einiges aus dem wichtigen Buch hier zusammenzustellen.[1])

Farkas schildert, wie nach der Zeit der nationalen Schwäche im 18. Jahrhundert zunächst die Oberschicht, die keine Beziehung zum Volke hatte, von den neuen Ideen der französischen Revolution ergriffen wurde. „Die Aufklärung wurzelte überhaupt zu sehr im Geistigen" (d. h. im Abstrakten!), „als daß sie volkstümlich hätte werden können".[2]) Daß sie dennoch dort zur Quelle des erwachenden Nationalgefühls wurde, erscheint uns heute fast als Unglück. „Allein diese Erscheinung ist nicht auf Ungarn allein beschränkt; sie läßt sich bei allen Donauvölkern beobachten, die unter der Herrschaft der Habsburger standen." Wenn allerdings gleichzeitig unter dem Einfluß der deutschen Romantik ein Gefühl für die Heiligkeit des Volkes und für das Recht auf die Muttersprache erwacht, so ist dabei wohl auch der Einfluß der deutschen Romantik zu erkennen. So zitiert Farkas ja auch Friedrich SCHLEGEL: „Die größte Barbarei sei es, die Sprache eines Volkes zu unterdrücken und es damit von aller höheren Bildung auszuschließen."[3]) Unter der Nachwirkung aufklärerischen Denkens aber entsteht daraus nun nicht die Achtung vor den Mitvölkern, sondern die Überschätzung der eigenen Art, insonderheit der Literatur und ihrer nationalen Sendung. Angesichts der geringen Zahl des eigentlichen Ungartums (z. Zt. Josephs II. nur 29 % der Landesbevölkerung, eine verwahrloste ländliche Unterschicht von 2,3 Mill., die mit der Oberschicht keine Fühlung mehr hatte) kommt schon im ausgehenden 18. Jahrhundert der Gedanke der Magyarisierung auf. Aber — das ist das Bezeichnende — nicht so sehr von seiten der eigentlichen Magyaren wie der Renegaten, d. h. derer, die im Bann der neuen Ideen ihr angestammtes Volkstum gewollt und vorschnell abtaten. Das war vor allem im volklich gemischten Transdanubien der Fall, wodurch die Polarität im Ungartum zwischen Ost und West tragisch verstärkt wurde. „Die reformierten (ostungar.) Schriftsteller kümmerten sich nicht viel um das Völkergemisch des Landes. Sie betrachteten die Assimilierten mit größerem Argwohn als die Fremdsprachigen. „Kazinczy" (der reformierte Freimaurer aus Ostungarn) „schrieb dies offen an Joseph Földi: „Ich liebe den deutschen Deutschen mehr als den magyarischen Deutschen."[4]) Deren Geistesart kennzeichnet Farkas folgender-

[1]) *Die ungarische Romantik.* Bln. u. Lpz.: De Gruyter 1932 (Ungar. Bibliothek I, 14).

[2]) A. a. O., S. 99. [3]) S. 100.

[4]) A. a. O., S. 118.

maßen: „Die eifrigsten Ungarn waren damals tatsächlich die ‚neuen' Ungarn, die Fabchich, Rájnis (Reinisch), Dugonics, Gvadányi (Guadagni) und Leo Szaicz (Seitz), der Verfasser des ‚*Igaz magyar*' (der wahre Ungar), der seinen Brief an Kazinczy unterschrieb: ‚Ihr in der Glückseligkeit der ungarischen Sprache mit Ihnen vereinter Freund.[1])' Dem Kroaten Joseph Fabchich, Pfarrer zu Raab, der dort — in der damals ganz deutschen Stadt — die Sprache der Messe und des Breviers magyarisieren wollte, blieb es vorbehalten, folgende Anregung zu geben: „Den zu uns hereingeschneiten Schwaben muß man mit Gewalt ungarische Namen geben, sie sollen ungarisch lernen oder untergehen."[2]) Hierzu bringt Farkas eine ähnliche Äußerung des später ganz anders gesinnten Kazinczy (s. o.) aus dem Jahr 1790, nach Josephs II. Tod, „da die nationale Begeisterung das ganze Ungartum erfüllt hatte"[3]) und wo sich viele Flugschriften mit dem Problem der Magyarisierung befaßten. „Sie gebrauchten nicht nur die Terminologie des französischen Rationalismus, sondern hatten ihr Entstehen überhaupt dem Geist der Aufklärung zu verdanken" . . . „Doch beschränkte sich die Magyarisierungstendenz im Kreise des reformierten Ungartums einzig auf das Jahr 1790." Kazinczy schrieb damals für eine Wiener Zeitschrift: „Wenn die ungarische Sprache eingeführt wird . . . wird unsere Nation erst zu einer selbständigen Nation. Die Sprache wird zu einer ewigen Mauer, die zwischen dem Ungarn und dem Nichtungarn aufgerichtet ist, der Fremde wird unter uns entweder Ungar werden oder (er mag untergehn)." Farkas ergänzt dazu[4]): „Die in Klammer gesetzten Worte hat der reformierte Redakteur des Wiener Blattes bezeichnender Weise gestrichen. Kazinczy ließ diesen Artikel später in seinem vollen Wortlaut im Orpheus wieder drucken mit dem Zusatz: ‚In Nagy-Várad hat ein Fremder mit dem Namen Brückner seine Kinder Hidas[5]), anderswo ein Italiener mit dem Namen Novacasa seine Kinder Ujházi[5]) genannt, und sie wurden Ungarn. Oder wage es nur einer, die Einwohner von Rakamaz bei Tokaj Schwaben zu nennen, er müßte Prügel gewärtigen.'" Das konsequente Endergebnis ist dann die Äußerung Kisfaludys, des westungar. katholischen Magyaren, als gegen Ende seines Lebens die ungarische Sprache zur Staatssprache geworden ist: „Die Folge werden in einem Vierteljahrhundert 12 Millionen Ungarn sein."[6]) Und nur in der Sprache sieht man überhaupt die Rettung des Ungartums. „Denn weil ein philosophischer Geist die Dinge in Europa lenkt, — schreibt Kazinczy — verschwindet das ungarische Volk nur deshalb nicht, da mit ihm eine sonst nirgends zu findende, eigentümliche und schöne Sprache verschwinden würde." Ihr europäisches Denken gab dem Bewußtsein ihrer nationalen Sendung den Inhalt.[7])

---

[1]) S. 105. [2]) S. 104. [3]) S. 106. [4]) S. 100f.
[5]) Einfache Übersetzungen! [6]) S. 106. [7]) S. 108.

Der Pessimismus, insonderheit die Untergangsstimmung, als Wesenszug des echt magyarisch melancholischen Temperaments, wird von Farkas weit zurück datiert, bis auf die Katastrophe von Mohács und die darauffolgende Türkenzeit. Wir begegnen ihm heute wieder — nach Trianon —, so auch in der deutscherseits bereits besprochenen Nyugat-Enquete, auf die Erich SCHRAMM im Auslanddeutschen[1]) bereits geantwortet hat. Dem steht diametral entgegen die Leidenschaft einer grenzenlosen Subjektivität und Selbstüberschätzung, die nichts anderes neben sich duldet. Und es gehörte — nach Farkas — zur besonderen Psychologie des Assimilationsprozesses, „daß er nicht nur keinen Pessimismus duldete, sondern auch die wahre Selbsterkenntnis ausschloß, weil sie das Ungartum in ungünstiger Beleuchtung hätte erscheinen lassen." Diese Unausgeglichenheit ging — Hand in Hand mit der schon erwähnten Polarität — so weit, daß sich die westungar. katholischen und ostungar. kalvinistischen Schriftsteller wechselseitig als Chauvinisten oder Kosmopoliten tadelten.

So ist es auch Farkas in seinen weiteren Ausführungen kaum möglich, für die damalige Zeit — und es dürfte auch heute schwer fallen — die ungar. Auffassungen von Staat, Vaterland, Volk, Nationalität und Nation genauer zu fassen. Er kommt dabei auch auf das Problem der Deutschungarn zu sprechen. „Die Kluft zwischen dem Ungartum und den fremden Nationalitäten offenbarte sich am stärksten in der Verschiedenheit der Auffassung über das Vaterland."[2]) „Dem Ungartum war das Vaterland (zunächst) kein geographischer, sondern ein juristischer Begriff."[3]) Erst „das Bekenntnis zum Raumprinzip zwang zum Ausgleich mit den Nationalitäten, den doch das Verlangen nach der Ausbreitung der ungarischen Sprache von vornherein unmöglich machte".[4]) Indessen: „Mit dem Erwachen der ungarischen Nation aber ging Hand in Hand das Erwachen der Serben, Slowaken und Rumänen. Die ungarische Bewegung stärkte sie; da indes ihr völkisches Zentrum außerhalb der Landesgrenzen lag, war ihre Bewegung von Anfang an gegen den ungarischen Staat gerichtet."[4])

Anders bei den ungarländischen Deutschen. Das junge ländliche Siedlerelement nahm am nationalen Leben noch nicht teil. Das ältere Bürgertum aber „hatte kein Volksbewußtsein". Diese *Deutschungarn* — wie wir sie im Gegensatz zu den heutigen *ungarländischen Deutschen* noch nennen können — „fühlten sich vor allem als Glieder des ungarischen Staates und nannten sich im Ausland mit Stolz *Hungarus*. Die Sprache war für sie Zufälligkeit, nicht Hauptsache. Die Bezeichnung *Hungarus* war kein Volksname, sondern der Kollektivbegriff für die Bewohner des gemeinsamen Staates . . ."[5]) „Ihre Zeitschriften betonten gern das Wort

---

[1]) Jg. 1934, H. 1, S. 4—10.
[2]) A. a. O., S. 129. [3]) S. 126. [4]) S. 129. [5]) S. 130.

Vaterland, dem sie mit nicht geringerer Schwärmerei zugetan waren als die transdanubischen Dichter. Die ungarische Geschichte behandelten sie wie die ihrige, die ungarische ethnographische Forschung und die geographische Erkundung des Landes nahm mit ihnen ihren Anfang. Ein selbständiges magyarisches Volk, das mehr Recht auf das Land gehabt hätte als sie selbst, kannten sie nicht." Sie fühlten sich den Magyaren ebenbürtig!

Jedoch „das aufkeimende Nationalgefühl des Magyarentums wandte sich . . . gegen den Volksbegriff der ungarländischen Deutschen. Mit Argwohn erkannte man, daß die ungarländischen Deutschen sich das Recht aneignen wollten, die ungar. Nationalkultur auszubilden, während sie doch die ungar. Sprache verachteten . . ."[1]) „Die Deutschen wurden sich nur langsam der Abneigung bewußt, die das Ungartum wider sie erfüllte."[2]) Es kommt zum ersten Zusammenstoß bereits im Anfang des 19. Jahrhunderts. „Im Bewußtsein des Ungartums deckte sich . . . der Begriff *Hungarus* mit dem Begriff *magyar*, der Begriff des Volkes mit dem der Nation" (was man deutscherseits heut auch sprachlich wieder zu trennen bestrebt ist, indem man *Ungarn* und *Magyaren* unterscheidet). „Es war nur mehr bereit, den als Ungarn anzuerkennen, der auch in seiner Sprache Ungar war." Farkas schildert dann dieses neue „Romantische Nationalgefühl" und gibt noch weitere Einzelheiten der Assimilierung. Interessant ist dann die spätere Wendung der führenden Geister vom Volkstum zum Europäertum, wodurch wenigstens in der Literatur die allzu engen Schranken des „Extra Hungariam non est vita" wieder durchbrochen werden. „Der assimilierte Toldy (dt. Schedel), der Begründer der nationalen Literatur", kommt zu der Feststellung[3]): „Das Volkstum ist ein Bestandteil des Charakters, aber nicht der einzige. Der homo sapiens ist nicht nur ein Mitglied der Nation, sondern auch einer Konfession, hauptsächlich aber Mensch."

Es würde zu weit führen, die Weiterbildung und Wandlung der Nationsidee nun auch im einzelnen für die folgende Literaturepoche (nach Farkas die Zeit des jungen Ungarn)[4]) zu schildern. Denn bis zu DEÁK ist es noch ein weiter Weg. Von ihm aus weiterzugehen, mag hier genügen.

c) Die Erweiterung der Nationsidee.

Mit der weiteren Entwicklung über Széchenyi und Eötvös erweitert sich auch der nationale Vorstellungskreis. „Der Begriff der Nation" — wie ihn auch FESSLER schon gemeint hatte — „umfaßt alle Bürger des

---

[1]) S. 131. [2]) S. 132. [3]) S. 140.

[4]) Vgl. dazu seine weiteren Hinweise in *A fiatal Magyarország kora* (Die Zeit des jungen Ungarn, bisher nur ungarisch erschienen).

dtaates, auch die Nationalitäten."[1]) Und Eötvös stellt bereits fest, „daß Sie Nationalitätenfrage nicht Sache einer oder der anderen speziellen Nationalität, sondern eine gemeinsame Angelegenheit aller Bürger des Vaterlandes, *der ganzen Nation* sei".[2]) Damit ist Deáks Grundgesetz von der Gleichberechtigung der Nationalitäten vorbereitet, das so beginnt[3]): „Nachdem sämmtliche Landesbürger Ungarns auch nach den Grundgesetzen der Verfassung in politischer Hinsicht eine Nation bilden, die untheilbare einheitliche ungarische Nation, deren gleichberechtigtes Mitglied jeder Bürger des Vaterlandes, zu welch' immer für einer Nationalität er auch gehöre, ist usw."

Die Idee der Nation war hier also in der Anlage etwas völlig anderes als die Nationalstaatsidee, zumal ja auch *Nation* und *Nationalität*[4]) ausdrücklich unterschieden sind und die Gleichberechtigung fast schon bis zur kulturellen Autonomie ging. Denn nicht nur vollste Sprachfreiheit auch in allen Amtshandlungen wird gewährleistet, sondern (§ 26): „So wie bisher jeder Bürger des Landes welch immer für einer Nationalität, jede Gemeinde, Kirche und Kirchengemeinde das Recht hatte, ebenso werden sie auch fernerhin das Recht haben, mit eigenen Mitteln oder im Assoziations-Wege, Elementar-, Mittel- und höhere Schulen zu errichten . . ." usw. Die gleiche Freiheit wird zur Gesellschafts- und Vereinsgründung ausgesprochen, auch hinsichtlich der Pflege von Sprache, Literatur und Kunst. „Die Sprache der Privat-Institute und Vereine wird durch den Gründer bestimmt." Desgleichen kann auch bei der Ämterbesetzung „Niemandes Nationalität als Hindernis bei der Erreichung welch immer für eines der im Lande bestehenden Ämter oder Würden angesehen werden". Es wird sogar angestrebt, für die maßgebenden Verwaltungsposten, besonders zu Obergespanstellen, Angehörige verschiedener Nationalitäten heranzuziehen — im Interesse der Sprachfreiheit.

Wir haben anfangs bereits den geschichtlichen Vorgang angedeutet, der über diese Grundsätze hinwegführte. Wir sehen es hier nicht als unsere Aufgabe, ihn im einzelnen weiter zu verfolgen und alle Phasen der Magyarisierung zu schildern. Im Gegenteil: es sollten die positiven Ansätze in der Entwicklung hervorgehoben und gezeigt werden, welche Möglichkeiten einer

---

[1]) Farkas, S. 151.

[2]) *Die Nationalitätenfrage*, Vorwort, S. X.

[3]) *Landesgesetzsammlung*, Dtsche. Ausg., Bd. I (1868), Artikel XLVI, S. 270.

[4]) Hier also im Sinne der heutigen „Volkszugehörigkeit". Für die „nationale Minderheit" dagegen setzen wir heute den an sich nicht unbedingt politischen, aber organischen Begriff der „Volksgruppe" (die bei politischer Organisation auch als „Volkschaft" gekennzeichnet werden kann). Auch Szekfü sieht folgerichtig die „Nationalität" als „die höchste Steigerung des Volkstums" (s. *Der Staat Ungarn*, S. 153).

Weiterbildung diese Ideen noch in sich tragen, sofern man sie auch räumlich-landschaftlich zu sehen vermag. Denn das ist die Grundbedingung aller Revisionspolitik, der doch auch BLEYER letzten Endes gedient hat und die jetzt von BETHLEN wieder erneut vorgetrieben wurde, so auf seiner Englandreise Ende November 1933.

Schon im ersten Londoner Vortrag, der die Folgen des Trianoner Systems für „die kleinen Völker des Donaubeckens" behandelte, lesen wir: „Nicht der sprachliche Zusammenhang zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen eines und desselben Staates ist wichtig, sondern die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen, die geschichtlichen Überlieferungen und geopolitischen Lebensbedingungen, die eine Nation zu einer historischen Einheit formen."[1]) Der zweite Vortrag, über „das Problem Transsylvanien", brachte den Vorstoß für die Selbständigkeit Siebenbürgens. B. erinnerte daran, wie dieser Gedanke einer „östlichen Schweiz" schon vor dem Kriege im ungarischen Parlament von den rumänischen Vertretern Maniu und Vajda vorgetragen wurde und daß auch heute der Lokalpatriotismus bei den Siebenbürger Rumänen gegenüber dem Altreich sehr lebendig sei. Der Vorschlag geht dahin, bei brüderlich geteilter Zentralgewalt territorial getrennt jedem der drei Völker die nationale Lokalautonomie zu geben. Bei allen Siebenbürgern käme zuerst die Heimat und dann das Volkstum — zuletzt der Staat. „In den Mitgliedern der drei *Nationen* (?) lebt ein spezifisch siebenbürgischer Patriotismus, der wachgehalten und genährt wird durch die geographische Einheit des Landes, durch seine von der rumänischen wie von der ungarischen Tiefebene völlig abweichende Natur, durch das mehrhundertjährige Zusammenleben, durch das Andenken an die unabhängige Staatlichkeit Siebenbürgens, an die glückliche Zeit seiner schönen und edlen Überlieferungen, durch ein spezifisches Milieu und Kulturniveau, wie auch durch die in vielerlei Hinsicht gleichmäßige Lebensweise. Diese Erkenntnis ist auch die einzige Vorbedingung der Aussöhnung zwischen der ungarischen und rumänischen *Rasse* (!), der Erfüllung ihrer eigentlichen Sendung, sowie der tatbereiten gemeinsamen Verteidigung ihrer gemeinsamen Interessen" — nämlich, wie er zum Schluß betont, gegenüber den Gefahren, die der „ostslawische Riese oder der germanische Drang nach Osten bedeuten, wenn sie die Hand nach den kleineren Völkern Mitteleuropas ausstrecken würden".[2])

In dem Sinne also, wie FREYER vom „freien Entschluß der Stämme und Provinzen" spricht und FARKAS landschaftlich-soziologische Gruppen aufstellt, wird hier die Idee der Nation gesetzt. Ideen können aber nur dann wirksam werden, wenn man sich ganz zu ihnen stellt und sie in ihrer

---

[1]) Pester Lloyd, 28. November 1933, Morgenblatt, S. 4.
[2]) Ebendort, 29. November 1933, Morgenblatt, S. 3.

wahren Gestalt sichtbar macht. Das hieße für Ungarn selbst: stärkste Wandlung des allgemeinen Nationalgefühls, entschiedene Absage an das Prinzip des vorigen Jahrhunderts. Angesichts der bisher so musterhaften Einheit des ganzen Volkes in der Revisionsfrage sollte das — im Hinblick auf den großungarischen Raum — erreichbar sein! Der Sprachnationalismus mit seiner unbedingten Einschmelzungstendenz hat sich nicht als völkerverbindende Kraft bewährt. Aber es liegt ja im altungarischen Geist — sofern dem Mythos der Stephanskrone noch irgendeine lebendige Kraft innewohnt — eine wahrhaft politische Veranlagung, eine großzügige Staatlichkeit, Kräfte, die Freyer dem politischen Volk zuschreibt: aus der geschichtlichen Substanz neue politische Strukturgedanken zu erzeugen — in der über seinen Kulturkreis hinausgreifenden Bestimmung![1])

So verstanden ist Volkwerdung noch eine Aufgabe des Ungartums, damit es befähigt wird, gemeinschaftlich mit Andersvolklichen (wie in Siebenbürgen, aber auch in Ungarn selbst) die wahre Nation aufzubauen. Denn wenn man aus dem Stammessein sogleich zur Nation des vorigen Jahrhunderts gebildet wurde, besteht die Gefahr, daß man in der völlig neuen Umwelt des gegenwärtigen Jahrhunderts sich nicht zurechtfindet, weil man nichts vom Volkserlebnis weiß und es auch bei den Mitvölkern gering achtet. Daraus erklärt sich z. B. auch die bisher so geringe Pflege des Auslandungartums. Anerkennung volklicher Verschiedenheiten und Verzicht auf Assimilation darf aber nicht Zurücksetzung oder gar Verneinung volklicher Lebens- und Ausdrucksformen überhaupt zur Folge haben. Im Gegenteil: erst bei klarem Bekenntnis zur eigenen Art ist Achtung von Volk zu Volk möglich.

Wir haben seinerzeit in *Magyar Szemle* — bei der reichsdeutschen Betrachtung des ungarländischen Deutschtums[2]) — den spontanen, echten Charakter des deutschen Volkserlebnisses auch für die Außengruppen nachzuweisen versucht, zugleich aber einen Ausblick gegeben, wie eine weitere Verschärfung des rein volklich-staatlichen Gegensatzes vermieden werden könnte. Wir deuteten dabei auf das Heimaterlebnis, das allerdings nicht gleichbedeutend mit Staatsgesinnung ist, aber gewissermaßen ihre Innenseite, in seiner Beziehung auf Raum, Landschaft, Boden ihren substanziellen Unterbau bilden muß, und in dem sich die Deutschen an die Seite der Magyaren stellen. Aus der Beantwortung durch GRATZ freilich[3]), die sich allerdings wohl mehr gegen die Auffassungen und Forderungen der deutschen Volksgruppenbewegung (SCHIEMANN-HASSELBLATT[4])) richtete, wurde

[1]) Vgl. oben. [2]) 1932, Juli (Bd. XV, S. 231—240).

[3]) *Állami közösség és népközösség* (= Staatliche Gemeinschaft und Volksgemeinschaft). Magyar Szemle 1932, August (Bd. XV, S. 297—307).

[4]) Vgl. dazu SCHIEMANN: *Volksgemeinschaft und Staatsgemeinschaft.* Nation und Staat, Jg. I/1927—28, S. 21—41.

offenbar, wie wenig Fühlung zu Volk und Volkstum, zum Erlebnis der Volkheit in Ungarn noch bestand, indem diese ganzen Gedanken als „künstliche Erfindung“[1]) abgelehnt wurden. Die Verbindung der Minderheiten zum Muttervolk wäre kaum zu spüren neben anderen Bindungen konfessioneller, gesellschaftlicher oder wirtschaftlicher Art. Hinter der ganzen Theorie von der Volksgemeinschaft steckten taktische Ziele zur Stärkung der Minderheiten und Zersetzung der Mehrheitsvölker. In einfachen Köpfen würde dieser Volksgruppengedanke eine ungeheure Konfusion anrichten, wenn man von ihnen verlangte, sie sollten sich zugleich zwei Gemeinschaften (*közület*) zugehörig fühlen.[2]) Allerdings wird im Gefühl der Volksgemeinschaft auch nichts anderes als das „nationale Gefühl“ gesehen[3]) und speziell der Schiemannsche Begriff einer eigenen „Körperschaft außerstaatlicher Struktur“[4]) bekämpft. Daran wird deutlich, daß hier weniger das Volkserlebnis schlechtweg gemeint war, wie wir es damals skizziert und ja auch den gleichzeitig von MÁLYUSZ angegriffenen Untersuchungen über das Mittelgebirgsdeutschtum zugrunde gelegt hatten. Denn gerade dafür gibt Gratz jetzt sehr wesentliche Hinweise[5]) mit dem Erlebnis des deutschen Soldaten im Weltkrieg, der allgemeinen Volksgruppenbewegung im gleichen Raum des Schicksals und der Neueinrichtung des gesamten Südostdeutschtums auf volklicher Grundlage, so daß auch in dem bei Ungarn verbliebenen Deutschtum im Bann jener „großen Idee der Zeit“ das „deutsche Volksbewußtsein“ gestärkt wurde.[6]) Wir müssen dies deutlich abheben von dem, was das ungarische „Nationalbewußtsein“ ausmacht, in dem sich die Deutschen mit den Magyaren verbinden. Sofern sich doch einmal — entgegen dem BOEHMschen Pessimismus — Staatlichkeit und Volksart zwanglos zueinanderfinden sollen, um jene Lösung für die kleinen Völker an Stelle der „schmerzhaften Vielfalt“ zu ermöglichen, bedarf es klarer Bestimmung und Anerkennung der Volksart. Hier noch ein Wort zu Gratz.

Faj, nyelv és kultura = Abkunft, Sprache und Kultur nennt er als Bildekräfte der Volksgemeinschaft, wobei er der Sprache den Vorrang gibt. In der Analyse bleibt ihm jedoch — an Hand von Beispielen — nur die Sprache übrig.[7]) Dem steht unsere Behauptung entgegen, „daß die Sprache noch nicht das ganze Volkstum ausmacht“[8]). Gewiß, Gratz' Beispiel von Torockó mit völlig eingeschmolzenem Deutschtum

---

[1]) GRATZ, S. 303. [2]) S. 304. [3]) S. 302.

[4]) S. 304. [5]) Im vorliegenden Heft, vgl. oben S. 26.

[6]) Vgl. hierzu auch ISBERT: *Das Deutschtum in Rumpfungarn.* Taschenbuch f. d. Grenz- u. Auslanddeutschtum, 2. Aufl., 1933, S. 28f.

[7]) A. a. O., S. 301: „daß das Wesen jener Gemeinschaft, die man Volksgemeinschaft nennt, dennoch nur die Gemeinschaft der Sprache ist“.

[8]) *Das südwestl. ungar. Mittelgebirge*, S. 63.

umstrittener Herkunft wie auch das mancher ehemals deutschen Dörfer im Komitat Zala[1]) lehrt, daß erstens die Abkunft allein nicht genügt, sondern die Sprache dazu gehört, um die Volksart zu dokumentieren. Zweitens wurde es nun aber Erlebnis aller Volksgruppen nach dem Kriege, besonders auch der Deutschen in Ungarn, daß auch Abkunft und Sprache noch nicht genügen, sondern das Bekenntnis dazukommen muß. Hierin müssen wir PETERSEN zustimmen, der sich gegen unsere damalige These vom rein biologisch-unbewußten Charakter der Volkszugehörigkeit wendet[2]), da Volkstum heute und in Zukunft nur Bestand haben kann, wenn es zugleich geistige Gemeinschaft ist. Die unbewußten Kräfte der Vergangenheit sind im Verdämmern und gehen verloren, wenn sie nicht bewußt erfaßt und neugestaltet werden.

Eine dritte, gerade in der jüngsten innerdeutschen Gegenwart stark hervorgetretene Auffassung, die uns auch bei den Slawen begegnet, geht dahin, daß für die Volkszugehörigkeit auch das Bekenntnis zusammen mit der Sprache nicht genügt, wenn nicht die Abkunft dazukommt. In der Judenfrage wird sie sogar als schlechthin entscheidend genommen, weniger scharf bei den randlichen fremden Gruppen des geschlossenen deutschen Volksbodens (Kaschuben, Masuren, polnische Oberschlesier, Windische in Kärnten und Kroaten im Burgenland). Hier sind die Ansichten geteilt, wieweit man nicht auch schon historische Bindung und bloßes Bekenntnis zur Kulturgemeinschaft bei einigem Anteil an der deutschen Hochsprache — unerachtet der fremden Mundart und Abkunft — zum Anlaß nehmen kann, um diese Gruppen auch volklich als Deutsche zu nehmen, während gerade an ihnen auf der anderen Seite versucht wird, das Wesen der Nationszugehörigkeit klarzulegen (vgl. a. Petersen). Wir haben immerhin als Beispiel für die entscheidende Kraft der Abkunft und des Blutzusammenhanges bei zeitweise völlig erloschenem Bekenntnis und starker Sprachverschüttung das Sathmarer Deutschtum.

An solchen Erscheinungen hat sich im Zusammenhang mit der grundsätzlichen Erörterung der neu erwachten Volkstumskräfte auch auf magyarischer Seite ein Wandel in der Auffassung angebahnt, besonders was den Wert der Magyarisierung betrifft. Denn sowohl an dem gesunden Widerstand der Nicht-Assimilierten wie auch an den krankhaften Übertreibungen der Assimilierten wurde auch im Ungartum das Empfinden für die Echtheit der eigenen Volksart und die richtige Fassung der Nationsidee lebendig. Dafür ist uns ein lebendiger Zeuge der doch wahrhaftig magyarisch gesinnte MÁLYUSZ, der in *Magyar Szemle* aus Anlaß unserer eigenen Deutschtumsuntersuchungen[3]) zu dem Ergebnis kam: Schluß mit der Magyarisierung!

---

[1]) Ebendort, S. 191. [2]) *Deutsche Hefte*, II, S. 197.

[3]) E. MÁLYUSZ: *Die Geschichtsschreibung des neuen deutschen Nationalismus* (ung.) Magyar Szemle, Bd. XV, S. 241—253. Eine eingehende Berücksichtigung der

Die Einschmelzung ist eine Gefahr für die magyarische Substanz. „Wir können nicht mehr hoffen, daß das Deutschtum noch weiterhin . . . das Ungartum an Zahl vermehren wird. Die Möglichkeit einer solchen Assimilation ist bereits dahin, und übrigens würde dadurch nur die Zahl der auf Äußerlichkeiten herumreitenden, unduldsamen Magyaren erhöht werden." . . . „An Stelle des alten Nationalismus ist es auch uns not, auf die Rettung unseres Blutes bedacht zu sein."[1]) Derartige Auffassungen sind freilich noch stark im Werden, haben aber durch die jüngste deutsche Entwicklung neuen Auftrieb erhalten.

III. Bleyers Bedeutung für die Idee der ungarischen Nation.

Bleyer hat zu diesen Problemen theoretisch nie Stellung genommen, es blieb ihm keine Zeit dazu. Er unterschied zwar deutlich die zwei verschiedenen Ströme, aus dem Bereich des Volktums und des historischen Schicksals, die die Haltung des ungarländischen Deutschtums bestimmen, vor ihm und nach ihm. Aber das „Dilemma" zwischen Volk und Nation ist ihm schmerzlich bewußt geworden. Und es ist kein Zufall, wenn ihm eine Leichenrede gehalten wurde, in der dieses „Dilemma" das Hauptthema bildete.

Wir haben es bei der vielumstrittenen Leichenrede von Kornis[2]) nicht direkt mit einer amtlichen Deklaration zu tun, aber auch keineswegs mit einem rein persönlichen Bekenntnis. Der Gegensatz, der hier herauskam und wie er auch seinerzeit aus Anlaß der Parlamentsdeklaration spontan hervorgebrochen war, ist wirklich der innere Gegensatz der magyarischen Gesellschaft zu Bleyer und seiner Idee. Diese Idee hat Kornis in seiner Rede trefflich und mit persönlicher Wärme gezeichnet. Aber er hat sie zugleich verneint, indem er eingehend darlegte, daß sie wohl für den hochstehenden Einzelnen, aber nicht für die große Masse faßbar sei. Er sprach freilich hierbei nicht von gruppenhaftem Volksaufbau, sondern nur von „deutscher und ungarischer Massenpsyche".

Kornis steht hier nicht allein. Weit über Ungarn hinaus herrscht die Anschauung von der Unvereinbarkeit verschiedener Volks- und Staatszugehörigkeit. Vollends vom inneren Aufbau in Volk und Volksgruppe hat die alte „bürgerliche Gesellschaft" keine Vorstellung. Im Bann der Nationalstaatsidee will man es nicht begreifen, daß jemand zugleich treuer Staatsbürger sein könne, wenn er sich dabei als Sohn eines anderen Muttervolkes

---

dortigen Angriffe folgt im Rahmen einer grundsätzlichen Untersuchung über *Volks- und Kulturbodenforschung in Deutschland und Ungarn* (Dt.Ung. Heimatsblätter, Jg. 1934).

[1]) Mályusz, S. 248.

[2]) Sonntagsblatt, Jg. 1933, Nr. 52.

bekennt. Man sieht nur das einzelne „Individuum" und versteht nicht die gruppenhafte Bindung, die alles volkliche Sein auszeichnet und der man sich nicht willkürlich entziehen kann. Und insofern hat Kornis auch recht, wenn er davon spricht, „daß sich die geschichtlichen und psychologischen Bedingungen der Nationalitätenfrage im Grunde geändert haben". Das Prinzip des vorigen Jahrhunderts ist durchbrochen, die Nation will ein neues Antlitz. Die haltlose Vereinzelung ist nicht mehr möglich, die Bindungen sind wieder stärker. So haben sich die Gegensätze verschärft.

Aber nicht Bleyer hat sie verschärft, er hat sie nur mehr und mehr an sich selbst erfahren, indem auch seine Bindung stärker wurde und seine Verpflichtung wuchs. Er wurde von der Entwicklung vorwärts getrieben und hat sich lange dagegen gewehrt. Und die „Geister", die er führte, hat er nicht geweckt, sondern da sie geweckt waren — durch Kriegs- und Nachkriegsentwicklung — hat er sich ihrem Ruf nicht entzogen. Aber er hat sie gedämpft. Es waren viele deshalb mit ihm uneins.

Wir haben bereits 1932 in *Magyar Szemle*[1]) die Möglichkeit zwangsläufiger Radikalisierung angedeutet und die Lage damals ziemlich hoffnungslos gesehen. Es hieß dabei in der deutschen Fassung[2]): „Bleyer, heute noch der bewährte Führer des ungarländischen Deutschtums und einer der echtesten Volksgruppenführer in der europäischen Minderheitenwelt, erscheint in dieser Beleuchtung so ungefähr als *der letzte große Loyale.*" Wir wiesen auf die Gefahr hin, die seine oft geforderte Beseitigung von radikal-magyarischer Seite zur Folge haben könnte, und daß die Entwicklung nach ihm sich notwendig anders gestalten müsse. Im Hinblick auf die Nachfolgestaaten, insonderheit Südslawien[3]), wurde angedeutet, daß Vereinfachung solcher Art höchstens im negativen Sinne „Entspannung" bringen könne. Gegenüber der großungarischen Idee aber, die einzig auf dem Gedanken freiwilliger Rückkehr der anderen Volksgruppen und harmonischer Zusammenarbeit aufgebaut werden kann, sei eine solche Tendenz in ihrer Auswirkung kleinungarisch.

Aber es soll diesmal nicht ein deutscher Standpunkt verteidigt, sondern ein ungarischer verstanden werden. Der Grundgedanke bei Kornis läuft unseres Erachtens darauf hinaus: Das, was von Bleyer angestrebt wurde, die Minderheitshaltung überhaupt, sei höchstens für den Menschen der Oberschicht, aber nicht für das „gemeine Volk" möglich. Was Bleyer gewollt hat, Loyalität trotz des offenen Bekenntnisses zum anderen Volkstum, könne man bei einfachen bäuerlichen Menschen nicht erreichen. Vielmehr würden dann die ungarländischen Deutschen, wenn sie diese Art

[1]) A. a. O., Bd. XV, S. 239f.

[2]) S. Sonntagsblatt vom 24. Juli 1932.

[3]) Die Verhältnisse in den anderen Nachfolgestaaten wurden damals von magyarischer Seite als für das Deutschtum bedeutend ungünstiger bezeichnet.

deutscher Gesinnung pflegen, nicht mehr „gute Ungarn" sein. Sie würden auf diesem „vom national kraftstrotzenden heutigen Deutschtum Ostraum genannten Gebiet" eine Gefahr für Ungarn, im Sinne einer deutschen Expansion und jener „Einschmelzungsbestrebung, gegen die das Magyarentum so viele Jahrhunderte hindurch zu kämpfen genötigt war". Dieser Gedankengang wird heute bestimmt von weiten Kreisen des Ungartums geteilt.

Wenn es nun überhaupt etwas gibt, was solche Gedanken und Sorgen zu bannen vermag, so kann es nur die Idee der ungarischen Nation selber sein. Und diese hat Kornis im Bleyerschen Sinne wahrhaft groß wiedergegeben. Er geht aus von Bl.s Grundüberzeugung, „daß hier im Donaubecken der Genius der Geschichte das Ungartum und das Deutschtum eng miteinander verschmolzen hat". Das ist auch das Thema von Bl.s allerletztem Aufsatz gewesen, den er schreiben konnte.[1]) Dann aber gibt Kornis das Zitat aus Bl.s Deklaration, wo er sagte: „Wir bekennen uns im Geiste Franz Deáks zur einheitlichen politischen ungarischen Nation; das heißt zu dem einheitlichen ungarischen Staate, und haben immer bereitwillig anerkannt und erkennen auch jetzt an: die Erstgeburt des Ungartums, seine staatsgründende und staatserhaltende Berufung und die sich daraus ergebenden Rechte."

Eine solche Wendung: die unbedingte Vormachtstellung des Staatsvolkes zu beteuern in dem Augenblick, wo man — unter Berufung auf Deák — die Gleichberechtigung für seine eigene Volksgruppe fordert, ist bezeichnend für die Haltung der alten „Deutschungarn", zu denen Bleyer noch gehörte. Das hat ihm zu Lebzeiten vielfach den Vorwurf eingetragen, er stünde zu weit im magyarischen Lager. Es belegt für uns aber zweierlei: wie wenig er im Grunde den Nationsbegriff aufnahm, indem er ihn unbedenklich mit dem des Staates gleichsetzte, und wie sehr er zugleich doch für eine geschlossene ungarische Nation magyarischer „Suprematie" eintrat. In dieser Art, so glauben wir, war er einer der letzten seines Zeitalters. Und hierin liegt vielleicht seine ganz besondere Bedeutung für die Idee der ungarischen Nation, indem er aufzuhalten suchte, was an scharfer Sonderung volklicher Verschiedenheiten sich heute mehr und mehr auf allen Seiten durchsetzt und was BOEHM schon von einem Zeitalter der Dissimilation sprechen läßt. Gegen diese Erscheinung aber, sowohl auf deutscher wie auf magyarischer Seite, hat sich Bleyer im Grunde seiner Seele gewehrt.[2]) Davon unterschied sich freilich sein äußeres Wirken, das

[1]) S. Volk und Reich, Jg. IX (1933), Oktober-Heft (S. 845—52): *Ungartum mit dem Deutschtum schicksalverbunden.*

[2]) Deutscherseits in seiner Stellungnahme gegen jegliches Autonomiestreben und politische Minderheitenbewegung (vgl. oben S. 29 bei Gratz); ungarischerseits gegen die Überbetonung des „Rasse"gedankens, wie es aus der Deklaration über-

sich notgedrungen in den Dienst seiner Art (= *faj*) stellen mußte, weil es von ihm verlangt wurde. Aber es ist unmöglich, daraus zu schließen, er habe unnötige Spannungen erzeugt und somit schädlich gewirkt. Denn gerade durch seinen zähen Kampf in dieser Zwischenstellung, die wir oben als „Dilemma" bezeichneten, hat er sich ein großes und einzigartiges Verdienst um die Klärung und Herausstellung einer gegenwartsgemäßen ungarischen Nationsidee erworben.

Er bewahrte die deutsch-ungarische Frage vor unerlaubter Vereinfachung auf radikal-magyarischer wie auch deutscher Seite und hat damit das Bewußtsein für die besondere Tiefe des Problems auf beiden Seiten wachgehalten. (Wir erinnern an Boehms Feststellung, daß die Abgrenzung der Begriffe Volk und Nation „keineswegs nur uns Deutschen zur Aufgabe gestellt" ist.)[1]) Hierin sehen wir also eine ganz wesentliche Seite von Bleyers Auftrag, abgesehen von seinem unmittelbaren und unermüdlichen Einsatz für die deutsche Frage. Daß aber diese Frage einmal zur Entscheidung kommt und damit aufhört, „Frage" zu sein, ist ja beiderseits nur zu wünschen. Und so kann uns auch ihre Zuspitzung im Sinne Kornis' nur willkommen sein. Die Antwort aber — gerade bezüglich der Oberschichtfrage und der „zwei Seelen" („des seelischen Paradoxons, wie man zugleich Ungar und Deutscher sein könne"[2])) — ergibt sich aus Bleyers ganzer Entwicklung von selbst, wenn man sieht, wie er sich zu den neuen Forderungen durchgekämpft hat.

Wir müssen nur auf den Zeitpunkt zurückgreifen, wo Bl. sich auf den politischen Plan gerufen fühlte und zum erstenmal seine Stimme für das Deutschtum erhob. Das war im Jahre 1917, also noch in der alten Ära.[3]) Damals sah Bl. in Ungarn den zentralistischen Nationalstaat, in der einheitlichen Sprache das Unterpfand staatstreuer Gesinnung und in der „völkischen Assimilation der sogenannten Nationalitäten" einen Hauptzug der ungarischen Politik als „einfachsten Selbsterhaltungstrieb". Die Aufsaugungstendenz sei Tatsache, und das Deutschtum, am stärksten davon betroffen, müsse sich damit abfinden und auf eine eigene Oberschicht restlos verzichten. Es sei, assimiliert, eines der bedeutsamsten staats-

---

setzt wurde: „Wir halten diese Ideologie . . . in Ungarn für gefährlich, sogar für verhängnisvoll."

[1]) Vgl. oben S. 172.

[2]) Wir betonten schon, wie man sich deutscherseits mit der Unterscheidung von *Ungar* und *Magyar* geholfen hat. Das ist natürlich im Magyarischen nicht möglich, es sei denn, daß man auf das lateinische *Hungarus* zurückgreift. Aber es ist schon viel erreicht, wenn *nemzet* und *nép* wieder strenger unterschieden werden — freilich nicht im alten Sinne wie vor 1848.

[3]) Bleyer, *Das ungarländische Deutschtum.* Deutsche Rundschau, März 1917, S. 350—357.

erhaltenden Elemente und für das Ungartum als Ergänzung und Stärkung des Mittelstandes nicht zu entbehren. Dazu käme „die Bereitwilligkeit der deutschen Art, sich samt Sprache und Stammesart dem an Macht und Kultur höher Stehenden auszuliefern", zumal hier noch der „Nimbus der Ehrfurcht gebietenden Staatsgewalt" und der „Schimmer der geistigen und gesellschaftlichen Vornehmheit" die Zugehörigkeit zu dem magyarischen Herrenvolk erstrebenswert machten . . . usw.

Wir bringen diese ungemein aufschlußreichen Äußerungen hier, weil sie Bleyer am besten rechtfertigen. Denn sie zeigen, wie ernst es ihm war mit dem Ungartum. Sie offenbaren, wo gerade die hochstehenden Deutschen in Ungarn damals standen, wie stark sie dem Ungartum verhaftet waren, und welchen schweren Kampf Bleyer hat durchmachen müssen. Denn er war ein Mensch, der zäh zu seinen Überzeugungen stand. Daß er sich aber durchgekämpft hat, darin liegt sein Verdienst nicht nur für das Deutschtum, sondern zugleich für die wahre Idee der ungarischen Nation. Denn die war damals tot.

Jene Äußerungen offenbaren ja zugleich auch, wie das, was Kornis und mit ihm große Teile der magyarischen Gesellschaft im Grunde immer noch wünschen, wirklich einmal da war. Auch Bleyer hat wirklich ehrlich zu diesen Auffassungen gestanden und sie an sich selbst erprobt. Dann rief ihn das Schicksal auf den Posten, den er bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen durfte. Der Appell des Volksgeistes warf ihn in den Kampf, in dem er nun seinen Mann stehen mußte. Und sein Werdegang als Führer der Volksgruppe zeigt deutlich, wie er in seiner Aufgabe standhielt und sich treu blieb.

Was ihn 1917 auf den Plan rief, war zuerst nur die Sorge um das deutsche Landvolk. Genau umgekehrt, wie Kornis das Minderheitenrecht versteht, das er an Hand von Bleyers Leben höchstens als ein Sonderrecht für die Oberschicht gelten lassen will, wurde es von Bleyer wirklich aufgegriffen — als ein Reservat für die Unterschicht, während er die Oberschicht und mit ihr eine politische Minderheitsbewegung zu opfern bereit war. Am Bauerntum wurde ihm offenbar, daß die Magyarisierung zu weit ging, hier mußte er Halt gebieten, denn er sah mit dem Rückgang des ländlich deutschen Kulturstandes zugleich den der Wirtschaftskraft und die Gefahr für die Nation. Er weist hin auf das warnende Beispiel der Zipser Deutschen: „Sie sind gebrochen und kaum mehr zu retten!"

Aber nachdem er so den ersten Schritt getan hatte, mußte er unerbittlich weiter. Das Endergebnis der alten Ära war Rumpfungarn. Der Sturz der Ereignisse forderte schnellen Einsatz. Sein weiteres Wirken — bezeichnet durch die Bemühungen als Nationalitätenminister um die Slowakenautonomie, den Verbleib des Burgenlandes und die Minderheiten-

verordnung[1]) — stand zunächst nur unter einer Idee, der großungarischen. Und darin ist er sich treu geblieben: er blieb großungarisch bis ans Ende. Dazu aber bedurfte es — im Angesichte der neuen Zeit — eines ungebrochenen Deutschtums und einer wahren Volksgruppenfreiheit. Und so war, was ihn vorwärtstrieb auf dem einmal beschrittenen Wege, einzig und allein sein deutsch-ungarisches Gewissen. Das brachte ihn in die völlig ungewollte Kampfstellung, denn er mußte auf seinem hervorragenden Platz im ungarischen Geistesleben mehr und mehr erkennen, wie nur im reinen Bekenntnis zur angestammten Art auch für den Gebildeten die Möglichkeit zu ungebrochenem Wirken lag — ganz zu schweigen vom bäuerlichen Menschen. Und wie einzig durch die Freiheit zu diesem Bekenntnis eine neue Zukunft auch für die Idee der ungarischen Nation erkämpft werden konnte. So mußte zunächst dem ungarländischen Deutschtum seine Stellung als bewußtes Glied in dieser Nation gewahrt bleiben, treu seiner Art samt seinen Führern. Und mit der Führerfrage gewann auch die Frage der Oberschicht neue Wirklichkeit, ohne daß sie erst theoretisch gefaßt zu werden brauchte.

Daß er gleichwohl der begrifflichen Klärung nicht ausgewichen ist, davon legen u. a. seine anfangs erwähnten Ausführungen vom Jahre 1929 über „das Verhältnis zwischen Deutschtum und Ungartum" Zeugnis ab.[2]) Unter dem Eindruck der deutsch-ungarischen Volksnachbarschaft forderte er Solidarität von Volk zu Volk und suchte dem Ungartum einerseits den allgemeinen Durchbruch des deutschen „Volksgedankens" nach dem Kriege als unabänderliche Tatsache vor Augen zu führen, wie er andrerseits zugleich die Staatstreue — auch der Auslandgruppen — und das Fehlen jeglicher Irredentahaltung als besonderen deutschen Wesenszug hervorhob.

So erlebte er auch den doppelten Pflichtenkreis: zugleich staatlich-ungarisch und volklich-deutsch zu sein. Es war kein Problem, ob es möglich sei, sondern Schicksalsaufgabe, für ihn zugleich Weiterführung der St. Stephans-Idee, die ja auch Kornis bei Bleyer anerkannt und in edler Weise als „die weltgeschichtliche Perspektive" gezeichnet hat. Die aber will weitergebildet sein, denn auch in Ungarn sind neue Kräfte am Werk. Das betrifft einmal die deutsche Volksgruppe. Persönlichkeiten wie Bleyer sind einmalig, ihre Stellung läßt sich nicht nachschaffen. Ihr Geist wirkt fort, wenn er sich verjüngt in denen, die an ihre Stelle treten. Aber die Zeit schafft ihnen unerbittlich neue Aufgaben, die nur in eigener, neuer Haltung geleistet werden können.

Das gleiche gilt für das Ungartum, in dem eine alte Gesellschaft von neuen Strömen abgelöst wird, wie sie heute überall aus dem südosteuropäi-

---

[1]) Hierzu der Aufsatz von A. Török im vorliegenden Heft.

[2]) Vgl. oben S. 166, Anm. 1.

schen Bauerntum hervorbrechen. Ansätze dazu zeigten sich z. B. in der soziologisch erfaßbaren Gruppe der ungarischen Kleinlandwirte. Im Rahmen jungmagyarischer Bewegung formen sich neue politische Bildungen, die sich von ferneren ausländischen oder näherliegenden inländischen Machtgruppen alter Art freizuhalten suchen, um in neuer Form den wahren Volksinteressen in Übereinstimmung mit der südosteuropäischen Gesamtkonstellation zu dienen. Es ist kein Zufall, wenn solche Gruppen in der Deutschtumsfrage eine positivere Haltung einnehmen, zumal sie auch ein begreifliches Interesse daran haben müssen, das gesunde und wirtschaftskräftige deutsche Bauerntum für sich zu gewinnen. Und es bleibt auch beachtenswert, wie im Gegensatz zur sonstigen öffentlichen Meinung, die sich Bleyer gegenüber ablehnend verhielt, diese wirklich echt magyarischen Gruppen sich bisher offen für die deutsche Sache eingesetzt haben und schon zu Lebzeiten Bleyers entschieden für ihn eingetreten sind.

Mit diesen neuen Bewegungen, von denen man allerdings erst abwarten muß, wie sie sich durchsetzen, werden auch die Ideen von Staat und Volk neue Gestalt gewinnen, die Zusammenarbeit der Völkerschaften wird sich vereinfachen, in dem Maße, wie diese sich verjüngen. Solange aber das Ungartum an der mittleren Donau inmitten des Karpathenraumes seine Heimat hat, wird es auch seine völkerverbindende Aufgabe haben, sei sie nun kultur- oder staatspolitisch. Die Idee der Nation ist dann nur eine Stufe oder Abwandlung jener alten unvergänglichen Reichsidee, die noch der Traum gemeinsamer Zukunft bleibt. Die „Föderation der Volkstümer" ist nur ein Teil von ihr, denn wenn das Volkhafte wieder als gesellschaftsbildende Kraft frei werden soll, bedarf es auch einer neuen Staatlichkeit und einer neuen Wirtschaftsordnung. Auf dem Wege der Wirtschaftsordnung sehen wir in Südosteuropa große gemeinsame Kräfte im Aufbruch, auf dem Wege der Staatlichkeit sind jedoch die fremden Einflüsse noch stark, und es wird immer eine besondere Frage an das Ungartum bleiben, wieweit es als staatlich veranlagtes Volk neue politische Gestaltungskräfte aus sich wieder hervorbringen kann. Hier darf Bleyers Vermächtnis nicht übersehen werden.

Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut.

Von

W. Bang (Berlin).

Siebter Brief:

Neue Ansichten — neue Einsichten?

1. In den Orkhon-Inschriften kommen Stellen vor wie *'türk budun yoq bolmazun' tiyin* (I E 11) d. h. »sagend 'das Türkische Volk soll nicht untergehen'« oder *'tašra yorïyur' tiyin kü äšidip* (I E 11—12) d. h »als sie hörten den Ruf (das Gerücht), welcher sagte (meldete) 'er geht nach draußen (d. h. er hat die chinesische Oberhoheit abgeschüttelt)'«. In dem zweiten Beispiel steht *tiyin* »adjektivisch« vor *kü* wie z. B. *degän* vor *ataq* in *Prob.* III 64: *'Qan qïzïn öltürüptü' degän ataq* d. h. »das Gerücht, welches besagt 'der Qan hat seine Tochter getötet'«.[1]) Und jedenfalls ist es ganz klar, daß *tiyin* die Bedeutung eines Partizipiums haben muß, entweder part. praes. activi oder allenfalls part. perfect. activi.[2]) Die erstere ist jedoch die weitaus wahrscheinlichere.

Indem wir es mit diesem *tiyin* verglichen, konnten wir in unseren TT II 426—7 endlich das so lange unverständliche uigurische *iyin* als 'folgend' deuten, obwohl uns damals noch nicht alle Einzelheiten ganz klar waren. In meinem 6. Brief (Ung. Jahrbb. XII 94) habe ich dann *iz* 'Spur' in **i-z* zerlegt und darin ein *-z*-Nomen eines Verbums **i-* gesehn: *tiyin* < **ti-yin*, *iyin* < **i-yin*.

Von Wörtern der gutturalen Reihe ist mir aus Kāšγarī nur ein einziges bekannt, das sich mit unseren heutigen Mitteln ohne Einspruch von anderer Seite etymologisieren läßt: *tuyïn* 'verschlossen, geizig' von *tu-* 'den Weg versperren (Wb und Index), verstopfen (den Mund), ausstopfen (Kaš.)'. Die nächsten Verwandten dieses Verbums sind: alt. tel. usw. *tun-* 'verschlossen sein, verstopft sein' (so schon Kāš.) = kaz. *tən-* <**tu-n-* und das davon abgeleitete *tunuq, tənəq*; vgl. tel. *tul-* 'abgesperrt sein': <**tu-l-*. Dann alt. tel. usw. *tuyuq* 'verschlossen, abgeschlossen', bei dem es nicht ganz sicher auszumachen ist, ob es in **tu-yuq* oder in

---

[1]) Vgl. die ähnliche Konstruktion bei *at* in *Prob.* III 328 32—33.

[2]) Vgl. auch Thomsen, *Inscr.* 145 Note 18; Radloff *Alttürk. Inschr.* I 418, II 94.

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló

**tu-y-uq* zu zerlegen ist; die letztere Analyse ist mir die wahrscheinlichere.[1])

Die für unsere Zwecke aber wichtigste Ableitung von *tu-* ist das alt. tel. *tui* 'verschlossen' in Beispielen wie *qulaq tui tudun* 'verstopfe die Ohren', *tumčuq* (so lies? Oder *tumčuyuñ?*) *tui tudun* 'halte die Nase zu'. Dies *tui* geht auf **tu-y-ï*, **tu-y-u* zurück wie z. B. *qai* auf *qayï*, *qayu*, *bai'a-* auf **bayula-*, und ist wörtlich durch 'verstopfend' usw. zu übersetzen. Es entspricht, was die Bedeutung anbelangt, also ganz dem obigen *tuyïn*, das genau genommen ja ebenfalls 'versperrend, verstopfend' bedeutet. Mit der Gegenüberstellung von *tui* und *tuyïn* gewinnt nun auch das Nebeneinander von *sayu* und *sayïn* ein ganz neues Gesicht. Ich habe schon im § 51 von KOsm I bemerkt, daß es nicht immer leicht sein werde, die mit »wucherndem«[2]) *-n* gebildeten Formen von solchen zu unterscheiden, deren *-n* anderen Ursprungs ist. Ich denke, wir dürfen *sayïn* nun ganz unbedenklich mit *tiyin*, *iyin*, *tuyïn* auf eine Stufe stellen und auch gleich noch die im § 52 aufgeführten *tägin* (neben *tägi*), sowie *-layïn* (neben *-layu*) hierher setzen. Wenn also von einem Verbum *öñ-* einmal das »Partizipium« *öñi* 'sich verändernd' > 'anders' usw. gebildet wurde, dann aber auch *öñin* 'anders' — es kann infolge von progressiver Rundung zu *öñün* werden — so wollen wir auch hierin lieber alte »Partizipien« erblicken.

Das Formans *-layu* entspricht schon in den Inschriften ganz dem *täg* der Turfantexte oder dem *gibi* der Osmanen; so z. B. in dem bisher ungedeuteten *oplayu*, zu dem man kaum nötig hat, ein **opla-* zu konstruieren. Nach Käš. bedeutet *op* 'Dreschochse'; *oplayu tägdi* heißt also 'er griff an wie ein Dreschochse' d. h. il attaqua à tête baissée.

In der Runeninschrift, die Kotwicz und Samoilovie im *Rocznik Orjental.* IV (1926) veröffentlicht haben, ist S. 103 Z. 5 zweifellos [o]*yurčuluyun* zu lesen und 'wie ein Dieb, heimlich' zu übersetzen. Zu *oyurču* vgl. schor. *oyurčï*, tel. *ürčï*, balk. *urūcú* usw. Unser *oyurčuluyun* hat also die Bedeutung des osm. *uyrïlayïn*.

Ob Ramstedt (MSFOu XIX 109) heute noch glaubt, daß das schriftmongol. *-čilän*, *-čïlan* mit dem türk. *-čïlain* usw. (vgl. meinen Beitrag zur Hirthfestschrift OZ VIII § 4 und S. 26 Anm. 4) urverwandt sei, weiß ich nicht; diese Ansicht verträgt sich jedenfalls nur sehr schwer mit seiner schönen Erklärung von *-ča* (KSz. XVI 82; vgl. KOsm. I S. 45). Ich denke an Entlehnung durch die Mongolen. Lehngut ist auch das mand. *-cila-* z. B. in *nikacila-* 'wie ein Chinese

---

[1]) Vgl. von *sï-*: *bir kämi sïyuqï* 'une épave du navire' bei Pelliot, *T'oung Pao* 1914 S. 251 LIV 5. Zu dem anderen *-yuq* vgl. TT III 209 Anm. 108. Wenn Käš. *bulyayuq* 't.übe' hat, während uig. *bulyaq*, alt. tel. *pulyaq* 'Vermischung' usw. auf **bulya-q* zurückgeht, so ist das nach *ti-*: *tir*: *tiyür* zu beurteilen. Vgl. Käš. *ögräyük* 'Gewohnheit' < **ögrä-y-ük*; *öñäyük*, *üñäyük* mit Verweis auf *uñayuq*, welches aber fehlt.

[2]) Ich befürchte daß wir, die wir über das Mongolische zum Türkischen gekommen sind, uns doch oft an dem »wuchernden« *-n* (Böhtlingk, *Jak. Gr.* §§ 226, 332; Lucien Adam, *Gram. de la langue Mandchou* S. 30) übernommen haben.

(*nikan*) aussehn'; das Formans wurde entlehnt, nachdem schon auf türkischem Boden *-ča-la-* > *-či-la-* (OZ VIII l. c.) geworden war. Sodann muß hier bemerkt werden, daß dem *-či* der Nomina actoris ein echt mandschurisches *-si* entspricht (ob auch lautlich, weiß ich nicht!): *okto* 'Arzenei', *oktosi* 'Arzt' wie *äm* : *ämči* usw. Tritt bei einem mandschurischen Nomen actoris *-ci* auf, so handelt es sich dagegen wohl meist um Lehngut: *aduci* 'Hirt' < **adūci* < mong. *aduγuči*; *gerci* 'Angeber' < mong. *gereči* usw. Von solchen Wörtern gibt es dann *-la*-Verba, die von dem obigen *nikacila-* und z. B. von *moniocila-* 'sich wie ein Affe geberden' fundamental verschieden sind: *gajarci* 'Führer', *gajarcila-* 'führen' < mong. *γadzar* 'Erde' *γadzarči* 'Führer' (Kow. 1003; vgl. *yir* und uig. *yirči* 'Führer'), *γadzarčila-* 'führen'. Übrigens haben sich auch hybride Bildungen eingestellt, wie z. B. *śuruci* 'Ruderer' von **śurun* in *śurumbi* 'rudern' u. dergl. und die Herren Mandschuriker sollten sich dieser Frage einmal annehmen.

Wenn *birlän*, wie Poppe will, von einem Verbum **birlä-* abzuleiten wäre, müßten wir irgendwo **birläyin* usw. vorfinden; obendrein ist in alten Texten nur *birlä* (< *bir ilä*; vgl. osm. *ilä*) nachzuweisen. Es ist also das wahrscheinlichste, daß *-n* in *birlän* mit dem Komitativ-Instrumental zusammenzubringen ist.

2. Man wird sich angesichts all dieser Wörter die Frage stellen müssen, ob das *-y-* nicht einfach der Hiatustilger ist, d. h. also, ob *tiyin* nicht aus **ti -y- in* entstanden ist? In diesem Falle wäre das eigentliche Suffix *-in*. Und es entsteht sofort die neue Frage, ob nicht gerade dieses *-in* in einer größeren Anzahl von Wörtern vorliegt, die von einem konsonantisch auslautenden Verbalstamm abzuleiten sind. Ich spreche ausdrücklich nur von einer größeren Anzahl von Wörtern, denn es ist selbstverständlich sehr wohl möglich, daß es ursprünglich neben diesem *-in* noch ein andres, oder gar mehrere andere gegeben hat.[1])

3. So kann ich mir sehr wohl vorstellen, daß in uig. *äsin* tel. *äzin* 'Wind' gerade dieses *-in* vorliegt: *äs-* 'wehen, blasen', *äsin* also 'der, das Wehende'[2]). Von *äsin* ist das *-a*-Verbum **äsinä-* gebildet worden, das durch Mittelsilbenschwund zu *äsnä-* wurde[3]); Kāšγarī kennt dafür noch die Bedeutung 'wehen', daneben schon die von 'gähnen', die noch in einer Anzahl neuerer Dialekte vorliegt.

Ganz dieselbe Entwicklung finden wir bei dem uig. *ät-* 'erklingen', das im *Suvarṇaprabhāsa* 183 19 vorliegt: *altun köwrüklär käntün ätdilär* 'goldene Trommeln erklangen von selbst'. Das Nomen und das von ihm wieder abgeleitete *a*-Verbum finden wir *Suv.* 363 22 *arslanlar ätinin ätinäyü* 'mit Löwen-Stimme brüllend'. Das Faktitivum *ätiz-* 'erklingen lassen' steht in Pelliots Text im *T'oung Pao* 1914 Nos LXX und LXXI; vgl. meine Manich. Erzähler im *Muséon* XLIV 11.

---

1) Vgl. z. B. nur die Geschichte von *-er* im Nhd.

2) Vgl. *boran* < **bora-n* 'Schneesturm' usw. unten S. 211 Anm. 1.

3) Anders in KOsm. II S. 33, aus dem Jahre 1919, d. h. aus einer Zeit, wo Kāšγarī mir noch unbekannt war.

4. Kāšγarī überliefert uns ein Verbum *yal-* im Sinne von 'entbrennen (Feuer); sich entzünden (Wunde)'. Bei den Schor lautet es *čal-*, aber alt. *yalï-*, tel. *ẏalï-* 'aufflackern, entbrennen, leuchten' (vgl. auch Wb. III 1880 *čalï-* unter 3). Zu diesem *yal-* möchte ich *yalïn* 'Flamme' als »Partizipium« stellen. Ebenso dürfte das Wort für 'Blitz', *yašïn, čazïn* usw., mit dem Verbum *yašu-* 'erstrahlen' der Turfanfragmente zusammenhängen, für das wir eine ältere Form **yašï-* anzusetzen haben. Vgl. das osm. *čaqïn* 'Funken, Blitz' von *čaq-* 'mit einem kurzen Schlage schlagen' dann auch 'erstrahlen, aufleuchten' usw. Es wird zu tel. *čayïn* 'Blitz', schor. *šayïn* 'Funken'. Im Kaz. allein ist bisher *yalqï-* 'leuchten' usw. belegt; davon ist wohl abzuleiten bar. kaz. *yalqïn* 'Flamme', 'tel. 'Blitz', dschag. *yalqin, yalqun* 'Flamme', leb. *yalγïn* 'Flamme' tub. 'Blitz', osm. (Redh.) lustre, glitter; flame, blaze; glow; osm. daneben *yalγïm* in derselben Bedeutung (Redh.). Daß hier nicht das unten § 8 besprochene Suffix *-γïn* usw. vorliegen kann, scheint mir selbstverständlich; ebensowenig wird man sich aber auf den in demselben § 8 erwähnten Wechsel *qalγan*: *qalan* usw. zurückziehen dürfen, wie Radloff es im Wb. III 173 zu tun scheint, wenn er sagt: *yalqin* = *yalin*, denn gerade im Osm. fehlt ja fast immer der Guttural im Anlaut der 2. Silbe.

5. Von **ađ-* kennen wir bisher nur das Faktitiv *ađïr-* 'absondern', > *ayïr-, air-* usw. Das Simplex muß etwa 'sich trennen' o. drgl. bedeutet haben. Dazu *ađïn* 'anderer', > jak. *atïn* 'anderer, verschieden'; in der Bedeutung 'andrer' hatten die Oγuz *ađruq* < **ađïr- uq*; vgl. auch den Index. Wie das oben erwähnte *öñin* so ist auch *ađïn* von Haus aus offenbar »Partizipium«.

6. Von *yïγ-* 'aufhäufen' usw. gibt es sowohl *yïγïm* als *yïγïn* im Sinne von 'aufgehäuft, Haufen' usw. Die lautgesetzlichen Vertreter von altem *yïγïn* sind: tob. *yïn* 'Versammlung', alt. *yün* 'Versammlung, Sammlung'. sag. *čün* 'Volksversammlung', kaz. *džïγïn, džïn*. Sowohl bei diesem Wort als auch bei *ügün* 'Haufen' von *üg-* 'aufhäufen' (Kāš. 133 *ökün* neben *öküm*; vgl. meine Manich. Erzähler im *Muséon* XLIV 22—23) wird man annehmen dürfen, daß die ursprüngliche Bedeutung 'aufhäufend' war, obwohl sie noch nicht zu belegen ist, vielleicht überhaupt nie zu belegen sein wird.[1]) Denn wenn wir schor. *ügün taštadï* 'er hat einen Haufen gemacht' mit kir. *üyüp* (von *üi-* < *üg-*) *tastadï* vergleichen, so sehen wir deutlich, daß ein »Partizipium« hier syntaktisch geradezu verlangt wird und daß der »Haufen« sehr wohl nur unserer indogermanischen

---

[1]) Oder liegt sie etwa gar schon vor im *Säkiz Yükmäk* (TT VI, SBAW. 1934) Z. 101 *ayïsï barïmï artuq qazyanmadïn ämgänmädin ügün* (var. lect. *ügin*!) *kirür* 'seine Reichtümer (Hend.) werden, ohne daß er sich noch abmüht, sich anhäufen' d. h. wörtlich 'sich anhäufend eingehn'?

Anschauungsweise sein Dasein verdanken kann. Neben osm. *sayïm* 'das Melken' (von *say-* usw.), Kāš. *bir sāyïm* 'Milch von einer Melkperiode', hat das Osm. auch *sayï* 'das Melken', das aus **sayïγ* (vgl. unten § 14) entstanden sein könnte, tatsächlich aber ein »Partizipium« **say-ï* sein wird, weil dasselbe Wort im Küärik, das ein auslautendes *-γ* nicht einbüßt, vorhanden ist. Wenn wir also im Kirgisischen für 'das Melken' *saūn, saun* finden, so werden wir es ganz unbedenklich auf ein »Partizipium« *sayïn* zurückführen dürfen: dieses aber ist wirklich belegt, und zwar im tel. *sān ui* und im leb. *sān inäk* 'milchende[1]) Kuh' (vgl. sag. *sāgdžañ nek* 'Milchkuh'), besonders jedoch in MELIORANSKIJS *Arab Filolog* S. 70, wo *sayïn* durch *al-ḥalūba* 'Melktier' übersetzt wird.[2])

Analog wurde von *yay-* 'regnen' *yayïn* 'regnend' gebildet; das Wort fehlt leider bei RADLOFF an der ihm zukommenden Stelle, doch vgl. dschag. *yayïn* 'Regen', bar. *yaun*, kir. *džāun, džaun* 'Regenwetter'. Von letzterem wird dann *džaundï* 'regnerisch' neu gebildet, als ob ein urtürkisches **yayïnlïγ* überhaupt vorstellbar wäre. Die Bildung ist wie die von uig. *yalïnlïγ* 'brennend, beflammt', *ätinlig* (*Suv.* 346 21; vgl. oben § 3) 'mit einer Stimme versehen' usw. Dr. MENGES weist mir aus ANOCHINS Schamanistischen Texten (Материалы по шаманству у алтайцев = *Publ. du Musée d'Anthrop. et d'Ethnogr. de l'Acad. des Sc. de Russie* vol. IV 2 1924) u. a. *abïdïndū* und *täbidindū* 'wankendes' und 'ausschlagendes' nach; < **abït-ïn-lïγ, täpit-in-lig*. Wir sehen hier, wie die Basis, ein Verbaladjektiv, allmählich zu einem Nomen abstractum verschoben wurde, dem dann das Adjektive bildende *-lïγ* erst wieder angehängt werden mußte.

Sehr instruktiv ist auch osm. *satïn, satun* 'Handel', dessen ältere partizipiale Bedeutung sofort zutage tritt, wenn wir osm. *satïn al-* 'kaufen' vergleichen mit kir. *satïp al-*, alt. *sadïp al-* 'kaufen'. 'Handel' heißt im Uigurischen *sadïγ*, im Sag. Schor. *sadïḡ*, das im Alt. zu *sadū* wurde; über das Suffix vgl. unten § 14. Im osm. *satï* liegt wohl dasselbe Wort vor und nicht das Partizip **sat-ï*, da wir auch im Jakutischen das zu erwartende *atī* 'Waaren' < *satïγ* vorfinden. Nicht zu diesem *satï* gehört osm. *satïlïq* 'verkäuflich', das vielmehr < **satïl-ïq* entstanden ist; vgl. kaz. *satlïq*, das RADLOFF richtig erklärt hat.

7. Bedenken wir, daß die Wörter für 'ganz, alle' in den Türksprachen mit ganz wenigen Ausnahmen Gerundien oder Partizipien von

[1]) Man denke bitte daran, daß *toy-, doy-* 'geboren werden', im Alt. Tel. Sag. usw. zu *tū-* geworden, dort auch 'gebären' heißt! Auch wir sprechen von einer frisch melkenden Kuh.

[2]) Bei A. VON LE COQ Spr. 92 b *sāylïq qoi* 'Mutterschaf', < *sayïl-ïq* 'gemolken wordenes'. Das dschag. usw. [2]*sayliγ* bei RADLOFF Wb. IV 279 ist natürlich ebenfalls mit *-q* zu lesen.

Verbalstämmen sind, so werden wir osm. usw. *bütün*, alt. usw. *püdün* mit Recht als »Partizipium« ansprechen dürfen: *bit-*, *büt-* 'vollendet sein', davon **bitin*, **bütin*, *bütün* (vgl. uig. *bütrü* <**büt-ür-ü*, tob. *büträ*, sowie osm. *bitik*, *bitkin* 'beendigt'). Dieselben lautlichen Vorgänge dürfen wir z. B. in *tütün* 'Rauch' <'*rauchend', **tüt-in*, sowie in *tolun ai* 'Vollmond' (Kāš.) <'*sich füllender Mond' annehmen; vgl. alt. *aidïñ tolunu*, aber auch sag. *ai tolazï* und kir. *aidïñ tolusu*; osm. *dolun* 'voll(Mond)'. Von *tök-* 'ausgießen' ist **tök-in* abzuleiten: uig. *tökün* '*ausgießend' > 'Unsinn' (Thomsen KSz. II 253), bar. alt. tel. *tögün* 'Lüge' usw. QB. 47 5 *tökün urma* 'rede keinen Unsinn', alt. *tögün aitpa* 'lüg nicht'.[1]) Semasiologisch vgl. mong. *demeirekü* 'unwahre, törichte Reden führen; faseln, Unsinn sprechen' (Schmidt 276b).

8. Für *aqïn* hat schon Kāš. die Bedeutung 'Strom' gekannt; diese liegt auch im Kir. vor, wo *ayïn* 'Strom, Strömung' meint. Von *aq-* 'fließen, strömen'; *aqïn su* und *ayïn su* = 'fließendes Wasser' usw. Im Osm. bedeutet *irk-* 'sich an einer Stelle sammeln (Sand, Wasser) ..... stehn bleiben (vom Wasser)'; Kāš.: 'sammeln'. Davon *irkin suw* (Kāš.) stehendes Wasser'. Sowohl *aqïn* wie *irkin* sind also wohl alte »Partizipien«. Für 'stehendes Wasser' kannte Kāš. auch *turqun*; vgl. im Wb. dschag. *turγun* 'müde, erschöpft, stehend, stagnierend'; osm. *duryun* 1. 'müde' usw. 2. 'durchsichtig, klar, rein' — buchstäblich 'stehen geblieben, abgestanden' —, wozu auch osm. *duru* in *duru su* 'reines, klares Wasser' zu vergleichen ist.[2]) Dasselbe Suffix liegt bei Kāš. in *tärkin* oder *tärgin* vor: 1. 'gesammelt (Heer)', 2. 'stehend (Wasser)'; wörtlich 'angesammelt' von *tär-*, *tir-* 'sammeln'. In den Turfanfragmenten kommt neben *tirin* 'Versammlung' auch *tirkin* oder *tirgin* in derselben Bedeutung vor. Man könnte geneigt sein, in *tirgin*: *tirin* die bekannte, aber immer noch nicht ganz erklärte Erscheinung zu sehen, die in *qalγan* = *qalan*, *kälgän* = *gälän* usw. vorliegt (vgl. unten § 10).[3]) Doch wäre diese

[1]) *Prob.* I 98 456 *ončo tögün* 'alles Schwindel'.

[2]) Dieses *duru* geht wahrscheinlich nicht auf das Partizip **tur-ï*, uig. *turu* (vgl. Index) zurück, sondern auf älteres *turuγ* '*stehen bleibend' (vgl. unten § 14, sowie Index 505 und TT. V 354 Anm. 97). Thomsen hat in KSz. II 248 ein *torïγ* 'rein', das ich eben nicht belegen kann, das ich aber ebenfalls *turïγ* lesen möchte. Bei von Le Coq, *Türk. Man.* I 27, ist wohl *arïγ turuq süzük* zu lesen, nur kann man hier unbedenklich die Bildung **tur-uq* annehmen (vgl. unten § 13); *süzük* ist ebenso gebildet: **süz-ük*. Vgl. auch krm. *tïnïq sū* 'das »beruhigte« Wasser'. Von **tïbï-*, *tïmï-* 'still werden' haben wir schor. *tïbïq*, alt. tel. *tïmïq* 'still, ruhig' in *tïmïq sū* 'eine Stelle im Flusse, die ruhig (ohne Strömung) ist'. Zu dem oben § 1 erwähnten kaz. *tɵn-* < **tu-n-* gehört *sū tɵnyan* 'das Wasser ist klar geworden'; dazu *tɵnɵq* in *bu sū tɵp tɵnɵq* 'dies Wasser ist ganz klar geworden'. Die Bedeutung 'klar' (vgl. kir. *tun-* 'sich setzen') ist zweifellos durch mong. *tunu-* se rasseoir (d'un liquide), devenir clair beeinflußt (Kow. 1719b); *tunumal* clair, transparent.

[3]) Kāš. hat *taryïl* 'mit weißen und schwarzen Streifen auf dem Rücken (von

Annahme nicht zu rechtfertigen, da es ein schon ursprachlich mit *-γ-* oder *-q-* anlautendes Suffix *-γïn, -γun* usw. gegeben hat; die Bedeutung der mit diesem Formans gebildeten deverbalen Wörter ist die eines Partizipiums perf. activi oder passivi. Ich setze einige dieser Wörter her: uig. *ötkün* 'vergangen'; kaz. *azγïn* 'verirrt'; dschag. *tüškün* 'gefallen, besiegt' (vgl. *tüšük, düšük* 'gefallen, dann 'das Fallengelassene; Frühgeburt'); osm. *batqïn* 'eingesunken' (vgl. kaz. *batïq*); osm. *sürgün* 'Verbannter'; *qačγïn* (Kāš.), osm. usw. *qačqïn* 'flüchtig, Flüchtling, Vagabund', wörtlich 'geflohen, Geflohener', kir. *qašqïn*, tar. *qašqun* 'Flucht' (!) und dazu *qašqunčï* (!) 'Flüchtling', sag. *qasqïn*. Die Bedeutung dieses Suffixes sieht man besonders deutlich, wenn man osm. *piškin* 'gekocht, gar, reif' mit dem ostt. *pišük*, osm. *pišik*, alt. *pïžïq* 'reif, gar gekocht' oder mit dschag. *piškän*, alt. *pïšqan* und osm. *pišmiš* vergleicht und dabei konstatiert, daß *-kin* mit dem *-ik, -ük* (vgl. unten § 12) und dem *-kän* und *-miš* gleichbedeutend sein muß. So sind auch gebildet: *tutγun* (Kāš.), *tutqun* 'gefangen, Gefangener'; osm. *süzgün* 'durchfiltriert (vgl. *süzük*); schor. *posqun* 'Vagabund' (vgl. *pos-* 'entfliehen' Wb. IV 1288, und oben *qačqïn*) = kir. *bosqun* 'Flucht' (!); osm. *bozγun* 'besiegt' usw. (vgl. *bozuq* 'vernichtet' usw.); osm. *särgin* 'ausgebreitet, ausgestreckt' (vgl. dschag. *särik* 'ausgebreitet, eben' und § 10 *yaiγïn*); osm. *čatqïn* 'verbunden' (vgl. *čatiq* 'vereinigt'; *čatï* 'Verbindung, Fuge' < **čatïγ*, wie *yapï* 'Bauwerk' usw. = uig. *yapïγ* in Uig. I 21 Z. 2); *täzkin* 'Ausreißer'(?) in THOMSENS Wahrsagebuch JRAS 1912 200 Nr. XXIII; schor. *täskin* 'Landstreicher, Flüchtling' (vgl. uig. *täzük, täzik*); osm. *yatγïn, yatqïn* 'ausgestreckt, hingelegt' (vgl. Kāš. *yatïq* 'Schlaf' osm. *yatïq* 'couché', tel. *yadïq* 'die umgestürzten Bäume im Walde', schor. *čadïq*. Hier auch das »Partizipium« auf *-ïn* : osm. *yatïn* 'liegend' usw., alt. *yadïn* 'das Liegen, Lager', *yadïn ūrū* = *ayrïγ* 'schwere Krankheit', sag. schor. *čadïn* 'Lager', kir. *džatïn* 'Mutterleib'.[2]) Osm. *yatï* 'action de se coucher, de passer la nuit' geht auf *yatïγ* zurück, das Kāš. in der Bedeutung 'Schlaf' kannte; im Jakutischen entspricht genau das Nomen actionis *sïtï* bei PEKARSKIJ S. 2504); karaim. *qusqun* 'das Erbrochene' (vgl.

---

allen Tieren, außer dem Pferde'). Das Wort ist ganz undeutbar, doch kann man sein *bašγïl* vergleichen: *bašγïl yïlqï* 'weißköpfiges Tier'. Aber auch *bašïl qoi* 'Schaf mit weißem Fleck auf der Stirn'.

[1]) Vgl. *qačγunčï* in MELIORANSKIS *Arab filolog* 0102 b in derselben Bedeutung. Dieselbe Bildung haben wir im kaz. *uzγïnčï* 'der Vorübergehende, Wanderer' < **oz-γïn-čï*, vgl. tel. *osqïn* in *asqïn-osqïn* 'verirrt' usw. A. VON LE COQ hat in Turfan *basγunčïlïq* 'Notzucht' notiert; genügt hätte schon *basγun*, Wb. sub *basqïn, basqun* usw.

[2]) Also wohl *qarïn* 'Bauch, Mutterleib' < **qar-ïn*? Doch fehlt uns bis jetzt eine Verbalwurzel **qar-*, an die wir das Nomen anschließen könnten.

osm. usw. *qusuq* 'das Erbrochene', kaz. *qəsəq* 'Erbrechen'); alt. *su köčkünü* 'Eisgang', bar. *kötskün* 'Nomade'; dschag. *yulyun* 'ausgerupft' (vgl. dschag. *yuluq* 'ausgerupft'); osm. *qïryïn* 'herabgedrückt, niedergeschlagen' usw., ostt. *qiryun* 'das Gemetzel' usw. (vgl. osm. *qïrïq* 'zerschlagen', kkir. 'das Niedermetzeln', ostt. *qiriq* 'abgekratzt' usw.); die folgenden Wörter: osm. *käskin* 'scharf', sag. *ötkün* (bei von Le Coq in der Wörterliste aus Turfan auch *ötgün*!), kaz. *ütkĭn* bedeuten also buchstäblich 'geschnitten habend; durchgedrungen seiend', während tel. *ödü* 'scharf' auf **öt-üg* zurückzuführen ist und eigentlich 'durchdringend' bedeutet. Kāšγarīs *ötük* 'Leibweh' ist wohl dasselbe Wort, also mit *-g* zu lesen; osm. *dolyun* 'ganz gefüllt' (vgl. kir. *toluq* 'voll'); osm. *qïzyïn* 'rot, erregt, erhitzt, brünstig (vgl. *qïzïq* 'heiß, hitzig, brünstig).

Kāšγarīs *ičkin* 'begnadigter Feind' ist aus **ičik-kin* 'sich ergeben habend' entstanden. Vom Gegenwort *tašïq-* ist vielleicht einmal **tašïq-qïn* usw. gebildet worden; es ist uns nicht überliefert. Seine Stelle nimmt *täšqïn, tasqïn, tašqun* ein; von *taš-, tas-*: *tašqïn sū* 'Überschwemmung', kir. *sū täsqïnï*.

9. Hier möchte ich nun versuchen, hinter ein Geheimnis zu kommen, das bisher keine Lösung gefunden hat: im Osttürkischen lautet das Wort für 'nahe' (Kāš. *yaqïn*) meist *yaqin*, d. h., daß die Umlautform *yeqin*, die bei der jetzigen Struktur des Wortes das Normale sein sollte, nicht überall durchgedrungen ist. Wird der *i*-Umlaut, wie sonst, auch in diesem *yaqin* durch Doppelkonsonant verhindert, mit anderen Worten: geht *yaqin* auf **yaqγïn, *yaqqin* zurück? Ich möchte dann aber **yaqγin* mit dem oben erwähnten *qalan* : *qalyan* vergleichen und annehmen, daß das alte *yaqïn* : **yaqγïn käldi* buchstäblich bedeutet habe: 'sich nähernd kam er.'[1])

[Ähnlich und doch ganz anders jetzt Ramstedt in seinem geistvollen Beitrag zum *Liber semisaecularis* der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft, Helsingfors 1933, S. 464, wo ein mir nicht recht verständliches **yaγqun* konstruiert wird. Das *-qun* soll gewiß das Suffix sein, das oben § 8 prope fin. besprochen wurde; dieses bleibt aber im Osttürkischen, und unser Wort hätte nach der Monophthongierung **yaqun* und dies im Taran-

[1]) Wenn wir bei Kāš. von *tart-* 'ziehen, sich aneignen' usw. das Reflexiv *tartïn-* 'sich verproviantieren' finden, so muß *tart-* einmal im Sinne von 'verproviantieren' gebraucht worden sein. Sein *tartïn tarttï* 'er beschaffte Proviant' war aber ursprünglich wohl 'verproviantierend verproviantierte er'. Diese Form der *figura etymologica* ist ja im Türkischen zu allen Zeiten sehr beliebt gewesen; vgl. nur das inschriftliche *barïyma bardïy* (IE 24) 'Du zogst fort', kir. *tura tur* 'halt!' und etwas verschleiert kir. *türö-gelip tursa* 'als er aufstand'. Hier würde ich nun auch das »Partizip« *yarïn* 'der leuchtende' usw. > 'Morgen' (vgl. die im § 4 besprochenen Wörter) < *yarï-, yaru-* anschließen: *Türk. Man.* III 43 Nr. 30 *yarïn yarusar* 'als der Morgen anbrach'.

MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRA

tschi infolge von *u*- Umlaut **yoqun* ergeben müssen, eine Form, die bis jetzt m. W. nirgends belegt ist. Auch die Form des Verbums macht mir Schwierigkeiten: ich kenne im Türkischen nur *yaq-* und *yayu-* im Sinne von 'nahe kommen'. Beide mögen verwandt sein, und zwar wäre der Stammbaum so zu denken: **ya-*; dazu das Intensivum *yaq-*; Nomina *yaq* 'Seite' und *yan* 'Seite' sowie **yaγ* 'sich nähernd' (vgl. unten § 13), von dem *yayu-* gebildet sein könnte wie *bayu-* von *bai*.]

Wenn dieses **yaqγïn* richtig ist, so können wir das »Gerundium« auf *-γïnča, -ginčä* (*kälginčä* 'gemäß dem Zurückkommen; unterwegs; auf dem Heimweg' usw.) hier anschließen und es mit dem osm. Gerundium auf *-ïndža, -indžä* vergleichen.

10. Ungemein interessant — weil ungemein verzwickt — ist die Geschichte des bar. *yaiγïn* 'Überschwemmung', und seiner alt. tel. Verwandten *yaiqïn*, geminiert *yaiqqïn*[1]). Wie ist es abzuleiten? Es gab im Urtürkischen zwei Wörter für 'ausbreiten', die in einem Teil der neueren Dialekte lautgesetzlich zusammenfallen mußten: *yad-* (Käš. und Index) und das inschriftliche *yan-* (z. B. I E 23), die beide *yai-* ergeben; zu *yaṅ-* > *yai-* vgl. inschr. *qoṅ* > *qoi* und *qon* 'Schaf' bei Käš., sowie das Deminutivsuffix inschr. *-qïṅa*[2]) > uig. *-qïya*, kir. usw. *-qïna, -qana.*[3]) Ein Verbum **yaṅ-*, das wir hiernach erwarten dürften, ist wohl nie und nirgends zustande gekommen, weil es schon zwei andre Verba *yan-* gab.

Ich glaube nun, daß das kir. *džai-* 'ausbreiten; das Vieh auf die Weide führen' nicht auf *yad-* zurückgeht, auf das es lautgesetzlich zurückgehen könnte, sondern daß es dem *yaṅ-* der Inschriften entspricht: *Prob.* III 324 *qoi džaiγan qoišu* 'der die Schafe auf die Weide geführt habende (= hütende) Hirt'.

---

[1]) Über die Gemination vgl. meinen Hilferuf im 6. Brief (Ung. Jahrbb. XII) S. 103. Wie mag es zu erklären sein, daß von *yaγ-* 'regnen', das immer nur *-γ-* hatte, wie die lautgesetzlich daraus entwickelte Form *yau-, džau-* und auch alt. *yā-* beweisen, im Osttürkischen neben *yaγïdï̆* < **yaγa turur* auch *yaqïdï̆* gesagt wird? Vgl. *Prob.* VI 66[5] und A. von Le Coq Spr. 88a *tōlī yaqïdō*. Ist auch hier der zweiten Silbe ein *γ* vorgeschlagen worden: **yayγa turur*, das zu **yaqqa* wurde? Zum Lautlichen vgl. etwa *yiqqan* 'versammelt' < **yïγ-γan* in *Prob.* VI 127 4.

[2]) Dieses *-qïṅa* ist offenbar ein *a*-Partizip eines verschwundenen Verbums **qïṅ-*, das in einem Teil der im Wb. II 688 unter *qïi-* aufgeführten Bedeutungen weiterleben könnte. Noch nicht hervorgehoben wurde, daß in Melioranskijs *Arab Filolog* 074b *äw-qïna* steht, wo man heute *-kinä* gebrauchen würde. Wieder ein Fall, in dem wir deutlich sehn, daß ein selbständiges Wort zum Suffix herabsinkt und dann der Vokalharmonie unterliegt.

[3]) Das in den Turfanfragmenten ziemlich häufig neben *qayu* auftretende *qanyu* halte ich jetzt im Gegensatz zu KOsm I § 30 für einen Versuch, *qaṅu* mit uig. Lettern wiederzugeben. In *qaṅu* (> *qanï, qayu*) mag ein »Partizipium« von **qaṅ-* vorliegen; vgl. etwa kir. *qaitïp* < *qayu ätïp* u. dergl.

Der Grund, der mich zu dieser Erklärung veranlaßt, ist die Tatsache, daß ich für das bar. *yaiyïn* 'Überschwemmung' ebenfalls lieber ein älteres **yaṅyïn*, **yaṅqïn* (?) statt des lautlich auch sehr wohl möglichen **yaʾγïn*, **yaďqïn* (?) ansetzen möchte. Denn wie in den §§ 7 und 8 sind wieder die Partizipien auf *-ïq*, *-uq* (vgl. unten § 13) zu vergleichen: alt. usw. *yayïq* 'ausgebreitet; Wasserfläche; Überschwemmung', dschag. *yayiq*, kir. *džayïq* 'Uralfluß' (vgl. *Λαΐχ*, *Γεήχ* usw.).

Wollte man hier **yaďiq*, **yaďuq* konstruieren, wie man es bisher ja wohl immer getan hat, so kommt man mit schor. sag. *čayïq* 'Überschwemmung' in Konflikt, das nicht auf **yaďïq* zurückgehen kann, da dies lautgesetzlich **čazïq* hätte ergeben müssen; vgl. *aďaq* > schor. sag. *azaq* 'Fuß' usw.[1]) Auf diese Weise tun wir einmal den Lautgesetzen keinen Zwang an und vermeiden sodann die schönen Reden von der Dialektmischung dort wo es unnötig ist, von ihr zu reden.

RADLOFF hat, wie so oft, auch bei dieser Gruppe von Verben sich um die Lautgesetze nicht gekümmert und setzt (Wb. IV 51) das kir. *džaz-* 'ausbreiten' kurzerhand = *yai-*, was absolut unmöglich ist.

Dieses kir. *džaz-* hat neben sich die Ableitung *džazïq* 'Ebene, Fläche' <**yazïq*, **yazuq*, und muß einem älteren *yaz-* entsprechen[2]), das klar zu erfassen ist in Kāšγarīs *yazïl-* 'sich ausbreiten' und in dem »Partizipium« *yazï* 'flach, eben, Fläche, Ebene, Steppe', sag. *čazï*. Die Beziehungen dieses Verbums zu *yaz-*, *yas-* 'aufbinden, lösen' sind, wenn sie überhaupt bestehn, lautlich ganz unklar. RADLOFFS *²yadïq* 'Ausbreitung' (Wb. III 210—211) ist *yaďïγ* zu lesen; vgl. Kāš. *yaďïγlïγ* 'ausgebreitet'.

Die Turfan-Texte unterscheiden deutlich zwischen *yai-* < *yaṅ-* und *yad-* < *yaď-*. So heißt es im 4. Kap. des Beichtspiegels *nomuγ törüg yaďturmatïn* 'anstatt das Gesetz und die Lehre auszubreiten' (vgl. das häufige buddhistische *ača yada*), während *Türk. Man.* III 6 unten rechts steht: *yaruq kälip tünärigig yaiduq üčün* 'weil das Licht gekommen ist und die Finsternis zerstreut hat'. Dazu *yayïl-* < **yaṅïl-* in der THOMSEN-Festschrift (1912) S. 148 und im *Suvarṇaprabhāsa* 617 4.

10. Das Formans *-γïn*, *-qïn* usw., das ich in den vorhergehenden Paragraphen behandelt habe, ist heute nicht mehr lebendig, gehört aber ohne Zweifel zu dem allerältesten Sprachgut des Türkischen, denn wir finden es — meines Wissen wenigstens — nur bei den alten, nicht abgeleiteten Verben.

Ganz besonders ist es im Osmanischen vertreten, und wenn wir nun osm. *qačqïn* und *sürgün* einerseits und uig. *qalγan*, osm. *qalan* oder

---

[1]) Daß uig. *qïďïγ* 'Ufer, Rand' zu sag. schor. *qïγïg* wird, steht auf einem andern Blatt.

[2]) Vgl. auch THOMSEN in KSz. II 253.

uig. *kälgän*, osm. *gälän* anderseits miteinander vergleichen, so läßt sich kaum bezweifeln, daß *gälän* nicht aus *kälgän* entstanden sein kann — denn dann hätten doch *sürgün* usw. wohl auch **sürün* ergeben müssen —, sondern daß *kälgän* dem Osmanischen gegenüber eine Neuerung darstellen muß.[1])

Hierher gehört u. a. auch die Form auf *-γalï*, osm. *-alï*: *säwäli* 'seitdem er liebt' usw.[2]), ganz besonders aber der Dativ, der im Uigurischen auf *-γa*, im Osmanischen auf *-a* gebildet wird: *ata* 'dem Pferde', *anaya* 'der Mutter' < **ana-y-a*. Diesen osmanischen und auch frühtürkischen Dativ auf *-a* mit vorhergehendem Hiatustilger möchte ich nun in den bisher ganz unerklärten inschriftlichen »Adverbien« *biriyä* < *biri-y -ä* 'im Süden', *yïrïya* < *yïrï-y-a* 'im Norden', *qurïya* < *qurï-y-a* 'im Westen' wiederfinden, in denen wir ein fossiles Überbleibsel sehn müssen, das schon in den Inschriften selbst durch die neuere Bildung *qurïγaru* > **qurï-γa-ru*[3]) usw. abgelöst wird.

Die Entwicklung von *ata* > *atγa* > *atqa* und von *qalan* > *qalγan* könnte ich mir so erklären, daß ich annehme, daß der die zweite Silbe anlautende Vokal zu irgendeiner Zeit mit festem Einsatz (Kehlkopfexplosivlaut; SIEVERS, *Phonetik*[5] § 385)[4]) ausgesprochen wurde: *ʔat'a*, das sich zu *atγa* verdichtete[5]), wenn ich so sagen darf, und durch das Auf-

---

[1]) Man wolle sich daran erinnern, daß das Osmanische auch in anderen Stücken das Alte bewahrt hat: so setzt der Akkusativ *atï* 'equum' das alte *atïγ* fort, das sonst überall dem neueren, pronominalen *atnï* hat weichen müssen; der Genitiv *atïn* < **atïñ* ist älter als der Genitiv *atnïñ* des Uigurischen usw.

[2]) Entstanden aus **säwä alï* zu *al-*? Im Uigurischen besteht neben *-γalï* (< *'alï*) auch *-γalïr*, das demnach letzten Grundes auf **alïr*, »Aorist« von *al-* zurückginge? Anders TTI 264 Anm. 162.

[3]) Vgl. die Suffixhäufung auch in *-*γa-ča*: kir. *keškäšä*, tar. *käškžčä* 'bis zum Abend' u. dergl.

[4]) Vgl. W. VON HUMBOLDT, *Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues* § 10 (ed. POTT 83): Genau genommen können auch die Vokale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstoßes; und gibt diesen kein klar anlautender Konsonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvokal vorausgehn lassen. Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Konsonanten verstärken. . . . .

[5]) In einem iranischen Fragment in F. W. K. MÜLLERS *Handschriften-Resten* II S. 29 wird *frazênd î bay zarvân* zum Kantillieren so zerdehnt: *ʃâ-γgâ-râ-zê-ê-ndî-bâ-yâ-zâ-râ-vâ-γgân*. Haben sich die Iranisten darüber ausgesprochen? In den türk. Frag. scheint Ähnliches zu fehlen. Soll durch *γg* der Stimmeinsatz ausgedrückt werden? Man denke auch daran, daß in gewissen Turfantexten jedem die zweite Silbe anlautenden Vokal ein Aliph vorgesetzt wird, z. B.: *yig'it, täg'ip, bol'up* in den Manich. Erzählern (*Muséon* XLIV) p. 8. Nun hat Käš. neben *äšäk* und *äšgäk, äškäk* auch noch *äšyäk*. Hat sich hier etwa *-'äk* zu *-yäk* entwickelt? Darf man sagen, hier habe auch einmal die zweite Silbe eine *-y-*Prothese?

einanderprallen der beiden Konsonanten zu *atqa* entstimmt wurde; beim einfachen Nomen ist in den Inschriften *-qa* Normalform geworden, doch hat das mit dem Possessivsuffix der 1. Person versehene Nomen entweder die ältere Endung *-ïma* oder schon die neuere *-ïmqa*; uig. *-ïmya*.

Es wird nun Aufgabe der jüngeren Herren sein, der Geschichte der Formantien *-γaq*, *-γač*, *-γai* nachzugehn.[1])

12. Der Leser hat aus den vorhergehenden Paragraphen schon ersehen können, daß ein überaus großer Teil der türkischen Adjektive reine Verbaladjektive sind, denen man ganz nach der eignen Geschmacksrichtung die Namen von Partizipien, Gerundien u. dgl. beilegen kann.

In den folgenden Paragraphen will ich nun zwei weitere Kategorien solcher Verbaladjektive besprechen: 1. die Wörter auf *-ïq*, *-uq*, *-ik*, *-ük* und 2. die Wörter auf *-γ* und *-g*, von denen die letzteren ein ewiges Sorgenkind der Turkologie sind, weil *g* weder in der uigur. noch in der arab. Schrift von *k* zu unterscheiden ist, und weil auch *γ* bei einigermaßen flüchtiger Schrift im Uigurischen oft *q* gelesen werden kann und umgekehrt.

Der einzige Rettungsanker ist also die Sprachgeschichte. Diese aber läßt uns leider oft genug im Stich, weil ein bestimmtes Wort einem bestimmten Dialekt oder einer ganzen bestimmten ausschlaggebenden

---

Ramstedt will freilich (*Annales Acad. Scient. Fenn.* B XXVII 27 S. 247) *äšyäk* mit mong. *eldžige* 'Esel' vergleichen und meint, das türk. *-y-* könne hier vielleicht dem mong. *-dž-* entsprechen. Ich möchte in *äšäk* jedoch lieber ein Hypokoristikon von *äš* 'Genosse' sehen (vgl. *asellus*, *Grauchen*, *donkey*, *ânon* und bedenke Vater Brehms *laus asini* in seinem Tierleben), obwohl es mir bekannt ist, daß Holger Pedersen *äšäk* mit dem armen. *ēš* 'Esel' verbindet (ZDMG 57 561, KZ 38 197), das er dann mit *equus* zusammenstellt (vgl. auch KZ 39 404). Ob diese Ansicht richtig ist oder nicht, ist für uns augenblicklich gleichgültig: denn der Türke verknüpfte das Wort jedenfalls sofort mit seinem *äš*, das er dann mit dem beliebten Deminutiv-Formans *-aq*, *'aq*, *-γaq* versah. Eine Nebenform *-γaq* zu eben diesem Formans läge nach meiner Ansicht in *äšyäk* vor, zu dem ich vergleiche: *qïz*, *qïs*: schor. *qïsyaq* 'Mädel', *qurtγa* 'Alte' (Kāš.) = kom. dschag. *qurtqa*: bar. *qurtqayaq*. Dies Wort kann ich im übrigen nicht sicher etymologisieren, so wenig wie die beliebten Parallelwörter *quryayaq* (< *qurtqayaq*) *qurtuyaq* (Wb.), *qunuyaq*, *quruyaq* (Katanoff), alt. tel. *apšïyaq* usw. 'Alter', sojon. *anïyaq* 'jung'. Das kumd. *qadïyaq* 'geizig' stellte Radloff wohl richtig zu *qatïγ*.

[1]) Wenn denominal bilden die beiden ersten Deminutiva: *bašyaq* 'Spitze des Hüftknochens' (Kāš.): osm. *bašaq*, alt. tel. *pažaq*, sag. *pazaq* 'Ähre', *müñüzgäk* 'Schwiele' (Kāš.): leb. *mŭzäk* 'Pulverhorn' karagass. *tiskäk* < **tizgäk* von *tiz* 'Knie'; **-γai* kenne ich eben nur in kkir. *küngöi* 'Sonnenseite', für das osmanische Hörer mir *günäi* mitteilten. Vgl. jetzt Zübeyr-Refet *Anadilden Derlemeler* (Ankara 1932) S. 155; sodann dschag. *qozai* besser *quzai* 'Ort wo die Sonne nicht hinscheint, osm. *quz*, *quzai* bei Zübeyr-Refet l. c. 257; Kāš. *quz tay*; bei Suleiman ed. Kunos 135 *koz*: *yoz* (?). *Prob.* I 263 *kün čalbas qusqai yan*.

Dialektgruppe abhanden gekommen ist, oder aber dort noch nicht aufgezeichnet wurde.

Dazu kommt noch die absolute Unsicherheit, die durch RADLOFFs verkehrte Auffassung des uigurischen Konsonantismus in die Köpfe gekommen ist und die auch durch V. THOMSENs großartigen Aufsatz *Sur le système des consonnes dans la langue ouigoure* in KSz II 241 ff. nicht restlos behoben worden ist, weil THOMSEN nicht alle Beispiele hat aufführen können, weil man die falschen Formen immer wieder im Wb. und den Petersburger Texten sieht, und weil leider viele »Turkologen« THOMSENs Aufsatz überhaupt nicht kennen!

Die Geschichte der Wörter auf *-ïq, -uq, -ik, -ük* macht vom phonetischen Standpunkt aus betrachtet keinerlei Schwierigkeiten — obwohl RADLOFF auch in diesem Punkte Falsches gelehrt hat —, denn ein im absoluten Auslaut stehendes altes *-q* oder *-k* bleibt immer und überall erhalten und wechselt niemals und nirgends mit *-γ* oder *-g*.

Die Geschichte eines alten *-γ* oder *-g* in nicht-erster Silbe — nur auf diese kommt es ja hier an — kann man im allgemeinen folgendermaßen darstellen:

1. *-γ* bleibt in den Inschriften und im Uigurischen. Für das Sojon. und die Abakandialekte setzte RADLOFF erst *-g*, dann *-ḡ* an, für welches KATANOFF überall *-γ* bietet.[1]) Im Alt. Tel. Kir. Bar. Tob. Kom. und den kaukasischen Dialekten usw. schwindet *-γ*, indem es den vorangehenden Vokal längt, doch kann diese Länge offenbar — wie viele andere türkische Längen — wieder gekürzt werden; so stets im Osmanischen, für das uns allerdings genaue Dialektaufnahmen noch fehlen. Im Osten, d. h. im sogenannten Dschagataischen, im Tar. und den uns sonst bekannt gewordenen Mundarten Turkestans wird *-γ* zu *-q* entstimmt. Wann diese Entstimmung eintrat, wissen wir bisher nicht. Als Beispiel setze ich das Wort für 'Bär' her:

1. *aδïγ* Kāš. Im Kökt. und Uigur. *adïγ* geschrieben. RADLOFF las *adïq* (Wb. I 489).

2. *adïḡ* sojon. KATANOFF *adïγ*

3. *azïḡ* sag. } können nach KATANOFF mit *-γ* ge-

4. *ayïḡ* schor. leb. küär. } sprochen werden.

5. *ayū* alt. tel. leb. kir. kkir. bar. tob. kaz. baschk. krm. kom. balkar. usw.

6. *ayu* osm.

7. *ayiq* dschag. ostt.; *eyiq* tar.; LE COQ (Spr.): *ēyïq*; RAQUETTE: *āyïq, ïyïq*.

---

[1]) In *Mél. as.* IX 97 ff. hatte auch er noch überall *-ḡ*.

2. Bei -*g* liegen die Verhältnisse im wesentlichen genau wie bei -*γ*; hier schreibt KATANOFF -*g* für RADLOFFS -*ḡ*. Beispiel das Wort für 'fünfzig':

1. *älig* Inschriften und Uigurisch; Kāš. auch *ällig* (vgl. den 5. Brief in den *Ung. Jahrbb.* X S. 22). RADLOFF *älik*.

2. *eliḡ* Abakanmundarten.

3. *elǖ* kir. Also wohl auch tel. *ölǖ* für RADLOFFS *ölü*.

4. *älli* osm. und *illĭ* kaz. tob. baschk.

5. *ällik*, *illik* ostt.

Eine fast vollständige Liste der Ausdrücke für '50' steht auf Tafel VI von KATANOFFS großem Urjanchaier-Werk; der teleutische fehlt aber gerade.

13. Die Verbaladjektiva auf *-ïq*, *-uq*, *-ik*, *-ük* haben die Bedeutung eines Participiums Perfecti, und zwar sowohl Activi als auch und ganz besonders Passivi. Man vgl. *dägän* 'gesagt habend, hat gesagt', aber auch 'genannt, genannt worden seiend'; *alγan* 'genommen habend, hat genommen', aber auch 'genommen worden seiend'; *qalγan* 'geblieben, übrig geblieben seiend', aber auch 'hinterlassen worden seiend' und 'Rest' u. dgl. Ich begnüge mich mit wenigen Beispielen: *ačuq* 'geöffnet, offen', tar. *očuq*; *ađïr-* 'trennen, unterscheiden' (cf. oben §5), dazu *ađruq* = Wb. *airuq*, *airïq* 'abgesondert, geteilt' usw.; Kāš. *ayïq* 'Versprechen' von *ai-* 'sagen'; vgl. kir. *aitisqan söz* (*Prob.* III 322ff); Kāš. *azuq* 'von unbekannter Hand geschossen (Pfeil)', *azuq munuq* 'flüchtig umherirrend' von *az-* und *mun-*, wörtlich also 'verirrt'; Kāš. *basruq* 'Schwere' von *basïr-*, *basur-* fakt. von *bas-* 'drücken' usw.; Kāš. *bozuq* 'zerstört'; *yaγuq* 'nahe' von *yayu-*; Kāš. *yañluq* 'Fehler, Irrtum', von *yañïl-* 'irren, fehlen'; *yaruq* 'glänzend, Glanz', buchstäblich 'erglänzt', von *yaru-*; Kāš. *yatuq* 'weggeworfen', buchstäblich 'liegen geblieben'; *yazuq* 'Sünde' von *yaz-* 'irren, fehlen'; Kāš. *oluq* 'zerschlissen' von *ol-*; *osruq* 'Furz' von *osur-*; *qazuq* 'gegraben'; *qïlïq* 'Tat', buchstäblich 'Getanes, factum'; Kāš. *suđuq* 'Spucke'. von *suđ-*; *sïnïq*, *sïnuq* 'zerbrochen', *sunuq* 'Scherbe' Spr. 93a (vgl. osm. *sïnγïn*!); *anïq*, *anuq* 'fertig, bereit' von *anu-* (Kāš.) 'bereit sein', uig. *onu-*, in Wb. I 1641 fälschlich *unu-*; tel. *sïqïq*, geminiert *sïqqïq* 'eng, dicht zusammen' von *sïq-* 'drücken' usw. (Kāš. *sïqïš* 'das Drängen', *sïqïš-* 'sich drängen', *sïqlïš-* < **sïqïlïš* 'sich drängen'); dazu oγuz. *sïq* 'wenig' bei Kāš. = osm. *sïq* 'dicht gedrängt', beide haplologisch für *sïqïq*; osm. *qïsïq*, kar. *qïsïχ*, alt. tel. *qïzïq* 'eng zusammengedrückt';[1]) alt. tel. *yabïq*

[1]) Zu *tïq-* 'feststopfen, hineinstopfen, verstopfen' usw. wird *tïγïn* (§ 1ff.) gebildet: 'Flußsperre durch aufgetürmtes Eis; Flußwehr', im Kaz.: 'eng, eng zusammengedrängt'; kaz. auch *tïγïz*.

'geschlossen, verdeckt', bei A. von Le Coq umgelautet *yōpuq*, *yēpïq* 'geschlossen' von *yap-*; vgl. osm. *yapïq* 'Pferdedecke', dschag. *yapuq* 'Pferdedecke' und 'bedeckt'; *sačuq* (Kāš.), osm. *sačïq* 'ausgestreut'; vgl. uig. *tökük* (Wb. III 1244 unter *tögük*) 'zerstreut', Kāš. *töküklüg* (!) 'aufgeschüttet', osm. *dökük* 'ausgegossen', uig. *tökük* 'Libation' im *Säkiz yükmäk* 265 (SBAW 1934).

Alte Bildungen dieser Art sind auch *yoq* und *toq*; zu den »Wurzeln« **yo-* und **to-* vgl. den 2. Brief (*Ung. Jahrbb.* V) 242 Anm. 2, 3. Brief (*ibid.*) 408 Anm. 1.

Von Wörtern der palatalen Reihe seien genannt: *äzik* 'Kratzwunde' von *äz-* 'kratzen' (Kāš.); vgl. osm. *äzik* und das Verbum *äz-* im Wb; *bädük* inschr. usw. 'groß', von *bädü-* (vgl. 5. Brief, *Ung. Jahrbb.* X 21); *bürük* 'gedrehtes Band' zu *bür-* (Kāš.); *irik*, *irük* 'zerbrochen, Bresche' (Kāš.) zu *ir-* 'durchbrechen'; *yitük* 'Verlorenes' von *yit-*; *käđük* 'Filz, Regenmantel' (Kāš.) von *käđ-*; tar. ostt., auch Kāš. *köyük* 'angebrannt' zu *köi-*; *süzük* 'geklärt', Le Coq 'durchsichtig', von *süz-*; *täpik* 'Fußtritt' (Kāš.) = *täbük* (Wb.); vgl. Kāš. *täbük*; *tälik* 'Bohrloch' (Kāš.), vgl. Wb. kir. *tilik*, osm. *dälik*, von *täl-*, *til-* usw. Statt *siđüg* 'Pisse' würde ich bei Kāš. *siđük* lesen.

Alte Bildung *yük* 'Last' < **yü-k*; vgl. Manich. Erzähler (*Muséon* XLIV) S. 34—35.

14. Die Verbaladjektive auf *-γ* und *-g* haben die Bedeutung eines Partizipii Praesentis Activi. Die Bedeutung allein ist oft schon ein Fingerzeig, ob *-g* oder *-k* zu lesen ist: steht bei Kāšγarī 'geliebt', so ist nicht *säwüg* zu transkribieren, sondern *säwük* (vgl. § 13), worauf obendrein das *-ü-* ziemlich deutlich hinweist.[1]) Umgekehrt kann man etwa sagen: scheint ein Adjektiv oder »Substantiv« mehr und eher die Bedeutung eines Part. praes. act. zu haben, so ist es mit *-g* zu lesen, besonders dann, wenn in den Abakan. Dialekten *-ḡ* steht, das im Osm. verschwunden ist, im Altai aber den Auslautvokal vielfach gelängt hat (§ 12). So würde ich im Kāšγarī für 'Furt' nicht *käčik*, sondern lieber *käčig* lesen und vergleichen: schor. *käčiḡ*, karaim. *käčiw*, alt. tel. *käčü*, leb.

[1]) Doch ist *-ü-* wohlverstanden kein absolut sicheres Merkmal, besonders wenn es sich um Wörter handelt, die in der ersten Silbe einen gerundeten Vokal haben. In unserem Index ist nicht *ötük* 'Bitte, Wunsch', sondern *ötüg* zu lesen; vgl. Thomsen in KSz. II 248, JRAS 1912 222 b. Die Bedeutung 'Wunsch, Bitte' usw., die ja aktivisch ist, hätte uns allein schon veranlassen sollen — trotz *tiläk* — *ötüg* zu schreiben. Die aktivische Bedeutung von 'Geschäft' würde mir heute genügen, um nicht *iš ködük*, sondern *iš ködüg* zu lesen, obwohl **köd-* (oder **küđ-*?) nicht zu erklären ist; obendrein schreiben die Manichäer *-g*, auf das man sich bei ihrer Sorgfalt ziemlich ruhig verlassen kann (Beichtspiegel XIII). Das von uns allen fälschlich *käzik* gelesene uig. Wort für 'Reihenfolge' ist besser *käzig* zu lesen, weil es im QB mit *isig* reimt und balk. *käzü*, kir. *kezü* lautet.

kädžig, küär. *kädzig̃*, balkar. *ketsū*; kiptsch. *käči* (HOUTSMA 95); das uig. Wort ist nicht *kädžik* zu lesen (Wb. II 1150), sondern *käčig*, wie schon THOMSEN, l. c. 248, auf Grund der Reime festgestellt hat. Das tar. *käčik* = RAQUETTE, *Dict.* 40 *keček* weist die spezifisch neuere ostt. Form auf; diese scheint auch im sojon. *kädžik* der KATANOFFschen Texte vorzuliegen, das ein dialektfremdes *-k* hat. Auch schor. sag. *artïγ* 'Furt' > tel. *artū* hat ja *-γ*; ebenso uig. *köprüg*, karagass. *köfürüg*, osm. *köprü* 'Brücke', bar. *köprü* (*Prob.* IV 68).

Verbaladjektive auf *-γ* sind außer den schon genannten:

1. *arï-* 'rein sein': *arïγ* 'rein seiend, rein' usw., schor. sag. *arïg̃* (auch im Sinne von 'durchaus, völlig' wie uig. *arït-ï*), alt. tel. *arū*, kom. osm. *arï*. Im Ostt. *eriq*. Infolge von Sandhi steht *Prob.* II III 805, 303 16 *arïq kün* 'der reine Tag'. Das kökt. uig. *silik* 'rein' ist nach Ausweis des Osmanischen, wo es 'glatt, frotté' bedeutet von *sil-* 'abreiben' abzuleiten und kann mit kom. *sili* 'venerandus' (Psalter Str. 7) nicht zusammengestellt werden.[1]) MUNKÁCSI stellt das Wort zu balkar. karaim. *sïïlï* von *sïï* 'Ehre, Verehrung' (KSz XV 328). Lies also *sīlï*? [2])

2. *bat-* 'eindringen, untergehn' usw.: Kāš. *batïγ* 'tief', ostt. infolge von Fernassimilation *patiq* 'sumpfig, Sumpf', leb. *padïg̃* 'Sumpf', osm. *batï* 'Westen'. RADLOFF hat das Wort unter *padïq* S. 1181.

3. *yaq-* 'verbinden' (Kāš.): *yaqïγ* '*verbindend, Verband'; vgl. uig. *ba-* 'binden', dazu *bayγ* '*bindend, Band' [3]) usw. Davon *bayla-* > kaz. *baula-*; alt. tel. *pūla-*; von dem Partizip **bayu-* wurde **bayula-* 'gebildet', > kir. *baila-*; dazu wieder **bayulayγ* > kir. *bailau* 'das Binden, Bedingung'. Dies *baila-* wurde kaz. *bäilä-* infolge von *i*-Umlaut. Kāšγar s *yïšïγ* 'Strick' ist von **yïš-* abzuleiten; ist PELLIOTS *ïsïγ* 'câble' (*T'oung Pao* 1914 244 Anm. 2) etwa *ïšïγ* zu lesen?

4. *yarat-* < **yara-t-* 'passend machen' usw.; uig. *yaratïγ* (besonders mit *itig* und dann im Sinne von 'Unternehmung'), sag. *čaradïg̃* 'passend'.

5. **quđ-*, **qud-* > *qui-*, *quz-* (Wb. II 1013 *qus-*) 'ausgießen': *quđuγ* und *quyuγ* (Kāš.) '*ausgießend, *ausgießendes' = 'Brunnen', uig. *quduγ*,

---

[1]) In dem Personen-Namen *Ai-sïlï* in HOUTSMAS Kiptsch. Gloss. steckt dagegen sag. schor. *sïlïg̃*, alt. tel. *sïlū* 'schön': 'Mond-Schöne'; kir. tob. *sulū* (*Prob.* IV 365 in Eigennamen).

[2]) Wie ist das mong. *arighun* (neben *arik, -g*) zu beurteilen? WLADIMIRTSOW hielt die beiden Wörter für urverwandt (Vgl. Gram. 325), aber eine mong. »Wurzel« **ari-* gibt es doch nicht. Ist das Wort aus dem Türkischen entlehnt und steckt in *arighun* der praedikative Instrumental uig. *arïγïn*; vgl. z. B. *Suvarṇaprabhāsa* 185 13 und unseren Anal. Index 465 c unten.

[3]) Jakut. *bïa* 'Strick' < *bayγ*; vgl. *ïïa* < *tayγ*, *sïa* < *yayγ*, *ïa-* < *sayγ-*. PEKARSKI 321 stellt auch *bā* 'Zwang, Gewalt' zu *bayγ*; wie haben wir uns das zu denken? Vgl. oben S. 201 Anm. 1 *yā-* < *yayγ-*? Also andere Türkisierungsperiode?

kom. karaim. osm. *quyu*; in den anderen Mundarten (u. a. tel. sag. kir. tar. dschag. sojon.) *quduq*, das aus dem mong. *khuduk*, *-g* entlehnt sein muß. *Prob.* I 239 Nr. 14 und *Mél. as.* IX 127 *quttuq* mit der berühmten Gemination.

Wenn die Ansicht, daß unser türk. *-γ* dem mong. *-gha* gleichzusetzen ist (POPPE in KSz. XX 94, 118—19), richtig ist, so können *quduγ* und *khuduk* nicht urverwandt sein, vielmehr muß das mongolische Wort zu irgendeiner Zeit aus dem Türkischen entlehnt worden sein. Als dann unter der Mongolenherrschaft die Poststationen mit ihren Wachtposten organisiert oder reorganisiert wurden, war der *khuduk* von der größten Wichtigkeit, und so wird sich das Wort dann bei den Türkstämmen in der »mongolischen« Form festgesetzt haben. *Mutatis mutandis* denselben Vorgang haben wir ja wohl im kom. und osm. *ulaq*, in dem wir — trotz § 15 unten — wohl eine »dschagataische« Form des sonst *ulaγ*, *ulāg̃*, *ulau*, *lau* lautenden Wortes vor uns haben; mong. *ulagha* 'relais, chevaux de relais, chevaux de poste' (KOW. 394a).[1]) Ebenso ist das uig. *uluš* durch die Mongolen entlehnt worden, die ihm die Form *ulus* geben mußten; dann wurde dieser administrative Terminus zu den Türken in dieser mong. Form zurückgebracht.

Mandsch. *hôcin* 'Brunnen' < ??.

6. *čïda-* 'ertragen, erdulden' usw., < mong. *čida-* KOW. 2154 > kir. schor. *šïda-*, dazu schor. *šïdan-* 'dulden': schor. *šïdanïγ* 'geduldig'.

7. *qat-* 'hart werden': kökt. uig. *qatïγ* 'hart', schor. *qadïg̃*, kom. osm. *qatï*, ostt. *qatiq*, tar. *qetïq*. Dazu vielfach geminierte Formen: sag. *qattïg*, kir. *qattï*, alt. tel. *qattū* (neben tel. *qādu* in *Prob.* I 102 579, besser *qādū*), LE COQ *qattïq*[2]), ostt. *qattiq*.

8. *aγrï-* < **aγïr-ï-* 'krank sein': uig. *aγrïγ* 'krank seiend, krank' usw., sag. *aγïrïg*, kir. *aurū*, osm. *aγrï*, alt. tel. *ūrū*; karagass. *ārïg̃* in den KATANOFFschen Texten; jakut. *ïarï*.

9. Eine uralte Bildung dieser Art ist uig. *aïγ* '*sagend, *das Sagende, Wort' in unseren TT II 419 Anm. 25. Das Verbum ist *ai-* > jakut. *ïi-* (BÖHTL. 29a, PEKAR. 3762), von dem *ait-* = jakut. *ïγït-* gebildet wurde; dazu jakut. *ïγïtï̄* (BÖHTL. 31b, PEKAR. 3771) < **ayïtïγ*, **aitïγ* > sag. schor. *aidïg̃*, alt. tel. *aidū*. Das jakut. Wort bedeutet auch 'Verhör'; man vgl. sojon. *surayγ*, schor. *surag̃*, kir. *surau*, ostt. *suraq*. Wb. gibt *suraq*

---

[1]) Vgl. über diese Wörter die wertvollen Zusammenstellungen von WŁ. KOTWICZ in seinen *Collectanea Orientalia* Nr. 2 (Wilno 1932) SS. 19ff. Zur Sache besonders YULE, *Cathay and the way thither*, ed. CORDIER, II 231—234.

[2]) Bei VON LE COQ (Spr. 81b) finden wir für das uig. *asïγ* 'Vorteil' ein nichtumgelautetes *āsïq*, mit der LE COQschen Länge. HOUTSMAS Kiptsch. Glossar bietet eine geminierte Form *assig*. Erklärt sie das Unterbleiben des Umlauts? Oder ist die ostt. Form neuerdings aus dem Mongolischen rückentlehnt worden?

auch für das Koib., es sollte *suraγ, -ḡ* sein wie bei KATANOFF in *Mél. as.* IX 150. Wenn RADLOFF es wirklich mit *-q* gehört hat, muß Sandhi vorliegen, da der Sinn jedenfalls aktivisch ist, wie oben bei *ötüg*, und ein altes **suraq* kaum in Frage kommt.

Von palatalen Wurzeln sind abgeleitet:

1. *bil-* 'wissen': kökt. uig. *bilig* '*wissend', dann 'Wissen', schor. sag. *piliḡ*, ostt. *bilik*, das auch ins Kom. und Kir. drang (vgl. aber §15). Vgl. uig. *tuyuγ* (von *tui-*) 'Verstehn, Erkenntnis'; davon *tuyuγluγ* wie *biliglig*.

2. *biti-* 'schreiben': kökt. uig. *bitig* '*schreibend', 'Schreiben, Schrift' usw., ostt. *bitik, pitik*, tar. *pütük*; dschag. *biti* < **bitī* ist eine nicht-dschag. Dialektform. Alt. tel. sag. *piči-, pičik* stammen aus dem Mongol. Das osm. *yazï* 'Schreiben, Schrift' geht selbstverständlich auf **yaz-ïγ* zurück; dschag. *yaziγ*, balk. *zazū*.

3. **tir-* 'leben': kökt. uig. schor. sag. *tirig* 'lebend, lebendig', alt. tel. *türü*, kom. kir. karaim. *tiri*, osm. *diri*; ostt. *tirik*.

4. *käl-* 'kommen'; Kāš. *kälig* '*kommend' >'das Kommen', U. II 44 'das Erscheinen'.

5. *čär-* (nur tel., und dort auch veraltet; vgl. *čärtä-* < **čär-üt-ä-* oder *čäriglä-* mit Schwund der Silbe *-ig-* wie in **tarïγlaγ* > osm. *tarla* usw.; vgl. Legende von Oγuz Qaγan SBAW 1932 713 Anm. 260) 'kämpfen': uig. *čärig* '*Kämpfender, Soldat, Heer', leb. *čäriḡ*, karaim. *čäriw*, alt. tel. *čärü*, osm. *čäri*. *Prob.* I 301 Nr. 3 *čärig kältir* und infolge von Sandhi *čärik kälgän*.

Eine starke Stütze findet meine Ansicht, daß all diese Wörter von Haus aus zunächst einmal die Bedeutung eines Part. praes. act. hatten, in den Wörtern auf *-sïγ, -sig*, die ich jetzt wesentlich anders auffasse als in *Studien* III 1240. Ich leite sie nämlich direkt von Verben auf *-sï-, -si-* ab, ohne mich heute noch auf die Herkunft dieses Formans festzulegen. Alle mit ihm gebildeten Verben (vgl. l. c. 1241) bedeuten: 'ähnlich, gleich sein dem Grundnomen, sein wie das Grundnomen' usw., so daß also *-sïγ* fast buchstäblich unserem *-gleich, -lich* entspricht.[1]) Dabei ist zu bemerken, daß schon Kāšγarī (vgl. BROCKELMANN S. 178) *sïγ* und *sig* abstrahieren konnte, wie es die neueren Dialekte mit *-lai, -lap* usw. getan haben.

Sein *yaγsïmaq* 'nach Öl schmecken, fettig werden' bedeudet also 'ölgleich, ölig sein'; *ačïγsïmaq* 'sauergleich, säuerlich sein' usw. Die Verba fehlen häufig; so zu *bägsig* 'fürstlich', *ärsig* 'männlich', *qulsïγ* 'sklavisch' u. dgl. Die alte Bedeutung aber hat sich noch hier und da erhalten, wie z. B. im tel. *kižizū* 'menschenähnlich'. Zu *süčig* 'süß', buchstäblich

[1]) Vgl. Kāš. *oχšaγ* 'ähnlich', von *oχša-*.

**süt-si-g* 'milchgleich, milchig' vgl. meinen Beitrag zum *Liber Semisaecularis* der Finnisch-Ugrischen Gesellschaft; H. H. SCHAEDER verwies mich inzwischen auf np. *šīrīn* 'süß' von *šīr* 'Milch'; vgl. SPIEGEL *Trad. Lit. Parsen* und NYBERG, *Hilfsbuch des Pehlevi* s. v.

Hierher gehört — ohne jeden vernünftigen Zweifel — auch das Wort für 'heiß': uig. *isig*, schor. sag. *izīg*, bar. kum. *izü*, leb. *üzüg*, alt. tel. *üzü*, jakut. *itī*; es hat Doppel-S in osm. balk. usw. *issi*, karaim. (KOWALSKI) *iśśi*. Als älteste Form hätten wir also **is-si-g* anzusetzen; Kāš. *isi-* 'heiß sein'. Was hinter dem Nomen **is* stecken mag, weiß ich bis heute noch nicht, — um so weniger als neben den palatalen Formen auch gutturale hergehn, die vielleicht auf **īs* hinweisen: Wb. *ïsï-*, Kāš. *ïsïn- ïsïš-; ïsï, issiq* (also dschag. tar. *issi-* < **ïssï-*), *ïsïq* (LE COQ), *ïssïq* (RAQUETTE). Ist etwa an alt. tel. *üš* 'Ruß, Dampf, Dunst' zu denken? Kir. sag. zu *īs* geworden. Wir finden es als 'Ruß' bei Kāš. unter *iš, išlän-* und *ïšlan-*.

Auch bei dem Wort für 'klein' kann an Zusammensetzung mit *-*si-g* gedacht werden: uig. *kičig* usw. (vgl. 5. Brief, *Ung. Jahrb.* X 21), für das wir im Kirgisischen *kišši* finden (z. B. *Prob.* III 323 ff.); vgl. kumük. *gičči*, balkar. *gicci* (*c* = *ts*) neben *kici*, karatsch. *kʿičče* neben *kʿiči, kʿiče*. Urform **kit-si-g*, wobei **kit* (**kiđ, *kič*?) vorläufig unerklärt bleibt. Vielleicht kann uns RAMSTEDT bei *isig* und *kičig* weiterhelfen?

15. Wie kaum anders zu erwarten, finden wir hier und da vom selben Verbum sowohl die Ableitung auf *-ïq* usw. als auch die auf *-γ* usw.[1]) So z. B. von *quru-* 'trocken werden, trocknen': uig. *quruγ* '*trocken werdend, *trocknend' > 'trocken', schor. *quruğ*, sojon. *quruγ*, osm., karaim., kaukas. Dial. *quru* und ostt. aus *quruγ* entwickeltes *quruq*. Im Kaz. aber neben *qɵrɵ* auch *qɵrɵq*, dem schon bei Kāš., sodann im Tel. ebenfalls *quruq* zur Seite steht: 'getrocknet, trocken'.

Von *öl-* 'sterben' haben wir einerseits uig. *ölüg* '*sterbend', dann 'tot, gestorben, Leichnam' usw. schor. sag. *ölüğ* (*Mél. as.* X 113 'still' vom Wasser!), karaim. L. *äliw*, T. *öl'u* (KOWALSKI), *ölü* (RADL.) = tel. kir.; osm. *ölü*. Im Ostt. regelrecht *ölük*. Dann hat aber das Osm. auch *ölük* 'vergangen, verwelkt, verwest', das auf altes **öl-ük* zurückgehen muß, wie auch bar. *ülük*, kaz. *ülïk* 'Leichnam, Leiche'.

[1]) Das Wb. führt ein osm. *boraq* im Sinne von *bora* auf: 'Nordwind, Sturm' usw. Ich finde es sonst nicht. Was *bora* selbst anbelangt, so muß es aber auf **boraγ* zurückgehn (nicht auf *βορέας*), denn im Ostt. und Kir. gibt es das Verbum *bora-* 'stürmen, stühmen'. Andere Ableitungen sind dschag. *borayan*, tel. *poroγon*, sag. *porān* (< *-ayan*), ostt. kir. *boran* = osm. dial. (ZÜBEYR-REFET l. c), kaz. *buran*, bar. *poran*, alle aus **bora-n*. Das Verbum *bora-* muß von dem Nomen *bor* abgeleitet sein, das V. THOMSEN in IE 37 gelesen hat: *otča borča* 'wie Feuer oder Schneesturm' (*Turcica* 94 Anm. 2).

Von uig. *sasï-*, *sasu-* 'in Fäulnis übergehn', dann 'stinken' usw. ist zunächst gebildet *sasïγ* 'stinkend', das im Osm. zu *sasï* wurde = tel. *sazū* 'übelriechende Gase; Stinkdrüse'. Daneben besteht *sasïq*, *sasïχ* bei den Karaimen '*in Fäulnis übergegangen, *verdorben' = 'faul, übelriechend', schor. *sazïq* 'Gestank'. Die ostt. Formen *sasiq*, *sesiq*, *säsiq* 'rotten, corrupted' (RAQUETTE) können auf beide Grundformen zurückgeführt werden; doch vgl. immerhin Suleimans dschag. *sasiγ* 'stinkendes, verdorbenes Wasser'. A. VON LE COQ hat (Spr. 93a) notiert: *sïsiq* für *sāsïq*, *sēsïq*. Vgl. wohl kys. *sïzï-* 'faulen'. Vielleicht ist die erste Silbe durch das Parallelwort, uig. *yïđï-* usw., das ich bei andrer Gelegenheit besprechen werde, beeinflußt.

Zu dem im § 13 besprochenen *batïγ* > osm. *batï* hat das Osm. auch *batïq* 'plongé, enfoncé'. Von schor. sag. *pos-* 'annageln' usw. haben wir schor. *pozïg*, aber sag. *pozuq* 'Nagel'. Aus mong. *khada-* 'enfoncer (un clou), clouer' (KOW. 773b) ist das verbreitete türk. *qada-* entlehnt. Auf türkischem Boden wurde dazu gebildet: dschag. *qadaγ* > bar. usw. *qadau*[1]) 'Nagel'; daneben kom. kaz. *qadaq*.[2]) Das sag. schor. *qadïg*, *qadïγ* > alt. *qadū* verdankt sein ganzes Äußere offenbar dem Einfluß von *qadïγ* 'hart' (vgl. oben § 13).

Wer aus derartigen Doppelformen auf einen »Lautwandel« *-q* > *-γ* schließen will, vergeht sich auf das schwerste gegen die Lautgesetze. Wenn man also die beiden Wörter *saγ* 'gesund, rechts' und *saq* 'wachsam' unbedingt unter einen Hut bringen will, so identifiziere man sie nicht einfach, sondern setze für sie zwei urtürkisch schon verschiedene Ableitungen derselben Wurzel **sa-* an: 1. **saγ* < **sa-γ* 'gesund' > uig. osm. *saγ*, kir. balkar. *sau*, alt. tel. *sū* und 2. **saq* < **sa-q* > uig. kir. alt. usw. *saq* mit den Ableitungen *saqla-*, *saqta-* usw.

So wechselt auch *-γïn* (§ 8) mit *-ïn* (§ 1 ff.). Das Mongolische bildet von einem, wie es scheint selten gewordenen Verbum *očï-* 'fliegen' das Wort für 'Funken' *očin*, *očï*. So auch das Türkische von *uč-*: osm. *učqun*, tar. *ušqun*, kaz, *өčqөn*. Das Kazantatarische hat nun auch *qïpqïn* 'Funke' von einem nicht mehr greifbaren Verbum **qïp-*.[3]) Das Verbaladjektiv **qïpïn* haben wir in sag. *qïbïn* 'Überbleibsel von Feuer, Asche und Kohle'; CASTRÉN (94b) hat koib. *kèben* 'brennend, fliegend (Asche, Ruß)', in dem freilich KATANOFF in den *Mél. as.* IX 124 einen

[1]) Ein komanisches *qadau*, das RADLOFF aus CC 121 *cadan* emendiert hat, existiert nicht. KLAPROTH, *Mém. relat. à l'Asie* III 244 hat *cadac*. — Für die relative Chronologie der sag. Lautgesetze ist es lehrreich, daß *qada-* dort zu *qaza-* verschoben wird!

[2]) Ist das mandsch. *hadaha* 'Nagel' nicht auch einfach das Perfekt von *hada-*, obwohl auch *hadahan* vorkommt?

[3]) Vgl. osm. *qïp-*, dschag. *qip-* 'zwinkern'?

Akkusativ von *qïp* 'Lichtschnuppe' (?) sehn wollte: *qïbin* 'seine Lichtschnuppe'. Das ist kaum richtig, denn im Alt. Tel. heißt 'Funken' *qïmïn*, das aus *qïbïn* entwickelt ist; vgl. *tap-*: *tapa, taba, taman* 'gegen'; *täp-*: *täpin-, täbin-, tämïn-* 'sich treten' usw.

Hierher sind also *tirgin, tirkin* und *tirin* (oben § 8) zu stellen.

16. Ich komme zum Schluß noch einmal auf den Ausgangspunkt dieses Briefes zurück: *tiyin, sayïn* usw., und möchte dazu bemerken, daß ich von meinem Standpunkt aus keinerlei Bedenken haben würde, das aus diesen Wörtern erschlossene *-ïn, -in* auch in ähnlich auslautenden mongolischen und mandschurischen Wörtern zu suchen (vgl. RAMSTEDT, MSFOu XIX 108—9; POPPE KSz XX 97 und 119), obwohl es immerhin auffällig ist, daß bisher kein einziges Wort nachgewiesen werden konnte, das in den drei — oder auch nur in zwei — Sprachen identisch wäre (*sayïn* = mong. *saghamal* 'à lait, qui donne du lait' buchstäblich, nach RAMSTEDT l. c. 97 und 99, 'gemolken'; RAMSTEDT identifizierte das Suffix *-mal* mit türk. *-miš*).[1])

Dagegen glaube ich jetzt nicht mehr, daß wir die Formantien *-γïn* und *-γan* noch weiter zerlegen können (vgl. meine Monographien in den SHAW 1918 Nr. 12 S. 41 und letzthin noch POPPE in KSz XX 119), am wenigsten aber darin das Suffix *-ïn* wiederfinden dürfen, das durch diesen Brief mehr oder weniger klar geworden ist.

Was schließlich die *-γan: -an*-Frage betrifft, so möchte ich noch die Geschichte des Wortes für 'Hengst' hier besprechen, weil sie geeignet zu sein scheint, einiges Licht in die Frage des *-γ*-Vorschlags in zweiten Silben zu bringen. In den Inschriften und im Uigurischen wird es *adγïr* geschrieben, sprich *aðγïr* (Kāš.). Daraus entwickelte sich lautgesetzlich einerseits alt. tel. usw. *aiγïr*, eine Form, die auch im Osmanischen besteht, anderseits schor. usw. *asqïr* (< **azγïr*), das im Sag. usw. zu *aqsïr* umgestellt wurde. Das Jakutische hat *atïr*, das offenbar auf ein älteres **aðïr* zurückzuführen ist; hieraus auch čuwaš. *ajər, ə̑jə̑r*. Die Form **aðïr* scheint auch durch das mong. *adžirγa* bestätigt zu werden, in dem *-dž-* < *-ð-* entstanden ist (solon. *adirga*; dialekt. Formen bei CASTRÉN, *Burj. Gr.* und WLADIMIRTSOW, *Vgl. Gr.* S. 397). Wir hätten also ein Suffix *-ïr, -'ïr, -γïr* und die letztere Form muß schon weit verbreitet gewesen sein, ehe sich das Osmanische von den anderen Mundarten trennte. Von den sonstigen Dialektformen (A. VON LE COQ Spr. *ayïr* < *āγïr*, weil *ai-* > *ā-* wird, *āryī*, tar. *aryī*; RAQUETTE *āγor, àγ(r)ą̄*) sind besonders auffallend balkar. *azïr* und karatsch. *ažïr*, die ich mir nicht restlos deuten kann.[2])

[1]) Wie ist denn aber das osm. *saγmal inäk* 'Milchkuh' (vgl. kir. *saumal* 'undurchsäuerter Kumys?) zu beurteilen?

[2]) Die kaukasischen Sprachen haben z. T. *aighur, aighir* aus dem Türkischen entlehnt (VON ERCKERT 82).

Zum Wortschluß darf wohl auf *qatïr* 'Maulesel', *qïsïr, qïzïr* 'unfruchtbar; gelt' (*qïsraq* < **qïsïraq* 'junge Stute, die noch nicht geboren hat; Stute;' *qïzraq* 'junge, dreijährige Stute') [1]), *sïγïr, sïγïr, sïr* 'Kuh', vielleicht auch auf *ügür* 'Herde, Rudel' (Kāš. sub. *ögür*), sonst 'Haufen' hingewiesen werden.

Allenthalben ist in diesem Briefe von der sogenannten »Gemination« die Rede gewesen, deren Erklärung mit den heute behandelten Problemen auf das engste zusammenhängen muß. Davon — *Türk Täñri taplasar* — im nächsten Briefe.

---

[1]) Wie ist mandschur. *kisari* 'unfruchtbare Stute' zu beurteilen? Zu dem auslautenden *-i* wird man z. B. mong. *čilbughur* 'Halfter, Leitstrick' vergleichen dürfen, das im Alt. Tel. Kaz. als *čïlbïr*, im Mandsch. als *cilburi* auftritt; vgl. Weiteres in meinem Türk. Lehngut in den *Ung. Jahrbb.* IV 15 ff.

Die Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter des Königreiches Ungarn.

Von

Dr. **Fritz Reinöhl** (Wien).

Als Erzherzog Stephan im Jahre 1847 nach dem Tode seines Vaters, des Erzherzogs Joseph, zum Statthalter des Königreichs Ungarn bestellt und als dessen Nachfolger in der Würde des Palatins in Aussicht genommen wurde, knüpfte er die Annahme jener Ernennung und seiner späteren Wahl zum Palatin an eine Reihe von Bedingungen. Die derzeit herrschende Ansicht geht dahin, daß die Wiener Zentralregierung die Wahl des Erzherzogs zum Palatin als ein Übel betrachtet habe, das angesichts der darauf abzielenden Wünsche Ungarns nicht zu vermeiden sei, aber durch kräftige Gegenmittel abgeschwächt werden müsse. Eine der wichtigsten Bedingungen des Erzherzogs sei jene gewesen, daß ihm der verfassungsmäßige Wirkungskreis des Palatins ungeschmälert eingeräumt werde. Mit dieser Forderung sei er auf den unüberwindlichen Widerstand der Zentralregierung gestoßen. Er habe seine Volkstümlichkeit und die Verlegenheit. in welche eine Ablehnung der Stelle die Zentralregierung gebracht hätte, aus Ehrgeiz und Eigenliebe mißbraucht.[1]) Eine größere Arbeit zwang mich zu eingehenderer Beschäftigung mit den einschlägigen Akten, welche im Haus-Hof- und Staatsarchiv in Wien vorliegen; sie und bisher unverwertete Teile des schriftlichen Nachlasses Erzherzog Johanns ließen mich erkennen, daß jene Anschauung durchaus unhaltbar sei, ließen mich aber auch diese Verhandlungen einer eingehenderen Darstellung, als ihnen bisher zuteil ward, wert erscheinen.[2])

---

[1]) Sie geht zurück auf Hans SCHLITTER, *Aus Österreichs Vormärz* III. Ungarn S. 31 ff. insbes. S. 33, 34, 36, wo der Verf. darlegt, daß Stephan „einen Wirkungskreis, wie ihn die ungarische Verfassung einem Palatin einräumt", „die wirkliche Macht, allerdings im Sinne der Verfassung", die „verfassungsmäßigen Befugnisse eines Reichspalatins" anstrebte; hiermit habe er, sagt der Verf. S. 33, „die Bestellung zum Gubernator Ungarns" erstrebt.

[2]) Schlitter hat dies a. a. O. dem Rahmen seines Werkes entsprechend in kürzerer Fassung getan. Seine Exzellenz den Herrn Grafen Johann von Meran bitte ich, auch an dieser Stelle für die mir gütigst gewährte Einsicht in den Nachlaß des Erzherzogs danken zu dürfen, desgleichen danke ich auch den Herren des steiermärkischen Landesregierungsarchives für die mir hierbei gewährte Unterstützung

Breiter, als es sonst üblich ist, werden diese Verhandlungen geschildert werden müssen; vielfach wird den handelnden Personen selbst das Wort zu geben sein. Denn nur so kann das Spiel der Kräfte, die in ihnen zur Geltung kamen, gezeigt werden. Es ist zudem einer der wenigen Fälle, in denen die Quellen so reichlich fließen, daß wir über alle Teile der Verhandlungen, auch über jene, welche in den amtlichen Akten keinen Niederschlag fanden, unterrichtet sind. Es wird dabei deutlich werden, welch ungeheuere Schwierigkeiten der Umstand bereitete, daß der Träger der Krone handlungsunfähig war, und welcher Umständlichkeit die Lösung schwieriger Fragen im Zentrum begegnete. Erzherzog Ludwig wird kaum, Erzherzog Franz Karl überhaupt nicht in Erscheinung treten. Kolowrat, Metternich und ein in keinerlei Verbindung mit dem Zentrum stehendes Mitglied des Herrscherhauses, Erzherzog Johann, werden als die handelnden Personen erscheinen. Und es wird erwiesen werden, daß Metternich alle Fäden in seiner Hand vereinigt, daß er letzten Endes die Entscheidung trifft.

Der einstige militärische Lehrer und nachmalige Kammervorsteher Erzherzog Stephans, Joseph Freiherr von Anders, hat behauptet, daß der Gedanke, den Erzherzog in der Palatinswürde seinem Vater nachfolgen zu lassen, ein Gedanke, der Stephan beunruhigt habe, zum ersten Male im Jahre 1842 aufgetaucht sei.[1]) Damals habe der Erzherzog von seinem Onkel Erzherzog Johann erfahren, „es sei eine Ministerkonferenz" — gemeint ist wohl die Staatskonfernz —, „welcher er beigewohnt habe, abgehalten worden, um für den Fall, daß der damalige Erzherzog Palatin sich aus Gesundheitsrücksichten vom Staatsdienste zurückzöge, einen Ersatz vorzusehen. Die Konferenz habe für diesen Fall die Ernennung des Erzherzogs zum Palatin einstimmig beschlossen." Diese Ernennung sei nach der Meinung der Minister, welche ihn für einen Liberalen hielten, zwar ein Übel, „allein ein notwendiges Übel, das man nicht vermeiden könne wegen der Anhänglichkeit und der Zuneigung der Ungarn für den Erzherzog". Erzherzog Johann soll damals seinem Neffen Bedenken geäußert haben. Er soll gefürchtet haben, daß er im Reichstag, wo er als Palatin den Vorsitz zu führen hätte, konstitutionellen Derbheiten ausgesetzt sein werde, es daher als zweckmäßiger betrachtet haben, daß der Erzherzog zum Vizekönig ernannt und ihm ein Palatin beigegeben werde. Denn als Vizekönig könne er sich auf die Eröffnung und Schließung des Reichstages beschränken, seine beiden Tafeln aber durch den Palatin und den Personal leiten.[2]) Diese

---

[1]) Joseph Frh v. ANDERS, *Stephan Victor, Erzherzog von Oesterreich*. Wiesbaden 1868, S. 187f. Anders stand bis 1843 in Dienstleistung bei Erzh. Stephan, von diesem Jahre an bis 1850 bekleidete er die Stelle eines Ajo bei dessen Bruder Erzh. Joseph, 1850 bis 1865 war er Kammervorsteher Erzh. Stephans. Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon Bd. 1, S. 33f. und Archiv des Oberhofmeisteramtes.

[2]) In den Staatskonferenzakten ist nichts hierüber zu finden. Hinsichtlich

in verfassungsrechtlicher Hinsicht recht unklare Mitteilung ist, wie wir gleich sehen werden, in dieser Form unrichtig. Den Anstoß zu den Eröffnungen Erzherzog Johanns dürfte eine Unterredung gegeben haben, welche dieser am 23. Februar mit Fürst Metternich hatte; in deren Verlauf hatte er gesehen, „daß man geneigt sei, Stephan als Nachfolger Josef zu geben"; Erzherzog Johann hatte sich damit einverstanden erklärt, aber die Frage aufgeworfen, „ob es nicht besser und natürlicher sei, dem Lande die Wahl eines Palatin zu lassen und einen Erzherzog als locum tenens aufzustellen", da es unvereinbar sei, zugleich Gouverneur des Landesfürsten und Vorsteher der Stände zu sein.[1])

Im Juli 1843 bat der Oberstburggraf von Böhmen Graf Chotek aus politischen Gründen um Enthebung von seinem Posten. Kolowrat wußte es damals nach längeren Verhandlungen gegen den Willen Metternichs, auf den er aber geschickt die Verantwortung abzulenken wußte, durchzusetzen, daß Erzherzog Stephan die oberste Leitung aller politischen Behörden und der diesen zugewiesenen Geschäfte im Königreich Böhmen übertragen wurde.[2]) Für uns sind nur die Gründe wichtig, welche Kolowrat hierzu veranlaßten. In einem an Metternich gerichteten Brief hat er sie ausgesprochen.[3]) Es bewog ihn, so führt er hier aus, die Überzeugung, daß Erzherzog Stephan, „die Dinge mögen sich gestalten wie sie wollen, berufen sei, eine bedeutende Rolle in Ungarn zu spielen, und die Zeit, wo dieses, ohne verhindert werden zu können", aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr sehr ferne liege (Erzherzog Joseph zählte damals schon siebenundsechzig Jahre). Es erscheine ihm daher wünschenswert, daß der Erzherzog hierfür vorbereitet werde. Dies sei auch der Wunsch Erzherzog Stephans und seines Vaters, welch ersterer tief gekränkt wäre, wenn der Austritt Choteks vor sich gehe, ohne daß dieser Wunsch berücksichtigt werde. Es sei aber auch weder gleichgültig noch klug, Stephan, „welchem in etwas längerer oder etwas kürzerer Zeit die Vertretung so wichtiger Interessen der Monarchie zufallen wird", zu verletzen, da ein Scheitern seines Wunsches ihn gegen die Zentralregierung verstimmen würde. Anders'

---

der im Zentrum bestehenden Besorgnis wegen der liberalen Gesinnung des Erzherzogs s. auch H. SCHLITTER, *Aus Österreichs Vormärz, II. Böhmen*, S. 8f. und Friedrich WALTER, *Der Rücktritt Graf Karl Choteks vom Oberstburggrafenamte und die Ernennung Erzh. Stephans zum Landeschef in Böhmen* in Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen Bd. 60, S. 177 u. 202.

[1]) Tagebuch Erzh. Johanns, Or. Steiermärk. Landesregierungsarchiv, Archiv Meran.

[2]) Sep. Prot. d. Kab. Kanzlei 1843 B. 795 s. Wien 9. November 1843, und C. Aa. 686, 689/1843. Alle zitierten schriftlichen Quellen, soweit nicht anders erwähnt, im Haus-Hof- und Staatsarchiv in Wien. Vgl. auch die Anm. 4 genannte Arbeit Walters und die dort erwähnte Arbeit Schlitters S. 8ff.

[3]) Grünberg, 19. Juli 1843 Or. C. Aa. 689.

Behauptung, daß die Staatskonferenz 1842 einstimmig die Nachfolge Erzherzog Stephans in das Amt seines Vaters beschlossen habe, ist somit unrichtig. Seine zweite Behauptung, daß die Minister sie als ein unvermeidliches Übel betrachtet hätten, trifft zumindest auf Kolowrat nicht zu. Hinsichtlich Metternichs läßt die eben angeführte Briefstelle vermuten, daß er damals die Nachfolge Stephans in das Amt seines Vaters ungern sah, ja daß er sie vielleicht doch verhindern zu können hoffte, eine Vermutung, die auch durch einen Brief Hartigs an Metternich verstärkt wird[1]); es fehlt jedoch an Quellen, um diese Frage zu klären. Unklar ist auch Hartigs Ansicht; bezeugt ist nur, daß er die Palatinswahl Stephans als unbedingt vorauszusetzende Tatsache betrachtete.[2])

Im folgenden Jahr trat Zar Nikolaus I. mit dem Wunsche hervor, seine Tochter Olga mit Erzherzog Stephan zu vermählen. Der Plan scheiterte am Widerstand Österreichs; verschiedenerlei Gründe bestimmten den Hof und dann auch Metternich, der anfänglich der Durchführung dieser Heirat geneigt gewesen zu sein schien, zu einer ablehnenden Haltung. Unter ihnen spielte die Erwägung, daß die Vermählung des Erzherzogs mit einer russischen Großfürstin dazu führen könne, daß die Rußland mißgünstig gestimmten politischen Kreise Ungarns die Wahl des Erzherzogs zum Palatin unmöglich machen könnten, eine erhebliche Rolle.[3])

Als im Oktober 1846 Erzherzog Joseph lebensgefährlich erkrankt war, kam Stephan mit Metternich auf dessen Ableben zu sprechen. Metternich äußerte sich damals, daß „es nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich sei," daß die Wahl zum Palatin den Erzherzog treffen könne. Dieser gab dagegen seiner unumstößlichen Überzeugung Ausdruck, „daß nur unter einigen sehr wichtigen Bedingungen eine Übernahme dieses Postens für den Nachfolger Platz greifen könne."[4]) Erzherzog Joseph, der die Nachfolge seines Sohnes in das Amt des Palatins anscheinend nicht wünschte[5]), hat mit seinem Sohn

---

[1]) Hartig an Metternich, Wien 19. VII. 1843: „Si je dois admettre la thèse que l'Archiduc Etienne est inévitable comme Palatin, . . qui doit en peu de temps devenir Palatin." Or. C. Aa. 686.

[2]) S. S. 4, Anm. 1.

[3]) Heinrich R. v. SRBIK, *Metternich*, Bd. 2, S. 238. Vgl. ferner „Memoire considerée sous le rapport religieux" vom 15. III. 1845, Rußland, Korr. Fasz. 48 und Brief der Zarin an Prinzessin Friedrich der Niederlande Palermo 1. II. 1846. Interzept ebda. Fasz. 49, Konv.: Korrespondenz Metternichs mit Erzh. Ludwig. Anders a. a. O. S. 159 behauptet, daß Stephan damals schon für die Palatinstelle designiert war. Hinsichtlich des Heiratsplanes s. auch Th. SCHIEMANN, *Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus I.* Bd. 4, S. 22f., 47, 66, 69ff., 82, 376ff.

[4]) Eingabe Erzh. Stephans an Metternich Ofen 14. I. 1847 Nr. praes. secr. C. A. a. ad 486 1/2; vgl. auch Anders a. a. O. S. 190.

[5]) Dies hat schon SCHLITTER a. a. O. S. 111, Anm. 112 entgegen HORVÁTH-NOVELLI, *Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns* Bd. 2, S. 381 und dem

wiederholt über diese Voraussetzungen gesprochen. So hatte er Stephan ein politisches Vermächtnis gegeben, das dieser mit aller Kraft zu wahren suchen wird. Am 13. Jänner 1847 starb Erzherzog Joseph nach längerer Krankheit. Erzherzog Stephan waren Gerüchte zu Ohren gekommen, daß in Wien über die Nachfolge des Palatins verhandelt und sein Name genannt werde. Er wandte sich daher unverzüglich an Metternich in einem vom Todestage seines Vaters datierten Schreiben, dem eine für den Kaiser bestimmte Eingabe mit dem Datum des folgenden Tages beigegeben war.[1]) Er bat ihn, falls ein Beschluß gefaßt werden sollte, ihm diesen vorher mitzuteilen, damit er seine Handlungsweise hiervon abhängig machen könne, und verwies darauf, daß er in der Eingabe seine Stellungnahme zu dieser Frage auseinandersetze. Er bat Metternich, diese in allen Punkten beim Kaiser zu vertreten, und machte darauf aufmerksam, daß deren Großteil auf dem Rat seines Vaters fuße und daß er gesonnen sei, diesem unbedingt zu folgen. Er bitte somit, falls deren Verwirklichung durchaus nicht erfolgen könne, von der Betrauung mit diesem Posten abzusehen, weil er ihm dann nicht entsprechen könne. Die wichtigste und schwierigste Frage, die der Erzherzog in der für den Kaiser bestimmten Eingabe aufwarf, war jene, ob es überhaupt rätlich sei, in den politisch so bewegten Zeiten ein Mitglied des kaiserlichen Hauses zum Palatin wählen zu lassen. Er beantragte vielmehr, gestützt, wie er ausdrücklich betonte, auf den Rat seines Vaters, die ihm etwa zugedachte Stellung, deren Wesen er vornehmlich in der Stellvertretung des Königs sah, neu zu gestalten und ihre Machtbefugnisse zu erweitern.[2]) Als weitere wichtigste Bedingung forderte der Erzherzog

---

hierauf fußenden HELFERT, *Geschichte der österreichischen Revolution* Bd. 1, S. 83 dargetan.

[1]) Erzh. Stephan an Metternich, Ofen 13. I. 1847 mit beiliegender Eingabe Nr. praes. secr. 45, Ofen 14. I. von Metternich mit dem Präsentationsvermerk versehen: „praes. 16. Januar 1847", C. A. a. ad 486 1/2. Auszug bei ANDERS a. a. O. S. 190f.

[2]) „Die Stellung eines Palatins", so führte der Erzherzog aus, „wie sie mein Vater bekleidete, wie sie vor 50 Jahren war und leicht bekleidet werden konnte, da die Verhältnisse damals weit günstiger waren, ist dermalen bei einem Wechsel kaum mehr haltbar. Die Opposizion hat einen weit größeren Umfang erlangt, die Sprechfreiheit in den Kongregazionen artet sehr oft in Sprechfrechheit aus und oft ist man nothgedrungen, auf das Risiko hin, von der Regierung als Achselträger angesehen zu werden, mit der Opposizion zu halten, oder doch der Mehrzahl zu weichen, nachzugeben. Nenne man nun diese neue Stelle Statthalter, nenne man sie Vize-König, nenne man sie, wie immer die Regierung es für zweckmäßig hält, aber die Wesenheit muß sich nach meiner untergeordneten Meinung gleich bleiben, nemlich der neue Stellvertreter des Königs muß alle Mittel in Händen haben, um der Regierung selbst in den schwierigsten Fällen unter die Arme greifen zu können, er muß schnell, er muß energisch wirken können, er muß über alle Partheien erhaben stehen, sonst ist er bald zwischen sie hineingezogen! Stellt sich auch in der

die Koordination des Reichstages, d. h. eine Reform seiner Geschäftsordnung und die Genehmigung, den Vorsitz im Reichstag nur dann führen zu müssen, wenn Lebensfragen auf der Tagesordnung stünden. Weiters ersuchte er, ihn bis zum Jänner 1848 in seinem bisherigen Wirkungskreis in Böhmen zu belassen, um wichtige Maßregeln, die er eingeleitet habe, beenden oder zumindest so weit fördern zu können, daß ihre Durchführung gesichert sei[1]); er verlangte dies aber auch ,um die Möglichkeit zu haben, seine Kenntnis der ungarischen Sprache und der ungarischen Verfassung im nötigen Ausmaß aufzufrischen. Endlich bat er, ihn finanziell besser zu stellen als seinen Vater, da es nötig sei, daß der Palatin ein des Monarchen würdiges Haus halten könne und vor keinem der Magnaten in dieser Hinsicht zurücktreten müsse. Nachdrücklich betonte Erzherzog Stephan am Schlusse seiner Eingabe, wie schmerzlich es ihm fallen müsse, einen kaiserlichen Befehl unerwartet zu erhalten, ohne seine Bitten und Bedenken vorgebracht zu haben, und sich dadurch genötigt zu sehen, eine Gegenvorstellung machen zu müssen.

Die innersten Beweggründe seines Handelns hatte der Erzherzog in diesem Schreiben verschwiegen: er wollte seinen Wirkungskreis in Böhmen nicht verlassen, weil er meinte, Staat und Dynastie dort bessere Dienste leisten zu können als in Ungarn, und weil er hoffte, von dort später einmal ins Zentrum gezogen zu werden.[2]) Fraglich, ob ihm schon damals Erzherzog Franz Karl in Aussicht gestellt hatte, ihm, wenn er zur Regierung käme, die Bearbeitung der inneren Angelegenheiten der Monarchie zu übertragen oder ob dies erst später geschah.[3])

An dem Tag, an dem Metternich diese beiden Schreiben des Erzherzogs erhielt, am 16. Jänner, fiel die Entscheidung; ob dies vor oder nach dem Eintreffen jener Vorstellungen geschah, ist unbekannt, sicher aber, daß ihr Inhalt unberücksichtigt blieb. Tags zuvor war in der Kanzlei der Staatskonferenz ein Vortrag des ungarischen Hofkanzlers Graf Apponyi eingelaufen, in welchem dieser die Frage der Nachfolge Erzherzog Josephs

---

allerneuesten Zeit bei der konservativen Parthei Manches besser, so ist sie doch noch nicht in der Oberhand und braucht außer der Regierung, die natürlich immer obenan steht, noch einer festen Stütze im Lande selbst. Ob die Regierung unter einem solchen Bevollmächtigten noch einenPalatin oder einen locumtenens ernennen wolle, muß ich dem höchsten Ermessen und dem kompetenten Urtheile derjenigen überlassen, die mit der ungarischen Konstituzion vollkommen vertraut sind."

[1]) Als solche nannte er die Konsolidierung der 3% Zentralkassaanweisungen, die Errichtung einer Filiale der österreichischen Nationalbank in Prag, den Straßenbau im Riesengebirge von Reichenberg nach Trautenau, die Aufhebung der Judensteuer, eine neue Steuerrepartation der Stände und Robotangelegenheiten.

[2]) Tagebuch Erzh. Johanns 20. II.

[3]) Ebda. 20. II., 20. III.; für die militärischen Angelegenheiten hatte Franz Karl Erzh. Albrecht vorgesehen.

aufrollte. Da die Hoffnungen Ungarns auf den nächsten Reichstag hoch gespannt waren, dessen Vorbereitungen aber noch längerer Zeit bedurften, warnte er davor, einen Reichstag abzuhalten, der auf die Palatinswahl beschränkt werde; er trat dafür ein, die Wahl auf dem im November, also innerhalb der für die Palatinswahl vorgeschriebenen Frist eines Jahres fällig werden den Reichstag vornehmen zu lassen. Nach Apponyis Meinung konnte in den politisch so bewegten Zeiten nur eine Persönlichkeit die Palatinswürde behaupten, welche jener Nimbus umgäbe, den die hohe Stellung eines Erzherzogs verleihe. Dessen Wahl müsse so, wie es 1790 und 1796 bei der Wahl Erzherzog Leopolds bzw. Erzherzog Josephs geschah, ohne Verlesung des königlichen Wahlvorschlages, der gesetzmäßig vier Kandidaten, nämlich zwei Katholiken und zwei Protestanten zu enthalten hatte, möglichst einstimmig erfolgen. Dies schien Apponyi nur erreichbar, wenn die Regierung geschickt vorging und die Person des vom Kaiser bezeichneten Erzherzogs allgemeine Zustimmung fand. Da „seit Jahren kein Gedanke populärer, kein Wunsch allgemeiner" war, als daß Erzherzog Stephan seinem Vater folge, somit dessen Wahl außer Frage gestellt schien, da zudem Stephan von allen in Betracht kommenden Mitgliedern des Herrscherhauses die meisten Vorkenntnisse besaß, schlug er dessen Bezeichnung vor. Er hielt es weiterhin für nötig, dem Erzherzog, falls sich der Kaiser für ihn entscheide, die Gelegenheit zu geben, die genaueste Kenntnis der Verhältnisse zu erwerben und ihn in die Absichten der Regierung hinsichtlich ihres weiteren Vorgehens in Ungarn einzuweihen. Denn in einem ungemein schwierigen Augenblick, da das in lebhafter Entwicklung begriffene, von heftigsten Agitationen heimgesuchte Ungarn in einen Kampf verflochten war, dessen Entscheidung vom nächsten Reichstage abhing, sollte der Erzherzog jene Stelle erhalten. Apponyi fürchtete auch, daß die Opposition Kundgebungen zugunsten Stephans veranstalten würde, und hielt es daher für unumgänglich notwendig, daß die Regierung auch nur den Schein vermeide, unter deren Druck zu handeln. Aus diesen Erwägungen beantragte er, den Erzherzog unverzüglich zum Statthalter des Königreiches Ungarn zu ernennen, falls er jedoch in Böhmen unabkömmlich sei, die Geschäfte einstweilen durch den Iudex curiae führen zu lassen und den Erzherzog mit den Absichten der Regierung bekannt zu machen. Am 16. Jänner wurde dieser Vortrag Apponyis bei den Mitgliedern der Staatskonferenz — Kolowrat, Metternich, Erzherzog Franz Karl und Erzherzog Ludwig — in Umlauf gesetzt. Sie alle stimmten den Anträgen des ungarischen Hofkanzlers zu; es verdient jedoch erwähnt zu werden, daß Kolowrat in seinem Votum darauf hinwies, „daß die a. h. Staatsregierung den jetzt herangekommenen Moment der Wahl eines Nachfolgers für den durchl. H. E. H. Joseph Palatin schon vor längerer Zeit vorsehungsweise bedacht habe", — man wird an Metternichs Gespräch mit Erzherzog

Stephan vom Oktober 1846 denken dürfen — und daß er die Bemerkung nicht unterdrücken konnte: „es scheint gegenwärtig nicht in der a. h. Absicht liegen zu können, eine publicistische Untersuchung zu veranlassen, ob das Palatinal-Amt nicht einer Veränderung zugeführt und von einigen seiner übergroßen Prärogativen entkleidet werden könne?" Noch am selben Tag unterfertigte der Kaiser und König das Handschreiben, mit welchem er Stephan zum Statthalter des Königreiches Ungarn ernannte, ihn ermächtigte, die ihm als Statthalter zukommende Geschäftsführung bis zu ihrer Übernahme, welche nach Erledigung der wichtigeren böhmischen Landesangelegenheiten schleunig zu erfolgen hätte, dem Iudex curiae zu übertragen, und ihm befahl, sich am Hoflager einzufinden, um hinsichtlich seiner gegenwärtigen und seiner zukünftigen Stellung nähere Weisungen einzuholen.[1]) Seine Rechte und Verpflichtungen deckten sich mit denen seiner beiden Vorgänger, der Erzherzoge Leopold und Joseph.[2])

Am 23. Jänner traf Erzherzog Stephan in Wien ein.[3]) Sein Schreiben an Metternich und die ihm beigelegte Eingabe an den Kaiser war bisher unbeantwortet geblieben. Noch am selben Tage suchte er Erzherzog Johann auf, der es übernahm, Metternich auf einen Besuch seines Neffen vorzubereiten. Am 25. fand dieser statt; der Staatskanzler eröffnete dem Erzherzog, daß er zum Palatin ausersehen sei und bis zu seiner Wahl die Stelle eines Statthalters bekleiden solle, mit deren wirklicher Übernahme jedoch bis zum Oktober zuwarten könne. Metternich und die Zentralregierung schienen Änderungen des bisher in Ungarn eingehaltenen Ganges nicht abgeneigt zu sein. Von Verhandlungen mit dem Erzherzog wollte er zunächst nichts wissen, forderte ihn aber endlich doch auf, seine Bedenken zu Papier zu bringen.[4]) Kleinmütig verließ der Erzherzog den Staatskanzler; die Unterredung mit dem Fürsten und die ihm tags zuvor von Apponyi geäußerte Anschauung, daß alle seine Forderungen undurchführbar seien, hatten seinen Mut gebrochen. Erzherzog Johann aber gelang es ihn zu bewegen, dem Wunsche Metternichs zu entsprechen. Er bestimmte ihn auch, seine Ausarbeitung vor ihrer Übergabe an den Fürsten von Erzherzog Ludwig und Kolowrat lesen zu lassen und, wenn die Angelegenheit in die Länge gezogen werden sollte, zu mahnen und zugleich seinen Verzicht auf

---

[1]) Auszug aus dem Vortrag Apponyis vom 14. I. Zl. 917/57 mit den Originalvoten der Konferenzmitglieder und den genehmigten Entwürfen der kaiserlichen Handschreiben C. A. a. 37. Das an die ungarische Statthalterei und an die königliche Gerichtstafel ergangene Reskript begrenzt die Tätigkeit des ernannten Statthalters mit der nächsten Palatinswahl. Wiener Zeitung 24. I. S. 202.

[2]) In dem an Erzh. Stephan gerichteten Handschreiben nicht angeführt, wohl aber in dem am gleichen Tage an Apponyi ergangenen.

[3]) Wiener Zeitung.

[4]) Tagebuch Erzh. Johannes 25. I.

die Statthalterstelle zu überreichen.[1]) Am 26. legte Stephan seine Bedenken schriftlich nieder.[2])

Er hielte es, so setzt er hier auseinander, „den ungarischen Verhältnissen nach jeder Zeit für ein gefährliches Probestück, einen Erzherzog zum Palatin zu machen". Zudem erscheine eine Art der Nachfolge vom Vater auf den Sohn, selbst wenn sie durch die Verhältnisse bedingt wäre, als bedenklich. Ebenso bedenklich schiene ihm die Tatsache, daß die Opposition bei seiner Ernennung die meiste Freude zeigte. Sein gewichtigstes Bedenken gegen seine Wahl zum Palatin erwuchs dynastischen Erwägungen. Der Statthalter war nach seiner Auffassung lediglich als homo regius zu betrachten, der Palatin aber verfassungsgemäß kraft seines Eides verpflichtet, alle Rechte und Vorteile des Reiches nach Kräften zu wahren und Regierungsschritte, die ihm nicht ganz zweckmäßig erschienen, zu bekämpfen, somit gezwungen, auch gegen seinen Willen mit der Opposition zu gehen. Und Stephan ließ durchleuchten, daß er nicht gewillt sei, gegen diese beschworene Pflicht zu handeln. Als unumgänglich bezeichnete er, daß er von allen Schritten der Regierung vor ihrer Ausführung genau in Kenntnis und somit in die Lage gesetzt werde, die beschlossenen Maßregeln mit aller Kraft durchzusetzen oder, wenn dies nötig wäre, Einsprache gegen sie zu erheben. Er erneuerte ferner seine Forderung, ihn über den Parteien stehen zu lassen, ihm nicht zuzumuten, gewissermaßen als Parteiführer der Konservativen aufzutreten. Denn das Reich in seinem Fortschreiten aufhalten zu wollen, hieße gegen den Strom schwimmen. „Der Palatin muß sich aber in einem Zeitalter, wo Stehenbleiben Rückschritt heißt, fürs Progressive aussprechen, es warm verfechten." Den ihm von Metternich gemachten Hinweis, daß ein Privater als Palatin manche Schwierigkeiten finden werde, was er nicht in Abrede stellte, begegnete er mit der Frage, ob die Regierung, welche ihn — wie ihm mehrfach bedeutet würde — als den einzig Geeigneten ansähe, als guter Feldherr, der ihn als Haupttruppe betrachte, auch eine Reserve habe. Er glaubte, diese Frage verneinen zu dürfen und bezeichnete den Grundsatz, „nur im Augenblick leben und im augenblicklichen Handeln die radikale Abhilfe" zu suchen, als ein allzu gewagtes Spiel. Abermals erklärte er es als undurchführbar, seine Stellung in der gleichen Weise zu halten wie sein Vater. Weiters forderte er, daß ihm sogleich das Recht zuerkannt werden müsse, im Reichstag selbst den Vorsitz zu führen oder sich vertreten zu lassen. Metternich hatte in seiner Unterredung mit Stephan die Berechtigung dieser Forderung anerkannt, jedoch als eine Maßnahme bezeichnet, die nur durch

---

[1]) Ebda. 24. 25. I.

[2]) Erzh. Stephan an Metternich, Wien, 26. I. Nr. praes. secr. 46. Or. C. A. a. ad 486 1/2. Vgl. auch ANDERS a. a. O. S. 191.

„Manipulation" im Laufe von zehn bis zwölf Jahren durchgeführt werden könne. Mit Recht bezeichnete der Erzherzog dies, ohne spöttische Worte zu scheuen, als unmöglich, da schon der erste Reichstag den Palatin in die größte Verlegenheit bringen könnte. Neben diesen politischen Erwägungen führte Erzherzog Stephan noch solche familiärer und persönlicher Art, nicht zuletzt auch die Abneigung seines Vaters gegen die Nachfolge des Sohnes an. Mit Recht befürchtete Stephan, daß seine Ausführungen entweder wieder ohne Antwort bleiben oder ohne daß man ins einzelne ginge, abgetan würden; er verlangte daher vom Staatskanzler dringend — auch hiermit dem Rate Johanns folgend — eine schriftliche, punktweise Beantwortung im Namen des Kaisers. Nicht willens, unbedingt anzunehmen, was er nicht annehmen könne, machte er von dieser Antwort seine weiteren Schritte abhängig.

Am nächsten Tag, dem 27. Jänner, las Stephan in Gegenwart Erzherzog Johanns Kolowrat seine Niederschrift vor, der den in ihr ausgesprochenen Ansichten beistimmte, ihre Vorlage an Ludwig und Metternich billigte und deren Erörterung durch eine Konferenz als nötig betrachtete. Auch Erzherzog Ludwig erklärte sich mit der Eingabe einverstanden.[1]) Scheinbar anläßlich der Überreichung dieses Schreibens erklärte Metternich seine Bereitwilligkeit zu einigen Zugeständnissen; dann aber müsse der Erzherzog annehmen, da kein anderer geeignet sei.[2])

Wie berechtigt die Forderung Erzherzog Stephans war, daß Metternich seine Vorstellungen einer eingehenden Beantwortung würdige, läßt dessen noch am selben Tag dem Erzherzog zugegangene Antwort erkennen.[3]) Der Fürst versuchte hier zu begründen, „es dürfte wohl keine Aufgabe mit geringerer Beschwernis also leichter zu bezeichnen seyn als die des von der Regierung in den ungarischen Zuständen einzuhaltenden Ganges. Ungarn hat Bedürfnisse in Menge, zu deren Befriedigung dieses mit den reichsten Gaben der Natur ausgestattete Land die Mittel in gleichem Maße besitzt. Der sehr bewegliche Sinn der Nation trägt in seinem Grundtypus viel Südliches mit einem Gemisch vom orientalischen Element. Der Ungar ist leicht zu begeistern. Vor allem will er geleitet sein; entbehrt er einer geregelten Leitung von oben, so schmiegt er sich der Leitung entschiedener phantasiereicher Führer aus den unteren Regionen an, selbst wenn diesen der innere Gehalt fehlt. Ungarn besitzt eine Repräsentativ-Verfassung und steht unter gesetzlichen Herkommen, welche den Urbegriffen einer solchen

---

[1]) Tagebuch Erzh. Johann 27. I. [2]) ANDERS a. a. O. S. 191f.

[3]) „Betrachtungen über die Lage Ungarns und die Rückwirkungen dieser Lage auf die Stellung des künftigen Palatins. Dem H.E.H. Stephan vom F. v. Metternich eingesendet am 27. Januar 1847." Eigh. Konzept und Abschrift C. A. a. ad 486 1/2.

Verfassung entweder geradezu entgegengesetzt sind oder zum wenigsten lähmend auf das verfassungsmäßige Leben rückwirken müssen. Das Reich bietet das seltsamste Gemisch von vormittelalterlichen und neuen Gesetzen und Formen, welche unter sich im Widerspruch stehen und deshalb zum offenen Kampf oder zur Lähmung des Staatswohles führen. Zu diesen Übeln hat sich im Verlaufe der letzten 20 Jahre der heute im Westen von Europa das Feld behauptende Schwall hohler Redensarten, faslender Ansichten und der Hang zu gewagten Unternehmungen gesellt." Wenn die Regierung den richtigen Weg einschlägt, so hat die Entwicklung mit dem letzten Reichstag ihren Höhepunkt erreicht und überstanden. Die Dinge können in Ungarn nicht stehen bleiben wie sie stehen, sondern sie müssen vorwärts oder rückwärts schreiten; schreitet das erhaltende Element vor, so wird sich das entgegenstehende in Dunst auflösen; schreitet aber dieses vor, so wird es bald zur Revolution kommen. Der Zeitpunkt des Palatinwechsels ist günstig, da der neue Palatin mit Kraft auftreten kann; ihn beschweren keine Präzedenzien. Er hat die Wahl zwischen dem Erhalten des Bestehenden oder dessen gänzlichem Umsturz. In Ungarn stehen „die Fragen nicht mehr zwischen Leben, Siechtum oder Tod; sie stehen zwischen den Extremen". Dies erkennen auch die Parteien selbst, die sich daher schroff als konservativ und revolutionär gegenüberstehen. Jene schließt alle aufrichtigen Verteidiger der Verfassung in sich. Der neue Palatin kann daher seine Stellung nicht wählen, sie ist gegeben. Er kann sich, eben weil er neu in den Geschäften ist, Ruhepunkte schaffen, zu deren Gedeihen die hinter ihm stehende Regierung sichere Hilfe bieten wird. „Der Kampf", so schloß Metternich sein Schreiben, „besteht nicht zwischen dem Palatin und einer abnormen Lage des Reiches, sondern zwischem dem König und den Feinden der Ordnung, des gesetzlichen Fortschrittes und dessen, was mittelst keiner richtigeren Benennung als der einer auf das Heil Ungarns gerichteten, absolut nötigen Reform bezeichnet zu werden vermöchte! Zur Lösung aller Aufgaben gehören Mittel. Sie werden dem treuen und aufgeklärten Vertreter der Krone geboten werden, denn sie bestehen."

Weder Erzherzog Stephan noch Erzherzog Johann, der seinen Neffen dauernd beriet, konnten von dieser, wenn auch vorläufigen Antwort befriedigt sein. Als Metternich Erzherzog Johann am 29. jene Antwort vorlas, benützte dieser daher die Gelegenheit, um den Fürsten zu einer klareren Stellungnahme zu bewegen. Es gelang ihm. Metternich gab — wie wir sehen werden, durchaus den Anschauungen Apponyis folgend — der Meinung Ausdruck, daß sich Stephan zunächst nach Prag begeben und von dort nach Erledigung seiner Geschäfte nach Wien zurückkehren solle, um sich hier die nötigen Kenntnisse zu verschaffen. Im Oktober oder November sollte er dann den Reichstag eröffnen, der nach erfolgter Wahl mit dem Hinweis darauf, daß der neue Palatin sich vorbereiten müsse, auf

sechs oder acht Monate zu vertagen sei.[1]) Metternich, der schon über das erste an ihn gerichtete Schreiben des Erzherzogs eine Äußerung Apponyis abverlangt hatte, übersandte diesem auch jenes vom 26. Jänner mit dem Auftrag, hiezu Stellung zu nehmen.[2]) Apponyi entsprach dem Wunsche Metternichs in einer ausführlichen, am 4. Februar ausgefertigten Ausarbeitung, welche er vor einer Entscheidung des Kaisers auch dem Erzherzog vorzulegen oder zumindest ihrem Inhalt nach zur Kenntnis zu bringen bat, damit geklärt werden könne, inwieweit dieser auf die in ihr entwickelten Ansichten eingehe und wieweit seine Bedenken als behoben betrachtet werden könnten.[3]) Apponyi erkannte die Berechtigung aller vom Erzherzog vorgebrachten Bedenken an. Da dem Wunsche des Erzherzogs, noch ein Jahr von den Geschäften ferngehalten zu werden, der gesetzliche Termin des nächsten Reichstages und das Verlangen Ungarns, daß der Erzherzog sein Amt bald antrete, entgegenstand, wies er den Ausweg, diesen nächsten Reichstag mit der Begründung, daß sich der Palatin für die Leitung der zum Wohle Ungarns beabsichtigten Fragen der Gesetzgebung vorbereiten müsse, auf die Palatinswahl zu beschränken und nach ihrer Durchführung auf mehrere Monate zu vertagen. Da der Palatin verfassungsmäßig verpflichtet ist, gegen Erlässe, welche ihm mit der Verfassung unvereinbar erscheinen, Einsprache vor dem Thron zu erheben, bezeichnete Apponyi es als gebieterische Notwendigkeit, daß der Palatin von den Absichten der Regierung stets genau unterrichtet werde, daß jede Ungarn betreffende Maßregel vor ihrer Ausführung mit ihm besprochen werde und seine Ansichten und Wünsche berücksichtigt würden. Er stimmte der Auffassung der Erzherzogs zu, daß der Palatin über den Parteien stehen, das Streben nach Verbesserungen möglichst unterstützen und „ohne Rücksicht auf die Elemente der Stagnation für die progressive Tendenz, die auch jene der Regierung ist, sich aussprechen und wirken" müsse. Die Hauptgrundsätze der Regierung und des Erzherzogs stimmten nach Apponyis Meinung überein. Er schlug daher vor, ihm gleich jetzt Gelegenheit zu geben, seine Meinung über die gegenwärtigen Verhältnisse und über die Absichten der Regierung für die Zukunft auszusprechen, wozu ihm hinsichtlich dieser sein Programm für den nächsten Reichstag vorgelegt werden könnte. Um aber Stephan einen Überblick über die dermaligen Verhältnisse zu geben, legte er in breiter Schilderung die Entwicklung seit dem Reichstag von 1825/27 dar. Die Regierung wahrte, so führte er aus, seither wohl die gesetzliche Bahn, wirkte aber weder auf die fortschreitende Entwicklung ein,

[1]) Tagebuch Erzh. Johanns 29. I.

[2]) Apponyi an Metternich, Wien 2. II., Or. C. A. a. ad 486 1/2. Die hier erwähnte, durch das erste Schreiben des Erzherzogs ausgelöste Äußerung Apponyis ist nicht erhalten.

[3]) Or. C. a. A. ad 486 1/2; Auszug ANDERS a. a. O. S. 192 ff.

noch übte sie die gesetzliche Gewalt der Regierung hinreichend aus. Da erkannt wurde, daß der Einfluß und das Ansehen der Regierung auf diese Art zunichte würden, die Anarchie drohe und die bestehenden Gesetze zur Herstellung einer Stabilität nicht ausreichten, entschloß sich die Regierung zu schleunigem und entschiedenem Eingreifen der obersten Gewalt. Aufrechterhaltung der verfassungsmäßigen Grundsätze und Formen, Sorge für die wirtschaftliche Entwicklung des Reiches und Sicherung einer geregelten und zeitgemäßen Verwaltung schien ihr geboten. Hiezu hielt sie die Vorbereitung der nötigen Gesetzesvorschläge, zu deren Durchführung eine Mehrheit zu bilden wäre, für den besten Weg. Der Aufbau einer Mehrheit sollte durch Besetzung der Hof- und Länderstellen mit tatkräftigen, ergebenen Männern und durch Wiedereinsetzung der Komitatsvorsteher, welche gleichfalls diesem Kreise entnommen werden sollten, in ihre gesetzliche Stellung und durch Erneuerung ihrer gesetzlichen, von Maria Theresia stammenden Instruktion, wodurch der Einfluß der Regierung auf die Stände gesichert werden sollte, erreicht werden. Apponyi wähnte dieses Ziel erreicht und die Mehrheit für den nächsten Reichstag gesichert. Sie würde, so meinte er, erheblich gestärkt werden, wenn Erzherzog Stephan die Grundsätze und Ziele, zu denen er sich in Übereinstimmung mit der Krone bekenne, entschieden ausspräche. In diesem Sinne könne er als ihr Leiter erscheinen; die Mehrheit werde an Kraft gewinnen, die Opposition zu Mäßigkeit und Billigkeit bewogen werden. Eine Änderung der gesetzlichen Stellung des Palatins hielt Apponyi für bedenklich, weil einerseits die zahllosen Gesetze über die Rechte des Palatins vom Jahre 1486 bis 1741 die Wachsamkeit bewiesen, mit der die Stände die Palatinswürde gegen jedwede Beeinträchtigung wahrten, andererseits aber der Palatin gesetzmäßig in Verhinderung oder in Abwesenheit des Königs stets der Statthalter sein müsse, somit gleichzeitig auch Statthalter sei, und über dem Palatin und Statthalter keine höhere Würde bestehen könne, auch niemals bestanden habe. Er kam somit zu dem Schluß, daß im Interesse des Staates und des Erzhauses die gesetzliche Stellung des Palatins beibehalten werden müsse. Gegen die Erfüllung des Wunsches des Erzherzogs, es ihm anheim zu stellen, ob er den Vorsitz im Reichstag persönlich führe oder nicht, konnte Apponyi kein gesetzliches Hindernis anführen; die Gesetze schienen ihm nur das Recht, nicht aber die Pflicht des Palatins vorzusitzen festzulegen. Wohl aber gab er zu bedenken, daß durch längeres Fernbleiben des Palatins gerade jetzt das Ansehen des Präsidiums leiden könne und zudem unter den Fragen des nächsten Reichstages wenige seien, welche nicht des unmittelbaren Einflusses des Palatins bedürften. Graf Hartig bemerkte in seinem Votum zu diesen Ausführungen Apponyis, daß er die Übereinstimmung der Grundsätze der Regierung und jener des Erzherzogs für so wichtig halte, daß er, falls sie nicht zu erzielen sei, den Rücktritt des Erz-

herzogs für ein kleineres Übel betrachte als die daraus entstehenden Verlegenheiten; eine Meinung, die Metternich, Kolowrat und Erzherzog Franz Karl, die sich mit allen von Apponyi vertretenen Anschauungen durchaus einverstanden erklärten, teilten.[1])

Am 10. Februar wurden Apponyis Äußerungen und das von ihm für den nächsten Reichstag entworfene Programm mit einem kaiserlichen Handschreiben Erzherzog Stephan zur Äußerung übersandt, der dieser Aufforderung noch am gleichen Tage entsprach.[2]) Apponyis Ausarbeitung vermochte seine Bedenken nicht zu beheben, sondern verstärkte sie nur. Denn auf seine gewichtigsten Bedenken, auf die Gründe, die er gegen die Wahl eines Erzherzogs zum Palatin im allgemeinen und die seiner Person im besonderen vorgebracht hatte, ging sie gar nicht ein. Apponyi gab die Notwendigkeit zu, daß der Palatin über den Parteien stehen müsse, forderte dann aber doch, daß der Palatin als Leiter der Mehrheit auftrete. Auf diese Mängel und auf diesen Widerspruch verwies denn auch der Erzherzog in seiner Erwiderung. Besonders scharf aber wandte er sich gegen die Ausführungen des Kanzlers über den bisherigen Gang der Regierung und dessen Erfolg. Er leugnete, daß die Neubesetzung der Komitate und die Instruktionserneuerung das gewünschte Ergebnis gereift hätten. Die Obergespane und Administratoren wohnten nicht der ursprünglichen Absicht entsprechend in den Komitaten, sondern verbrächten den größten Teil des Jahres in Pest und Wien. Zudem seien einzelne auch nicht glücklich gewählt. Die Folge sei, daß die Opposition nicht beseitigt sei, sondern nur schweigend lauere. Der größte Teil der Konservativen aber gehe einen Weg, den er nicht billigen könne; sie seien schroff in ihren Ansichten, wenig versöhnlich, exklusiv und dürften, da sie der Regierung Mangel an Tatkraft vorwürfen, in vieler Beziehung Anstände machen. Da die Parteien sich schroff gegenüberstünden, könne er — so wendete Stephan ein — nicht als Panierträger einer Partei auftreten, ohne für immer in den Reihen der Opposition das Vertrauen zu verlieren, das aber nötig sei, um Maßregeln durchzuführen, die mit den Konservativen allein nicht durchzusetzen seien. In einem konstitutionellen Staate müsse eine Opposition bestehen, und Aufgabe der Regierung sei es, sie zu einer vernünftigen, geregelten umzuwandeln. Sei dies erreicht, sei viel, sei alles gewonnen. Dies aber sei unmöglich, wenn der Palatin gleich beim Antritt seiner Würde der Opposition offen entgegentrete. Stephan bekannte, daß er wesentlich anderer Meinung als Apponyi sei: er habe „den Reichstagssitzungen zu präsidiren, die Meinungen

[1]) Votum Hartigs vom 4. II., Kolowrats vom 5. II., Metternichs vom 7. II., Franz Karls vom 9. II. ebda.

[2]) Kais. Handschreiben B. 142 s in Separatbilletenprotokoll der Kab. Kanzlei. Äußerung Erzh. Stephans Wien 10. II. Nr. praes. secr. 50 CA. a. 270, Auszug Anders a. a. O. S. 195 ff.

zu reassumiren, die Majorität zu erwähnen, ohne jedoch, wo es nicht unumgänglich nothwendig sei, sich für eine oder die andere Meinung auszusprechen", denn ein Präsident, der eine Partei bevorzuge, müsse die Achtung, derer er bedürfe, verlieren. Endlich bezeichnete er es als unzulässig, daß es seinem Ermessen überlassen werden solle, die Frage des Reichstagspräsidiums zu lösen, da er einer Deckung seiner Handlungen bedürfe und eine Willensäußerung des Königs ihm die genaueste Richtschnur geben müsse. Apponyis Darlegungen hatten Stephans Meinung, daß ein Erzherzog als Palatin derzeit unmöglich sei, nicht zu erschüttern vermocht. Er fand sich in Widerspruch mit dem von jenem ausgearbeiteten Leitgedanken der Regierung. Er sah zudem, daß wahrscheinlich die Beseitigung des derzeitigen Personals v. Szerencsy und die Ernennung des Obergespans Joseph von Uirmény zu dessen Nachfolger, welche er als die dermalen unpopulärste Regierungsmaßnahme betrachtete, trotz seiner Gegenvorstellungen erfolgen dürfte. Überzeugt, daß dem Palatin nur dann ein gedeihliches Wirken möglich sei, wenn er sich in vollem Einverständnis mit der Regierung befinde, bat der Erzherzog daher in dieser Eingabe den Kaiser, ihn seinem bisherigen Wirkungskreis wiederzugeben und den Ständen Ungarns seine „aus Familien- und Gesundheitsrücksichten gestellte Bitte um Enthebung von der Statthalterschaft und Ausschließung von jeder wie immer gearteten Candidazion bekannt geben zu wollen".

Diese Eingabe übersandte Erzherzog Ludwig dem Fürsten Metternich, der am 16. Februar Erzherzog Johann zu sich bat, um mit ihm darüber zu verhandeln. Er hatte sich von Hartig eine Zusammenstellung der wichtigsten Punkte der Eingabe des Erzherzogs machen lassen und am 14. Februar mit Hartig und Kolowrat darüber zu Rate gesessen.[1]) Metternich betrachtete die von Stephan gegen die Wahl eines Erzherzogs zum Palatin überhaupt vorgebrachten Bedenken als „eine in der Lage der Dinge heute nicht zu erwägende Frage. Sie war es bei der Ernennung des Ersten Palatins. Wir müssen vom theoretischen Feld auf das practische tretten". Er bezweifelte, daß die Opposition über die Ernennung des Erzherzogs mehr Freude bezeugt hätte als die Konservativen. Apponyi hatte den Wunsch ausgesprochen, daß sich Stephan allsogleich den ungarischen Angelegenheiten tatsächlich widmen möge. Der Erzherzog aber hatte sich gegen die Zumutung verwahrt, noch vor Ablauf des von ihm zur Vorbereitung erbetenen Zeitraumes Einfluß auf die Geschäfte zu nehmen. Metternich erklärte nun, hier ein Mißverständnis aufdecken zu müssen: der Erzherzog solle nicht

[1]) Metternich an Hartig 13. II. 9^{h} Abends, C. A. a. ad 486 1/2; „Zusammenstellung der einer näheren Erörterung bedürfenden Punkte der Eingabe Erzh. Stephans" von der Hand Hartigs 13. II. mit Bemerkungen Metternichs vom 14. II. ebda.; Hartig an Metternich Wien 14. II. mit bl. „Bedenken" Metternichs (Or) s. d., ebda; Tagebuch Erzh. Johanns 16. II.

hierzu angehalten werden, es solle ihm nur die Möglichkeit gewahrt werden, Kenntnis von den Geschäften zu nehmen und, wenn er wolle, deren Führung zu beeinflussen. Von einer Änderung des Systems der Komitatsvorsteher und Administratoren wollte der Fürst nichts wissen. Gegen die von Stephan geäußerte Unzufriedenheit mit der offenen Stellungnahme der Konservativen gegen die Opposition wendete er ein, daß sie eben eine Stellung einnehmen müsse; mit Recht habe Stephan darauf hingewiesen, daß die Vereinigung der konservativen Partei außerhalb des Reichstages in Klubs, die bei der Opposition unnötig eine Reaktion auslösen könne, ein Fehler gewesen sei, den auch er mißbillige. Sie müsse daher ins richtige Geleise zurückgeführt werden. Weder dem König noch dem Palatin stehe die Stellung eines Parteichefs zu, beide müßten über, nicht in den Parteien stehen, dürften nicht von ihrer Höhe zu den Parteien herabsteigen. Es komme eben den Parteien zu, sich an die oberste Gewalt anzuschließen. Den Bedenken des Erzherzogs, daß die Macht des Palatins nicht genüge, den Reichstag in Ordnung zu halten, war Metternich gesonnen, dadurch zu entsprechen, daß hiefür die Gewähr geschaffen werde. Auch er erkannte an, daß die persönliche Leitung aller Sitzungen des Reichstages durch den Palatin Nachteile im Gefolge habe; da der Palatin aber der gesetzliche Präsident des Reichstages sei und kein Gesetz bestimme, daß er allen Sitzungen vorsitzen müsse, sei die Lösung dieser Frage eine Sache der „Manipulation". Der König könne somit keinerlei Befehle erteilen, sondern sich nur mit dem Palatin hierüber verständigen, was geschehen müsse. Metternich hatte den Eindruck gewonnen, daß Erzherzog Stephan überhaupt nicht gesonnen sei, seine Stellung anzutreten, und mutmaßte, daß er sich hierfür nicht befähigt halte; möglich auch, daß er damals schon vermutete, daß Stephan nach einer Verwendung im Zentrum strebte. Es scheint nicht, daß der Fürst den Verdächtigungen des siebenbürgischen Hofkanzlers Baron Josika Glauben schenkte, daß der Erzherzog nur ein Scheingefecht führe, daß er die Zwangslage, in der sich die Regierung nun befinde, mißbrauchen wolle, um die entscheidende Macht in Ungarn an sich zu bringen, dann die konservative Partei zu unterdrücken und mit der Opposition und durch diese zu regieren.[1]) Metternich legte es daher

[1]) Vergleiche hierzu im gegenteiligen Sinne SCHLITTER a. a. O. S. 34 ff. Kolowrat scheint zunächst der Auffassung gewesen zu sein, daß Stephan entschlossen sei, seinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen; am 10. Februar sandte er Metternich die Abschrift einer schriftlichen Antwort Stephans vom 30. Jänner an die Prager Gubernialbeamten, welche ihm ihre Trauer über sein Scheiden ausgedrückt hatten. Da der Erzherzog in d eser davon sprach, daß die Vorsehung bestimmt habe, daß er seine Kräfte in einem andern Gebietsteil der Monarchie versuche, seine Ernennung ihn von Böhmen scheiden lasse, nahm Kolowrat an, daß er sein Scheiden als gewiß betrachte. Jenes Schreiben enthält aber einige wenige Worte, die diesen Schluß als unberechtigt erscheinen lassen. Es heißt in diesem Schreiben auch:

Erzherzog Johann nahe, seinen Neffen aufzufordern, wenn er seine Kräfte der ihm zugedachten Aufgabe nicht gewachsen halte, lieber nein zu sagen, „es sey kein muß". Johann beteuerte, daß sein Neffe die Stellung annehmen wolle, jedoch nur unter gewissen Bedingungen, ohne deren Annahme er seine Stellung nicht erfüllen könne. Metternich hatte schon zu Beginn der Unterredung mitgeteilt, daß er die Abhaltung einer Besprechung zur Erörterung aller Fragen plane, an der außer ihnen beiden auch Erzherzog Stephan und Kolowrat teilnehmen sollten. Nun erklärte er, bei dieser Stephan auffordern zu wollen, seine Bedingungen zu nennen. Erzherzog Johann scheint bei dieser Unterredung seine wahre Meinung über das Verhalten Stephans nicht ausgesprochen zu haben. Er war nämlich überzeugt, daß dieser schwanke, daß er einerseits seinen bisherigen Wirkungskreis nicht verlassen, andererseits aber doch gerne dem an ihn ergangenen Ruf folgen wolle, allerdings nur dann, wenn er entsprechend freie Hand habe. Ein Wunsch, den Erzherzog Johann nur zu gut verstand: „denn wir haben keinen, wohl viele Herren und wo kann man sich verlassen?" Er selbst hielt es für zweckmäßiger, wenn Stephan in Böhmen bliebe und dann nach Wien gezogen würde.

Am 20. Februar fand jene Besprechung bei Metternich statt. Obwohl sie geraume Zeit, zweieinhalb Stunden, dauerte, war ihr Ergebnis gering. Metternich richtete an Stephan die Frage, ob er „unbedingt nein" oder „bedingt ja" sage, d. h. die Palatinswürde unter keiner Bedingung annehmen oder unter ihm entsprechend erscheinenden Bedingungen annehmen wolle. Stephans Antwort scheint sehr offen und ehrlich gewesen zu sein. Er legte dar, welche Nachteile sein Scheiden von Böhmen nach sich zöge, er führte aus, welchen Schwierigkeiten er in Ungarn gegenüberstehen würde, und scheute sich hierbei nicht, auch von jenen zu sprechen, welche in seinem eigenen Wesen lagen, erklärte aber doch aus Staatsrücksichten nicht „unbedingt nein", sondern nur ein „bedingtes ja" sagen zu können. Er trug, von Metternich oft unterbrochen, seine Bedingungen vor und wurde von ihm endlich aufgefordert, diese schriftlich niederzulegen, damit über sie nochmals beraten werden könne. Es scheint, daß Stephan seine Bedingungen nicht klar gestaltete, Metternich ihn daher zwingen wollte, zwecks schriftlicher Festlegung noch einmal alle Fragen sorgsamst zu durchdenken.[1]) Erzherzog Stephan brachte noch am selben Tage seine Bedingungen zu Papier.[2]) Er beschränkte sich nunmehr auf sechs Hauptbedingungen und drei von minderer Bedeutung. Jene waren: 1. „Eine

„ich freue mich herzlich, noch einmal, wenn auch vielleicht auf kurze Zeit, in ihre Mitte zurückzukehren." Or. samt Blge. C. A. a. ad 486 1/2.

[1]) Tagebuch Erzh. Johanns 20. II.

[2]) Promemoria Erzh. Stephans Wien 20. II. Vermerk Metternichs „Mir von S. K. H. eingesendet am 22. Februar". Or. C. A. a. ad 270.

andere Stellung dem Lande und den Partheien gegenüber", da er seine Stellung ohne Änderung der Palatinalrechte und -Verpflichtungen bei seiner Persönlichkeit für unhaltbar erachte. 2. Bewilligung über den Parteien stehen zu können und keine begünstigen zu müssen. 3. Koordination des Reichstags derart, daß diese Maßregel schon beim nächsten, wenn auch nur provisorisch, in Wirkung trete. Diese Bedingung bezeichnete der Erzherzog als die wichtigste. 4. Amtliche Ermächtigung durch den König, den Reichstagssitzungen nur in wichtigeren Fällen nach seinem Gutdünken vorsitzen zu müssen. 5. Frist von sieben Monaten bis zur Übernahme der Geschäfte. 6. Zu seiner Beruhigung und Deckung schriftliche Zusage des Kaisers über die Gewährung seiner Bedingungen. Die minder wichtigen Bedingungen waren: a) Gewährung einer Dotation von 300 000 fl. C. M. auf die Dauer seines Palatinates, Herrichtung der Ofener Burg, b) Nichternennung Uirményis, c) Desavouirung der Konservativen in der Richtung ihrer Klubs. Stephan erklärte sich bereit, falls seine Bedingungen nicht erfüllt werden sollten, „wo es dann am Ende zu einem „Nein" kommen kann", darzutun, wie die Regierung vor den durch seinen Rücktritt verursachten Verlegenheiten geschützt werden könne, und bat um möglichst rasche Erledigung: „Durch Monate ließe sich die Sache nicht mehr fristen!"

Am 22. übersandte Stephan das Promemoria, in welches er diese Bedingungen gekleidet hatte und zu welchem er sich Kolowrats Einverständnisses versichert hatte, dem Staatskanzler. Dieser ließ tags darauf Erzherzog Johann zu sich bitten und las ihm jenes Schriftstück, das übrigens auch schon Stephan seinem Oheim gezeigt hatte, und seine darauf gegebene, sehr kurze Antwort vor, die leider unbekannt ist, aber wohl nur eine vorläufige gewesen sein dürfte. Er eröffnete dem Erzherzog weiter, daß ihm Kolowrat habe mitteilen lassen, daß er mit seiner Auffassung der Sache einverstanden sei und ihm deren Regelung überlasse, daß er sich aber dennoch entschlossen habe, Kolowrat aufzusuchen, um die Angelegenheit zu Ende zu bringen, und ihn bitte, als Zeuge dieser Unterredung beizuwohnen. Metternich sprach dann nochmals die Meinung aus, daß Erzherzog Stephan gar nicht gewillt sei, seine neue Stelle anzutreten, und suchte den Grund in der von ihm vermuteten Absicht des Erzherzogs, im Zentrum verwendet zu werden. Er habe hiergegen gar nichts einzuwenden, aber Stephan möge sich klar aussprechen.[1]) Johann verabsäumte es nicht, seinen Neffen von diesem Gespräch zu unterrichten und ihn zu bitten, sich endlich zu entscheiden. Er besprach aber auch mit Kolowrat, ob es nicht besser wäre, wenn Stephan derzeit in Böhmen bliebe.[2]) Am 25. Februar

[1]) Tagebuch Erzh. Johanns 23. II., vgl. auch hinsichtlich Kolowrats Haltung ebda 22. II.

[2]) Tagebuch Erzh. Johanns 24. II.

kamen Erzherzog Johann und Kolowrat bei Metternich zusammen. Der Staatskanzler trug den beiden seine Auffassung über das Promemoria Stephans vor. Er gab sich nicht damit zufrieden, daß Stephan zu Beginn seiner Denkschrift wiederholt hatte, daß er nicht „unbedingt nein", aber nur „bedingt ja" sage, sondern erklärte ein „kategorisches nein" oder „bedingtes ja" fordern zu müssen. Den Wunsch Stephans, daß die Rechte und Verpflichtungen des Palatins geändert würden, fand er unklar. Hatte der Erzherzog die konstitutionellen Rechte und Verpflichtungen im Auge, so war deren Änderung nur auf konstitutionellem Wege möglich; zielte er aber auf die Handlungsweise des Palatins ab, auf „die rationelle Beachtung der Rechte und die discretionelle der Verpflichtungen" und wollte er hierzu die Vollmacht des Königs, so wäre dies „eine Sache der Form und des täglichen Gehens". Daß der Palatin über den Parteien stehen müsse, bezeichnete Metternich als einen bereits ausgesprochenen Grundsatz. „Rein unverständlich" dünkte ihm hingegen die Auffassung, daß der Palatin keine der Parteien begünstigen solle. „Ohne eine Majorität läßt sich ein Land nicht regieren. Ist die Majorität im Sinne der Regierung gestimmt, so muß der Regent mit dieser Parthei gehen, denn sie geht mit der Regierung. Der Staat bedarf z. B. eine Geldhilfe: eine Parthei im Lande ist zur Bewilligung, eine andere zur Verneinung entschlossen. Soll die Regierung mit der Parthey gehen, welche ihrer Anforderung widersteht? Die Sache wäre absurd. Geht sie mit der bewilligenden Parthey, so begünstigt sie dieselbe ipso facto. Ich kenne übrigens auf dem Regierungs Felde nur zwey Partheyen; die mit der Regierung und die gegen dieselbe gehende. Die Benennungen, welche sich Partheyen beilegen, haben nur Werth auf dem theoretischen Felde. Ich kann mir also den Fall denken, daß der Regent heute die Parthey A, morgen die Parthey B und übermorgen jene X zu begünstigen sich bemüßigt sehen kann. Ich sage sich bemüßigt sehen kann, denn er kann am Ende nur — wie jedes Individuum — mit denen gehen, welche mit ihm gehen." Metternich erkannte die Notwendigkeit der Koordination des Reichstages an, welche die Regierung längst als eine Lebensfrage betrachtet hätte. Er hielt aber die Lösung dieser Frage nur auf dem gesetzlichen Wege für ratsam und meinte, daß nun der Zeitpunkt hierfür gekommen und der Erzherzog berufen sei, sie durchzuführen. Er schlug daher vor, daß der Erzherzog den einzuschlagenden Weg bezeichne. Fände über diesen die Verständigung mit der Regierung statt, dann wäre seine Proklamation zum Palatin zu begünstigen. Sobald diese erfolgt sei, hätte er sich zur Annahme der Würde nur unter der Voraussetzung bereit zu erklären, daß ihm durch die Koordinierung vom Reichstag die Mittel geboten würden, seine Palatinspflichten zu erfüllen. Gegen die übrigen Hauptbedingungen fand Metternich nichts einzuwenden. Für die Regelung der Dotation hielt er die Vorlage eines Budgets durch den Erzherzog für

erforderlich. Gegen die von diesem erstrebte Ausschaltung Uirményis aus der Anwartschaft auf die Stelle des Personals schien er nichts einzuwenden. Die von Stephan gewünschte Desavouierung der Konservativen hielt er aus rein förmlichen Gründen für unmöglich, doch schien er einer Einflußnahme der Regierung auf sie nicht abgeneigt zu sein. Nun suchte Metternich aber auch den wichtigsten Grund des Zögerns Stephans zu entkräften; er erklärte, daß dessen Wunsch, einmal im Zentrum verwendet zu werden, durch die Annahme der Palatinswürde nicht undurchführbar gemacht werde, da er jederzeit vom Palatinat abberufen werden könne. Die drei Männer stimmten darin überein, daß diese Erledigung seiner Bedingungen Stephan jeden Grund genommen habe, seine Zusage noch länger zu verweigern, und Erzherzog Johann übernahm es, seinen Neffen vom Ergebnis der Beratung zu verständigen, erbat sich hierzu jedoch die Anwesenheit Kolowrats.[1])

Erzherzog Johann entledigte sich am Vormittag des nächsten Tages seiner Aufgabe und traf sodann zu Mittag mit Erzherzog Stephan bei Kolowrat zusammen. Hier gelang es endlich, Klarheit zu schaffen. Erzherzog Stephan begnügte sich mit der Regelung der Koordinationsfrage, da er wähnte, daß sich mit deren endgültiger Erlegigung auch seine Bedingungen hinsichtlich einer Änderung der Rechte und Pflichten des Palatins und seines Verhaltens zu den Parteien größtenteils von selbst beheben dürften. Er versprach, ein „Ultimatum" zu verfassen, in dem er forderte, daß der ungarische Kanzler über den von Metternich zur Lösung der Frage vorgeschlagenen Weg zu hören sei. Apponyis Urteil würde dann für seine Entscheidung den Ausschlag geben.[2])

Schon am nächsten Tag hatte Kolowrat dieses „Ultimatum" in Händen. Stephan ersuchte hierin Apponyi folgende zwei Fragen zu stellen: „1. Hält er das projektirte Auskunftsmittel nach der ungarischen Verfassung und den ihm bekannten Verhältnissen für zulässig, den Regierungsprinzipien entsprechend und glaubt er, daß die Regierung mit diesem Projekte durchdringen und dadurch der nächste Landtag, die Regierungs Majorität auf selbem und die im Programme projektirten Regierungsmaßregeln keinen Schaden nehmen werden? 2. Glaubt er für den Fall dieser meiner Erklärung und des Abwartens der Coordinationsverhandlungen auf dem nächsten Landtage, daß ein Präsidium des Iudex curiae Mailáth bei dem den Gegenstand berathenden Landtage ein Hinwegbleiben meinerseits und der sohinige Aufschub meines Dienstantrittes in Ungarn zulässig erscheine?" Entgegen seiner, in jener Besprechung mit Erzherzog Johann und Kolowrat ab-

---

[1]) Bemerkungen Metternichs s. d. zum Promemoria Stephans vom 20. II., Blge zu diesem; Tagebuch Erzh. Johanns 25. II.

[2]) Ebda 26. II. S. auch das S. 235, Anm. 1 erwähnte Promemoria.

gegebenen Erklärung, von Apponyis Urteil seine Entscheidung abhängig zu machen, bat Stephan, falls dieser Metternichs Gedanken als undurchführbar erklären sollte, noch zu erwägen, ob die Koordination nicht durch ein Provisorium oder „durch faktische Maßnahmen", d. h. auf dem von Metternich als Gewalttat ungangbar bezeichneten Weg erreicht werden könne. In beiden Fällen war er zur Annahme bereit.[1]) Stephans Denkschrift wurde Apponyi zur Stellungnahme übersandt, der sich am 3. März folgendermaßen hierzu äußerte. Wenn die Annahme der Palatinswürde nach erfolgter Wahl oder Proklamation von der Erfüllung einer Bedingung, d. h. vom Zustandekommen der Koordination abhängig gemacht werden könne, so wäre die Stellung einer solchen Bedingung nur gegenüber den Reichsständen anwendbar. Denn deren Durchführung gereiche der Regierung zu sehr zum Vorteil, als daß sie den Gegenstand von Verhandlungen zwischen dem künftigen Palatin und der Regierung bilden könnte. Die Regierung kann aber auch auf eine solche Bedingung nicht eingehen, weil sie gesetzlich verpflichtet ist, innerhalb eines Jahres nach dem Tode des letzten Palatins einen Reichstag zur Neuwahl abzuhalten, jedenfalls aber diesen hiermit zu beginnen. Daher steht es nicht in ihrer Macht, die Besetzung des Palatinates in Schwebe zu lassen oder dem künftigen Palatin eine Zusage zu machen, deren Erfüllung nicht von ihr allein, sondern vom Ergebnis des der Wahl folgenden Diaetaltraktates abhängt. Es ist nur der Fall denkbar, daß sich Erzherzog Stephan über seine Bedingungen den Reichsständen erkläre; auch dies könne nur vor der Wahl geschehen. Gestützt auf den allgemeinen Wunsch, daß er die Würde bekleide, könnte der Erzherzog seine Bedingung den einflußreichsten Männern der Parteien und der Jurisdiktionen von vornherein entschieden aussprechen und sich von ihnen vor der Wahl die Versicherung verschaffen, daß jene reglementären Bestimmungen, welche die Regierung dem nächsten Reichstag vorlegen werde, durchgeführt und womöglich noch währenddessen tatsächlich angewendet würden. Dies ist wohl keine ganz verläßliche, aber die einzig zulässige und ausführbare Art der Sicherstellung. Denn nach erfolgter Wahl kann die Bedingung nicht gestellt werden; dies könnte bei der leichten Verletzbarkeit des Nationalstolzes zumal durch Ränke der Opposition eine Sinnesänderung gegen den Erzherzog hervorrufen, wäre aber auch ungesetzlich, selbst wenn die Reichsstände einer Verzögerung der Besetzung der Palatinswürde beistimmten, da vor dieser die Vornahme eines anderen Gegenstandes auf dem Reichstage nicht gestattet ist. Es ist mit dem Geist der ungarischen Verfassung unvereinbar, daß der oberste Beamte des Reiches den ihn wählenden oder proklamierenden Reichsständen und dem ihn bestätigenden König eine

---

[1]) Promemoria Erzh. Stephans Wien 27. II. Vermerk Metternichs: „An Gr. Kolowrat durch den H. E. H. Stephan abgegeben am 27. Feb.", Or. C. A. a. ad 270.

Bedingung stelle, somit mit einem dieser beiden Größen einen förmlichen Vertrag eingehe. Die Verbindung der Frage der Koordination mit der Annahme der Palatinswürde ist sowohl für den Gang des nächsten Reichstages als auch für deren eigene Durchführung nachteilig, weil hierin ein Beweis der Schwäche und eines Mangels an Vertrauen auf die Möglichkeit einer Regierungsmehrheit erblickt werden könnte. Apponyi bezeichnete daher weder die vom Erzherzog gestellte Bedingung, daß die Koordination vor seinem Dienstantritt als Palatin zustande gebracht oder auch nur einstweilig oder durch faktische Schritte am nächsten Reichstag ins Leben gerufen werde, noch den zweiten vorgeschlagenen Weg für annehmbar, daß nämlich der Palatin nach seiner Wahl diese fordere und hiervon die Annahme der Würde abhängig mache. Er griff daher einen Antrag auf, den er in das von ihm schon ausgearbeitete Reichstagsprogramm aufgenommen hatte: er hatte nämlich vorgeschlagen, keine förmliche Koordinierung des Reichstages durchzuführen, sondern sich auf jene Bestimmungen zu beschränken, welche zum gedeihlichen Fortbestehen der repräsentativen Beratungsformen dringend nötig und derzeit ausführbar wären. Er wollte daher weder die Frage der Korrelation der beiden Tafeln zueinander, die er als eine gefährliche Klippe wertete, noch das Instruktionswesen berühren, dessen günstige Abänderung ihm der ungeregelte Zustand der Komitate unmöglich zu machen schien. Er plante daher nur die Einführung von Bestimmungen, welche die Aufrechterhaltung der Ordnung und der gesetzlichen Redefreiheit gewährleisten sollten, Regelung des Stimmrechtes und Abschaffung der Ablegaten der Magnaten, welche den Kern der Unruhe am Reichstag bildeten.[1]) Apponyi meinte, daß Erzherzog Stephan in den Schritten, die zur Erlangung einer Regierungsmehrheit gemacht, und in den Entwürfen, die hinsichtlich des Reichstagsreglements den Reichsständen vorgelegt und von diesen provisorisch gleich angenommen werden dürften, seine Wünsche erfüllt sehen werde.[2])

Weder diese Ausarbeitung Apponyis noch eine Unterredung, die er am 13. März mit Stephan hatte, konnte dessen Bedenken beheben. Der Erzherzog schenkte einer Versicherung Apponyis, daß ein entschiedenes Auftreten der Regierung und des Erzherzogs die Bildung einer Reichstagsmehrheit erzielen werde, vornehmlich bezüglich der Magnatentafel keinen Glauben und bezweifelte daher die Möglichkeit, im Wege eines Diaetaltraktates die Koordination durchzuführen. Er sprach daher neuerdings den Wunsch aus, daß die Regierung ein Reglement einführe, welches die Stände schon am nächsten Reichstag zu beachten hätten.[3]) In einem am nächsten

[1]) „Programm des nächsten ungarischen Landtages I. Theil", Wien 8. I. Or. C. A. a. ad 681.

[2]) Ausarbeitung Apponyis Wien 3. III., Or. A. a. ad 270.

[3]) Apponyi an Metternich Wien 13. III., Or. C. A. a. ad 486 1/2, Stephan an dens.

Tag geschriebenen Brief teilte er Metternich mit, daß er nunmehr, da das vom Staatskanzler vorgeschlagene Auskunftsmittel nach Apponyis Darlegungen den größten Schwierigkeiten begegne, von seinem Wunsch nicht abgehen könne, wenigstens sogleich ein Provisorium einzuführen. Er erwähnte, daß Apponyi davon sprach, daß er noch ein Urteil des Hofrates der ungarischen Hofkanzlei Bartal einholen wolle, wies darauf hin, daß man soweit stehe wie jetzt, wenn dieser mit dem Hofkanzler übereinstimme, und bat den Fürsten um alles, was ihm heilig sei, den ungarischen Knoten zu durchhauen. Er erklärte überdies, daß er nicht mehr länger warten könne, daß ferner die Entwicklung der Dinge in Böhmen dringend die Entscheidung fordere, und drohte endlich mit seiner Abreise und mit seinem Verzicht auf die Statthalterschaft.[1]) Apponyi holte nunmehr mit Zustimmung Metternichs, Kolowrats und Erzherzog Ludwigs von dem ungarischen Hofvizekanzler Szögyény und von Hofrat Bartal, welche als hervorragende Kenner der ungarischen Verfassung galten, Äußerungen über die Fragen ein, ob die Regierung ein Reichstagsreglement oktroyieren könne, was sie hierin verfügen, was sie dem Diaetaltraktat überlassen müsse? Beide stimmten darin überein, daß weder eine wesentliche Koordination, noch die Einführung eines Reglements ohne Zutun der Reichsstände durch einseitige Regierungserlässe ins Leben treten könnten; hierzu sei nur der gesamte gesetzgebende Körper, insofern es sich um eine Tafel allein handle, diese selbst mit der Zustimmung des Königs berufen. Ein Oktroy dürfte zudem kaum durch irgendeine Fraktion der Stände unterstützt werden.[2])

Nachdem Metternich die Zustimmung Kolowrats, dem gleich Stephan jene Äußerungen Szögyénys und Bartals zur Kenntnis gebracht worden waren, hierzu eingeholt hatte, beantwortete er am 18. März das Schreiben des Erzherzogs mit einer längeren Ausarbeitung, die er ihm mit den Worten ans Herz legte: „Lesen und beherzigen E. K. H. diese übereinstimmenden Ansichten zweyer dem Kaiser, dem Staat und Höchst Ihnen treu ergebener Männer. Eine Beistimmung ist nöthig und sie kann nur von Ihnen ausgehen". In seiner Ausarbeitung kam der Fürst neuerdings auf die Fragestellung des „unbedingten nein" oder „bedingten ja" zurück. Er ging ferner von der Annahme aus, daß der Erzherzog sich in letzterem Sinne entscheide und als das ihm zur genügenden Erfüllung seiner Pflichten zu gebende Mittel die Regelung des Reichstages fordere. „Was läßt sich unter dieser

---

13. III., Or. C. A. a. ad 270, Apponyi an Stephan Wien 14. III. Nr. 199 P. P., Beilage zu seinem Schreiben vom 15. III. an Kolowrat, s. S. 237 Anm. 2.

[1]) S. den S. 236 Anm. 3 genannten Brief Stephans.

[2]) S. die S. 236 Anm. 3 genannten Briefe Apponyis an Metternich und Erzh. Stephan vom 13. und 14. III. und Apponyi an Ungenannt (vermutlich Kolowrat) 15. III. Or. C. A. a. ad 486 1/2. Die Äußerungen Bartals vom 14. und Szögyénys vom 15. liegen dem letztgenannten Schreiben in Abschrift bei.

Regelung denken? Hierüber erlaube ich mir den folgenden Ausspruch zu fällen. Der Begriff der Coordinatio diaetae kann im weitesten oder im beschränkteren Sinn ins Auge gefaßt werden. Im ersteren umfaßt er die Coordination der Comitats Versammlungen, dieses Ausgangspunktes der Elemente, welche die untere Tafel bilden; in diesem Sinne hat die Coordinatio diaetae nicht den Werth eines Ausgangs, sondern bereits den des Ankunftspunktes. Im engeren Begriff beschränkt sich die Aufgabe auf die Reglementar-Fragen für die Verhandlungen bey den beiden Tafeln. Dieser Begriff ist nicht ein legislativer, sondern ein polizeylicher; im Effekte sind die beiden Begriffe dieselben; in den Mitteln und Wegen zur Herbeiführung des Effektes sind sie verschieden; der eine wie der andere Begriff kann jedoch nur mittelst einer Majorität, welche sich beim Landtage einstellt, verwirklicht werden." Da sich der Erzherzog bereit erklärt habe, die Annahme von der Regelung des Reichstages abhängig zu machen, könne er diese nur im beschränkten polizeilichen Sinne verstehen, denn der ausgedehntere könne nur ein Ergebnis der bereits mittelst des Reichstages erreichten Ordnung sein. Somit sei die Frage, ob die Entscheidung vor oder nach der Wahl gefällt werden solle? Die ungarische Kanzlei habe sich für diesen Zeitpunkt ausgesprochen. Die Freiheit der Bewegung des Erzherzogs werde durch keinen dieser beiden Zeitpunkte beengt. Es sei somit nur fraglich, welcher Augenblick zur Erreichung des Zweckes günstiger sei. „Spricht der Erzherzog sich dahin aus, daß er die Palatinal-Würde nicht ohne der Mitteln, ihr Genüge leisten zu können, annehmen werde und daß er als das unerläßlichste Mittel zum Zwecke die Regelung des Geschäftsganges betrachte und erkläre, so können nur die folgenden Fälle eintreten: a) entweder findet die Acclamation nicht statt oder sie findet statt, b) findet sie nicht statt, so hebt die Frage sich für S. K. H. von selbst, c) findet sie statt und erfolgt später die Regelung der Diaetalverhandlungen nicht, so bleiben S. K. H. Ihrer Verkündigung treu, wenn Sie die Stelle ohne die Mittel ihr zu genügen niederlegen! In der Freiheit der Bewegung werden S. K. H. nicht beengt; dieselbe muß aber geregelt sein um nicht zur Compromittirung der Regierung, des H. Erzherzog und der gemeinsamen Sache auszuschlagen."[1])

Stephan war mit diesem Vorschlag Metternichs nicht einverstanden. Er glaubte, daß er die Regierung in weit größere Verlegenheit brächte, wenn er die Palatinswürde im Falle der Ablehnung der Koordination, worunter auch er vorläufig nur die polizeiliche verstehen wollte, durch den Reichstag niederlege, als wenn er jetzt die Statthalterstelle nicht an-

[1]) Metternich an Kolowrat Wien 16. III., Abschrift C. A. a. ad 486 1/2, Metternich an Stephan Wien 18. III., zwei Abschriften ohne Beilagen ebda, eigh. Ausarbeitung Metternichs vom 14. III. der Beilage 1 zu jenem Schreiben, Konzept ebda.

nähme und bäte, von der Wahl ausgeschlossen zu werden. Er hätte es überdies als Feigheit betrachtet, die Regierung dann im Stich zu lassen. Nach wie vor betrachtete er das von ihm vorgeschlagene, von Apponyi, Szögyény und Bartal aber als unzulässig bezeichnete, daher auch von Metternich abgelehnte Regierungsprovisorium als das einzige gute Auskunftsmittel. Da ihm aber vorgehalten worden war, daß die Regierung für die Palatinstelle niemand anderen hätte, da in Ungarn Gerüchte umliefen, daß die Regierung seine Wahl verhindern wolle, und da er beweisen wollte, daß er bereit sei, dem Staat in einem Wirkungskreis, der weit schwieriger sei als jener, den er bisher hatte, seine Kräfte zu weihen, entschloß er sich, seine Bedingungen zu mildern und zu erklären, daß er sein Amt antreten wolle, wenn diese angenommen würden. Er verlangte nun in einem an Metternich gerichteten Schreiben vom 20. März[1]) nur mehr die Versicherung, daß die Regierung alle gesetzlichen und erlaubten Mittel anwenden wolle, „in der Zwischenzeit in Ungarn eine kompakte Regierungspartei und eminente Majorität heranzubilden", mit der die von der Regierung vorzugsweise gestellte Bedingung der zweckmäßigen Koordination durchgeführt werden könne. Er erklärte ferner, seine Bitte erneuern zu müssen, „daß von nun an und für alle Zukunft kein Schritt von Seite der Regierung gemacht werde, ohne mich davon in Kenntnis zu setzen, und daß, falls ich mit einer oder der anderen Verfügung der Regierung nicht einverstanden seyn könnte, meinen Vorstellungen Folge gegeben und der Beschluß stets nach meiner Ansicht abgeändert werde". Auf den Rat Erzherzog Johanns fügte er noch eine Forderung, die dieser selbst in Worte kleidete, bei; er verlangte, daß ihm die Gewißheit gegeben werde, „von der Regierung stets die kräftigste Unterstützung und diese bei wichtigen Anlässen möglichst schnell zu erhalten und nie die Möglichkeit Platz greifen [so!] bei eintretenden Schwierigkeiten oder Hindernissen, bei Durchführung jedweder wichtigen Maßregel auf halbem Wege stehen zu bleiben oder gar Rückschritte zu machen, wodurch ich, ohne durch meine Hingebung für den Staat demselben zu nützen, nur das Opfer sein würde."[2]) Besondere Beachtung verdient es, daß Erzherzog Stephan dieses Schreiben an Metternich mit dem Hinweis darauf schloß, daß er es für seine Pflicht halte — so lange noch Zeit sei, „der Sache eine andere Richtung zu geben" — darauf hinzuweisen, daß seine Individualität und sein Charakter nach seinen bisher gemachten Erfahrungen der ihm zugedachten

[1]) Stephan an Metternich 20. III. Abschrift von der Hand Erzh. Johanns als Beilage zu seinem Tagebuch. Das Original dieses Schreibens wurde Erzh. Stephan später zurückgestellt und durch das in einem Punkt abgeänderte Original — darüber siehe oben und Tagebuch Erzh. Johanns 21., 22., 23. III. — ersetzt; dieses mit der Nr. praes. secr. 53 versehene Original liegt heute C. A. a. ad 270.

[2]) Tagebuch Erzh. Johanns 20. III.

Aufgabe „durchaus nicht gewachsen sei". Erzherzog Stephan stellte in diesem Schreiben eine höchst bedeutsame, bisher nicht vorgebrachte Bedingung, jene, daß von der Regierung gefaßte Beschlüsse „stets" nach seiner Absicht abgeändert werden sollten. Metternich, der diese Antwort am 20. Mai Erzherzog Ludwig unterbreitete, erklärte die Erfüllung dieser Bitte für unmöglich, da sie eine Abdankung des Königs zugunsten des Palatins bedeuten würde.[1]) Erzherzog Stephan wurde bewogen, die von Metternich beanstandete Stelle in dem Sinne zu ändern, „daß es ihm sehr wünschenswert seyn müßte, seinen unterthänigsten Vorstellungen möglichst Folge gegeben und seine untergeordnete Ansicht nach Zulässigkeit berücksichtigt zu sehen".

Da somit völlige Übereinstimmung erzielt war, erging am 26. März auf Antrag Metternichs und Kolowrats ein Handschreiben des Kaisers und Königs an den Erzherzog, das die Verhandlungen endgültig abschloß.[2]) Es entsprach, wenn auch nicht in den scharf ausgeprägten Einzelheiten, so doch im Wesen den Forderungen Stephans. Es erklärte, daß sogleich alle Vorkehrungen getroffen werden sollten, um eine überwiegende Mehrheit auf dem nächsten Reichstag zu bilden, zunächst aber und vorerst, um ihm die Koordination zu geben. Es versicherte weiter, daß sich der König stets gegenwärtig halten werde, daß keine die politische Verwaltung Ungarns betreffende wichtige Maßregel in Ausführung werde gebracht werden, ohne den Erzherzog vorher hiervon in Kenntnis gesetzt zu haben, daß hierbei jederzeit mit tunlicher Rücksichtnahme auf seine Vorstellungen werde vorgegangen werden und daß einmal beschlossene Verfügungen mit fester Beseitigung allfälliger Hindernisse und in der dem Zwecke entsprechenden Ausdehnung werden ins Werk gesetzt werden. Endlich wurde Stephan anheimgestellt, bis September in Böhmen zu bleiben. Ein gleichzeitig ergehendes Handschreiben stellte die Erhöhung seiner Dotation in Aussicht. Tags darauf legte Erzherzog Stephan seinen Eid als Statthalter in die Hände des Kaisers und Königs ab.[3])

Im Verlaufe dieser Verhandlungen war, wie schon erwähnt wurde, Erzherzog Stephan auch Gelegenheit gegeben worden, zu dem von Apponyi bzw. von der ungarischen Hofkanzlei ausgearbeiteten ersten Teil des Programms des nächsten Reichstages — der zweite wurde noch bearbeitet — Stellung zu nehmen. Der Erzherzog legte seine Meinung in einer vom 18. Februar stammenden Denkschrift nieder[4]), welche erkennen ließ, daß

---

[1]) Metternich an Erzh. Ludwig 20. III., Abschrift von der Hand Erzh. Johanns als Beilage zu seinem Tagebuch.

[2]) C. A. a. 270.

[3]) Obersthofmeisteramt, Zeremonielldepartement 1847 — 12 — 354.

[4]) Nr. praes. secr. 51, C. A. a. ad 681. Hier auch Apponyis Ausarbeitung vom 8. I.

er sich in wichtigen Fragen in entschiedenem Gegensatz zu Apponyi befand. Vor allem bezeichnete er wieder das von der Regierung gewählte Komitatssystem als verfehlt, da er die hiervon erhofften Folgen nicht sah.[1]) Stephan hatte um schleunige Erledigung des Reichstagsprogramms gebeten; Monate aber vergingen, ohne daß seine Gegenvorstellungen beantwortet wurden, ohne daß ihm der zweite Teil des Programms zur Kenntnis gebracht wurde. Seine Ende März vorgebrachte Bitte, daß die Personalfrage baldig gelöst werde, war gleichfalls unerledigt geblieben. Seiner Bitte, ihm als Palatin eine Dotation von 300 000 fl. zu gewähren, deren anstandslose Bewilligung Metternich angekündigt hatte, war nicht willfahrt worden. Mit der versprochenen Herstellung des Ofner Schlosses für seine Zwecke war noch gar nicht begonnen worden. Weiterhin hatte sich Stephan die wohlbegründete Hoffnung gemacht, daß das Regiment Joseph-Husaren, dessen Inhaberschaft seit 1797 in seiner Familie war, ihm oder seinem Bruder verliehen werde. Kaum aber hatte er Wien verlassen, war König Ernst von Hannover zum Inhaber des Regiments ernannt worden. Bevor er den Eid als Statthalter abgelegt hatte, war ihm gesagt worden, der Kaiser werde ihm den Stephansorden verleihen; nach der Eidesleistung aber wurde ihm bedeutet, daß dies untunlich sei, da es als eine Köderung seiner Bereitwilligkeit — als welche sie seiner Meinung nach auch gedacht war — gedeutet werden könne. Stephan zog aus allen diesen Tatsachen und aus anderen ihm zugefügten Kränkungen den Schluß, daß er nicht erwarten könne, daß er kräftigst unterstützt werde, wenn es einmal unerläßlich sei, daß man glaube, da er den Schwur geleistet habe, manches, was man zugesagt habe oder mindestens zuzusagen geschienen habe, nun verschieben oder gar rückgängig machen zu können, und er fand seine vordem vorgebrachte, „vielleicht allzu gewagte Bitte", „seine Meinung in ernsten und gewichtigen Fällen bei Verschiedenheit der Meinungen als die entscheidende gelten zu lassen" gerechtfertigt. Er bat daher Metternich am 17. Mai dahin zu wirken, daß seinen Wünschen entsprochen werde. Stephan führte in diesem Schreiben eine sehr scharfe Sprache: er verwies darauf, daß er gegen seine Überzeugung dem an ihn ergangenen Ruf gefolgt sei, daß wer Verpflichtungen fordere, auch Rechte gewähren müsse, um die Stellung des Verpflichteten nicht unhaltbar zu machen. Er bat nachdrücklichst, den meisten seiner Wünsche zu entsprechen, und drohte mit seinem Rücktritt, selbst auf die nicht unwahrscheinliche Gefahr hin, auch seiner Stellung in Böhmen verlustig zu gehen und sich als appanagierter Erzherzog zurückziehen zu müssen.[2]) Am 27. Mai fand eine Konferenzsitzung statt, in der

---

[1]) Vgl. hierzu im einzelnen SCHLITTER a. a. O. S. 38.

[2]) Stephan an Metternich Prag 17. V. Nr. praes. secr. 61, Vermerk Metternichs „Erh. 22. Mai 1847". C. A. a. ad 480 1/2.

Apponyi darlegte, daß am Reichstagsprogramm emsig gearbeitet werde, der Zeitpunkt der Durchführung des Personalwechsels aber noch von der vorherigen Lösung einiger damit verbundener persönlicher Fragen abhängig sei. Da die Konferenz auch in den meisten übrigen Punkten Entgegenkommen zeigte, gelang es, Erzherzog Stephan von einem Rücktritt abzuhalten.[1])

Erzherzog Stephan hat somit rechtzeitig die Zentralregierung darauf aufmerksam gemacht, daß er nicht gesonnen sei, die Nachfolge seines Vaters anzutreten, ohne daß vorher bedeutsame Fragen gelöst würden. Er wurde aber nicht gehört, sondern durch seine Ernennung zum Statthalter vor eine vollendete Tatsache gestellt. Nachdrücklichst warnte er davor, gerade jetzt einen Erzherzog zum Palatin zu machen, und er begründete diese Warnung mit staatsrechtlichen Erwägungen und mit Bedenken hinsichtlich der staatlichen und dynastischen Zweckmäßigkeit dieser Maßregel. Er befürchtete auch, daß die Uneinigkeit, die Unschlüssigkeit und die bekannte langsame Arbeitsweise der Zentralregierung einem Erzherzog-Palatin unüberwindliche Schwierigkeiten machen würde. Seine liberale, zeitgemäße Auffassung der Aufgaben der obersten Gewalt, seine Erkenntnis der treibenden Volkskräfte stand der autoritären Staatsauffassung der Zentralregierung insbesondere Metternichs gegenüber, welche dem Ansturm der nationalen, liberalen und demokratischen Strömungen einen kräftigen Damm entgegensetzen zu können vermeinte. Er sträubte sich dagegen, von der Zentralregierung bloß als Werkzeug verwendet zu werden. Er wollte zwischen die ungarische und die Wiener Regierung zur Stärkung der Krone eine Kraft setzen. Er hielt es für nötig, daß der Vertreter des Königs seiner im Gesetze verankerten, durch Eid zu bekräftigenden Verpflichtung gegen die Stände entzogen werde. Aus diesen Gründen strebte er die Ernennung zum Vizekönig oder Statthalter — diesen aber nicht im Sinne des Gesetzes erfaßt — oder eine Änderung der Rechte und Pflichten des Palatins an. Er verließ mit dieser Forderung ebenso den Boden der Verfassung wie später mit dem Verlangen, die Regelung des Reichstags durch ein Oktroy durchzuführen. In allen übrigen Belangen aber war er, zumal wenn er als Palatin gewählt würde, nicht gewillt, gegen die Verfassung zu handeln. Dieser Absicht entsprach jenes Begehren, daß von der Zentralregierung gefaßte Beschlüsse, die er nicht billige, stets nach seiner Ansicht geändert würden. Ihre Bewilligung hätte eine wesentliche Erweiterung der Machtbefugnisse des Palatins bedeutet, sie wäre keiner Abdankung des Königs gleich gekommen, wie Metternich behauptete, sondern hätte der Zentralregierung das Heft entwunden. Sie hätte aber auch, was Stephan wohl

[1]) Konferenzprotokoll C. A. a. 480 1/2, beiliegend Ausarbeitung Apponyis vom 27. V.

kaum bedachte, einen Markstein auf dem Wege Ungarns zur Selbständigkeit bedeutet, eine erhebliche Einbuße des Gedankens des Gesamtstaates. Dynastische und staatliche Erwägungen bewogen Stephan, seine Bedingungen herabzusetzen, und bescheiden war endlich der Erfolg seines Ringens mit der Zentralregierung. Immerhin hätte es genügt, ihm bessere Wirkungsmöglichkeiten zu geben. Die dem Erzherzog gegebenen Versprechungen aber wurden nicht eingehalten oder untaugliche Mittel zu ihrer Erfüllung gewählt. Apponyis Weg, eine Mehrheit für den nächsten Reichstag zu bilden, erwies sich als verfehlt; das Ziel wurde nicht erreicht. Die Koordination des Reichstages wurde nicht durchgeführt. Stephans Vorstellungen wurde nicht genügend Rechnung getragen. Erzherzog Stephan sah sich endlich gezwungen, getreu seinem Eid mit der Opposition zu gehen und geriet in den Zwiespalt, den er vorausgesehen hatte.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Das neue ungarische Geschichtsbild.[1])

Die Wandlungen auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft etwa seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts werden uns immer deutlicher. Der Unterschied ist nicht nur bedingt durch Verschiedenheiten in der Methode des wissenschaftlichen Arbeitens, sondern vor allem durch eine weltanschauliche Umstellung. Obwohl diese noch im Fluß ist, dürfte heute schon klar sein, daß uns eine Zäsur von den herrschenden Ideen des 19. Jh.s und der Vorkriegszeit überhaupt trennt.

Auch die ungarische Geschichtswissenschaft wurde durch diesen geistigen Vorgang, den ich absichtlich nicht in eine Formel zwängen möchte, erfaßt. Die Vorzüge der ungarischen Geschichtsforschung im Zeitalter des Liberalismus sollen keineswegs geschmälert werden. Das liebevolle Versenken in Einzelheiten, das emsige Aufschürfen des Tatsachenmaterials, soweit es im Blickfeld jener Zeit lag, sind Lichtseiten, die unbedingt hervorgehoben werden müssen. Aber bereits vor dem Krieg machten sich Anzeichen bemerkbar, daß die alten Bahnen ausgetreten seien. Und so erfolgte denn auch schon vor Kriegsausbruch der erste Zusammenstoß zwischen alter und neuer Geschichtsauffassung. Der junge Julius SZEKFÜ war es, der mit mutiger Entschlossenheit den Finger auf die Wunde legte und an Hand eines typischen Falles die Unzulänglichkeiten herausstellte.[2]) Dann kam der Krieg, der Zusammenbruch, ein im wesentlichen verändertes Ungarn. Und eigentlich ohne Kampf hatten sich die neuen Gesichtspunkte ihren Platz erobert. Einen Niederschlag dieser Umgruppierung innerhalb der ungarischen Geschichtswissenschaft bietet gerade das vorliegende Werk.

Es war zweifellos ein gewisses Wagnis, bereits am Anfang der neuen Entwicklung an eine zusammenfassende Gesamtschau, an eine Revision und Ergänzung des hergebrachten Geschichtsbildes zu schreiten. Aber umso bedeutsamer ist es, daß man heute bereits von einem durchschlagenden Erfolg sprechen kann. Es war ein glücklicher Gedanke, daß man die Darstellung der verschiedenen Zeiträume nicht einzelnen Fachmännern überließ, wodurch man vielleicht erschöpfendere Einzelheiten bekommen hätte, die Einheit des Geschichtsbildes aber zerrissen worden wäre. So übernahm den mittelalterlichen Teil Valentin Hóman, den neuzeitlichen Julius Szekfü.[3]) Die Last war freilich für zwei Bearbeiter wesentlich schwerer, dafür aber besitzen wir eine Gesamtschau der ungarischen Geschichte, die — neben dem notwendigen Reichtum an Einzelheiten — weitgehend einheitlich und persönlich geformt ist, keine Kompilation, sondern eine schöpferische Leistung.

Diesen Vorzug lassen einen sofort die zwei Bände über das Mittelalter von Valentin HÓMAN erkennen. Die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Un-

---

[1]) HÓMAN-SZEKFÜ: *Magyar Történet* (Ungar. Geschichte). Bd. I —VII. Budapest: 1929—34.

[2]) SZEKFÜ, Julius v.: *A számüzött Rákóczy* (Der verbannte R.). Bp.: 1913.

[3]) Da Hóman 1932 ungar. Kultusminister wurde, konnte er sich nicht mehr der Ausarbeitung des abschließenden mittelalterlichen Bandes widmen, der dafür von Prof. Szekfü abgefaßt wurde.

garns ist gegenüber früheren Darstellungen natürlich auch dadurch in ein neues Stadium gerückt, daß man mit einer verfeinerten Technik, mit einem umfassenderen Apparat und größerem Blickfeld arbeitet. Das Ausschlaggebende war aber doch, daß hier alle diese Momente gleichsam nur eine Grundlage der Untersuchungen bedeuteten, denen es darauf ankam, aus dem Gewirr der Tatsachen und Thesen die großen entscheidenden Linien des historischen Geschehens und Schicksals herauszuarbeiten. Das ist Hóman gelungen. Und eben weil es ihm gelang, sind seine zwei Bände nicht nur eine Zusammenfassung unseres Wissens über jene Jahrhunderte, sondern zugleich ein Quell vielfältigster Anregungen für die kommenden Generationen. Der Rahmen dieses Aufsatzes läßt es freilich nicht zu, alle Einzelheiten zu würdigen. Nur einige besonders wichtige Punkte mögen hervorgehoben werden. So etwa die Darstellung des Ursprungs der Magyaren und ihrer Urheimat (I, 9ff.), die Erörterungen über die geopolitischen Konsequenzen der Landnahme (I, 128) und die eingehende Würdigung der Staatsgründung unter Stephan d. Hl. (I, 211ff.).[1]) Etwas näher möchte ich auf H.s Ausführungen über den westlichen Kultureinfluß in Ungarn zu sprechen kommen. Er weist mit Recht darauf hin, daß neben dem deutschen Kulturgefälle schon seit dem Ausgang des 11. Jh.s auch unmittelbare romanische Übernahmen feststellbar sind, denen er große Tragweite zuspricht (I, 306—07). Das ist an und für sich durchaus richtig. Nur dürfte es nicht ganz zutreffend sein, auf Grund des Vorhandenseins unmittelbarer Kultureinflüsse auf Ungarn die Bedeutung der deutschen Einwirkungen in jenem Zeitraum geringer anzuschlagen. Es müssen doch auch diese westlichen Kultureinflüsse aus Deutschland, Italien und Frankreich in ihrem prozentualen Verhältnis zueinander berücksichtigt werden. Tut man dies, so wird ohne weiteres ersichtlich, daß auch im 12. und 13. Jh. der deutsche Einfluß entscheidend überwog.[2])

Obwohl die Wandlungen im mittelalterlichen Geschichtsbild von sehr großer Tragweite sind, vermochten sie sich leichter durchzusetzen als die veränderten Anschauungen der ungar. Forschung über die Neuzeit. Die Gründe liegen klar. Bietet die ungar. Geschichte des Mittelalters mehr nur Schwierigkeiten, die in der Spröde des Stoffes und anderen ähnlichen Hemmnissen beruhen, so wird die Untersuchung der Neuzeit durch die Tatsache erschwert, daß uns dieser Zeitraum noch näher liegt und mit politischen Werturteilen der Gegenwart noch stärker verknüpft ist.

Dies zeigte sich sehr deutlich in der Geschichtschreibung des ungar. Liberalismus. Es hat natürlich heute nur mehr wenig Sinn, über eine Richtung zu rechten, die bereits — ich glaube niemand zweifelt daran — zu Grabe getragen ist. Aber es muß doch gesagt werden, daß die liberalistische Geschichtsschreibung die Neuzeit nicht genügend meistern konnte. Sie trat mit Gesichtspunkten an den Stoff heran, die zu sehr gegenwartsbezogen waren und viel zu wenig der geschichtlichen Eigenständigkeit jener vergangenen Jahrhunderte Rechnung trugen. So kam es, daß man im 16., 17. und 18. Jh. nur das Spiegelbild des liberalen Ungarns suchte, dem Freiheits- und Toleranzgedanken eine zu große Rolle zuwies und dadurch das ganze Geschichtsbild verzerrte.

Szekfü hat das Verdienst, die Mängel der liberalistischen Geschichtsschreibung aufgedeckt und einer geschichtlich geläuterten Betrachtungsweise Bahn gebrochen

---

[1]) Eine eingehendere Besprechung der von H. verfaßten Bände erfolgte bereits durch Joseph Deér, UJb. XI (1931), 112ff.

[2]) Vgl. Valjavec, Fr.: *Der deutsche Kultureinfluß in Ungarn.* DUHBl. VI (1934), S. 40—44.

zu haben. Es ist kein Zufall, wenn Sz. sich verschiedene Male auf Ranke beruft und bei anderen Gelegenheiten an Dilthey und Troeltsch anknüpft (V, 414). Hierin zeigt sich sein Wille zu möglichst sachlicher Schilderung der betreffenden Vorgänge und der jeweiligen geistigen Triebfedern. In den von ihm verfaßten Bänden des vorliegenden Werkes bringt er für die neuzeitliche Geschichte Ungarns jenes Prinzip in revolutionierender Weise zur Geltung. Er ist zwar in seiner Methode weitgehend der deutschen geistesgeschichtlichen Richtung verpflichtet, ohne daß er sich hierdurch zu Übertreibungen verleiten ließe. Gerade seine entschiedene Abkehr von der liberalistischen Geschichtsauffassung bekundet seinen starken Sinn für die tatsächlichen Gegebenheiten. Sz.s Betrachtungsweise ist sonach im glücklichsten Sinn des Wortes harmonisch, abgerundet, wobei die geistesgeschichtliche Schau die krönende Kuppel ist, aber nicht die Einbeziehung andrer Gesichtspunkte verhindert.

Dementsprechend sehen wir, daß Sz. in seiner ungar. Geschichte der Neuzeit nicht nur schwerwiegende geistesgeschichtliche Fragen aufgehellt hat, sondern auch wirtschaftliche, gesellschaftliche und andre Vorgänge mit weitgehender Genauigkeit untersucht. Ihm verdanken wir u. a., daß — entgegen den Thesen der früheren Forschung — die Existenz eines Toleranzgedankens im 16. und 17. Jh. ins Land der Fabel verwiesen wurde (V, 414—16). Von großer Wichtigkeit ist ferner, daß er uns in großen Zügen ein Gesamtbild der ungar. Aufklärung entwirft, wodurch er es ermöglicht, jene für Ungarns Kultur- und Geistesgeschichte so bedeutsame Strömung eingehender zu erforschen. Geradezu bahnbrechend sind seine Untersuchungen über den ungar. Barock. Wenn auch die Kritik auf die Tatsache hinwies, daß ihre eigenartigen Züge mit den barocken Formen der Nachbarländer weitgehende Ähnlichkeit aufweisen[1]), so war es doch Sz., der den ungar. Barock in seiner Tragweite überhaupt erst — entdeckte. Wie richtig Sz. hier urteilt, kann man daraus ersehen, daß diese günstige Einschätzung des Barocks sich heute bereits auf der ganzen Linie durchgesetzt hat. Er steht damit in vollem Einklang mit den Ergebnissen der deutschen und — um auch auf ein osteuropäisches Beispiel hinzuweisen — der polnischen Forschung. Der ungar. Barock war nicht jene verkümmerte Form geistigen und künstlerischen Lebens, wie es die liberalistischen Beurteiler der früheren Jahrzehnte wahrhaben wollten, sondern bedeutete auf der ganzen Linie Entfaltung eines schöpferischen Willens, der ungarischer Eigenart sehr nahestand. Dies bekundet der Umstand, daß der Herrschaft des Barocks durch die Aufklärung zwar ein Ende bereitet wurde, ohne daß barockes Gedanken- und Formgut in den weiteren Jahrzehnten nicht noch eine sehr wesentliche Rolle gespielt hätte (VII, 15—16). Auch in diesem Punkt berühren sich Sz.s Ergebnisse mit denen der deutschen Forschung.[2]) Sz. vermochte sich nur deshalb in jenes Zeitalter so einzufühlen, weil er zwei Einseitigkeiten der liberalistischen Forschung, alles nach der Entwicklung der magyarischen Sprachkultur und öffentlich-rechtlichen Gedankengängen zu messen, ausschaltete. Auch hierin zeigt sich sein starker Wirklichkeitssinn, der sich nicht durch Redensarten und romantische Anschauungen blenden lassen will. Und so sehen wir denn, daß er auch in andrer Hinsicht verschiedene Kardinalfehler liberalistischer Geschichtsbetrachtung überwand. Vor allem dadurch, daß er nicht mehr den Sprach-, sondern Volksbegriff als haupt-

---

[1]) Vgl. Konrad Schünemann, *Zur Beurteilung der Schwabenansiedlungen in Ungarn.* DUHBl. IV (1932), 296—97.

[2]) Vgl. etwa Joseph Nadler, *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften.* 3. Aufl. Regensburg 1932. IV, 433—34.

sächliches Moment betont. Dadurch gelang es ihm, die Schattenseiten der ungar. Entwicklung im 19. Jh. so lebensnah herauszuarbeiten. Sz. wies beispielsweise nach, daß man im Grunde genommen für die Stärkung der magyarischen Volkskraft herzlich wenig tat (Auswanderung!). Durch die sprachliche Assimilation erreichte man nur einen unsicheren Gewinn und beschwor gerade dadurch Gefahren für die Zukunft herauf.[1])

Um die Leistung Sz.s im richtigen Maße würdigen zu können, muß man berücksichtigen, daß das von der früheren Forschung erarbeitete Tatsachenmaterial sehr lückenhaft ist. Während dieses z. B. für das 16. und 17. Jh. reichhaltiger ist, hatte er beim 18. Jh. einen ungleich schwierigeren Stand. Dieses Jahrhundert wurde von der älteren Forschung in seinem größeren Abschnitt (1711—72) als unnationale Epoche angesehen und dementsprechend vernachlässigt. Für Sz. hatten aber gerade jene Jahrzehnte, da es damals zur vollen Entfaltung des ungar. Barocks kam, eine erhöhte Bedeutung. Der Mangel war also um so fühlbarer und konnte nur durch sorgfältige Kleinarbeit ausgeglichen werden. Für das 19. Jh. gilt im wesentlichen dasselbe. Von den früheren Forschern wurden hier einzelne Begebenheiten und Persönlichkeiten in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Das konnte Sz. nicht genügen. Es ist klar, daß seine Geschichtsbetrachtung wesentlich umgewandelt worden wäre, wenn er sich durch die Auswahlprinzipien der von ihm abgelehnten Richtung auf diese Weise hätte beeinflussen lassen. So dankbar er also auch das erarbeitete Material, z. B. über das Jahr 1848—49, begrüßen mußte, durfte er sich hinsichtlich der vernachlässigten Erscheinungen nicht damit zufrieden geben, daß bislang darüber sehr wenig geschrieben wurde. Die Natur seiner Arbeit ermöglichte es ihm zwar nur in verhältnismäßig wenigen Fällen, auch auf archivalische, bzw. handschriftliche Quellen zurückzugehen. Sz. mußte sich dafür mit sorgfältiger Durchsiebung der vorhandenen Literatur und Heranziehung auch entlegener gedruckter Quellen behelfen. Dank dieser systematischen Arbeit Sz.s darf man wohl sagen, daß er sich in seiner Darstellung von den Einseitigkeiten der früheren Forscher freimachen konnte. Nur wer sich selbst eingehender mit der Geschichte Ungarns im 18. und 19. Jh. beschäftigt hat, kann seine Leistung auf diesem Gebiet richtig würdigen. Wird auch in der einen oder andren Beziehung manches nachgetragen und ergänzt werden müssen, so fällt dies keineswegs schwer in die Waagschale. Übrigens werden die folgenden Auflagen ja Gelegenheit zu Nachträgen geben.

Vielleicht darf ich mit Rücksicht hierauf meine Stellungnahme zu einigen Punkten etwas näher ausführen, z. B. hinsichtlich des deutschen Kultureinflusses. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, möchte ich nur darauf hinweisen, daß dieser m. E. zu kurz kommt. — Eine schwierige Frage bildet auch das ungar. Nationalitätenproblem des 19. Jh.s. Wir stehen noch viel zu sehr den Gedankengängen nahe, aus denen sich diese Kämpfe ergaben. Ferner wirkt die damalige Sachlage noch z. gr. T. nach. Die Forschung dürfte demnach hierüber noch nicht so bald das letzte Wort gesprochen haben. Besonders auf ungar. Seite hat man einen schweren Stand. Gewisse seelische und politische Schwierigkeiten dürfen hierbei nicht unterschätzt werden, die auch der deutsche Historiker würdigen muß. Um so mehr fallen die Feststellungen Sz.s ins Gewicht, die einen verheißungsvollen Ausgangspunkt für die diesbezüglichen Untersuchungen darstellen. Er weist auf manchen Fehler der ungar. Minderheitenpolitik im 19. und 20. Jh. hin, hebt aber andrerseits auch sehr richtig hervor, daß Ungarn den Willen zur Assimilation mit den meisten

---

[1]) Über den VI. Bd. des vorliegenden Werkes vgl. eingehender VALJAVEC, UJb. XII (1932), 117ff.

übrigen Nationen jener Zeit teilte (VII, 376ff.). Freilich muß man bei einem Vergleich etwa mit Deutschlands Minderheitenpolitik gegenüber den Polen auch noch eine andre Tatsache in Betracht ziehen. Die polnische, dänische und französische Minderheit im wilhelminischen Zeitalter war doch gegenüber den ungar. Verhältnissen wahrhaft lächerlich gering, wo noch 1910 rund die Hälfte der Bevölkerung aus Nichtmagyaren bestand. Sz. unterstreicht übrigens mit Recht, daß eine nachgiebige Haltung beispielsweise gegenüber den Serben schwerlich den Konfliktstoff aus dem Weg geräumt hätte (VII, 389). Für alle Nationalitäten des ungar. Raumes gilt diese Feststellung allerdings nicht. Eine entschiedene Ausnahme bedeutete das Deutschtum in Ungarn, das am meisten durch die herrschenden Anschauungen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Was das Verhältnis der Magyaren zur deutschen Volksgruppe anbelangt, möchte ich einige kleinere Fehler in der Darstellung Sz.s berichtigen. Die Entdeutschung in den Städten vollzog sich z. gr. T. ohne Gewalt. Trotzdem wird man nicht sagen können, daß sie in allen Fällen widerstandslos vor sich gegangen wäre. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jh.s machte sich die Gegenbewegung immer fühlbarer.[1]) — Auch trifft es nicht zu, daß die Entdeutschung des städtischen Bürgertums auf eine kulturelle Überlegenheit des Magyarentums zurückzuführen sei (VII, 213). In kultureller Hinsicht war vielmehr gerade das städtische Deutschtum der überlegenere Teil. Die nationalmagyarischen Ideen besaßen jedoch eine große Schlagkraft und Dynamik, durch die — infolge einer seltsamen Verkettung verschiedener Momente — auch das städtische Deutschtum mitgerissen wurde. Man wird also in der Zukunft zwischen kultureller Überlegenheit und der jeweils stärkeren Werbekraft nationaler Ideen unterscheiden müssen. — Sz. unterschätzt die Geltung, die der volksdeutsche Gedanke bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s hatte, wenn er meint, daß das Deutschtum im Reich an den Volksgenossen in Ungarn damals noch keinen Anteil genommen habe (VII, 385). Ich erinnere nur an die Schriften des Münchner Professors Franz v. Löher[2]) und die Gründung des Deutschen Schulvereins im Jahr 1881.[3]) — In der zweiten Auflage sollte doch ferner die Tatsache hervorgehoben werden, daß bereits seit den

---

[1]) Über die Widerstandsbewegung vgl. u. a. für Groß-Kikinda: Deutsches Tagblatt für Ungarn II (1900), Nr. 6, S. 3; II (1901), Nr. 12, S. 1—2. Groß-Kikindaer Zeitung. XXXIV (1908), Nr. 43, S. 1—2. — Für Ödenburg: Deutsches Tagblatt für Ungarn. I (1900), Nr. 1, S. 5; II (1901), Nr. 53, S. 1—2; II (1901), Nr. 74, S. 6. — Für Pantschowa: Deutsches Tagblatt für Ungarn. II (1901), Nr. 106, S. 4; II (1901), Nr. 112, S. 3. — Für Preßburg: *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen und der „Deutsche Schulverein"*; Hermannstadt 1882, 22—28. *Im Lichte der Wahrheit* (Beleuchtung von „Dr. Heinze's Anklageschrift Hungarica im Licht der Wahrheit . . ."); Hermannstadt 1882, 3—4. Deutsches Tagblatt für Ungarn, II (1901), Nr. 54, S. 3; II (1901), Nr. 59, S. 2; II (1901), Nr. 95, S. 2—3. — Für Werschetz: Neue Werschetzer Zeitung, III (1881), Nr. 7, S. 5; Nr., 11 S. 6; Nr. 14, 2. Beilage. *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen*, S. 38. Deutsches Tagblatt für Ungarn, II (1901), Nr. 81, S. 4. Deutschungarischer Volksfreund, VII (1907), Nr. 16, S. 3—4. Deutsch-Ungarn, III (1914), 1—2. Für Weißkirchen: Deutsches Tagblatt für Ungarn, II (1901) Nr. 53, S. 3. Deutschungarischer Volksfreund, V (1904), Nr. 5, S. 3; Nr. 6, S. 3.

[2]) *Die Magyaren und andere Ungarn.* Leipzig 1874. Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. München 1874.

[3]) *Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen und der „Deutsche Schulverein".* Hermannstadt 1882.

achtziger Jahren des 19. Jh.s — ganz abgesehen von den Siebenbürger Sachsen — eine völkische Bewegung unter den Deutschen in Ungarn im Entstehen war, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Umfang zunahm. Freilich fehlen hierüber bislang genauere Kenntnisse. Es ist also durchaus verständlich, daß Sz. nicht auf diesen Punkt eingehen konnte. Und so wird es denn überhaupt der deutschen Forschung vorbehalten bleiben, dem volksdeutschen Gedanken auch hinsichtlich des ungarländischen Deutschtums größere Beachtung zu schenken. Man kann nicht verlangen, daß von ungar. Seite alle diese Erscheinungen bis in ihre feinsten Verästelungen zergliedert werden.

Übrigens möchte ich betonen, daß meine obigen Hinweise die bahnbrechende Bedeutung der Szekfüschen Leistung weder schmälern können, noch wollen. Im Verein mit den von H. abgefaßten Bänden bedeutet diese die Grundlegung zu einem neuen ungar. Geschichtsbild, das fraglos für Geschlechter bestimmend sein wird. Das Werk kann mit seiner vornehmen Haltung, seinen Ergebnissen und seiner Sachlichkeit für die übrigen Völker des nahen Südostens vorbildlich sein.

Fritz Valjavec (München).

Einige Züge zum geopolitischen Bild des ungarischen Beckens.

Es ist ein alter Gemeinplatz der politischen Geographie, daß jeder Staat die Symbiose eines Stückes Erdoberfläche und der darauf lebenden Menschengruppe ist. Leben und Entwicklung des Staates sind ein Ergebnis dieses Zusammenlebens. Diese Entwicklung ist um so ungestörter und geht um so mehr aufwärts, je mehr Möglichkeiten die Erde der darauf lebenden Menschengruppe für ihre Begabungen und ihre Differenzierung bietet — freilich innerhalb von Grenzen, die gut zu verteidigen sind und einen tatsächlichen Schutz bieten. Für eine solche Symbiose ist es gut, wenn die Menschengruppe, die eine solche geographische Einheit bevölkert, einer Sprache und Rasse angehört, doch bedeutet das Gegenteil noch nicht die Verkümmerung des Staates. Vielmehr kann auch das wirtschaftliche Aufeinanderangewiesensein verschiedener Produktionsgebiete, die miteinander die geschlossene Einheit einer Großlandschaft bilden, die staatsbildende Kraft abgeben, welche verschiedene Sprachgruppen in einem Lager zusammenhält und einen einzigen Staatswillen formt. Dieser bekundet nach außen Einheit und dauerhaftes Gegründetsein einer Verbindung von Gebiet und Menschengruppe, obzwar die Verschiedenheit der einzelnen Teile einer Großlandschaft nach Bevölkerung und Lebensformen innerhalb der Staatseinheit die Entfaltung gewisser Landschafts-Autonomien rechtfertigen kann.

Ich brauche nicht weiter auszuführen, daß sich diese Skizze auf die landschaftlichen und völkischen Verhältnisse von Vorkriegsungarn bezieht. Auch meine Bemerkung über Landschaftsautonomien will nicht eine verspätete Entschuldigung oder Verurteilung vergangener Verhältnisse sein. Das folgende, in rohen Zügen entworfene Bild wird hinreichend beweisen, daß die Kräfte, die das Schicksal des ungarischen Beckens in seinen schwersten Tagen bestimmten, immer außerhalb dieser geographischen Einheit standen und keinerlei Beziehung zu ihr hatten. Zu dem Zeitpunkt aber, wo das Ungartum sein eigenes Geschick und das der mit ihm lebenden Nationalitäten selbst hätte gestalten können, hat es der Weltkrieg verhindert.

Das heutige Ungarn ist keine geographische Einheit. Von den fünf Teillandschaften der alten Einheit verblieb dem Ungartum nur ein Rumpf, dessen Grenzen keine geographischen, sondern willkürliche, auch ethnographisch nicht klare

Linien sind, die dem Staat keinen Schutz bieten. Und da das auf dem Rumpfgebiet lebende, heute auch rassisch schon einheitliche magyarische Volk, zahlenmäßig schwach, von ihm wesensfremden Völkern umgeben ist, hängt sein weiterer Bestand von den Nachbarn ab. Rumpfungarn ist also kein vollwertiger Staat, sondern nur ein Staatstorso! Infolgedessen kann das Ungartum die ihm im Laufe der Jahrhunderte zugefallene Rolle, Wächter der Ordnung an der mittleren Donau zu sein, nicht erfüllen. Wahre politische Zweckmäßigkeit fordert aber, zugleich im Hinblick auf geographische Gesetzmäßigkeiten, eine Ordnung des Donauproblems, in der die bisher vernachlässigte ungarische Nation auch ein gewichtiges Einspruchsrecht besitzt. —

Die Geschichte des ungarischen Staates ist die Geschichte des ungarischen Bodens und seiner Völker in ihrer Verbundenheit und ihrem Zusammenleben.[1]) Eine kurze politisch-geographische Übersicht wird Antwort geben auf die Frage, wieweit die politische Geographie berechtigten Gegenwartsforderungen den sachlichen Unterbau zu geben vermag.

Das Ungartum gehört zur östlichen Rasse der weißen Menschheit als ein Mischvolk auf mongoloider Basis mit ostbaltischem, dinarischem und alpinem Einschlag. Es war ein steppenbewohnendes Hirtenvolk, doch früh mit der Ackerbaukultur in Berührung gekommen. In seiner neuen Heimat wurde es mit der europäischen Kultur bekannt, die sich aus einer ihm nicht fremden Oasenkultur entfaltete, vermittelt auch durch seine Vorgänger aus der Völkerwanderungszeit. Schon diese Tatsache, aber auch das neue geographische Milieu zwangen es, seine Kultur und Gesellschaftsordnung umzugestalten und anzugleichen. Sichtbare Zeichen dafür sind die Auflösung der Stammesverfassung, Einführung des Königtums, Christianisierung und Seßhaftmachung.

Die neue Heimat des Ungartums, das Karpathenbecken, ist wirkliches Mitteleuropa. Die vom alpin-karpathischen Faltenring umschlossene mächtige Senke ist mit ihrer Steppen- und Savannenvegetation und nach ihren morphologischen Landschaftszügen ein westlicher Ausläufer der osteuropäischen Steppen, während das Transdanubische Mittelgebirge und Ostungarische Inselgebirge nicht nur durch die ähnliche Struktur, sondern auch durch die Übereinstimmung im Landschaftsbild an die westeuropäischen Schollengebirge erinnern. Die Frühlings- und Frühsommerregen des Beckens und die Laubwälder der Berglandschaften weisen auf atlantische Klimawirkungen hin, aber einzelne unserer mediterranen Pflanzen und das herbstliche Regenmaximum in Südwestungarn bezeugen, daß südeuropäische Landschaftszüge dem ungarischen Boden nicht fremd sind. Und wenn nicht das Ungartum diese unvergleichliche Landschaftseinheit bevölkert hätte, wären hier das neulateinisch-katholische Südeuropa, das größtenteils slawisch-orthodoxe Osteuropa und das germanisch-protestantische Westeuropa aufeinandergestoßen. Ungarn gehört also wahrhaft zum Herzen Europas und verdient nicht die Erniedrigung der Banseschen Geographie zu „Hintereuropa".

In dieser so geschlossenen geographischen Einheit hat sich kein Vorläufer des Ungartums auf die Dauer einrichten können. Bis zur ungarischen Landnahme war dieses Gebiet eine wahre Völkerstraße. Auch das Ungartum wollte sich anfangs hier nicht ständig niederlassen, das bezeugen die „Raubzüge". In dieser Frage ist es unbedingt notwendig, die bisherigen historischen Feststellungen im geographischen Sinne „umzuwerten", denn jene Züge sollten weniger dem Raub als

---

[1]) Vgl. dazu T. Baráth: *A Duna középső medencéjének állameszméje* (Die Staatsidee des mittleren Donaubeckens). Debreceni Szemle 1933, S. 187—97.

der Erschließung neuen Siedlungsraumes dienen. Da aber die Staaten im Westen und Süden sich schon zu konsolidieren begannen, war das Ungartum gezwungen, im Donaubecken zu bleiben, um so mehr, als es hier grasreiche Wiesen zur Weide, Flüsse zum Fischfang und wildreiche Wälder fand. Innerhalb dieses Gebirgsgürtels besiedelte es am dichtesten die Beckenränder, wo sich Bergland und Ebene berühren, weil man von hier aus am leichtesten die unbewohnten Grenzsäume und die Ausgänge des Beckens überwachen konnte, und weil für das Ungartum als ein damals tieflandbewohnendes Volk die Ebene der geeignetste Siedlungsraum war. Die geopolitische Bedeutung der ungarischen Tieflandbesiedlung liegt nun darin, daß eine Staatsbildung nur nach dem Willen des dem Becken eingesessenen Volkes möglich ist. Baráth sagt also mit Recht, daß darin nur eine einzige Staatsidee Platz hat. Dies scheint zunächst ein Widerspruch zu unserer Feststellung bezüglich der Landschaftsautonomie, aber nur scheinbar. Das Ungartum hat mit seinem ausgezeichneten geopolitischen Empfinden zur Zeit der Landnahme alle geopolitisch empfindlichen Punkte des Beckens besetzt, die dessen Beherrschung ermöglichten. Das konnte es um so leichter, als es damals unter den mitbewohnenden Völkern zahlenmäßig am stärksten war. Diese Überlegenheit, vereint mit der geographisch vorteilhaften Stellung, ermöglichte dem Ungartum, seinen Willen im Donaubecken durchzusetzen, zumal es von den Arpaden bis zur Türkenzeit die überwiegende Mehrheit erreichte und ein Nationalitätenbewußtsein damals im christlichen Europa noch keinerlei geopolitische Bedeutung hatte.

Das mittlere Donaubecken hat staatsgeographisch vier empfindliche Punkte. Unter diesen sind die zwei Tore nach dem siebenbürgischen Becken, das Maroschtal und das des Szamos und Kraszna, von zweitrangiger Wichtigkeit. Das Volk des Tieflands kann mit Leichtigkeit das kleine siebenbürgische Becken in sein politisches Kraftfeld einbeziehen, da es gleichfalls zur großen Karpatheneinheit gehört und von der Donau-Theiß-Niederung nur durch unterbrochene Schollengebirge getrennt ist. Gehörte doch Siebenbürgen auch zur Zeit des unabhängigen Fürstentums bei aller teilweisen Eigenständigkeit in den Einflußbereich entweder der deutschen oder der türkischen Politik, je nachdem wer jeweils den größeren Einfluß auf den größeren Teil des Karpathenbeckens hatte. Viel größer ist die politische Bedeutung der zwei anderen Beckentore: die Donau-Pfortenlandschaft gegen Österreich hin und das Donau-Save-Tor gegen Süden. Diese zwei sind die wichtigsten geopolitischen Pfeiler des Staates, der das ganze Becken umfaßt. Und der Verlust nur eines der beiden muß den Bestand des Beckenstaates und damit zugleich den Frieden Mitteleuropas bedrohen.

Die Frage ist nun, wieweit das Gesagte nur nachträglich abgeleitete theoretische Folgerungen aus der Symbiose des ungarischen Volkes und Staatsgebietes sind oder geographische Gegebenheiten, die die Führer des Ungartums erkannt und genutzt haben.

Die Staatsgebilde der Völkerwanderungszeit — mochten sie das Becken ausfüllen (Langobarden) oder auch darüber hinausgreifen (Hunnen, Avaren) — sind alle über kurz oder lang vergangen, ihre Kraft wurde in den wiederholten Kämpfen aufgebraucht. Dies war die Lage auch zur Zeit der ungarischen Landnahme. Die slawische, avarische und bulgarische Bevölkerung vermochte, spärlich, zerstreut und ohne einheitliche Führung, dem Ungartum keinen Widerstand zu leisten.[1])

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß das Ungartum zunächst zahlenmäßig zur Ausfüllung des ganzen Beckens nicht ausreichte. Das beweisen schon die An-

---

[1]) Vgl. BARÁTH a. a. O.

siedlungen der Arpaden, die hauptsächlich Deutsche und Türkvölker betrafen. Unter ihrer ausgezeichneten Regierung erfuhr aber das Ungartum auch zahlenmäßig ein schnelles Wachstum, und das ungarische Becken wurde ein Nationalstaat. Die zahlenmäßige Stärke des Ungartums und die geographischen Gegebenheiten des Staatsgebietes bedeuteten eine derartige Harmonie, daß sie die imperialistische Nationalstaatspolitik Ludwigs des Großen und König Matthias' vollkommen rechtfertigten. Zu dieser Zeit konnte das 75—80 % starke Ungartum nicht nur die geopolitischen Schwerpunkte mit ausreichender Kraft besetzt halten und verteidigen, sondern auch die Eroberungspolitik fortsetzen. Das war allerdings nicht jene nutzlose Vergeudung überflüssiger nationaler Kraft wie bei Ludwig XIV. und Napoleon I., sondern eine vorsorgliche Verteidigung des zwischen der damals feindlichen deutschen und türkischen Großmacht eingekeilten Ungarns zur Sicherung seines staatlichen Bestandes. Abgesehen von den Zeiten Bélas III., Ludwigs d. Gr. und König Matthias' mußte ja das Ungartum die Unausgeglichenheit zwischen Land und Volk, zwischen der Größe des Staatsgebietes und seiner Zahl durch kluge Politik wettmachen. Das aber konnte es um so leichter, als es den Boden des Beckens und seine Tore ständig besetzt hielt.

Die Führer des Ungartums zur Landnahmezeit waren sich seiner zahlenmäßigen Schwäche bewußt, wenn sie mit dichten Schwärmen die Umgebung des westlichen Tores, nämlich die große Schüttinsel und das kleine Tiefland, ferner am südlichen Tor die „Szerémség" und den Winkel zwischen Donau, Theiß und Maros besiedelten, und ihre Sorge ging dahin, auch die Tore nach Siebenbürgen und sein inneres Becken in Besitz zu nehmen.

Die notwendige Folgehandlung der ständigen Niederlassung war die Ansiedlung von Fremden. Diese schon von vielen Gesichtspunkten behandelten Ansiedlungen haben der geopolitischen Genialität der Arpaden im allgemeinen keinen Abbruch getan. Von zwei Gesichtspunkten aus kann man sie richtig beurteilen: Zu jener Zeit war das Christentum die zusammenhaltende gesellschaftliche Kraft in Europa und Ausdruck des kulturellen Gemeinschaftsbewußtseins; andrerseits brauchte das Ungartum wirklich fremde Freunde, um das Staatsgebiet vollständig in Besitz zu bekommen. Und da das Ungarn der Arpaden mit Deutschland in engster Verbindung stand, war es natürlich, daß die Wahl auf Deutsche fiel. Die fremden Völker wurden außerhalb des Beckensaumes, auf der Linie der Grenzödlandsstreifen angesetzt, also nach Gesichtspunkten der Landesverteidigung.

Die geopolitische Genialität der Arpaden wird jedoch am meisten durch ihre ständigen Bemühungen bezeugt, auch die zur geographischen Einheit des ungarischen Beckens gehörenden Randbecken zu besetzen und mit dem ungarischen Staate zu verbinden. So haben Béla II., Béla III., Emerich und Andreas II. das Moravatal, das Herz Serbiens als natürliche Ergänzung des ungarischen Alfölds der geopolitischen Einheit Ungarns zugeteilt, Béla IV. versuchte das gleiche mit der steirischen Bucht als Randgebiet des transdanubischen ungarischen Beckenteils. Von weitschauender Vorsorge der Arpadenkönige zeugt auch jene Bestrebung, die ungarische Staatseinheit mit geopolitischen Durchgangsgebieten und Pufferstaaten zu umgeben, die sie entweder direkt unter der Oberhoheit der ungarischen Krone hielten oder wenigstens in ein enges Bündnisverhältnis einbezogen (Galizien, Lodomerien, Moldau, Walachei, Bulgarien, Bosnien).

Die Sicherung eines Südtores geschah in der Absicht, Ungarn bis zum Meere auszudehnen. Die Politik des Hl. Ladislaus beweist das mit überzeugender Kraft. Diese Politik war um so notwendiger, als das Ungartum hier, eben in diesem ursprünglich magyarischen Siedlungsraum, sehr stark zurückging. Daß Ladislaus sein

Ziel erreichte, beweist die Wahl seines Nachfolgers Koloman durch die Kroaten zum König. Das Kroatentum war damals schon Staatsnation. Ihre Einbeziehung in den ungarischen Interessenkreis geschah zur leichteren Verteidigung und ungestörteren Besitznahme des südlichen Tores.

Nach der Arpadenzeit ist die geopolitische Machtstellung Ungarns nur noch gewachsen. Beleg dafür ist die schon erwähnte Eroberungspolitik Ludwigs d. Gr. und Matthias', der wiederum, wie wir sahen, die ungestörte zahlenmäßige Vermehrung des Ungartums folgte. Matthias sicherte das westliche Tor des Beckens dadurch, daß er noch sein Vorfeld, das Wiener Becken, dazunahm und darüber hinaus das zwischen Ungarn und dem deutschen Kaiserreich gelegene Böhmen und Schlesien zu Pufferstaaten machte.

Die Harmonie zwischen dem ungarischen Staatsgebiet und seiner Bevölkerung wurde durch die welterobernde Macht des türkischen Mohammedanismus zerbrochen. Es ist müßig, darüber nachzudenken, welches das Schicksal des ungarischen Staates gewesen wäre, wenn er sich freiwillig der türkischen Macht unterworfen hätte. Sicher wäre in diesem Fall die zahlenmäßige Überlegenheit des Ungartums im Rahmen des Beckens erhalten geblieben, aber auch das ist gewiß, daß ein freiwilliger Verzicht auf den Schutz des Habsburger Thrones und des christlichen Europas einerseits die ungarische politische Gedankenwelt balkanisiert, andrerseits die Sympathie Westeuropas, die aller habsburgischen Unterdrückung zum Trotz tatsächlich bestand, verringert, wenn nicht gar in Haß verwandelt hätte. In den langen Türkenkriegen schmolz doch das Ungartum katastrophal zusammen und verlor seine politische Spannkraft und seinen Scharfblick, so daß seine wahren Interessen in den Hintergrund gedrängt wurden. Fast unbewußt ließ es die Führung in der Politik des Donaubeckens aus der Hand gleiten, die statt seiner Wien übernahm. Neben sich das jetzt schon geopolitisch selbständige Siebenbürgen, brachte es gegenüber den Machtbestrebungen der Türken und Habsburger nicht mehr die Kraft zur Beherrschung des ganzen Raumes auf.

Dank Siebenbürgens Selbständigkeit war die Lage des Ungartums in der Türkenzeit insofern erträglich, als von den fremden Aspiranten keiner zugleich alle vier geopolitischen Schwerpunkte des Beckens in der Hand hatte. Der Türke hielt den Südausgang, Wien das westliche Tor. Der Bestand des unabhängigen Siebenbürgens hing ab von dem Besitz der Talöffnungen der Marosch und Szamos-Kraszna. In Kenntnis dessen sicherten Bocskay wie auch seine Nachfolger vertraglich für Siebenbürgen das „Partium", geopolitisch nichts anderes als das schützende Vorfeld der siebenbürgischen Tore.

So konnte weder die österreichische noch die türkische Machtstellung im Karpathenbecken von Dauer sein. Die sichtliche Schrumpfung der türkischen Machtstellung Anfang des 17. Jh.s ließ das habsburgische Selbstbewußtsein übermäßig anschwellen. Wien sah die Zeit gekommen, um die Staatsidee der Gesamtmonarchie auch auf ungarischen Boden zu verpflanzen. Wenn freilich die österreichische Politik die Lage richtig abzuschätzen vermocht hätte, müßte sie sofort die Undurchführbarkeit des Planes eingesehen haben. Noch hielt der Türke den Südausgang in der Hand, mit ihm vereint waren das restliche Ungartum der Ebene und seine siebenbürgischen Gruppen bei aller zahlenmäßigen Schwäche noch immer stark genug, um der Ausrottung der ungarischen Staatsidee entgegenzuwirken. Der Erfolg des bewaffneten Protestes von Bocskay, Bethlen, Thököly und Rákóczi beruhte auf jener vielbetonten, einfachen Tatsache, daß eine auswärtige Macht die Ordnung im mittleren Donaubecken ohne Mitwirkung des eingesessenen Volkes auch für kurze Zeit nicht sicherstellen kann.

Auch die drückende Lage des Ungartums an der Wende des 18. und 19. Jh.s bedeutete noch nicht den Bankrott jener politisch-geographischen Gesetzmäßigkeit. Freilich war es in den langen Kriegen wirklich sehr zusammengeschmolzen und erholte sich nur langsam. Die einströmenden Fremden und angesiedelten Gruppen ließen es lange Zeit zweifelhaft erscheinen, ob das Ungartum als Staatsnation übrigbleiben würde. Es schien, als sollten die Habsburger mit deren Hilfe ihre Kolonisationspolitik ungestört zu Ende führen können, besonders nachdem die Rückeroberung des südlichen Tores von den Türken geglückt und als Folge davon die fürstliche Herrschaft über das unabhängige Siebenbürgen zu einem der Nebentitel des österreichischen Kaisers verblaßt war. Ludwig v. Kossuth glaubte zwar die Nationalitäten treu genug der schlummernden ungarischen Staatsidee und das Ungartum selbst stark genug, um eine von der habsburgischen Monarchie unabhängige Staatsnation zu bilden. Doch glückte leider der aufopferungsvolle Versuch in der Mitte des 19. Jh.s noch nicht. Das Ungartum mußte noch warten auf die außenpolitischen Mißerfolge des österreichischen Kaisertums, es mußte weiter erstarken in seiner materiellen und geistigen Kraft, d. h. es mußte den von Széchényi vorgezeichneten politischen Linien folgen, um dann einmal, wenn auch in Form des Kompromisses, das Geschick des Donaubeckens in die Hand nehmen zu können.

Es gehört zwar nicht mehr zum Geopolitikum der Frage, aber es ist ein Irrtum zu glauben, nur durch eigene Fehler habe das Ungartum nach dem Ausgleich von 1867 für die politische Ordnung des Donaubeckens keine Dauerlösung gefunden. In den wenigen Jahrzehnten, die nach dem Ausgleich zur Verfügung standen, konnte nur wenig zur Lösung des Problems beigetragen werden. Erst galt es, die Wunden aus den langen Leidenszeiten der Abhängigkeit und Unselbständigkeit zu heilen und das Land aus seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit herauszuholen — dann erst hätte man an die Neuordnung des Donaubeckens nach Kossuths Vorschlägen gehen können. Aber schon die ersten Aufgaben konnten von den ungarischen Staatsführern nach dem Ausgleich nicht beendet werden, da 1914 der Weltkrieg hindernd dazwischentrat. Indessen — den angedeuteten Schwierigkeiten zum Trotz — hat Ungarn die ersten Schritte dazu getan, als es 1867 die Kroaten von neuem als Staatsnation anerkannte. Die Nachkriegsentwicklung freilich hat die Möglichkeit zu weiteren Schritten nicht erbracht und eine organische Lösung für das mittlere Donaubecken weit hinausgeschoben. Doch beweist die geopolitische Untersuchung zur Genüge, daß die Einheit des Donaubeckens keine rein ungarische Angelegenheit, sondern eine europäische Notwendigkeit ist.

Béla Bulla, Budapest.

Die angebliche Frankenherrschaft über Pannonien.

Zur Frage, ob Pannonien einmal zum Reiche des fränkischen Königs Theudebert (534—548) gehört hat, habe ich mich in dieser Zeitschrift IX (1929), S. 318ff. geäußert. Dagegen hat ebenda X (1930), S. 121ff. M. Lintzel Stellung genommen und seine Ansicht, daß Theudebert dort Sachsen (Euten) angesiedelt habe, zu verteidigen versucht. Den Ausgangspunkt bildet das bekannte Schreiben des Königs an den Kaiser Justinian mit dem Satze, der an dieser Stelle noch einmal wiederholt sein mag: Id vero quod dignamini esse solliciti, in quibus provinciis habitemus aut quae gentes nostrae sint . . . dicioni subiectae: . . . feliciter subactis Thuringiis . . . Norsavorum itaque gentem nobis placata maiestate, colla subdentibus edictis ideoque . . . Wesegotis, incolomes Franciae, septentrionalem plagam Italiaeque Pannoniae cum Saxonibus Euciis . . . per Danubium et limitem

Pannoniae usque in Oceani litoribus . . . dominatio nostra porrigetur. Wenn hier von den Westgoten die Rede ist, so bezieht sich das auf den Feldzug Theuderichs und Chlotachars vom Jahre 534, bei dem Theudebert die Truppen seines Vaters führte; es wurde damals ein Teil Septimaniens erobert[1]). 539 überschritt Theudebert mit dem Vorgeben, den Goten zu Hilfe zu kommen, die Alpen und drang erobernd in Italien durch Ligurien bis zur Provinz Aemilia vor; durch Seuchen veranlaßt, kehrte er in die Heimat zurück, behielt aber die Provinz Alpes Cottiae und Teile Liguriens in seiner Hand.[2]) Um 545 kam er von neuem auf dem Brennerwege nach Italien und bemächtigte sich eines großen Teiles von Venetien.[3]) Die Stelle des Briefes septentrionalem plagam Italiae kann sich ebensowohl auf die Eroberungen des Jahres 539 als auf die der Zeit um 545 beziehen. Nach dem folgenden Worte Pannoniae könnte nun angenommen werden, daß Theudebert auch das nördliche Pannonien beherrscht habe, wofür aber jede Bestätigung fehlt. Über die Grenze von Noricum nach Osten hin hat sich Theudeberts Reich gewiß nicht erstreckt und auch die Zugehörigkeit von Noricum selbst zum fränkischen Machtbereich ist umstritten.[4]) Ich hatte früher angenommen, daß das Wort Pannoniae zu tilgen sei, weil aus dem folgenden: limitem Pannoniae herübergenommen. Aber die Sache liegt wohl anders. Wahrscheinlich ist ein Schreibfehler für Hispaniae anzunehmen. Unter Hispania wird auch mehrfach in gleichzeitigen Quellen das Westgotenland in Gallien verstanden, so z. B. bei Greg. Tur. hist. Franc. III, 10; Venant. Fort. carm. I, 15, 9, vgl. Gesch. d. d. St. II, 502, 3, und es sind hiermit die erwähnten fränkischen Eroberungen von 534 gemeint. Aus Hispaniae konnte leicht Paniae, aus diesem dem Abschreiber unverständlichen Namen dann wieder Pannoniae werden. Der Ausdruck ad limitem Pannoniae ist nicht als Grenze Noricums gegen Pannonien, wie ich früher annahm, oder als Nordgrenze Pannoniens aufzufassen, sondern bedeutet soviel wie „Straße nach Pannonien". Es ist vielleicht die durch das Nibelungenlied berühmte große Verkehrsstraße gemeint, die von Paris über Metz, Worms, Ladenburg, Wimpfen, Öhringen, Pföring, Passau und weiter die Donau entlang nach der ungarischen Tiefebene lief und über die jüngst K. Weller in: Württembergische Vergangenheit. Festschrift 1932 S. 89ff. und Zeitschrift für deutsches Altertum LXX (1933) S. 49ff. gehandelt hat.[5]) Vgl. dazu Apollinaris

---

[1]) Vgl. L. Schmidt, *Geschichte der deutschen Stämme*, II (1918), S. 504.

[2]) Ebenda S. 508. [3]) Ebenda S. 509.

[4]) Für Ufernoricum, das, nach Odowakars Rugierkrieg herrenlos, unter Theudebert von Baiern besiedelt wurde, steht die fränkische Herrschaft fest. Aber auch Innernoricum, das eine Provinz des ostgotischen Reiches bildete, ist wahrscheinlich unter den Gebieten gewesen, die der Ostgotenkönig Witigis Anfang 537 nach Agathias I, 6 an die Franken abtrat. 546 erteilte der Kaiser Justinian den Langobarden Anweisung auf Sitze in Pannonien und Noricum, offenbar um sie mit den Franken zu verfeinden, vgl. L. Schmidt, *Gesch. d. d. St.* I [2], 580. Entscheidend ist vor allem das Zeugnis des Paulus diac. hist. Lang. II, 4, wonach die Stadt Agunt im Drautale zur Zeit des Narses fränkisch war. Die Bemühungen Heubergers, *Schlernschriften* XX (1932) S. 257ff., die fränkische Zugehörigkeit von Noricum (und Rätien) in Abrede zu stellen, sind mißglückt. Vgl. auch Wopfner, *Schlernschriften* IX (1925) S. 390.

[5]) Nach Weller hätte auch Attila bei seinem Zuge nach Gallien diesen Weg benutzt, was mir aber zweifelhaft erscheint, da der Rheinübergang wohl nicht bei Worms, sondern etwa bei Neuwied stattgefunden hat. Vgl. dazu *Gesch. d. d. St.* I [2] 473, wo die Arbeiten Wellers nicht mehr berücksichtigt werden konnten.

Sidonius epist. VIII, 12, 3: ad limitem Danuvium contra . . . Massagetas proficiscendum. Für eine genauere Bestimmung der Grenzen von Theudeberts Reich ist daher jene Angabe ohne Nutzen.

Die Saxones Eucii muß man trotz Lintzels Widerspruch an der Küste der Nordsee suchen. Die fragliche Stelle des Schreibens will besagen, daß Theudeberts Herrschaft mit dem Gebiete der Euten sich bis zum Oceanus erstreckte. Literarisch sind Euten = Jüten allerdings nicht in jenen Gegenden bezeugt; wohl aber ist aus archäologischen und sprachlichen Gründen zu schließen, daß die jütischen Bewohner Britanniens nicht von der Kimbrischen Halbinsel, sondern vom Niederrhein gekommen sind. Nicht das ganze Volk hatte sich an der im 5. Jh. erfolgten Übersiedlung beteiligt; ein Teil war zurückgeblieben, der sich im 6. Jh., außerstande, seine politische Selbständigkeit zu behaupten, freiwillig dem mächtigen fränkischen Nachbar anschloß.

Ludwig Schmidt, Dresden.

Die Unterrichtssprache des evangelischen Lyzeums zu Käsmark.

Ein Beitrag zur inneren Geschichte des Zipser Deutschtums.

Das evangelische deutsche Gymnasium zu Käsmark, Lyzeum genannt, das kürzlich das Jubiläum seines 400 jährigen Bestandes gefeiert hat (vom 27. bis 29. Juni 1933), hat eine besonders vielseitige Geschichte. Diese deutsche Schule, fern am Fuß der Hohen Tatra gelegen, in der Nachbarschaft von Slowaken und Magyaren, auch von slowakischen und noch mehr magyarischen Schülern besucht, ist natürlich zum Teil anderen Einflüssen ausgesetzt als die deutschen Schulen im geschlossenen deutschen Sprachgebiet. Diese Einflüsse zu verfolgen, ist jetzt möglich an Hand der Anstaltsgeschichte, die einer ihrer Professoren mit großer Sachkunde auf Grund eines beneidenswert reichhaltigen und teilweise zum ersten Male benutzten Quellenmaterials geschrieben hat.[1])

Die verschiedensten Kräfte haben die Entwicklung dieser von Deutschen, Magyaren und Slowaken besuchten Schule bestimmt. Die Wellenlinie der Geschichte formt gegensätzliche Epochen, die sich im Charakter der Lehranstalt spiegeln. Vor der Reformation als Pfarrschule entstanden, später zur Lateinschule umgewandelt, erhält sie zur Zeit Georg Leudischers 1531 ihren evangelischen Charakter. Ihre 400-jährige Geschichte führt vom Melanchthonschen Humanismus über den pietistischen Realismus, über Rationalismus, Neuhumanismus und Philanthropismus ins Zeitalter des Nationalismus, um schließlich in die Gegenwart überzuleiten. Die entwicklungsgeschichtliche Darstellung der Schule wird ergänzt durch interessante Kapitel über den Lehrkörper (Persönlichkeiten wie Johann und David

[1]) Johann Lipták, *Geschichte des evangelischen Distriktual-Lyzeums A. B. in Käsmark.* Käsmark-Kežmarok: Selbstverlag des Lyzealpatronates 1933. 237 S. 8°. RM 4.—. Außerdem erschien eine Festschrift: Memorabilia Lycei Kesmarkiensis magistrorum discipulorumque dicta et facta ad sollemnia quarti saeculi peracti jussu et sumptibus inclyti Patronatus edidit Carolus Bruckner rector emeritus. Kesmarkini MCMXXXIII, Typis Pauli Sauter. 205 S. RM 2,50. In dieser teilen ehemalige Schüler und auch Lehrer Erinnerungen aus ihrer Zeit mit. Viele an sich unbedeutende Einzelheiten ergeben doch ein Gesamtbild vom Geist und Wirken der Schule. Jeder schreibt in seiner Sprache. So setzt sich das ganze Buch zusammen aus 37 deutschen, 8 slowakischen, 61 magyarischen Beiträgen, die von einem lateinischen Carmen saeculare eingeleitet werden.

Fröhlich, David Praetorius zur Zeit der Gegenreformation. Pietistischer Realismus bestimmt den Schulcharakter unter dem Rektorat des Gelehrten Georg Bohus). Auch Schulorganisation, das Leben der Schüler und das ganze innere Schulwesen werden in die Betrachtung einbezogen. Einige gute Bildbeilagen und ein Anhang mit einem Lehr- und Stundenplan des Lyzeums, aus dem Jahre 1749, vervollständigen dieses besonders um seiner umfassenden Sachkunde willen bemerkenswerte Buch.

Es lockt, den verschiedenen Entwicklungslinien durch die Jahrhunderte nachzugehen und auf jedem Teilgebiet das Besondere der Anstalt zu erfassen. In der Entwicklung der Schulausflüge, deren erster 1596 gemeldet wird, der Touristik und des Sportes an der Schule würde sich die Lage am Fuß der Hohen Tatra auswirken. Wie spiegelt sich, würde weiter zu fragen sein, die Gesamtentwicklung der Pädagogik im Leben dieser Einzelanstalt wider? Wie begegnen sich kirchlich-konfessionelle und weltliche, wie kreuzen sich deutsche und nichtdeutsche Einflüsse? Ein besonders wichtiges Kapitel hätte die wissenschaftliche Ausbildung der Lehrer zu behandeln; das Studium führt sie drei Jahrhunderte lang auf deutsche Universitäten, bis dann Einflüsse verschiedener Art — Metternich mit seiner Demagogenfurcht auf der einen, der beginnende Aufschwung des Magyarentums und die Anziehungskraft, die von Pest ausgeht, auf der anderen Seite — sie mehr und mehr in Ungarn festhalten. Die Organisation dieser Schule ist von ganz besonderer Eigenart; sie wird nämlich in zunehmendem Maße als eine Sache nicht nur der einen Stadt Käsmark, sondern als Sache aller Zipser Deutschen betrachtet; sie ist die schönste Blüte des Zipser Gemeinsinns.

Das stärkste Interesse aber zieht die Entwicklung der Unterrichtssprache auf sich. Das ist die wichtigste Frage; denn dahinter erhebt sich sogleich die Frage nach der Muttersprache. Die Verfolgung dieser Frage führt am tiefsten in die Geschichte der Anstalt ein. Sie berührt Probleme, die an binnendeutschen Anstalten gar nicht existieren. Hier können wir an einem besonders instruktiven Einzelfall einmal die Schwierigkeiten verfolgen, mit denen die Deutschen in andern Ländern so oft zu ringen haben.

Die Käsmarker Schule ist als evangelische und deutsche Anstalt gegründet; das bestimmt ihren Charakter. Aber sie ist zugleich Gelehrtenschule. Daher herrscht an ihr — ebenso wie an den Gelehrtenschulen in Deutschland selbst — die lateinische Sprache. Der deutsche Charakter ist damit natürlich nicht aufgehoben — so wenig wie an den Gelehrtenschulen in Deutschland. Der Unterricht der Kleinen geschieht in deutscher Sprache; erst auf der Oberstufe kommt die lateinische Unterrichtssprache zur vollen Herrschaft. „In den drei obersten Klassen", heißt es in der Schulordnung von 1703, „sollen die Schüler alle lateinisch reden, und zur Verhütung des Gebrauchs der Muttersprache sollen die Sekundaner und Tertianer ihre absonderlichen Signa haben (in Holz geschnitzte Eselchen), welche gegeben werden sollen, wenn die Deutschen deutsch, die Ungarn ungarisch, die Polacken polnisch, die Windischen [das ist: die Slowaken] windisch reden." Bei der Zusammensetzung der Schüler, von denen viele nichtdeutsche Muttersprache hatten, empfahl sich das Lateinische zugleich als universale Sprache; es hat gewiß manchen Reibereien vorgebeugt.

Im Laufe des 18. Jh.s dringt die deutsche Sprache allmählich im Unterricht vor. Nach der Schulordnung von 1813 hat sie am Käsmarker Lyzeum in den meisten Fächern die Stelle der Unterrichtssprache erobert (S. 114f.), nämlich in Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie, Naturkunde. Nur in den oberen Klassen werden noch einzelne Gegenstände, vor allem also die alten Sprachen, lateinisch unter-

richtet. In den akademischen Lehrgängen allerdings, die hochschulartigen Charakter trugen und längere Zeit dem Gymnasium angegliedert waren (1787—1850), blieb für die Mehrzahl der Gegenstände das Lateinische weiter Unterrichtssprache. Denn Latein war die Sprache des öffentlichen Lebens im vielsprachigen Ungarn.

Sie war es, bis die gesamte ungarische Nation sich dagegen auflehnte und getragen von dem Aufschwung des geistigen und politischen Lebens des magyarischen Volkes die Herrschaft des Lateinischen zu Fall brachte.[1]) Mit dem Sturz des Lateinischen aber beginnt in Ungarn der Sprachkampf. Denn die Magyaren wollen das Erbe der lateinischen Sprache nicht mit den andern mitwohnenden Nationen des Landes, den Deutschen und Slawen teilen, ihre Sprache soll die alleinige Erbin des Lateinischen werden. Über das Lateinische ist auch in Käsmark das Magyarische als Unterrichtssprache in die Schule eingedrungen. Denn jetzt entstand die Frage: Welche Sprache soll an Stelle des Lateinischen Unterrichtssprache werden? Mehrere Umstände trafen zusammen, die für die magyarische Sprache wirkten.

Erstens: unter den Schülern des Gymnasiums wie unter den Besuchern der Hochschulkurse, hier besonders unter den Juristen, ist ein erheblicher Anteil Magyaren. Sie kamen zum großen Teil aus Innerungarn, um in Käsmark Deutsch zu lernen; blieben oft nur 1—2 Jahre.

Zweitens: der Adel der Zips, der damals durch seine Beiträge den Bestand der Anstalt sicherte und die Ausgestaltung zur „Hochschule" ermöglichte, ist im Patronat des Lyzeums vertreten; er begünstigt selbstverständlich das Magyarische. Schon die ersten Inhaber des 1805 unter Mitwirkung des Adels errichteten juristischen Lehrstuhls, der bestimmt war, ungarisches Recht vorzutragen und die Söhne des Landadels für die Verwaltungsstellen im Komitat vorzubereiten, waren Magyaren.

Drittens: die Leitung der evangelischen Kirche Ungarns, der die Zipser Deutschen angehörten[2]), förderte wenigstens seit 1840 mit Bewußtsein die magyarische Sprache und die Magyarisierung ihrer Glieder.[3]) Lipták macht mit Recht auf diese wichtige, bisher meist übersehene Tatsache aufmerksam (S. 139, Anm. 24). Und zwar war, wie wir hinzufügen können, der persönliche Träger dieser evangelisch-kirchlichen Magyarisierungsbestrebungen der Graf Carl Zay, der in seiner Eigenschaft als Generalinspektor der evangelischen Kirche der einzige Vertreter der Gesamtkirche war. Denn während sonst auf jeder Stufe der kirchlichen Organisation ein Geistlicher und ein Weltlicher nebeneinander standen (in der Gemeinde: Pfarrer und Inspektor, im Seniorat: Senior und Senioratsinspektor, im Distrikt: Superintendent, für den erst seit 1885 der Titel „Bischof" eingeführt wurde, und Distriktsinspektor), hörte diese doppelte Vertretung auf der obersten Stufe auf; für die Gesamtkirche gab es keinen Generalsuperintendenten, nur einen Generalinspektor.

---

[1]) Entscheidend sind hier die Beschlüsse der ungarischen Reichstage von 1840 und 1843. Durch sie wird die magyarische Sprache zur Verwaltungssprache und zur Unterrichtssprache erklärt.

[2]) Heute gehören sie der „Evangelischen Kirche A. B. (= Augsburgischen Bekenntnisses) in der Slowakei" an; vgl. meinen Aufsatz, Mitteilungen der Deutschen Akademie, 1932, S. 149—165.

[3]) Das ungarische Schulwesen ist ursprünglich konfessionell aufgebaut. Hauptkonfessionen: katholisch, reformiert, evangelisch (d. i. lutherisch). Über die höheren Schulen Ungarns orientieren in deutscher Sprache: Johann Heinrich Schwicker, *Die ungarischen Gymnasien.* Geschichte, System, Statistik. Nach amtlichen Quellen. Budapest 1881; Moritz von Kármán, *Ungarisches Bildungswesen.* Geschichtlicher Rückblick bis zum Jahre 1848. Budapest 1915.

Dieser war aber stets ein Adliger. Auf diese Weise kam der Einfluß der Aristokratie auf die evangelische Kirche Ungarns sehr wirksam zur Geltung.

Mit dem Grafen Zay (1840—1860) kommt die Magyarisierungstendenz in der evangelischen Kirche zur Herrschaft. Sein Vorgänger, Baron Pronay († 1839), waltete unparteiisch seines Amtes und erfreute sich des Vertrauens aller Kirchenangehörigen. Aber Graf Zay, der einseitig für die Magyaren Partei ergriff, trug den Zwist in die Kirche. Schon in der Rede, mit der er sein Amt antrat (1840), sprach er seine Absicht offen aus. Er hielt auf seinem Landgut eine Konferenz der hervorragenden evangelischen Professoren ab (1841), und diese Konferenz empfahl das Magyarische als Unterrichtssprache; nur in einzelnen Gegenständen der höheren Klassen und der akademischen Lehrgänge dürfe noch die lateinische Sprache angewandt werden. Unter seinem Einfluß ging auch das Käsmarker Lyzeum (seit 1842) dazu über, in einzelnen Fächern an Stelle der lateinischen die magyarische Unterrichtssprache einzuführen. In welchen Fächern das Magyarische herrschte, wo das Deutsche blieb, wo noch das Lateinische sich behauptete, wird im einzelnen nicht mitgeteilt. (Vielleicht erfahren wir später einmal Genaueres darüber.)

Jedenfalls hat Graf Zay die Stellung des Generalinspektors benutzt, um als Magyarisator zu wirken. Die Tatsache als solche steht fest. Seine Volksgenossen rühmen ihn deswegen als den „beherzten Vorkämpfer der Nationalisierung seiner Kirche“[1]); die nichtmagyarischen Glieder der Kirche denken darüber anders; und nach dem Zusammenbruch Ungarns ist auch manchen seiner Volksgenossen die Zweckmäßigkeit dieser Methode fraglich geworden. Die evangelischen Slowaken haben versucht, sich seiner Übergriffe zu erwehren, und haben sich im Jahre 1842 über die Leitung ihrer Kirche im allgemeinen wie über den Grafen Zay und den von ihm betriebenen Mißbrauch der Amtsgewalt beim Kaiser nachdrücklich beschwert.[2])

Wieweit die deutschen Glieder der evangelischen Kirche Widerstand geleistet haben, ist uns nicht überliefert. Die siegreiche Richtung, die im Schlepptau der Magyaren segelte und die Zipser Geschichtsschreibung in Händen hatte, hatte kein Interesse daran, etwas davon der Nachwelt zu überliefern. Daß solch innerer Widerstand vorhanden gewesen ist, läßt sich nicht bezweifeln. Im Leben des Käsmarker Pfarrers Martin Ferdinand Rumann z. B., der seines Käsmarker Pfarramts entsetzt wurde und seine Laufbahn in dem unbedeutenden Durand beschloß, dürfte man etwas davon entdecken.[3])

Wenn übrigens Angehörige des magyarischen Volkes ihre leitende Stellung in der Kirche benutzten, die Kirche in den Dienst der Magyarisierung zu stellen und damit fremden Zwecken dienstbar zu machen, so schließt das keineswegs aus, daß nicht Angehörige des deutschen Volkes, insbesondere hier deutsche Pastoren,

---

[1]) Kármán a. a. O. S. 140.

[2]) Recurs der Slawen in Ungarn an Seine K.K. Apostolische Majestät Ferdinand V. Veröffentlicht in der Broschüre *Die Beschwerden und Klagen der Slawen in Ungarn über die gesetzwidrigen Übergriffe der Magyaren.* Vorgetragen von einem ungarischen Slawen [Ludwig Stur]. Leipzig 1843, S. 37—46. Auch in der Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn II 1 (1843), S. 186—208.

[3]) Über seine Einführung in das neue Amt siehe: *Feierliche Einführung des Martin Ferdinand Rumann* in das Pfarr-, Predigt- und Seelsorgeramt bei der evgl. Gemeinde A C in der Kron- und XVI-Stadt Durand am 15. Februar 1857. Enthält die Einführungsrede von Johann Ludwig Topertzer und die Antrittspredigt von M. F. Rumann. Kaschau 1857. Gedruckt bei C. Werfer. (23 S.)

für die Rechte ihrer Sprache und ihres Volkes eintraten. Eine genaue Untersuchung würde z. B. wahrscheinlich ergeben, daß die deutschen Volksschulen, die von den evangelischen Kirchengemeinden unterhalten wurden, verhältnismäßig am spätesten der Magyarisierung erlegen sind. Aber wie schwierig mußte die Stellung eines solchen Geistlichen sein, der den obersten Beamten der Kirche zum (stillen oder offenen) Gegner hatte!

Graf Zay spielte damals in seiner Kirche eine ähnliche Rolle, wie sie gegenwärtig die Kirchenleitung der evangelisch-lutherischen Kirche Kongreß-Polens spielt, die eine zu 90 Prozent deutsche Kirche in polnisches Fahrwasser zu lenken sich bemüht. Die Tätigkeit des Grafen Zay verdiente wohl einmal eine eingehendere Untersuchung (insbesondere unter dem Gesichtspunkt, wieweit er das innere Leben der evangelischen deutschen Gemeinden beeinflußt hat).

Viertens: die magyarisch-ungarische Bewegung aber fand bei manchen Zipser Deutschen ein lebhaftes Echo (ebenso übrigens auch im übrigen Ungarn); so lebhaft, daß sie sich der Bewegung anschlossen. Das bemerkenswerteste Beispiel dafür sind die Gebrüder Paul und Johann Hunsdorfer. Beide nahmen bereits im Jahre 1842 den „patriotischeren" magyarischen Namen Hunfalvy an. Paul Hunfalvy führte sich am Lyzeum als Professor der Rechtswissenschaften mit einer ungarischen Rede ein (1842) und übernahm auch die Leitung des ungarischen Selbstbildungsvereins. Beide Brüder gingen später nach Budapest, machten eine glänzende wissenschaftliche Karriere und machten mit ihrer Hinneigung zum Magyarentum bei nicht wenigen Intellektuellen der Zips Schule.[1])

Fünftens: Als negativer Faktor wirkt in derselben Richtung die Lockerung des Zusammenhanges mit dem geistigen Leben des deutschen Gesamtvolkes. Als Etappen auf diesem Wege nennen wir das Ausscheiden Schlesiens, mit dem die Zipser in lebhafter Verbindung standen, aus der österreichisch-ungarischen Monarchie und seinen Übergang an Preußen, die Erschwerung des Studiums an deutschen Universitäten durch Metternich, der die sogenannten demagogischen Umtriebe fürchtete, und endlich die beginnende Anziehungskraft von Pest. All diese Umstände begünstigten in ihrem Zusammentreffen das Vordringen der magyarischen Sprache.

Die Niederlage der ungarischen Revolution, der die Einführung eines absolutistischen Regimes folgte, unterbrach noch einmal diese Entwicklung. Am Käsmarker Lyzeum, das allerdings seine Hochschulkurse verlor, wurde die deutsche Unterrichtssprache wiederhergestellt (1851). Aber der Sieg der ungarisch-magyarischen Bewegung, der mit der Einführung des Dualismus (im Jahre 1867) offenkundig wurde, gab dem Vordringen der magyarischen Sprache neuen Antrieb. Jetzt nahm die ungarische Regierung die Sache selbst in die Hand — aber ihre Magyarisierungspolitik hätte nie die Erfolge, die ihr zufielen, einheimsen können, wenn nicht die vorgehende Entwicklung — wie die vierziger Jahre es zeigen — den Boden vorbereitet hätte. Nun folgt Schlag auf Schlag.

1861, nach der Aufhebung des Absolutismus, verfügt der neue Lehrplan: die Unterrichtssprache ist

auf dem Untergymnasium: deutsch,
auf dem Obergymnasium: deutsch und ungarisch.

Bald kehrt sich das Verhältnis um; seit 1881/82 ist die Unterrichtssprache

auf dem Untergymnasium: deutsch und ungarisch,
auf dem Obergymnasium: ungarisch.

[1]) Über die Magyarisierung der Familiennamen vgl. meinen Aufsatz: *Die Dichtung der Zipser Deutschen.* Karpathenland 1932, Heft 1, S. 5.

Das ungarische Mittelschulgesetz von 1883 bereitet den vollständigen Sieg der magyarischen Sprache vor, indem es für Schulen, welche Staatsunterstützung von namhaftem Umfang genießen, den alleinigen Gebrauch des Magyarischen vorschreibt. Der Augenblick, in dem das Lyzeum sich genötigt sah, die zweischneidige (und eben deshalb von der Regierung gern gewährte) finanzielle Hilfe des Staates in Anspruch zu nehmen, trat im Jahre 1902 ein. Damit wurde das Magyarische in allen Klassen Unterrichtssprache, das Lyzeum hatte aufgehört, eine deutsche Anstalt zu sein.

Immerhin, einiges blieb ihm trotz alledem: ein starker Grundstock deutscher Schüler[1]), ein überwiegend deutsches Lehrerkollegium, und als besondere Konzession die Erlaubnis, den Unterricht in der deutschen Sprache, der wie auf allen höheren Schulen so auch hier als fremdsprachlicher Unterricht erteilt wurde, nicht erst mit dem dritten, sondern schon mit dem ersten Schuljahr des Gymnasiums beginnen zu lassen.

Diese Zusammensetzung von Schüler- und Lehrerschaft erleichterte, als dann nach dem Zusammenbruch Ungarns der Umschwung eintrat und die Zipser Deutschen sich auf ihr Volkstum besannen, die Rückkehr zum Unterricht in der Muttersprache. Die Zipser Deutschen ergriffen in der außerordentlich kurzen Zeit des Interregnums (schon im Dezember marschierten die Tschechen bei ihnen ein und gaben zu erkennen, daß sie bleiben wollten) noch selbst die Initiative zur Wiederherstellung eines deutschen Schulwesens.[2]) Bei den höheren Schulen war die Umgestaltung schwieriger als bei den Volksschulen, aber im Frühjahr 1919 zog auch im Lyzeum zu Käsmark die deutsche Unterrichtssprache wieder ein. Damit beginnt für das Lyzeum eine Periode neuen Aufschwungs. So spiegelt sich in der Geschichte der Unterrichtssprache dieser Schule die gesamte Geschichte des Zipser Deutschtums wider. An ihr kann man besonders deutlich studieren, wie der Prozeß der Entnationalisierung beginnt — nicht durch persönliche Bosheit einiger Beteiligten; es ist eine geistige Strömung, die den einzelnen als Objekt ergreift und ihn um so sicherer beeinflußt, je weniger er sich dieses Einflusses bewußt wird.

Gottfried Fittbogen, Berlin.

---

[1]) Die Zusammensetzung der Schüler verfolgen wir durch die kritischen Jahre: Einführung des Dualismus (1867), Einführung des Magyarischen als ausschließliche Unterrichtssprache (1902; wir geben dafür die nächsten uns zur Verfügung stehenden Zahlen, 1904/6), Weltkrieg; zum Schluß fügen wir die Daten aus dem letzten Schuljahr bei:

Jahre	Muttersprache der Schüler					Gesamtzahl
	deutsch	magyarisch	slowakisch	tschechisch	andere	
1866/67	124	48	23	3	27	225
1905/6	101	101	38	—	1	241
1915/16	112	138	16	—	—	276
1932/33	296	52	5	2	1	356

[2]) Über die Rückkehr zur deutschen Unterrichtssprache vgl. meinen Aufsatz, Mitteilungen der Deutschen Akademie 1932, S. 195ff.

Bücherschau.

1. Allgemeines. Bibliographie, Bibliotheken.

1. Ferenczi, Miklós: *Az erdélyi magyar irodalom bibliográfiája*, 1932 év. (Bibliographie der ungar. Literatur Siebenbürgens f. d. J. 1932). Cluj-Kolozsvár: Minerva 1933. 19 S. 8⁰ (Erdélyi tudom. füzetek — Siebb. wiss. Hefte, 64).

Zahlenmäßig bleibt die Produktion der des vorigen Jahres gleich: 257 Titel, 240 Werke. Die schöne Literatur sinkt weiter — von 47 (19,5 %) auf 37 (15,5 %); gestiegen ist die Zahl der wissenschaftlichen, größtenteils popularisierenden Werke — von 69 (29 %) auf 73 (30,5 %) — und der Gesetzveröffentlichungen — von 5 (2 %) auf 27 (11,2 %). Die Angaben über Zeitungen und Zeitschriften fehlen leider noch immer. (-ő.)

2. *A Fővárosi Könyvtár Évkönyve* (Jahrbuch der Hauptstädtischen Bibliothek) II. 1932. Bp.: Szfv. háziny. 1933. 229 S. 2 Blg. 8⁰.

Vorl. zweiter Band der Jahrbücher, der neben einem ausführlichen Bericht über Tätigkeit und Zuwachs (20 503 Bd.) auch ein reiches bibliograph. Verzeichnis ausgewählter Zugänge gibt, bringt als Neuerung auch einschlägige Arbeiten von Bibliotheksbeamten. B. O. Kelenyi behandelt die Ungarn betreffenden Holzschnitte des bekannten Nürnberger Illustrators im 16. Jh., E. Schön, und hebt besonders drei Bilder hervor: Belagerung von Güns 1532 und zwei Darstellungen von Ofen 1541, auch als Blg. mitgegeben. Es gelingt ihm, einige irrtümliche Daten bisheriger Forschung richtigzustellen. L. Kochs Studie, als Einleitung für eine große ungar. Brahms-Bibliographie gedacht, schildert eingehend die ungar. Beziehungen B.s, seine Bekanntschaft mit ungar. Musikern (Reményi, Liszt, Joachim, Hubay), seine Reisen nach Ungarn, hauptsächlich nach Bp., wo mehrere seiner Werke uraufgeführt wurden, und gibt auch eine kurze Würdigung seiner Werke mit ungar. Themen. Beide Arbeiten sind gute Beiträge zur Erforschung deutsch-ungar. Kulturbeziehungen. (-ő.)

---

3. Dézsi, Lajos (Hrsg.): *Világirodalmi Lexikon* (Lexikon der Weltliteratur), Bd. II—III. Bp.: Studium o. J. 569—1120, 1121—1760 S. 4⁰.

Die Charakterzüge des ersten Bandes kennzeichnen auch die abschließenden Bände dieses (UJB. XII. Rez. 4) schon angezeigten wertvollen Handbuches. (-ő.)

4. Kemény, Ferenc: *Magyar Pedagógiai Lexikon* (Ungar. pädagog. Lexikon). I. II. Bp.: Révai, o. J. 1023, 963 S. 4⁰.

Das sorgfältig redigierte Lexikon füllt eine längst empfundene Lücke der ungar. pädagogischen Literatur aus. Die verschiedenen Ansätze zur Schaffung einer Synthese der reichlichen Einzelarbeiten sind teils gescheitert, teils ungenügend gewesen. So ist auch vorl .Werk in erster Linie auf ungar. Bedürfnisse zugeschnitten und nimmt eine gewisse Verschiebung der Proportionen mit in Kauf: das ungar. histor. und biograph. Material überwiegt zum Nachteil der method.-theoret. Fragen;

auch wird der exakt wissenschaftliche und sachliche Ton manchmal mit leicht popularisierenden Zügen durchsetzt. Dafür findet man aber in den Einzelheiten eine Fülle wichtiger, bisher schwer zugänglicher Tatsachen; leider wird Geburts- und Todestag nie, Geburts- und Sterbeort nur selten angegeben. Das Lexikon kann aber auch als eine erste vorläufige Zusammenfassung der ungar. pädagog. Kultur betrachtet werden, welche auch der zukünftigen Forschung gute Anregungen zu geben vermag. (y.)

5. Knaurs *Konversationslexikon* A—Z. Bln.: Th. Knaurs Nachf. 1934. 1900 Sp. 75 Taf. 8°. RM. 2,85.

Unter Hinweis auf unsere seinerzeit erfolgte Würdigung (UJB. XII, Rez. 5) ist an dieser ebenso prompten wie preiswerten Neuauflage vor allem hervorzuheben, daß die Angaben aus dem Dt. Reich auf den Stand von Anfang 1934 gebracht wurden, mit Daten über die polit. Veränderungen, gesetzliche Neuschöpfungen und weltanschauliche Umstellung. — Die seinerzeit genannten kleineren Ungenauigkeiten betr. Ungarn sind meist verbessert, nur der Bakony liegt noch immer an der Drau! (I.)

6. Takács, Ladislaus: *Der Ungar in der Welt.* Bp.: G. Vajna & Co. 1934. 364 S. 4°.

Das sehr schön ausgestattete Buch macht den Versuch, „ungarisches Lebenswerk in knappen und deutlichen Umrissen zu schildern", und führt eine nicht allzu leicht übersehbare Menge von Namen und Daten an, um den Beweis weltgültiger ungar. Leistungsfähigkeit zu erbringen. Politiker, Ärzte, Techniker, bildende Künstler, Musiker, Literaten und Journalisten, Gelehrte, Soldaten und Schauspieler werden mit viel Fleiß zusammengesucht, mit wenig Kritik und oft mangelhafter Beweisführung gewertet, in einer nicht allzu glücklichen, trockene Datenhäufung und schlechten Bombast mischenden Weise gezeigt. So vermag zwar das Buch, in dem so manches zu berichtigen und zu ergänzen wäre, für eine populäre Propaganda als brauchbare Quelle zu dienen; die wirklich brennende Aufgabe, ein gründliches, systematisch und vollständig ausgebautes Lexikon des Auslandungartums zu schaffen, wurde wieder fallen gelassen. (y.)

7. Welsh, T. E., Joó, István: *The practical Dictionary* I. English-hungarian. Debrecen: „Méliusz", o. J. 668 S. 8°.

Das handliche kleine Wörterbuch gibt eine nach praktischen Gesichtspunkten gut getroffene Auswahl der gebräuchlichsten Wörter des englischen Wortschatzes. Fast ausnahmslos wird nur das Grundwort angeführt; Wortgruppen, Rektionen, Redewendungen werden sehr spärlich erwähnt; fraglich ist auch, ob das Problem der Ableitungen mit der vorausgeschickten tabellar. Zusammenstellung der Ableitungssuffixe gelöst werden kann. Den nach den Regeln der englischen Rechtschreibung gedruckten Worten folgt eine praktische Umschrift mit den ungar. Lautzeichen. (-ő.)

---

8. *Jahresbericht der estnischen Philologie und Geschichte* (Eesti filoloogia ja ajaloo aastaülevaade). Bd. XII, 1929. Tartu: Ôpetatud Eesti Selts — Gelehrte Estn. Ges. 1933. XII, 278 S. 8°.

Der Jahresbericht, dessen erste drei Bände (für die Jahre 1918—1920) 1922 bis 1926 erschienen waren, beginnt nach mehrjähriger Pause wieder zu erscheinen. Um die entstandene Lücke auszufüllen, gleichzeitig aber die Aktualität des Be-

richts zu wahren, sollen parallel je ein Band der Reihe 1921—28 und ab 1929 herausgegeben werden. Es werden behandelt: I. Sprachforschung, II. Literaturgesch., III. Kunstgesch., IV. Musikgesch., V. Volkskunde, VI. Ethnographie [= gegenständl. Volkskunde!], VII. Urgeschichte, VIII. Geschichte. — Gegenüber ähnlichen Publikationen solcher Art ist diese durch ihre meist inhaltsreichen Referate ausgezeichnet. Bis auf den zweisprachigen Titel ist der gesamte Bericht deutsch abgefaßt. (W. St.)

9. Sivirsky, A. L. I.: *Oversicht van de Hongaarsche Cultuur.* Brüssel: N. V. Standaard-Boekhandel 1933. 79 S. 4°.

Vorl. Schrift ist für weite Leserkreise berechnet; Verf. will auf volkstümlicher Basis einen Einblick in ungar. Kultur- und Geistesleben vermitteln. Jedoch wirkt das Ganze etwas schulbuchmäßig, da rein schematisch die Hauptepochen — Mittelalter, Zeit der türk. und österr. Kriege, Zeit des nationalen Niederganges, Selbstbesinnung und Revolution, neueste Zeit — jeweils in die Abschnitte Geschichte, Wissenschaften, Literatur, Musik und bildende Künste aufgeteilt sind, so daß die große Linie der Kulturentwicklung verwischt erscheint. Eine gute Charakteristik ungar. Wesens und seiner Vertreter geben die eingeflochtenen Übersetzungen ungar. Lyrik, durch die die Hauptzüge magyar. Volkstums klar gezeichnet werden. (Mdt.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte, Literatur.

10. Bouda, Karl: *Der Dual des Obugrischen mit einem Exkurs über die Suffixlockerheit.* Bln.: Diss. 1933. 66 S. 8° (SA. a. Journ. de la Soc. Finno-Ougrienne XLVII. 1934).

B. bietet in der genannten Arbeit eine treffliche und nützliche Darstellung vom Dual der beiden obugrischen Sprachen. Die Arbeit ist im wesentlichen rein deskriptiv gedacht, und so gibt denn B. auch eine sehr übersichtliche Klassifizierung des obugrischen Dualgebrauchs wie auch eine klare morphologische Tabelle. Hoffentlich sieht sich Verf. in naher Zukunft veranlaßt, das hier in so fleißiger, mustergültiger Weise ausgebreitete Material histor.-sprachvergleichend zu vertiefen. (A. B.)

11. Kertész, Manó: *Szállok az urnak* (Ich diene dem Herrn). Bp.: Révai o. J. 214 S. 8°.

Verf., einer der bedeutendsten Vertreter ungar. kulturgeschichtl. Sprachforschung, ergänzt seine früheren Arbeiten — vor allem *Szokásmondások* (Redensarten) — mit dieser ausgezeichneten Untersuchung des Wortschatzes der ungar. höflichen Sprache. Das reiche sprach- und kulturgeschichtliche Material wird auch psychologisch und soziologisch gründlich erläutert und ist in dreißig knappe, lebendig geschriebene Abschnitte geordnet, so daß zuerst die Wendungen der Hochschätzung des Angesprochenen (Würdenamen, Titel) dann die der Intimität und Distanzierung (gefühlsbetonte Attribute, „Siezen"), im weiteren der Wortschatz des gesellschaftlichen Verkehrs, des Hofierens und schließlich die Formeln der Bescheidenheit erörtert werden. Das Werk arbeitet mit einem großen philologischen Apparat, sein Hauptwert liegt in der soliden Einzelarbeit — hier findet auch der Erforscher deutscher Kulturvermittlung viel brauchbaren Stoff. Die großen Linien einer histor. oder soziolog. Zusammenschau fehlen aber; die systemat. Verwertung des gesammelten und gesichteten Materials bleibt Aufgabe weiterer Forschung. (y.)

12. Muth, János: *A magyar nyelvtan módszeres megvilágitásban* (Die ungar. Grammatik in method. Erläuterung). Szeged: Prometheus 1933. 121 S. 8°.

Das Buch — ein kurzer Leitfaden für den Lehrer des Ungarischen in den Bürgerschulen Ungarns — gibt zuerst allgem. method. Gesichtspunkte zum ungar. Sprachunterricht im Sinne einer das lebendige Sprachgefühl entwickelnden Arbeitsmethode. Es folgt ein knapper Aufriß des vorgeschriebenen Unterrichtsstoffes, nach größeren didaktischen Einheiten gegliedert, sodann eine Reihe gelungener und frisch gestalteter Probestunden. Das Ganze wird durch übersichtliche Tabellen abgeschlossen. Die Erörterungen zeigen einen guten, modernen Praktiker; von wissenschaftlich-grammatikalischem Standpunkt aus ist auch nur wenig zu bemängeln, so etwa das Zusammenwerfen der Zeichen und Kasussuffixe (*jel, rag*), das Beibehalten der schon längst überholten Terminologie von den Bindevokalen (*kötőhang*) und die allzu oberflächliche Behandlung der Wortfolge. (y.)

13. Riedl, Ferencz: *A budaörsi német (középbajor) nyelvjárás alaktana* (Formenlehre der deutschen [mittelbayrischen] Mundart von Budaörs). Bp.: Pfeiffer 1933. 100 S. 8° (Német philol. dolgozatok. — Arbeiten z. dt. Philologie LIV).

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick zeigt die wechselvolle Vergangenheit der in nächster Nähe der Hauptstadt liegenden deutschen Gemeinde B. Schon 1296 unter dem Namen „Urs" erwähnt, wird der Ort nach mannigfachem Besitzwechsel 1579 von den Türken besetzt und nach 80jähriger Leidenszeit 1659 dem Geschlechte der Zichy zugesprochen. Langsam bevölkert der Graf Peter Zichy den verwüsteten Landstrich mit Ansiedlern. 1718 kommt die zahlenmäßig bedeutendste Gruppe deutscher Siedler in die Gemeinde. — Der sprachwissenschaftliche Teil der Arbeit stellt, als Ergänzung zur „Lautlehre der deutschen Mundart von Budakeszi," von M. Edith Eszterle die bayrischen Eigentümlichkeiten der Budaörser Mundart vom Gesichtspunkte der Formenlehre zusammen. (H. v. R.)

14. Rózsás, József: *Magyarosan, katonásan* II. (Militärisch, Soldatisch). Bp.: Stadium 1933. 191 S. 8°.

Der zweite Teil des guten Hilfsbuches für den Unterricht der „militärischen Schreibweise" führt in die praktische Anwendung der im Teil I (UJb. XI, Rez. 209) ausgeführten grundsätzlichen Richtlinien des Sprachgebrauchs ein. Der prägnant und knapp geschriebene theoretische Teil wird auch durch eine reiche Sammlung gut geschriebener Muster ergänzt. (-ő.)

15. Turóczi-Trostler, József: *A magyar nyelv felfedezése* (Die Entdeckung der ungar. Sprache). Bp.: Ranschburg 1933. 100 S. 8°.

Die zwei Studien behandeln einen für die Aufnahme des Ungartums in das kulturelle Bewußtsein Europas außerordentlich wichtigen Vorgang. T. zeigt die „innere Entdeckung" der Sprache im Zusammenhang mit der „Grammatica hungarolatina" Sylvesters (1539) und mit der „Ortographia Hungariae" des M. Dévai-Biró (1549). Er gibt einen reichen und treffenden geistesgeschichtl. Hintergrund und hebt die deutsche Bedingtheit beider Arbeiten stark hervor. In S.s Werk, in dem er die Doppelseitigkeit antik-humanist. und protestant.-neugrammat. Momente nachweist, zeigt er den Einfluß Melanchthons und der Aventinus-Cochlaeus-Mobianus-Schule, bei D. deckt er die tiefen Spuren protestant.-theolog. Sprachbetrachtung auf; auch die deutschen Zusammenhänge erster ungar. Wörterbücher und der ersten neuen Übersetzungen werden nachgewiesen. Die äußere Entdeckung der ungar. Sprache wird im Rahmen der Entdeckung Ungarns im allgemeinen verfolgt.

Schon die ersten, zufälligen, naiven Nachrichten gliedert T., indem er einfache akustische Wahrnehmungen von der zielbewußten, ästhetisch-charakterologischen Anwendung des Klangbildes scheidet; die Entdeckung der ungar. Sprache als kulturtragendes, selbständiges Element knüpft sich, nach Galeotto Marzios Feststellungen, an Beatus Rhenanus, dessen Charakteristik in der ganzen humanistischen Welt maßgebend geworden ist und sogar auf die ungar. Literatur, auf den Elektra-Übersetzer Bornemissza zurückwirkte. Als dritte Form erscheint die symbolisch-mystische Sprachbetrachtung, vertreten vor allem durch L. Thurneysser. T.s auch durch eine solide philologische Methode ausgezeichnete Studien werfen neues Licht auf die deutsch-ungar. geistigen Beziehungen des 16. Jh.s (y.)

16. Zsirai, Miklós: *Az obi-ugor igekötők* (Die obugrischen Verbalpräfixe). Bp.: M. Tud. Akad. 1933. 44 S. 8° (Értekezések a nyelv-és széptud. oszt. köréből — Anzeigen d. sprach- u. literaturwiss. Klasse, XXV, 3).

Zs. behandelt eine interessant gewordene Streitfrage über den Ursprung der ungar. und damit auch der obugrischen Verbalpräfixe überhaupt. In der Darstellung sowohl elegant und großzügig wie tief eindringend und in allen Punkten kritisch-vorsichtig und zuverlässig, verficht er in völlig überzeugender Weise die These von der autochthonen organischen Entwicklung der obugrischen, insbesondere ungar. Verbalpräfixe; und zwar geht er mit Recht nur auf die Punkte von sachlich-entscheidender Bedeutung ein und verzichtet auf eine kleinliche Polemik gegen den letzten Sachwalter der Entlehnungsthese (P. Bujnák, *Praefixa verbalia v jazykoch ugrofinských a zvlášte v mad'arskom*, Prag 1928). Zs. kommt zu dem Resultat, daß die ugrische Grundsprache zwar kaum über Verbalpräfixe verfügt haben dürfte, daß in ihr aber doch die Voraussetzungen zu deren späterer organischer Herausbildung im Einzelleben der Sprachen gegeben waren. Als wirkungsvollen Abschluß gegenüber den positiven Ausführungen bietet Zs. noch das negative Gegenstück, das in der prinzipiellen und 'pragmatischen' Widerlegung der Entlehnungsthese besteht. Dieser These liegt prinzipiell eine recht engherzige Auffassung vom Wesen der agglutinierenden Sprachen zugrunde, als ob diese nur durch Suffigierung eine 'Wurzel' erweitern könnten, eine Auffassung, wie sie keineswegs den Intentionen Wilhelm von Humboldts entspricht. Doch erst völlig ad absurdum werden die Verfechter der Gegenthese, insbesondere Bujnák, durch die 'pragmatische' Widerlegung geführt, in der sich Zs. über die Qualitäten und vor allem auch über das Alter des Auftretens und die Wirkungsweite der Bibelübersetzer, die in den ugrischen Sprachen eine so große Umwandlung hervorgerufen haben sollen, äußert. — Durch Zs.s Abhandlung ist die Streitfrage endgültig entschieden. (A. B.)

---

17. Vándor, Gyula: *Olaszország és a magyar romantika* (Italien und die ungar. Romantik). Pécs: Dunántul 1933. 105 S. 8°.

Ein noch ziemlich unbekannter Abschnitt italienisch-ungar. Kulturbeziehungen findet hier eine vorläufige Erörterung. Jene Anschauungen und Kenntnisse von Italien, die in der ungar. Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jh.s lebendig waren, entsprechen zunächst dem allgemein-europäischen romantisch geprägten Italienbild und erstrecken sich hauptsächlich auf das Gebiet der altitalien. Kunst und Literatur, der neuaufblühenden Oper und des leidenschaftlichen italien. Dramas. Individueller erscheint schon die Art der Beurteilung und der Stellungnahme; und wenn auch diese hauptsächlich durch deutsche Klischees beeinflußt werden, so lassen sich auch Motive der spezifisch gefärbten politischen Sympathien beobachten. V. trägt mit lobenswertem Fleiß ein sehr reiches, leider nur schönliterar. Material zusammen,

vermag aber den zwar immer wieder angedeuteten geistes- und sozialgeschichtl. Hintergrund nicht zufriedenstellend herauszuarbeiten. Der Weg und die Schichtung der Ideen und Vorstellungen, die Art ihrer literar. Verarbeitung bleibt leider oft vollkommen ungeklärt. (y.)

18. Szimon, Béla: *Kisfaludy Sándor irói köre* (Der literarische Kreis um S. K.). Bp.: Calasantinum 1933. 130 S. 8°.

Die breitschweifende, etwas gestaltlose Studie zeigt die Stellungnahme der transdanubischen Schriftsteller der ungar. Romantik in den Kämpfen um die Sprach-erneuerung, ihren Standpunkt in der literarischen Kritik und in beiden Frage-komplexen das Vorherrschen eines konservativen, ständischen, chauvinistisch-einseitigen Nationalgefühls. Verf. stellt mit Hilfe einer ziemlich gedankenlosen Ideenphilologie ein umfangreiches Material zusammen, seine Arbeit bleibt aber mehr Paraphrase und wortreiche Illustration der Feststellungen älterer Forschung — vor allem Farkas' — und bringt nichts wesentlich Neues. (-ő.)

19. Doromby, Karola: *Schedius Lajos mint német-magyar kulturközvetitő* (Ludwig Sch. als deutsch-ungar. Kulturvermittler). Bp.: Pfeiffer 1933. 116 S. 8° (Német philol. dolgozatok — Arb. z. Dt. Philol., LVI).

Verf. zeigt am Leben und Wirken des Ungardeutschen L. Sch. einen Abschnitt deutsch-ungarischer Beziehungen. Als Lutheraner, denen allein die Möglichkeit eines Auslandstudiums gegeben war, studiert er Theologie in Göttingen, wird Schüler Heynes und nimmt, obwohl im Grunde immer Aufklärer bleibend, den neuhumanistischen Geist in sich auf. Als Professor für Ästhetik in Pest gerät er in den Aufschwung des nationalen Lebens hinein; er stellt sich den Wiener patriotischen Kreisen, die den Gedanken der Gesamtmonarchie pflegen wollen, weitgehend zur Verfügung. Noch hält er das Deutsche für unumgänglich notwendig, um die europäischen Nationen mit der ungarischen Kultur bekannt zu machen. Bedeutende ausländische Gelehrte pflegten sich zur Information an ihn zu wenden. Das erwachende nationale ungarische Leben brachte bei ihm den Umschlag. Er bedient sich von nun an der ungar. Sprache, seine Beziehungen zum Auslande brechen ab. Trotz dieses Umschwungs und seiner geistigen Eingliederung in das Ungartum bleibt das deutsche Bewußtsein insofern in ihm lebendig, als er sich besonders die Erforschung der dt.-kultur. Einflüsse angelegen sein läßt und den Grundstein zur weiteren Forschung auf diesem Gebiet legt. (-au-.)

20. Jeney, János: *Garay János* (J. Garay). Bp.: Kalasantinum 1932. 108 S. 8°.
21. Erdélyi, László: *Hugó Károly* (K. Hugó). Szeged: Irod. Tört. Int. 1933. 112 S. 8°.
22. György, József: *Dóczi Lajos* (L. Dóczi). Bp.: Selbstverl. 1932. 61 S. 8°.
23. Biró, János: *Tolnai Lajos* (L. Tolnai). Debrecen: Csáthy 1933. 99 S. 8°.
24. Biczó, Ferenc: *Szalay Fruzina* (F. Szalay). Kaposvár: Leánygimnázium 1933. 19 S. 8°.
25. Mátyás, Sándor: *Vargha Gyula* (Gy. Vargha). Debrecen: Csáthy 1933. 144 S. 8°.
26. Császár, Elemér: *Szabolcska Mihály emlékezete* (Gedächtnisrede über M. Sz.). Bp.: M. Tud. Akad. 1934. 73 S. 8°.
27. Goitein, György: *Móra Ferenc, az iró* (F. Móra, der Schriftsteller). Kaposvár: Selbstverlag 1934. 62 S. 8°.
28. Nagy, András: *Oláh Gábor* (G. Oláh). Debrecen: Csáthy 1933. 54 S. 8°.

Die kleinen Monographien behandeln eine Reihe Schriftsteller aus der zweiten Garnitur des ungar. literar. Lebens im 19. und 20. Jh. Die dem verdienstvollen, zwischen pathetischer Monumentalliteratur und sich entfaltendem Journalismus stehenden Vörösmarty-Epigonen und Petőfi-Wegbereiter Garay (1812—1853] gewidmete Studie bringt hauptsächlich in der ausführlichen motivischen Beschreibung wertvolles Material. — Erdélyis nüchtern-klares H.-Heft gibt nach einem kurzen Lebensabriß dieses abenteuerlichen, heimatlosen und größenwahnsinnigen Romantikers saubere Analysen seiner sieben Dramen und seines mißglückten Romans. — György zeigt in einer angenehm-ruhigen Weise die Werke D.s (1845—1919) im Rahmen des gut gegliederten Lebenslaufes, der inzwischen durch eine Studie von J. Fürst wertvoll ergänzt wurde. — Biró füllt eine längst empfundene Lücke mit der ersten, sehr reichen, bloß in der psycholog. und geistesgeschichtl. Atmosphäre etwas dünnen Arbeit, mit dem ersten Gesamtbild des Lebenswerks T.s (1837—1902), dieses bedeutenden ungar. Frühnaturalisten und erbitterten Klassikgegners, aus. — Die kleine, rein beschreibende Skizze Biczós stellt die Motive der sanften frühimpressionistischen, nicht allzu begabten Dichterin F. Sz. (1864—1926) zusammen. — Császárs in der Beschreibung schmiegsame und beseelte, in der Wertung etwas übertriebene Gedächtnisrede entwirft ein klares und anziehendes Bild Sz.s, dieses treuen Pflegers Petőfischer Überlieferungen. — Der sehr fleißige und andächtige Mátyás sammelt viel wertvolles Material, geht aber in der Analyse und Wertung des Werkes von V. (1853—1929), dieses letzten großen Vertreters ungar. Nachklassik, über J. Horváths Studie (UJb. XI, S. 428 ff.) nicht hinaus. — Auch Goitein sammelt als erster das ganze erreichbare Material über Leben und Wirken M.s (1879—1934) und versucht, die gangbare Vorstellung vom „Mikszáth-Gárdonyi-Epigonen" zu durchbrechen und zu berichtigen. — Nagys Studie ist einem noch Lebenden, dem durchaus problematischen, etwas wortreich-pathetischen Imperialisten der Lebenssehnsucht: dem Debreziner G. O. (1881) gewidmet. — Methodisch, im Aufbau, in Stil und Wert sind die Arbeiten sehr verschieden, einige bedeuten als erste Zusammenfassungen die Grundlage weiterer Forschung, andere ergänzen und variieren schon bekanntes Material. Sie enthalten aber alle viel brauchbaren Stoff und auch einige gute Gesichtspunkte zur Geschichte des ungar. literar. Lebens in den letzten hundert Jahren. (y.)

29. Tóth, Lajos: *A magyar népszinmü története* (Geschichte des ungar. Volksstückes). Bp.: Selbstverl. 1932. 57 S. 8°.

30. Gombos, Andor: *A magyar népszinmü története* (Geschichte des ungar. Volksstückes). Bp.: L. Kókai 1933. 42 S. 8°.

Die reichlich kurzen Arbeiten beschäftigen sich mit einem sowohl soziologisch, als auch gattungsgeschichtlich interessanten Erzeugnis der ungar. Literatur, dessen Wiener Wurzel Frau Pukánszky-Kádár (s. DUHBl.) zwar nachgewiesen hat, dessen historische Bedeutsamkeit aber im ungar. literar. Leben hauptsächlich der 70—80er Jahre des vorigen Jh.s noch immer nicht gebührend gewürdigt ist. T.s nicht vollständig veröffentlichte, sorgfältige Studie gibt in der philolog. Stoffsammlung nicht viel neues; wichtige Quellen sind ihm leider nicht erreichbar gewesen, er versucht aber eine Formanalyse und gibt eine Definition der Gattung: „das Volksstück ist ein dramatisches Genrebild aus dem ungar. Volksleben, dessen Personen und Beweggründe fast ausschließlich volkstümlich sind; die hauptsächliche Triebfeder der Handlung ist die Liebe; die Lösung ist fast immer beruhigend". Wenn nun diese Definition über das Motivische und Formale nicht hinausgeht, so steckt sich G. — der T.s Arbeit nicht kennt — das

Ziel einer Herausarbeitung des soziolog. Hintergrundes. Seine Betrachtung bleibt aber an der Oberfläche und bringt nur in der Tatsachenforschung — z. B. in der Herausstellung des Nationalitätenmilieus — einige neue Angaben. (y.)

31. Nobl, Ilona: *Shakespeare hatása Szigligeti tragédiáira* (Der Einfluß Shakespeares auf die Tragödien Sz.s). Pécs: Dunántul 1932. 76 S. 8°.

Die mit der philolog. Methode der motivvergleichenden Beziehungsforschung ausgearbeitete Studie untersucht die wesentlichsten von den annähernd 50 Dramen Sz.s, dieses routinierten Bühnenmenschen und Hauptlieferanten des ungar. Nationaltheaters um die Mitte des 19. Jh.s, auf die motivischen, stilistischen und formgestaltenden Beziehungen zu Shakespeare hin. Ein brauchbarer Beitrag zur Erforschung jener vielgestaltigen Einwirkungen, welche aus dem Werk des großen Engländers — hauptsächlich durch deutsche Vermittlung — auf die ost- und südosteurop. Literaturen ausstrahlten. Dieser Hintergrund weiterer geistesgeschichtl. Zusammenhänge fehlt der Arbeit leider vollkommen. (y.)

32. Ember, Gyula: *Arany gondolatvilága* (A.s Gedankenwelt). Pécs: Dunántul 1933. 66 S. 8°.

33. Sós, Margit: *Arany János irodalmi ellenzéke* (Die literarische Opposition J. A.s). Pécs: Selbstverl. 1933. 90 S. 8°.

Beide Studien sind mehr durch fleißige Sammelarbeit, als durch Tiefe und zusammenfassende Kraft ausgezeichnet, sie geben nur Beiträge zum literar. Bildnis des ungar. Klassikers. E.s Arbeit stellt — mehr im Sinne einer Ideenphilologie — die weltanschaulichen Motive aus A.s Lebenswerk zusammen, er vermag aber das etwas planlos zusammengetragene Material infolge mangelhafter psychologischer und begrifflicher Fundierung nicht in eine Einheit zusammenzufassen. Die auch etwas lose gebaute Studie S.s verfolgt die Bewegungen der A.-Gegner hauptsächlich in den 70—90er Jahren (Vajda, Zilahy, Tolnai, die beiden Palágyis u. a.) mit einem kurzen Ausblick ins 20. Jh. und stellt vor allem für den Historiker des sog. literar. Lebens viel interessante Einzelheiten bereit. (-ő.)

34. Péczely, Ödön: *Elvek és költészeti irányok az 1890-es évek irodalmában* (Grundsätze und dichterische Strömungen in der Literatur der 1890er Jahre). Bp.: Selbstverl. 1932. 50 S. 8°.

Die mit sachlicher Einfachheit geschriebene Dissertation ist ein wertvolles Produkt jener Aufmerksamkeit, mit der jüngste literaturgeschichtliche Forschung sich in die noch ziemlich unerforschte Übergangszeit ungar. Klassik zur Modernen vertieft. P. umreißt zuerst den ästhetisch-kritischen Standpunkt der Konservativen und der Opposition, um dann den Niederschlag in der literarischen Praxis klar gegliedert zu zeigen. Das Bild, in dem nur weniges über das Mittelmaß hinausreicht, ist trotz der — von der rhetorischen Patriotendichtung bis zum programmatischen Stilnaturalismus reichenden — Schattierungen ziemlich monoton: das Erbe der Klassik zerfällt allmählich, das Neue ist erst im Entstehen. Die Arbeit hätte durch die Behandlung auch der nicht lyrischen Gattungen ergänzt werden sollen. (y.)

---

35. Gailit, August: *Tenger* (Meer, Erz.). 190 S.

36. Kivikas, Albert: *Lápvirágok* (Moorblumen, Erz.). 142 S.

37. Metsanurk, Mait: *Beront az élet* (Das Leben bricht herein, Erz.). 156 S.

38. Tamassare, A. H.: *Az erdőárki gazda* (Der Landwirt aus der Waldschlucht, Rom.). 214 S.

39. Tuglas, Friedebert: *Végzet* (Fatum, Erz.). 142 S.
40. Wilde, Eduard: *A hegyfalvi tejesember* (Der Milchmann aus Bergsdorf, Rom.). 230 S. — Hrsg. v. I. Csekey. Gyoma: J. Kner 1933. 8°.

Die schön ausgestattete Bücherreihe soll die Wesenszüge der in Ungarn ziemlich unbekannten estnischen Literatur dem ungar. Publikum zeigen. Je drei bedeutende Vertreter der zwei letzten reifen schriftstellerischen Generation vergegenwärtigen die Grundzüge der im wesentlichen westeuropäisch bedingten Entwicklung der letzten 50 Jahre. Die Älteren: der noch am stärksten romantische Wilde (1865), der leise humorisierende Metsanurk (1879) und der erste bedeutende Bauernzeichner Tamassare (1878) verhalfen dem Realismus zum Sieg; die Jüngeren: der estnische Kazinczy, der große Organisator Tuglas (1886), der etwas bizarre Symbolist Gailit (1891) und der primitiv-wuchtige Bauerndichter Kivikas (1898) durchwaten und durchkämpfen die Krisen der modernen europäischen Literatur, von der L'art pour l'art angefangen bis zum Expressionismus. Die Herausgeber sind aber bestrebt, nicht nur die Entwicklung in Kunst und Stil, sondern vielmehr noch die motivische Eigenart, die heimatliche Verwurzelung dieser Literatur zu zeigen. Es entsteht auch ein ziemlich farbenreiches Bild, in dem man viel einheimisch Nordisches spürt; die gesellschaftlich-politischen Auswirkungen der größtenteils fremden, deutschen und russischen Oberschicht, die Regungen der großen osteuropäischen Revolutionen und Umschichtungen werden hauptsächlich im Spiegel des Bauern- und Fischertums gezeigt. Die Übersetzungen — die Werke der Älteren vermittelt A. Bán, die der Jüngeren E. Virányi — sind sauber und geschmackvoll, nur hier und da etwas trocken. (y.)

41. Áprily, Lajos: *Az aranymosó balladája* (Ballade des Goldwäschers, Ged.). Kecskemét: Hirlapkiadó 1934. 299 S. 8°.

Der bedeutende Dichter des ungar. literar. Konservativismus sammelt in diesem Band sein lyrisches Lebenswerk. In vier großen, nach früheren Gedichtbänden geordneten Zyklen folgen die Verse der „Dorfelegie", des „Abendgesprächs" sowie der Bände: „Auf Rasmussens Schiff" und „Der Stamm auf der Theiß", um durch die tragisch-umhüllte, melodisch gestaltete lyrische Szene „Die Hirten vom Berge Ida" (vgl. UJb. IX, Rez. 456) abgeschlossen zu werden. In der menschlichen Haltung, in der Art seiner künstlerischen Kultur gehört A. zu den letzten Vertretern ungar. Nachklassik. Ein etwas passives, humanistisches, ethisch durchaus reines Menschentum bildet die Grundlage dieser die sprachliche und rhythmische Sauberkeit immer bewahrenden Kunst. Alle aufgenommenen Motive und Stilelemente moderner ungar. Dichtung werden auch in diese Tonart transponiert. Persönliche Charakterzüge erscheinen in der modulationsreichen, hier und da an Babits und Gy. Juhász erinnernden Musikalität und in dem feinen, etwas melancholisch-verträumt schattierten Impressionismus der Sprache. Die ersten Gedichte zeigen den Dichter schon klar, die besten Stücke erreichen schon hier das spätere, ziemlich gleichmäßige Niveau; eine Entwicklung sieht man nur in der Prägnanz des Ausdrucks und in der immer größeren Innerlichkeit der Selbstoffenbarung, welche einige selbstbiographische Motive zwar anklingen läßt, die Keuschheit Aranyscher Zurückhaltung aber nie aufgibt. (y.)

42. Babits, Mihály: *Versenyt az esztendőkkel* (Im Wettlauf mit den Jahren, Ged.). Bp.: Nyugat 1933. 128 S. 8°.
43. Ders.: *Elza pilota vagy a tökéletes társadalom* (Pilotin Elsa oder die vollkommene Gesellschaft, Rom.). Bp.: Nyugat o. J. 362 S. 8°.

Der Gedichtband bedeutet einen Höhepunkt jener Richtung, in der sich die Lyrik B.s in den letzten Jahren entwickelte. Die unersättliche Farben- und Klangfreude, die etwas überlegen-bewußte Formkunst der Anfänge wird hier teils zur still dienenden Vermittlerin des seelischen Inhaltes, teils — in einer sich selbst vernichtenden Losgelöstheit — Ausdruck der zu Tode gequälten Seele, die den ordnenden Mittelpunkt verloren hat. Die pathetisch-prophetische und verbannendrichtende Haltung der Nachkriegsjahre löst sich in eine, trotz aller Qualen immer stillere Resignation des großen Einsamen auf, der nur noch mit den Gesten des mahnenden Mitleides der feindlichen Welt entgegentritt. Während aber aus dieser seelischen Tiefschicht einige Gipfelwerke moderner ungar. Lyrik emporragen, verwirrt der starke lyrisch-persönliche Impetus die schon von Natur aus labile, phantastische Welt des utopistischen Romans. Unter dem Alpdruck des Weltkrieges entstanden, zeigt dieser ein lyrisch-übertriebenes, durch eine überspannte Angstpsychose durchflutetes, psychologisch recht armes Rundbild des ewigen Krieges. Der schon durch die Diskrepanz agitatorischer, lyrischer und realistischer Elemente gefährdete Rahmen des Romans wird noch durch eine zweite Handlung kompliziert, welche die Möglichkeiten einer ideellen Rettung öffnet. So fehlt dem in den Einzelheiten und in der sprachlichen Ausführung oft meisterhaften Werk die suggestive Kraft des großen Wurfes und die innere Wahrhaftigkeit des ursprünglichen, ungebrochenen Erlebnisses. (y.)

44. Berczeli, A. Károly: *A lángész* (Das Genie, Drama). Szeged: Prometheus 1933. 125 S. 8°.
45. Ders.: *Fegyencek* (Zuchthäusler, Einakter). Szeged: Prometheus 1933. 76 S. 8°.

Die letzten zwei Bände der Dramenreihe (UJb. XIII, Rez. 239, 240) prägen noch schärfer die Schwächen und Stärken dieses jungen ungar. Expressionisten. Der „Mythos" von dem genialen Geist, mit einem modern-sarkastisch neu aufgestutzten Jenseitsbild als Rahmen und mit einem in auffallend krasser Schwarzweiß-Kontrastierung gezeichneten Menschenmilieu zeigt B.s Fähigkeit zur Gestaltung dramatisch spannender Kleinszenen, aber auch die nicht selten wohlfeile und schematische Beschaffenheit seiner Ideen. Die Diskrepanz der gedanklichen Struktur und des tragenden Lebensbildes kennzeichnet auch die Einakter: eine etwas sentimentale moderne Totentanzszene, eine Zukunftssatire und eine an Jevreinoffsche Szenen erinnernde psychoanalyt. Vision. So fehlt den sprachlich und formal sehr interessanten Versuchen die letzte Größe organischer Werkeinheit. (y.)

46. Berzsenyi, Dániel: *A magyarországi mezei szorgalom némely akadályairól* (Über einige Hemmnisse der landwirtschaftlichen Arbeit in Ungarn). 59 S. P. 2,—.
47. *Régi magyar folyóiratok szemelvényekben* (Alte ungarische Zeitschriften in Ausschnitten). 87 S. P. 1,50.
48. Barcsay, Ábrahám: *Költeményei* (Gedichte des A. B.). 148 S. P. 2,—.
49. Riedl, Frigyes: *Madách*. 128 S. P. 2,—. — Magyar irodalmi ritkaságok (Ungar. literar. Seltenheiten), hrsg. v. L. Vajthó. H. 23, 24, 25, 26. Bp.: Egyet. ny. o. J. 16°.

Von den neuen vier Bändchen der verdienstvollen Veröffentlichungsreihe ist besonders der durch B. Szira redigierte Band hervorzuheben, der die „Gedichte" und „Epistel" A. Barcsays (1746—1806) enthält, dieses aus Siebenbürgen stammenden „eleganten Poeten" des Wiener Leibgardistenkreises, in dessen Weltbild sich

patriarchalisch-lebensfrohes Ungartum mit aufklärerischer Popular-Philosophie und theresianischer „bellezza" mischt. Die erstmalige Sammelausgabe ist zwar nicht philologisch-kritisch gehalten, aber doch in einer sauberen, mit brauchbaren Anmerkungen versehenen Form. — Die durch Széchenyis Ideen stark beeinflußte publizistische Arbeit des bedeutenden ungarischen Frühromantikers D.B.s aus dem Jahre 1833 zeigt schon den Übergang aus der theresianischen Ruhe zum fieberhaften Pulsieren der ungar. Reformzeit, deren literarisches Tagesecho einige — leider nicht allzu gelungene und zu spärliche — Proben aus den Zeitschriften dieser Jahre (Athenaeum 1837, Életképek 1846, Hölgyfutár 1849) deutlich machen. — Der Riedl-Band setzt die Veröffentlichung der Universitätsvorlesungen dieses feinen und wirkungsvollen Ästheten mit der gelungenen Herausgabe seines Madách-Kollegs fort. (y.)

50. Dsida, Jenő: *Nagycsütörtök* (Gründonnerstag, Ged.). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1933. 96 S. 8°.

Drei ungleichartige Elemente mischen sich in diesem zweiten Gedichtbande des jungen siebenbürgischen Dichters, aus dem leider die sehr wertvollen Gedichte der letzten Jahre fehlen: eine durch gelungene Übersetzungen angeeignete antikisierend-klassizistische Vers- und Stilkultur, ein etwas modisch-gewolltes, oft unreifes, expressionistisches Pathos der großen Leidenschaften und eine noch unsicher tastende, leicht-impressionistische, gefühlvolle Jugendlichkeit des Welterlebens. Die feine Verskultur und die ausgezeichnete rhythmische Fähigkeit verleiten D. noch manchmal zu oberflächlichen Lösungen, das wertvolle Grundelement seiner Begabung, die naive Frische und die anmutige Unmittelbarkeit des Sichgebens scheint aber immer mehr durchzudringen. (y.)

51. Dutka, Ákos: *Cédrusfa csellón* (Auf einem Cello aus Zederholz, Ged.). Bp.: Singer & Wolfner 1934. 157 S. 8°.

D., einer aus jener Dichtergruppe, welche als Vorbote des Nyugat-Kreises die erste kühne Dokumentation der literarischen Revolution der Modernen, die zwei Bände der Anthologie „Holnap" (Morgen, 1907), herausgab, sammelt in diesem Band die Ernte seiner lyrischen Produktion der letzten Jahrzehnte. Ein schweigsamer Dichter spricht hier, der nicht so sehr durch die Intensität der Inspiration und durch den Zwang der lyrischen Offenbarung, als vielmehr durch den Schwung seiner Generation Dichter geworden ist. Seine Lyrik wird auch heute noch von den Motiven jener Jugend, deren Erinnerung eins der stolzesten Erlebnisse für ihn bedeutet, durchwoben und durch die reiche Verskultur jener ersten Nyugat-Generation getragen. Der Band, in dem die leise trauernden Erinnerungen, die Motive einer andachtsvollen Liebes- und Gotteslyrik durch eine impressionistische ungar. Landschaftsdichtung und ein verzagend-opponierendes Kriegserlebnis abgelöst und durch die wehmutsvoll-ernsten Worte der von dem Leben sich verabschiedenden Seele abgeschlossen werden, erscheint als letzter edler Nachklang dieser versunkenen künstlerischen Welt. (y.)

52. Erdős, Renée: *Örök papok* (Ewige Priester, Rom.). 2 Bde. (Bp.): Révai, o. J. 158, 191 S. 8°.

E. sucht in diesem Werk, wie bereits in mehreren ihrer früheren Romane, das Problem des Verhältnisses des Priesters zur weltlichen Liebe zu gestalten. An mehreren, dem Priestertum entflohenen Männern höheren und niederen geistigen Niveaus wird gezeigt, daß sie, da sie einmal Priester gewesen, niemals mehr den

rechten Weg ins Leben und damit zur Liebe zurückzufinden vermögen und im besten Falle sich und ihre Nächsten zu einer — wenn auch edlen — Resignation zwingen. Das Thema wäre freilich einer taktvolleren und zarteren Behandlung würdig, als sie dieser reichlich mondän-erotisch gefärbte Roman bietet. (N.)

53. Harsányi, Lajos: *A nem porladó kezü király* (Der König, dessen Hand nicht zu Staub wurde, Rom.). Bp.: Stephaneum 1933. 244 S. 8°.

54. Kós, Károly: *Az országépitő* (Der Erbauer des Reiches, Rom.). Bd. I—II. Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1934. 182, 260 S. 8°.

Die Gestalt des ersten heiligen Ungarnkönigs Stephan I. rückt in den letzten Jahren immer mehr in den Vordergrund der öffentlichen Meinung in Ungarn. Das Werk H.s dient in erster Linie kirchlich-religiösen Interessen. Alles Licht ruht demgemäß auf dem heiligen apostolischen Bekehrer des Ungartums, dessen Tun und Handeln nur mit sehr wenigen, die erbaulich-pädagogische Absicht immer wieder verratenden Zügen motiviert und durchwegs gemildert und verschönt wird; wie überhaupt das zeitlich-menschliche Milieu — sogar das heidnische — stark humanisiert und abgeschliffen erscheint. Während H. sehr stark mit den Motiven und ganz im Geiste der Stephanuslegenden arbeitet, schaltet K. sie fast vollkommen aus. Er läßt alles sich in der menschlich-historischen Ebene entwickeln; so erhält sein Bild, trotz starker monumentalisierender und archaisierender Stilisierung, vor allem mit Hilfe ausgezeichnet bewegter Nebengestalten, eine bedeutende Lebensnähe und eine stark psychologische Glaubwürdigkeit. Nur der Hauptheld bleibt leider zu passiv, zu stark an byzantinische Mosaikbilder erinnernd. Die schicksalhafte Auseinandersetzung zwischen westlich-christlichen und heimisch-heidnischen Lebens- und Geistesformen wird mit einer ausgezeichneten, die Hand des Architekten und Holzschnitzers verratenden, bildnerischen Kunst gezeigt. K.s Kraft liegt auch hier in der wortkargen Charakterzeichnung, die fast alles durch Bewegung und schweigsames Handeln ausdrückt, an germanische Heldensagen und ungarische Volksballaden erinnert, sowie in der massiven, archaistische und volkstümliche Elemente wirkungsvoll vereinigenden Sprache. (y.)

55. Karinthy, Frigyes: 100 *uj humoreszk* (100 neue Humoresken). Bp.: Nyugat o. J. 224 S. 8°.

Der aus der täglichen feuilletonistischen Werkarbeit erwachsene Band zeigt sehr gut die Doppelseitigkeit dieses volkstümlichen Witzemachers und verkappten Moralisten. Die erste, vorherrschende Schicht der als „Momentaufnahmen", „Kinobilder", „Trickfilms" bezeichneten Krokis, Skizzen, Szenen, Ulks und Anekdoten zeigt Budapester Boulevardwitz, diesen aus Wortverdrehung und Spitzfindigkeit, aus Intellektualismus und Empfindsamkeit, aus schneidender Selbstironie und „Blödelei" gemischten Geist, in reinster Ausprägung. Schon hier zeigt sich aber das Können eines Sachkundigen und die Wehmut einer tief humanistischen Seele, die, statt sich der pathetischen Gesten des Weltverbesserers zu bedienen, sich hinter der Maske des Volksbelustigers versteckt. Die seltsame Mischung beider Elemente gibt der zweiten Schicht des Buches ihren Reiz; zu den wirklichen Werten des K.schen Werkes gehören aber nur einige Stücke, z. B. „Hundemarkt", „Der Fiebermesser", „Mein Vater", welche die Fähigkeit K.s, kleine alltägliche Begebenheiten mit tief-symbolischer Bedeutung zu füllen, in voller Kraft zeigen. (y.)

56. Kassák, Lajos: *Menekülök* (Flüchtlinge, Nov.). Debrecen: K. Nagy, o. J. 75 S. 8°.

57. Ders.: *A telep* (Die Siedlung, Rom.). Bp.: Pantheon 1933. 248 S. 8°.

58. Ders.: *Az utak ismeretlenek* (Die Wege sind unbekannt, Rom.). Bp.: Nyugat o. J. 191 S. 8°.

Die drei Bände zeigen in zweifacher Hinsicht die neuen Entwicklungstendenzen dieses vielumstrittenen Stürmers der ungar. Avantgarde, der zweifellos die besten Werke der ungar. Arbeiterliteratur geschaffen hat. Die oft übertriebene, expressionistische und maniriert individuelle Formensprache weicht einer immer schlichteren, gegenständlich-klaren Darstellungsweise; die bewußt formulierte klassenkämpferische Tendenz wird durch eine immer lebendigere Zeichnung der Arbeitercharaktere und des Arbeitermilieus abgelöst. Schon die an Holzschnitte erinnernden Novellen sind größtenteils Charakterskizzen. Der Roman „Die Siedlung" — in dem K., im Sinne einer modernen romantischen Ironie sich selbst in das Werk einmischend und sich darüber erhebend, die Einheit des epischen Fernbildes unglücklich zerstört — baut das Lebensbild einer Arbeitersommersiedlung um die Gestalt eines mit warmer Teilnahme und feiner Einfühlung gezeichneten, kindlich-naiven, alternden Arbeitslosen auf. Am leisesten spürt man den Widerhall früherer Tendenzen im letzten, in seiner einheitlichen klaren Linienführung reifsten Roman, dessen ein wenig an Hamsuns Wanderer erinnernde Hauptgestalt auch in dem modernen Gewand die Züge eines Märchenhelden zeigt und sich aus dem realist. Milieu einer kleinen Bergwerkstadt wie ein lyrisch durchglühtes Wunschbild heraushebt. (y.)

59. Kóbor, Tamás: *Hamlet az irodában* (H. im Bureau, Rom.). Bp.: Franklin o. J. 211 S. 8°.

In einem ruhig-zurückhaltenden Ton, mit der früheren, etwas resigniert-relativistischen Wertauffassung entfaltet K., dieser immer zuverlässige Könner des ungarischen Naturalismus, das bekannte Thema des Gegensatzes zwischen alter und neuer Welt, zwischen Vätern und Kindern. Die Spannung, die in der Seele eines alternden, „ehrlich-altmodischen" Bureauvorstehers verankert ist, führt nicht zu tragischen Konflikten; um den etwas substanzleichten Helden verändert sich die Welt mit leisen Reibungen, die nur in der Einsamkeit der Seele ihre Spuren zurücklassen. Der Hauptwert des Buches, das über den guten Durchschnitt kaum hinausreicht, liegt in der lebendigen Zeichnung der größtenteils schon allzu bekannten Gestalten Budapester Bürgertums. (y.)

60. Kosztolányi, Dezső: *Esti Kornél* (K. E. Nov.). Bp.: Genius, o. J. 252 S. 8°.
61. Ders.: *Bölcsőtől a koporsóig* (Von der Wiege bis zum Grabe, Skizzen). Bp.: Nyugat. 189 S. 8°.

Dieser klare und doch schattierungsreiche Meister der ungar. Sprache fand in den beiden Bänden die adäquateste Ausdrucksform seiner stark persönlichen, trotz reicher lyrischer Unterströmungen feinnervig-intellektualistischen Begabung. Er redet die helle, disziplinierte, trotz begrifflicher und gegenständlicher Exaktheit melodische Sprache des „Europäers". An Formeinfällen und Motiven reicher ist das erste Buch, dessen Novellen und Skizzen motivisch nur durch die wandelbare Gestalt des Hauptheldens zusammengehalten werden und die seelischen Abenteuer dieses eigenartigen Literaten erzählen, den uns K. als einen phantastischen Doppelgänger seiner selbst vorstellt. Der zweite Band sammelt Kleinarbeiten der journalistischen Praxis von K. in vier Zyklen: zuerst durchwandert dieser feine Reporter das menschliche Leben in der Dimension der Zeit und bleibt bei jedem zehnten Jahr für einen Augenblick stehen, dann interviewt er die in Ungarn lebenden Vertreter von zehn Nationen und auch zehn Vertreter der verschiedenen Berufe, um endlich die Reihe mit Erinnerungen an seine Toten abzuschließen. Der immer wieder-

kehrende Dialog des kurzen Interviews wirkt manchmal etwas eintönig. Es zeigt hier aber doch ein bedeutender Künstler, der es versteht, die kleinsten Begebenheiten des Alltags auf einen tieferen Sinn zu beziehen, was an dauerhaften Werten auch in diesen schnell verwelkenden Formen zu verwirklichen ist. (y.)

62. Krudy, Gyula: *Az első Habsburg* (Der erste Habsburger, Rom.). Bp.: Franklin o. J. 160 S. 8°.

63. Gulácsy, Irén: *A kállói kapitány* (Der Kapitän von Kálló, Rom.). 2 Bde. Bp.: Singer & Wolfner 1934. 291, 326 S. 8°.

Die zwei Werke zeigen jene Möglichkeit des historischen Romans, in der die Geschichte als Vorwand zur Entfaltung einer spezifisch schönliterarisch-stilistischen Neigung oder nur als interessant-farbige Kulisse für populär wirkungsvolle Abenteuer und Heldenschicksale dient. K.s Aufmerksamkeit richtet sich auch in diesem abschließenden Band seiner „Königsromane" (vgl. UJb. XI, Rez. 54) auf das menschlich Intime: die Jahrhunderte entscheidenden Umwälzungen der Nachmohácser Jahre werden nur leise angedeutet. Im Vordergrund steht die zart und wehmutsvoll gezeichnete Gestalt der Königinwitwe Maria und ihr Preßburger Hof, auf dessen verzagenden, immer fadenscheinigeren Herren ein leiser Schimmer von K.s humorvollem Mitleid ruht. Zápolya und der „erste Habsburger" Ferdinand tauchen nur in einigen entscheidenden Szenen als riesige Schatten auf. Während aber K.s Werk die Farben eines ausgezeichneten Stimmungskünstlers trägt, zeigt G.s Riesenroman eine große Senke in der Entwicklung dieser beliebten Schriftstellerin. Dieser Roman, der Jókais Abenteuer-, Märchen- und Gefühlswelt ausbeutet, den romantischen Nebel ungarländischer Türkenkriege wiedererweckt und mit den Vorräten Gárdonyischen Stilrealismus' wuchert, gehört mit seiner krassen Schwarzweiß-Technik und seinen pathetisch aufgeblasenen Papphelden zu den allzu bekannten Tagesprodukten historischer Kolportage. (y.)

64. Machard, Alfred: *L'amant blanc.* Paris: E. Flammarion 1932. 283 S. 8°.

Der in einem gehetzten Stil, durch Überladung von antithetisch geformten Stimmungen, Charakteren und Episoden flimmernde und verwirrende, aber immer suggestiv wirkende Roman beleuchtet in einem grellen Theaterlicht das Leben ungar. Aristokraten aus Siebenbürgen, die treu zu Ungarn stehen, von der rumän. Siguranza verfolgt, von einem jüdischen Varietémanager als Akrobaten verpflichtet werden, in einer sentimentalen Anwandlung bei Nacht und Nebel in ihre Heimat zurückkehren, um hinter verhangenen Fenstern mit ihren alten Bauern ein Wiedersehensfest zu feiern und bei Morgengrauen wieder auf Tournee zu fahren. Grobschlächtig, aber wirkungssicher werden die ältesten romantischen Modeeffekte der Schauergotik mit ihren dunklen Grabgewölben und Geistererscheinungen, der Wildwestromantik der Pferde, des bunten Zirkuslebens, des Marienkultes, der Liebe eines verkrüppelten Liliputaners zu einer schönen Frau zu einem lärmenden polyphonen Melodrama zusammengeschlossen. Neben dieser äußeren Handlung aber wird von der qualvollen Liebe zweier Menschen erzählt, die durch ein Gelübde gebunden sich fern bleiben müssen, bis sie schließlich durch den Edelmut eines Dritten davon entbunden werden. Die seelische Analyse verrät trotz der überhitzten Atmosphäre, in die sie M. einhüllt, Feinfühligkeit genug, um für die sonst hemmungslose Art, Wirkungen zu erzielen, entschädigen zu können. Ungarn aber rückt für die Franzosen in zauberhafte Ferne, wird zu einem wildromant. pittoresken Land ohne persönliche Züge, das die Phantasie ungestraft mit ihren lebensfremden Gestalten bevölkern darf. (Kk.)

65. Madách, Imre: *The Tragedy of Man.* Transl. by Ch. Sanger. London: Hogarth Press 1933. 155 S. 8°.

Diese neueste Übersetzung ist sehr gut gelungen, treu in den Gedanken und doch dichterisch in der Form und wahrt bei aller modernen Lebendigkeit der Sprache doch die gehobene Stimmung des Originals. Als bisher sicherlich beste Übertragung wird sie der Verbreitung des großen dramatischen Gedichtes auf englischem Sprachgebiet gute Dienste leisten. (y.)

66. Marek, Antal: *Zsákutca* (Sackgasse, Rom.). Bratislava-Pozsony: Magyar Minerva 1933. 205 S. 8°.

M., einer der jungen Schriftsteller des Ungartums in der Tschechoslowakei, versucht uns das seelische Ringen einer allzu sensiblen und romantisch anmutenden jungen Frau nahezubringen, die früh verwitwet, durch das Begehren der sie umgebenden Männer der Kleinstadt und durch einen unglücklichen Mordfall in die Arme eines schon lange still geliebten und auch sie liebenden Mannes getrieben wird. Sie entflieht jedoch dieser Lebensgemeinschaft in den Tod aus Angst vor der Härte der Wirklichkeit. Die Gestalten bleiben etwas farblos, ihre Handlungen und Haltung sind oft unmotiviert, da jedoch die lastende, schwüle Atmosphäre der kleinen Stadt, des Hauptschauplatzes, sehr gut wiedergegeben wird, erwartet man mit Interesse ein mehr auf Milieu abgestimmtes Werk M.s. (N.)

67. Mécs, László: *Legyen világosság* (Es werde Licht, Ged.). Bp.: Athenaeum, o. J. 157 S. 8°.

Jener wortreiche, stark gefühlsbestimmte Humanismus, der das tragende gehaltliche Element der Dichtung dieses beliebten Priesterpoeten ist, zeigt in den Gedichten ein reiches Spektrum der Abwandlungen. Die Spanne reicht von der intimen Subjektivität des Icherlebnisses und der keuschen, in leisen Sehnsüchten schwebenden Liebe, über soziales Mitleid und Aufbegehren gegen die Ungerechtigkeiten der Welt, über nationale Leidenschaft und Klage, über pathetische Gesten eines modernen Byronismus' und eines romantisch gefärbten Prophetentums bis zum stillen, andachtsvollen Versinken in Natur und Gott und bis zur expressionistischen Auseinandersetzung mit den erahnten Kräften des Kosmos. Diese vielgestaltigen Inhalte werden in ein buntes Sprach- und Formgewand gekleidet, das die größten Stilgegensätze: plumpe Alltäglichkeiten und hohe Bilder religiöser Vorstellungswelt, leichte, sehr bewegte Formen und breitströmende Rhythmen, Wort- und Reimspiele, Wortsymbolik und Allegorie usw. in eine neubarocke Einheit zusammenfaßt. Die Leichtigkeit der Formbehandlung, der sprudelnde Reichtum der Assoziationen und die großen rhetorischen Erfolge scheinen aber für M. ein Verhängnis zu sein: es fehlt ihm die Andacht vor dem Werke; er hat ausgezeichnete Zeilen und Strophen, aber kein vollendetes Gedicht. (y.)

68. Móricz, Zsigmond: *Rokonok* (Verwandte, Rom.). Bp.: Athenaeum 1932. 323 S. 8°.

Die gesellschaftskritischen Werke M.s erhalten ihre durchschlagende Kraft nicht von einer ethisch-prophetischen Wucht des Bekenntnisses oder von einer verzerrenden, schneidenden Satire. Sie wirken vielmehr durch die unheimliche Lebendigkeit ihrer handelnden Personen und durch die schwüle Luft ihrer sozialen und psychologischen Atmosphäre. Aus dem dumpf-wogenden, gedrängt-vollen Lebensbild dieses Romans, in dem ein junger Beamter einer Stadt der ungar. Tiefebene durch Zufall in die alleinherrschende Schicht gelangt und durch sie wie

auch durch die herbeiströmenden Verwandten demoralisiert, zugrunde geht, ist auch keine „These" herauszuschälen. Verf. nimmt auch nicht Partei, sondern scheint außerhalb des Geschehens zu stehen. Er bewegt aber Gestalten, die wieder einmal M.s Meisterschaft in der Charakterzeichnung zeigen und die durch ihre schonungslose Wahrhaftigkeit, durch die Glaubwürdigkeit ihrer hoffnungslos düsteren menschlichen Haltung erschütternde ethische und soziale Wahrheiten enthüllen. (y.)

69. *Pázmány Péter prédikációi II.—III.* (Die Predigten des P. P.). Hrsg. von J. Petró. Eger: Selbstverl. 1932, 33. 302, 350 S. 8°.

Die zwei abschließenden Bände der schon angezeigten (UJb. XII, Rez. 152) wertvollen Veröffentlichung enthalten 47 Predigten (Bd. I: 22 u. Bd. II: 25). Die geschickte Auswahl gibt — obzwar sie ausdrücklich für die pastorale Praxis bestimmt ist und die Predigten im Interesse der modernen Wirkungsmöglichkeiten immer etwas kürzt — ein gutes Gesamtbild der geistigen Welt und der Ausdrucksformen dieses größten Stilisten ungar. Hochbarocks. Ein sorgfältiges Register erleichtert die Benutzung der schön gedruckten Bände. (y.)

70. Reményik, Zsigmond: *Bolhacirkusz* (Flohzirkus, Rom.). Bp.: Selbstverl. 1932. 231 S. 8°.

71. Ders.: *Mese habbal* (Märchen mit Schlagsahne, Rom.). Bp.: Faust kvkiad. 1934. 255 S. 8°.

R. gehört zu jenen begabten Schriftstellern der ungar. Avantgarde, die zwar politisch und weltanschaulich ihre eindeutig linksradikale Stellung nicht verleugnen, aber doch die dürr-programmatische oder rationalistisch-dogmatische Tendenzliteratur mit der Kraft einer spielerischen Phantasie durchbrechen, die frei schwebt über den Zeit- und Raumesschranken der Wirklichkeit, wie auch über der Logik politischer Thesen, und die schriftstellerische, formschaffende Aktivität dem politisch-weltanschaulichen Fanatismus nie opfert. Beide Werke sind breite Zeitsatiren, in ein unbestimmtes (einmal London, einmal Budapest leise andeutendes) Großstadtmilieu eingebettet, ein Gemisch aus Scherz und Ernst, Ironie und Lyrik, Puppenspiel und Realismus, Allegorie und absichtslosem Lachen. Das erste, ein bitterer Angriff auf das gesamte moderne Weltbild, mit einer verbissenen Leidenschaft des Sinnforschens und mit beißenden Verzerrungen eines Wirklichkeitshassers geführt, zerrinnt noch in der planlosen Fülle der Einzelheiten. Dem zweiten, einer zweideutigen Allegorie vom modernen Spießbürger, nützt schon die Vereinfachung des Themas; nur die Diskrepanz zwischen humanistischer Satire und politischer Karikatur konnte noch immer nicht ausgeglichen werden. (y.)

72. Sásdi, Sándor: *Szívre hulló kő* (Der Stein, der auf das Herz fällt, Rom.). Bp.: Révai. 256 S. 8°.

73. Magyar, László: *Lázad a föld* (Die Erde revoltiert, Rom.). Szeged: Magyar Théka, o. J. 252 S. 8°.

Die Romane weisen auf zwei Hauptrichtungen der seit Jahren immer reicheren neuen ungar. Dorfliteratur hin. S., schon aus einigen früheren Werken als ausgezeichneter Beobachter und als gemäßigt-naturalistischer Darsteller bekannt, entwirft auch hier ein durchaus realistisches Bild des ungar. Dorfes; die Aufeinanderfolge dreier Generationen läßt auch die Auswirkungen des Weltkriegs und des Friedens spüren; die Lebensgeschichte der Hauptgestalt, einer still arbeitenden und leidenden Bäuerin, verbindet das Geschehen und die handelnden Personen zu einer organischen Einheit. In der Darstellung und in der Komposition sauber und beachtenswert,

erscheint das Werk doch seelisch und weltanschaulich etwas horizontlos. Die Grenzen der naturalistischen Zustandsschilderung werden in M.s Erstlingswerk zweifach durchbrochen: durch Herausarbeitung religiös-psychologischer und sozial-reformatorischer Gesichtspunkte. So zeigt sein Dorf und seine Bauern eine reichere Schichtung, seine Darstellungsweise eine mehr durchseelte, teilnehmendere Haltung. Die gestalterischen Mittel scheinen aber noch nicht auszureichen. Ein Zuviel an Motiven, vor allem die Darstellung eines pathologischen Liebeskomplexes und eines Mordes, gefährden die Einheitlichkeit der Fabel. So bleiben beide Werke nur Vorläufer des ersehnten neuen ungar. Bauernromans. (y.)

74. Szemere, Ladislaus: *Ungarische Lyrik.* Bp.: Selbstverl. 1933. 80 S. 8°.

Die im Sinne überlieferter Wertung mit Geschmack zusammengestellten 49 Gedichte von Petőfi, Arany, Vajda, Palágyi, Reviczky, Kiss, Ady, Babits, Kosztolányi, Juhász und A. Tóth geben eine gute kleine Sammlung aus der sehr reichen lyrischen Produktion des vergangenen Jh.s. Sie sollen nur Proben des angezeigten, demnächst in fünf Bänden erscheinenden Übersetzungswerkes des Hrsg.s darstellen. Die Stücke sind leider sehr uneben. Trockener Kanzleistil mischt sich mit formalistischem Modernismus, journalistische Saloppheit mit der banalen Ausdrucksweise Heyse-Geibelscher Feinseligkeit, gut getroffener volkstümlicher Ton mit forcierten Wortumstellungen. Einiges wird zu wortgetreu wiedergegeben, manchmal wird künstlerisch und sinngemäß Wertvolles fallen gelassen. Die angezeigte große Ausgabe würde, um die Werte und Vorzüge der Übersetzungen nicht zu gefährden, eine künstlerische deutsche Revision verdienen. (y.)

75. Tersánszky, J. Jenő: *Kakuk Marci a zendülők közt* (M. K. unter den Aufständischen, Rom.). Bp.: Nyugat o. J. 191 S. 8°.

76. Tamási, Áron: *Ábel az országban* (A. im Lande, Rom.). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1933. 211 S. 8°.

Zwei alte Bekannte, urwüchsige Abwandlungen jenes Typs, der seit Lazarillo de Tormes über Till Eulenspiegel und Simplizissimus bis zu den modernen Landstreichergestalten durch die Weltliteratur wandert, erscheinen hier, etwas gesitteter und sanfter gezeichnet, aber doch lebendig und in der Atmosphäre der ungarischen Landschaft ganz gegenwärtig. Beide Werke sind Fortsetzungen älterer Anfänge, Glieder scheinbar zyklischer Kompositionen. J. J. T.s M. Kakuk, dieser naive und schlaue Wanderbursche, bald Bauer, Arbeiter oder Landstreicher, gerät in diesem Abenteuer als Gartenarbeiter in den Hof eines Bergwerksdirektors und in eine frisch-fröhliche Liebesidylle, die aber durch die aufziehenden Wolken einer Arbeiterunruhe bald verdunkelt und durch einen tragischen Zwischenfall zerstört wird. Á. T.s Abel wandert aus der Wald- und Gebirgseinsamkeit (vgl. UJb. Bd. XIII, Rez. 51) in die Stadt, durchlebt hier als Gehilfe eines fahrenden Zahnarztes bunte Abenteuer des Leibes und der Seele, um dann die Reise in die weite Welt, nach Amerika, anzutreten. Hauptzug beider in der Ichform geschriebenen Werke ist eine lebendig-gegenständliche Darstellung, welche sich bei J. J. T. in eine saloppalltägliche Sprache kleidet, manchmal ins Herb-Kritische umschlägt und durch eine einheitliche Komposition zusammengehalten wird, bei Á. T. noch immer einen volkstümlichen Ton nachklingen läßt, humorvolle und burleske Elemente mischt und ein buntes Durcheinander abwechslungsreicher Anekdoten zeigt. (y.)

77. Tormay, Cecile: *Az ősi küldött* (Der uralte Gesandte, Rom.). Bp.: Genius 1933. 199 S. 8°.

78. Makkai, Sándor: *Táltoskirály* (Der Magierkönig, Rom.). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1934. 471 S. 8°.

Beide Werke — nur erste Glieder großangelegter Kompositionen — betten ihr Geschehen in die ungar. Welt des 13. Jh.s ein, in jene Zeit, welche die zweite große Krise ungar. Seins birgt: in die Regierungsjahre Bélas IV., der das Land nach den Verwüstungen des Tatareneinfalles im J. 1242 wieder aufzubauen verstand. T. kommt vom Persönlich-Intimen her: ihre fiktiven, von den Haupt- und Staatsaktionen entfernten Gestalten bewegen sich in dem engen Zeitraum der Wochen knapp vor dem Einbruch des Feindes; auch der landschaftliche Hintergrund ist fast nur auf das kleine, durch die Pest heimgesuchte mittelalterliche Komárom beschränkt; die spärliche Handlung entfaltet sich um die tragisch endende Liebe des Hauptheldeu, eines jungen, aus Frankreich heimgekehrten Ritters. In der gefühlvollen Zeichnung der Einzelschicksale, der etwas idealisierend vereinfachten seelischen Situationen liegt auch jetzt die Stärke des Romans, in dem T. ihre ausgezeichnete Fähigkeit zur Gestaltung stimmungssatter Sprachmelodik und impressionistischer Naturfrische kundtut. — M. taucht viel tiefer in den großen Strom der Zeit; seine Ziele sind viel großzügiger, seine Mittel weniger subtil. Er wählt den in Siebenbürgen als Kleinkönig regierenden, dunkel umschatteten, manchmal fast schon besessenen jungen Béla zum Träger der Geschehnisse und erweitert den historischen Horizont weit über die Grenzen des kleinen Landes und der einzelnen Gestalten hinaus oft sogar bis zur gegenwärtigen Problematik des Ungartums. Man fühlt sogar hinter den — nicht ohne romantische Reminiszenzen gezeichneten — Hofintrigen die Stöße nahender Erdbeben, und als der junge König sein Amt übernimmt, spürt man schon die unabwendbar herannahende Katastrophe. Das Essayartige, mit dem M. den Zeitgeist, die Beweggründe und Wandlungen des Gemeinschaftsschicksals charakterisiert, verleiht auch seinen Gestalten etwas Intellektuell-Kühles und der gesamten Atmosphäre eine eigenartige, manchmal schon zu starke Helle. (y.)

79. Wittstock, Erwin: Bruder, nimm die Brüder mit. Roman. München: Müller-Langen 1934. 434 S. 8°.

Wir können Karl Kurt Klein nur zustimmen, wenn er im *Klingsor* (Jan. 34) meint, W. habe Meschendörfers Problematik widerlegt. Wenn dessen *Stadt im Osten* seinerzeit so laut und zugleich so belastend als das neue Dichtwerk der Siebenbürger Sachsen hingestellt wurde, so kann man ihm jetzt das von W. gegenüberstellen, dessen gesunde Herbheit viel echter das Wesen „volkhafter Dichtung" offenbart. Nicht nur die sympathischen Einzelgestalten bäuerlicher und städtischer Herkunft, auch die drei Völker sind mit maßvoller Sicherheit und Kraft gezeichnet, ohne Haß der Kampf um Boden und Geltung — Enteignung sächsischen Wald- und Bauernbesitzes — geschildert und auch schonungslos die Schwächen auf jeder Seite aufgedeckt: rumänischerseits gegenüber gemüthaft aufstrebendem Landvolk und halbkultiviertem Mittelstand östlichen Gepräges politische Gerichtsbarkeit, Korruption und Räuberromantik, dann die etwas haltlos-träumerische Überspanntheit ungar. Intelligenz neben urkräftig-bodenständigem Széklertum, deutscherseits zunehmende Isolierung des Sachsenvolkes, sein heroischer Zug, Eigenwilligkeit, Geradheit. Trotz eindringlicher Schlußpredigt zur Erhaltung des Volksbestandes wandert der bäuerliche Einzelgänger zu neuer Kolonisation dem Schwarzen Meere zu (wo wir heute in der Tat die jungen aufstrebenden Überschußgebiete deutscher Kolonistenkraft finden). Und doch wird alles meisterhaft zur Einheit von Land und Volk zurückgeführt, in unvergleichlicher Schilderung der Fülle und

Herbheit Siebenbürgens. Über allem aber steht Goethes Motiv aus Mahomets Gesang für den Aufbruch des deutschen Volkes zur Einheit: „Es bricht die Zeit an, da der Strom seine Kinder sammeln will." Damit wächst W.s Werk über das Heimatbuch hinaus zu einem Stück gesamtdeutschen Geistesgutes. (I.)

3. Geschichte.

80. Banner, János: *A kopáncsi és kotacparti neolithikus telepek és a tiszai kultura III. periodusa. — Die neolith. Ansiedlungen von Hódmezővásárhely-Kopáncs und Kotacpart und die III. Periode der Theißkultur.* Dolgozatok a m. kir. Fer.-Jozs. tud.-egyet. archaeol. intézetéből — Arb. a. d. Arch. Inst. d. Frz. Jos.-Univ. Szeged, VIII (1932), S. 1—46. 41 Taf. 4°.

Unsere noch mangelhaften Kenntnisse über das Ende der ungar. neolith. Periode und den Übergang zur Kupferzeit von Bodrogkeresztúr bringt die vorl. Arbeit einen guten Schritt voran. Die bisherige Annahme, daß die Stufe Theiß II bis ans Ende der neolith. Periode reiche, hat Verf. korrigiert, indem er als organische Fortsetzung der beiden ersten die dritte Stufe der Theißkultur ansetzte, die mit vollem Recht als selbständige Erscheinung angesprochen werden kann. Indem er ihr chronolog. Verhältnis zur zweiten festgestellt hat und nachweisen konnte, daß sie jünger ist als Stufe II, hat er die Klärung der Verhältnisse am Ende des Neolithikums wesentlich gefördert. So wird dieses Ende im Alföld durch die drei Gruppen: Ossarnbaden, Theiß III und die Keramik von Tiszapolgár gebildet. Auch sind in dem bisher zum Vorschein gekommenen Material der Stufe Theiß III die Beweise für die Gleichzeitigkeit mit der Kultur von Ossarn-Baden erbracht, so daß die Aufdeckung der bisher unbekannten Kultur unsere Kenntnis über das Neolithikum des Alföldes durch sehr nützliche Angaben bereichert. Das allgemeine Bild der Kultur hat Verf. in deutscher Sprache zusammengefaßt. (P.)

81. Schroller, Hermann: *Die Stein- und Kupferzeit Siebenbürgens.* Bln.: De Gruyter 1933. 79 S., 55 Taf. 4°.

Jede der einzelnen keramischen Gruppen des siebenbürgischen Neolithikums ist eingehend auf Grund der Literatur und aus eigenen Ausgrabungen stammender Anschauung behandelt. Die Verbreitungskarten geben mit dem Text und dem Abbildungsmaterial zusammen ein geschlossenes Bild. Welcher Kritik Einzelheiten der Arbeit in der Fachwelt auch unterzogen werden sollten — ihr besonderer Vorzug ist, daß sie eine verdienstvolle Monographie der jüngeren Steinzeit Siebenbürgens darstellt. (G. M.)

82. Paulsen, Péter: *Magyarországi viking leletek* (Wikingerfunde aus Ungarn). Bp.: Nemzeti Muz. 1933. 58 S. 14 Blg. 4° (Archaeologia Hungarica XII).

Verf. untersucht eine bei Ofen aus der Donau ausgebaggerte Wikingerlanzenspitze mit stilisiertem Pflanzenornament auf der goldplattierten Tülle, mit dem Ergebnis, daß sie in der ersten Hälfte des 11. Jh.s auf Gotland hergestellt sei. Wegen der Goldfülle möchte er sie als Insignium der Königsmacht deuten und spricht sie dem Nachfolger und Neffen des hl. Stephan, Peter, zu. Als Einzelfund ließe sie sich jedoch auch als Eigentum eines der in jener Zeit zahlreich herumziehenden und auch in den Diensten des ungar. wie poln. Königs stehenden Wikingerkriegers erklären. Es werden noch einige Wikingerschwerter besprochen und ebenfalls nach Form und Verzierung dem Ostseegebiet (Gotland) zugeordnet. Die zugehörigen Ortbänder mit Palmetten sollen jedoch aus Ostpreußen stammen,

wohin in jener Zeit von Ungarn über Galizien an Bug und Weichsel entlang ein vielbenutzter Handelsweg führte. Endlich behandelt Verf. Helm und Schwert des Prager Domschatzes, die bisher meist dem hl. Wenzel († 929) zugesprochen wurden, von P. jedoch später datiert sind (der Helm 950—1000 aus Gotland, das Schwert, 1355 als dem hl. Stephan gehörig erwähnt, um 1000 aus Jütland) und beide als Insignien Stephans angesehen werden, die von ihrer nord. Heimat wohl auf dem Oderwege nach dem Südosten gekommen sein mögen. (M. P.)

83. Alföldi, András: *Magyarország népei és a romai birodalom* (Die Völker Ungarns und das römische Reich). Bp.: Magyar Szemle társ. 1934. 76 S. 1 Blg. 16° (M. Sz. kincsestár 42).

Das kleine Buch ist grundlegend für die Erkenntnis vom Zusammenhang des Karpathenbeckens mit dem westlichen Kulturbereich. Da es auch die Denkmalfunde heranzieht, ergibt sich ein viel reicheres Bild von den Anfängen dieser Beziehungen als bisher. Schon in der Urzeit kreuzen sich hier westliche und östliche Einwirkungen. Mit dem 4. bis 5. Jh. v. Chr. erstarkt die östliche bzw. südliche Einwirkung der in Blüte stehenden griechischen Kultur, noch mehr zur Zeit des Hellenismus. Wenn Alexander d. Gr. seinen Nordzug i. J. 351 im Zeichen der Kolonisation geführt hätte, wäre die Ausbreitung westlicher Kultur für alle Zeiten abgeriegelt worden. Diese Kolonisation hat aber erst Rom durchgeführt, und zwar stark genug, um auch die Barbarenvölker in den eigenen Kulturkreis hereinzuziehen. Verf. betont vor allem die Rolle der in Pannonien wohnenden Illyrer, welche im 3. Jh. n. Chr. durch die pannon. Cäsaren nicht nur im polit. Leben eine entscheidende Rolle spielten. Dann werden Goten, Hunnen, Gepiden, Avaren und Slawen behandelt, sowie deren Beziehung zueinander und zu Rom. Auch Byzanz hat seine Hand oft nach diesem Kulturbereich ausgestreckt, doch machte das Erscheinen des Ungartums, das sich an Rom anschloß, diesen Bestrebungen ein Ende. (P.)

84. Párducz, Mihály: *A nagy magyar alföld rómaikori leletei* (Die Funde aus der Römerzeit in der großen ungarischen Tiefebene). Szeged: Városi ny. 1932. 90 S. 1 Karte, 7 Taf. 8° (SA. a. Dolgozatok VIII, 1931).

P. sucht im einzelnen Licht in die drei ersten nachchristl. Jahrhunderte im Alföld zu bringen. Nach Behandlung der 273 Fundorte wird zum erstenmal der Versuch gemacht, in Ungarn auf Grund von bis ins Detail beobachteten Bestattungsgebräuchen das Material der röm. Kaiserzeit unter ethnischen Gesichtspunkten zu ordnen. Das Ergebnis ist eine dreifache Gruppierung, die sich auf verschiedenen Bestattungsarten aufbaut. Die erste und die zweite Gruppe gehen zeitlich parallel, ein Unterschied besteht nur in der äußeren Form der Gräber (Flach- und Hügelgräber). Ebenso ist die zweite Gruppe mit der ersten und dritten Gruppe gleichzeitig, doch reicht sie anscheinend in jüngere Zeitabschnitte hinein. Bezeichnend ist für sie, daß in den Bestattungsriten und ebenso teilweise im Fundmaterial Veränderungen vor sich gehen, die Verf. geneigt ist, den Vandalen zuzuschreiben. Ps. Arbeit rollt das Problem der Sarmato-Jazygen in Ungarn zum ersten Male auf und ist in ihren Details und Schlußfolgerungen beispielgebend. (G. M.)

85. Kuzsinszky, Bálint: *A gázgyári római fazekastelep Aquincumban* (Das große römische Töpferviertel in A. bei Budap. Bp.: Székesfőváros 1932. 423 S., 1 Bl g.4° (Budapest régiségei — Die Altertümer von Bp. XI).

Die erschöpfende Monographie des Töpferviertels von Aquincum legt die Ergebnisse einer mehrjährigen Arbeit vor. Im Verlaufe der Forschung kam eines

der bedeutendsten Denkmäler der römischen Töpferei nicht nur in Ungarn, sondern längs der ganzen Donau zum Vorschein. Bei dem überaus mannigfaltigen Material werden stets die engen Zusammenhänge mit den ausländischen Analogien gezeigt und wichtige chronologische Bestimmungen durchgeführt. So wird ersichtlich, daß zwar die Einrichtung der Töpferei sich mit der ausländischer Töpfereien im allgemeinen deckt, aber trotzdem wichtige Unterschiede auftreten, wie z. B. in den Verzierungsmotiven der Terra-Sigillaten. Es ist für diese Töpferei bezeichnend, daß an ein und derselben Stelle sowohl Terra-Sigillaten als auch Kuchenformen und Tonlampen hergestellt wurden, deren Anfertigung sonst in verschiedenen Werkstätten erfolgte. Erwähnenswert sind verschiedene Darstellungen, wie z. B. die des Silvanus, das Brustbild der Minerva und komische Masken. Dem ausländ. Fachmann werden die Ergebnisse durch einen reichhaltigen deutschen Auszug und die vielen Abbildungen vermittelt. (P.)

86. Ondrouch, Voitech: *Der römische Denarfund von Vyškovce aus der Frühkaiserzeit.* Bratislava: Safařik-Gesellschaft 1934. XV, 144 S. XXIII Taf. 8⁰ (Arbeiten d. Gelehrten Safařik-Ges. 15).

Der Denarfund an der ungar.-slowak. Grenze enthält 1067 Münzen aus der Zeit 63—153 v. Chr. Die Münzen stimmen nach Gewicht und Feinheit des Metalls mit anderen Prägungen ihrer Zeit überein, nur einige weichen von den landläufigen Typen ab. Auf die Frage, wie sie nach dem Fundort gekommen sind, versucht O. zwei Antworten zu geben: Einmal nimmt er an der Stelle ein römisches Kastell an, das der mit Hilfe gallischer und dako-illyrischer Volkselemente ausgeführten Grenzverteidigung dienen sollte, zweitens zieht er die Handelsinteressen römischer Kapitalisten in Betracht, die überall der militärischen Eroberung folgten, diese aber manchmal auch vorbereiteten. Die Richtigkeit der ersten Annahme scheint mit den wenigen röm. Scherbenfunden und mit der günstigen strategischen Lage des Ortes nicht ausreichend genug bewiesen zu sein. (P.)

87. Szalay, Ákos: *A dunabogdányi római castellumról. — Über das römische Kastell von Dunabogdány.* Bp.: Nemzeti Muzeum 1933. 36 S. VII Taf. 1 Blg. 4⁰ (Archaeologia Hungarica X).

Die pannonische Limesforschung steht seit Jahren zur Diskussion und wurde mit der Ausgrabung bei Dunabogdány eröffnet. Der Bericht ist nur eine erste Einführung, die über die Bauart (Wände und Grabensystem), Zeit und etwaige Reste späterer Bauten Auskunft gibt. Es werden drei zeitlich noch nicht fixierbare Bauperioden festgestellt. Das erste Kastell ist nicht gewaltsam zerstört worden, sondern infolge schlechten Baumaterials zugrunde gegangen, der zweite kleinere „Burgus" durch Überschwemmung; dann wurde eine neue Festung erbaut. Aus der Wandstruktur ergibt sich nur so viel, daß die ältesten Teile aus dem 1. bis 2. Jh. n. Chr. stammen, die späteren aber nicht älter als aus dem 4. bis 5. Jh. sein können. Von den gleichfalls gefundenen mittelalterl. Bauresten auf dem Hügel darf ein Zusammenhang mit dem ON *Pusztatemplom* nur mit Vorbehalt angenommen werden. (P.)

88. Nagy, Lajos: *Az óbudai ókeresztény cella trichora a Raktár-utcában* (Die altchristliche c. tr. in der Raktár-Gasse von Altofen). Bp.: Aquincumi Muzeum 1931. 99 S. 4⁰.

Zusammen mit anderen Bauten aus der Römerzeit stand die kleine Kirche an der Stelle des einstigen röm. Lagers. Ihre Grundmauern fallen in die jüngste, d. i. die fünfte Bauschicht und können für das 4. Jh. angesetzt werden. Bauten

mit ähnlichem Kleeblatt-Grundriß dienten ursprünglich zum Abschluß verschiedenster Bauanlagen und finden sich sowohl in der östl. wie auch in der westl. hellenist.-röm. Baukunst. Selbständig erscheinen sie zuerst in Rom als altchristl. Grabkapellen. Vorbilder für unsere Kapelle sieht Verf. in ähnlichen Bauten um Aquileja, im Hinblick auf die Abhängigkeit von Oberitalien, in der sich die pannon. Kirchen infolge der über den Arianismus siegreichen Orthodoxie befanden. Die C. tr. vermehrt die spärliche Zahl der altchristl. Denkmäler in Pannonien und beweist zugleich, daß wir in Aquincum mit einer ziemlich großen christl. Gemeinde rechnen dürfen. Wie lange diese Kapelle stand, ist aus den Funden bisher nicht festzustellen. Das keramische Material verrät german. Einfluß und beweist nur, daß es das Christentum war, welches die antike Kultur nach Aufhören der röm. Verwaltung aufbewahrt und fortgeführt hat. — Der deutsche Textteil umfaßt 20 Seiten und ist sehr ergiebig. (P.)

89. Patsch, Karl: *Beiträge zur Völkerkunde von Südosteuropa* VI. Die einstige Siedlungsdichte des illyrischen Karstes. Wien — Lpz.: Hölder-Pichler-Tempsky 1933. 56 S. 1 Karte. 8° (Sitzungsber. d. Akad. d. Wiss. in Wien, Phil.-hist. Kl., Bd. 245, Nr. 3).

Die außerordentlich aufschlußreiche Untersuchung behandelt die nordwestl. Hälfte des Küstenstrichs zwischen Ragusa und der Narentamündung (ohne die Halbinsel Sabbioncello), das einstige Gebiet der illyr. Pleräer, das in neuerer Zeit teils zum venetian. und ragusäischen Dalmatien, teils zur Herzegowina gehörte, die bei Klek bis an die Küste heranreicht. P. hat dies Gebiet im Jahre 1903 systematisch nach alten Siedlungsspuren durchforscht. Das Ergebnis war die Feststellung von nicht weniger als 57 röm. Orten, darunter 16 von beträchtlicher Ausdehnung. Das ist für dieses Karstgebiet von der halben Größe eines brandenburg. Landkreises, das nur wenige inselartige verstreute kleine anbaufähige Flächen enthält, erstaunlich viel und setzt ein Mehrfaches der heutigen Bevölkerungszahl voraus. Die vorher stark auf Seeraub eingestellte illyr. Bevölkerung wurde von den Römern zu intensivstem Acker- und Plantagenbau (Terrassenanlagen) veranlaßt, so daß ein Export möglich wurde, der u. a. die Bezahlung einer umfangreichen Ziegeleinfuhr aus Italien erlaubte. In slawischer Zeit, auch noch unter den Bogumilen, blieben Landeskultur und Siedlungsdichte im großen und ganzen noch erhalten, bis nach dem Verlust der Herzegowina an die Türken unter Matthias Corvinus die primitive Bergweidewirtschaft mit Ziegenfraß und systematischem Abbrennen die Bewaldung vernichtete und das Kulturland auf die wenigen kleinen Talebenen zusammenschrumpfen ließ. (K. S.)

90. Jókay, Zoltán: *Die Herkunft der Ungarn*. München: Südost-Verl. A. Dresler 1934. 21 S. 8°.

Das kleine Werk, das in seiner Zusammenstellung jüngster Forschungsergebnisse nur informatorischen Charakter trägt, kommt der heutigen Sehnsucht nach höherer Sinngebung entgegen, insofern als es versucht, der Herkunftsfrage ein neues Gesicht durch den Mythos des Blutes zu geben. Die Frage nach der Kernrasse der finno-ugrischen Völker hätte vorsichtiger behandelt werden müssen, da es sich hier um Zusammenhänge handelt, die wohl vorläufig der Erkenntnis verschlossen sind. Bedenklich ist auch, daß Verf. für eine indo-uralaltaische Ursprach- und Urvolkseinheit auf Grund von Übereinstimmungen im Wortschatz und im Aufbau der Sprache eintritt. Denn nach dieser verfänglichen Methode wäre es ein leichtes, das Aztekische, das eine überraschende Ähnlichkeit im Sprachaufbau mit

dem Finno-ugrischen aufweist, hier anzugliedern. Man vergleiche auch Jacobsohns „Arier und Ugrofinnen", um zu sehen, welche Luftschlösser sich auf dem unsicheren Gebiet der vergl. Sprachwissenschaft bauen lassen. Doch kann das vorl. Heft, da es klar und faßlich geschrieben ist, als ein wertvoller Führer für den wissenschaftlich interessierten deutschen Laien dienen. (Kk.)

91. Cs. Sebestyén, Károly: *A magyarok ijja és nyila* (Bogen und Pfeil der alten Ungarn). Szeged: Somogyi kvt. 1934. 91 S. 8° (Veröffentlichungen des Städt. Museums in Szeged 1933. V.).

Auf Grund des zusammengestellten Gräbermaterials und mit Hilfe ethnolog. Parallelen stellt Verf. fest, daß die Hauptwaffe der Ungarn zur Landnahmezeit zu der Gruppe der sog. Turkestan-Bögen gehört, welche die vollkommenste Konstruktion aufweisen und sich von den avarischen Bögen unterscheiden. Er hat ferner 6 Typen von Pfeilen und den Köcher rekonstruiert. Das Verschwinden des Bogens bringt er mit dem Seßhaftwerden der Ungarn in Zusammenhang; die Herstellungsart des Turkestan-Bogens geriet in Vergessenheit und schließlich verhinderte auch das Klima den weiteren Gebrauch. (P.)

92. Mandel, Milos: *József khazár király válaszlevelének hitelessége* (Die Glaubwürdigkeit des Antwortbriefes des Chasarenkönigs Joseph). Pécs: Dunántúl 1929. 44 S.

Die in der Geschichtschreibung mehrfach vertretene Ansicht, daß es einen unmittelbaren Verkehr zwischen den spanischen Juden und den jüdischen Chasaren gegeben habe, weist M. zurück durch Untersuchung der Schriftstücke, die dieser Ansicht zugrunde liegen. Er erklärt zwar das Schreiben, das der jüdische Leibarzt und Minister am Hofe von Kordoba, Chasdai ibn Schaprut, im Jahre 953 an einen Chasarenkönig Joseph gerichtet hat, um Näheres über das chasarische Judentum zu erfahren, für authentisch, erweist aber das Antwortschreiben Josephus, das in drei verschiedenen Fassungen vorliegt, als fiktiv. Dafür sprechen Arabismen im hebräischen Text und sachlich unrichtige Angaben über das Chasarenland. Immerhin seien auch verwertbare Angaben darin enthalten. Die Anfertigung habe noch im Laufe des 11. Jh.s stattgefunden. — Interessant ist, daß im Briefe Chasdais u. a. auch deutsche Geschenke an den Hof von Kordoba erwähnt werden. (K. S.)

93. Erdélyi, László: *A magyar lovagkor nemzetségei* 1200—1408 (Die Geschlechter der ungar. Ritterzeit). Bp.: Szt. István-társ 1932. 81 S. 8°.

Für die zwei Jahrhunderte, wo die Geschlechternamen als Führungsnamen in Urkunden und Gesetzesartikeln aufgeführt sind, bis zu dem Zeitpunkt (unter Sigismund), wo dann die engeren Familiennamen üblich werden, sind hier in Ergänzung zu Karácsonyi und anderen Werken über die gleiche Zeit die Geschlechter innerhalb der zeitlichen Gruppierung nach ihrem Ursprung auch geographisch zusammengeordnet, um den organischen Zusammenhang der vielen Einzelmonographien herzustellen. Indem also die Arbeit über die bisherige, rein alphabetische Aufzählung hinausgeht, bildet sie einen kurzen, aber übersichtlichen Beitrag zu einer Geschlechtertopographie. Zum Abschluß sind die Geschlechterwappen nach Zeitordnung, Farbe und Symbol behandelt. (I.)

94. Iványi, Béla: *Eperjes szabad királyi város levéltára* (Archivum liberae regiaeque civitatis Eperjes) 1245—1526. Szeged: Városi ny. 1931. 240 S. 8°. (Acta litterar. ac scient. Sect. jurid.-polit., II).

Regestenartige Wiedergabe der Aufzeichnungen, die Verf. vor dem Kriege gelegentlich der von ihm übernommenen Neuordnung des Eperjeser Stadtarchivs

angefertigt hatte. Das vorliegende 1. Heft registriert und bespricht 586 Urkunden, Briefe, Testamente, Rechnungs- und Steuerverzeichnisse und Rechtsbücher. Da wichtigere Stücke in extenso publiziert werden, enthält die Sammlung ein beachtliches Quellenmaterial für die Geschichte des spätmittelalterl. deutschen Städtewesens in Nordungarn, um so mehr, als der Stadt Eperjes dank ihrer Lage am Hauptverkehrsweg von Ungarn nach Polen eine beträchtliche polit. und wirtschaftl. Bedeutung zukam. (K. S.)

95. vitéz Házi, Jenő: *Sopron sz. k. város története* (Geschichte der Stadt Ödenburg) II, 2. Sopron-Ödenburg: Székely 1931. 492 S. 8°.

Der vorliegende Band der Quellensammlung zur mittelalterl. Geschichte der Stadt Ödenburg — die Bezeichnung „Urkundenbuch" wäre hier nicht am Platze — bringt Testamente a. d. J. 1525—41, Protokolle aus dem Zeitraum von 1455 bis 1541, ein Bürgerregister von 1535—1541 (Neuaufnahmen), sowie private und städtische Rechnungsverzeichnisse aus der Zeit von 1400—1431. Besonders interessant sind hiervon die Protokolle der Beschlüsse der Gemeindeversammlung, die jährlich bei der Magistratswahl mit ihren Forderungen und Vorschlägen gleichsam nach Art von Wahlkapitulationen hervortrat, ohne daß diese Beschlüsse immer durchgeführt worden sind. Bevölkerungsgeschichtl. ergibt sich für Ödenburg auch aus diesem Band die allgemein anzutreffende Erscheinung einer starken Ergänzung der Stadtbevölkerung von auswärts, die hier zu einer Zunahme der Einwohnerzahl im 15. Jh. führt: 1379 wurden 2200 Einwohner erfaßt, 1424: 3500. Die Zuwanderungen geschehen vorwiegend aus den deutschen Gebieten des Westens; die Einwanderung ungar. Elemente beschränkt sich auf etwa 10% der gesamten Zuwanderung. (K. S.)

96. Klein, K. K.: *Splitter zur Geschichte der Herkunftsforschung der Deutschen in Siebenbürgen.* Jassy: Pres Buna 1931. 47 S. 8°.

Wissenschaftsgeschichtl. Untersuchungen, die die Denk- und Arbeitsweise der humanist. Gelehrtenwelt beleuchten. Die Identifizierung der Sachsen mit den Goten, die sich zuerst 1245 bei Johannes de Plano Carpino findet, erfuhr im 16. Jh. vor allem durch den Niederländer Becanus ihre wissenschaftl. Systematisierung (Saxones Sacassones = Sacarum filii, Hermannstadt = Hermopolis, Daker = Goten). In den Kreisen der Wittenberger Reformatoren erfuhr diese Theorie eine weitere Ausgestaltung. Die erste Erschließung der rheinischen Herkunft aus der Mundart findet sich bei Georg Reicherstorfer in seiner 1550 erschienenen Chorographia Transilvaniae. Seine Ausführungen sind ihrerseits durch den sächsischen Reformator Honterus beeinflußt, der schon vorher als erster für die deutsche — rheinisch-sächsische — Herkunft eingetreten war. Die phantastische Theorie der Abstammung von den Kindern, die der Rattenfänger aus Hameln entführte, eine künstliche Kombination des 17. Jh.s, erhielt ihre Verbreitung vornehmlich durch Antonius Kircher. Daneben spukt — in einigen Köpfen bis zum heutigen Tage — die Herleitung von den durch Karl den Großen deportierten Sachsen. (K. S.)

97. Császár, Edit: *A Hajduság kialakulása és fejlődése* (Ausbildung und Entwicklung des Hajduckengebietes). Bp.: Studium r. t. (Karcag: Kertész) 1932. 67 S. 8° (Mittlgn. d. Komm. f. Heimatkde. d. wiss. St. Tisza-Ges. in Debrecen, VII, 1930—31, H. 28).

98. Fodor, Ferenc: *A Jászság demográfiája a XVII. században* (Demographie des Jazygengebietes im 17. Jh.). Bp.: Magy. Tud. Akad. 1934. 21 S. 4 Taf. 8°

(Értekezések a filoz. és társ. tud. köréből — Anzeigen a. Philosophie u. Soziologie, II. oszt., IV, 8).

Die beiden Studien ergänzen sich methodisch, so daß man nur bedauert, daß sie zwei verschiedene, wenn auch benachbarte Gebiete behandeln, die in der heutigen innerungar. Siedlungsstruktur zusammengehören. Die Hajduckenstädte hat allerdings Györffy schon siedlungskundlich aufgearbeitet, doch fehlt uns zu ihrer Anschauung noch das, was Fodor in seinem Akademie-Sitzungsbericht für die Jazygenorte bringt: genaue Zahl der Bevölkerung, Entwicklung (Kontinuität) in der Türkenzeit und Bestandsaufnahme unmittelbar danach, in Diagrammen für den Prozentsatz der Eingesessenen und Ankömmlinge bei 11 Ortschaften, dazu des magyar., slaw. und sonstigen Volksanteils (leider ohne Zahlenskala!), ferner Skizze des nordungar. Zuwanderungsgebietes. Wenn so eine mehr statist.-geogr. Bestandsaufnahme auch noch für die Hajduckenstädte vorläge, würde die histor. Untersuchung ihres schwierigen Aufbaus aus den verwilderten Soldatengruppen des 17. Jh.s noch wesentlich an Anschauung gewinnen. Was einstweilen über die Jobbagenverhältnisse an der Theiß im 16. Jh., über die Entvölkerung und Verwilderung sowie rechtliche-geistige Entwicklung durch die Fährnisse der Kuruzen- und Rákoczi-Unruhen bis zur Kameralhoheit und Zentralisierung mitgeteilt wird, ist schon aufschlußreich genug, daß ein deutscher Auszug sich immerhin gelohnt hätte. (I.)

99. Lorenz, Reinhold: *Türkenjahr* 1683. Das Reich im Kampf um den Ostraum. Wien-Lpz.: Braumüller 1933. 272 S. 8°.

Das von strenger Sachlichkeit und wissenschaftl. Verantwortungsbewußtsein zeugende Buch des Wiener Privatdozenten will für seinen Teil beitragen an einem geistigen Kampf der Deutschen gegen die alles zerstörende Zwietracht und Arbeit leisten an der „Schaffung eines gemeinsamen deutschen Volksbewußtseins auf der Grundlage eines gemeinsamen Geschichtsbewußtseins" nach dem Vorbild Srbiks. Das ist Verf. in hohem Maße gelungen, und man kann sein Werk vielleicht als die wertvollste, zu breiter Wirkung fähige Darstellung der Ereignisse des Jahres 1683 bezeichnen. Mit einer erstaunlichen Materialkenntnis und besonnen wägendem Urteil umfaßt er die Entwicklung der Mächte und Völker des 17. Jh.s, skizziert die west-östliche Schicksalsverkettung, bei der die für das Deutsche Reich verderbliche Haltung Frankreichs eindringlich hervortritt, zeichnet besonders überzeugend und plastisch die Aktionen des Jahres 1683, gibt den Ausklang der an den letzten großen Sieg des Kaisers und der abendländ. Idee geknüpften Hoffnungen und eine kurze Übersicht über die polit. und kulturelle Situation des Ostraumes bis auf den heutigen Tag. Die führenden Persönlichkeiten des Kampfes auf „dem alten Schicksalsfelde der deutschen Nation, im slaw.-magyar. Ostraum": Innozenz XI., der einsichtige „Vater der Armen", Kaiser Leopold, der wirkliche Führer Karl von Lothringen, Sobieski, Thököly und auch der fanatische Gegenspieler Kara Mustapha nehmen lebendige Gestalt an. Die Rolle, die die Ungarn in den Kämpfen spielten, wird ruhig und unparteiisch beurteilt. Verf. stellt fest, daß der Ruf Niklas Zrinskis (Zrinyi) zur Rettung des dreigeteilten Königreiches aus eigener Kraft zur Verkennung der tatsächlichen Lage beitrug, daß die Verbindungen mit Ludwig XIV. von der Verneinung, nicht von gemeinsamer Richtung zum Aufbau des nationalen Daseins eingegeben waren, daß die Haltung der ungar. Nationalisten unter Thököly die allgemeine kriegerische Bewegung der Orientalen gegen das Abendland erst auslöste, daß nach dem Siege aber „die große Mehrzahl der Magnaten und Komitate" dem gesetzmäßigen Könige tätige Beweise der Ergebenheit lieferten. Das Ganze

ist klar und farbig erzählt. Schon die rein äußere Anordnung des Inhaltes verrät das Geschick des Verf. zur erfolgreichen Meisterung des komplizierten Stoffes. In der Ausführung im einzelnen zeigen sich wenige stilist. Mängel, einige Ungenauigkeiten und Irrtümer und das Fehlen eines Sach- und Personenregisters. (Kptz.)

100. Szabó, Dezső: *A magyarországi úrbérrendezés története Mária Therézia korában* (Geschichte der Regulierung der fronbäuerl. Verhältnisse zur Zeit Maria Theresias in Ungarn). I. Bp.: Magy. tört. társ. 1933. 813 S. 8°.

Die umfangreiche Quellenveröffentlichung gehört in den Sachzusammenhang einer ganzen Reihe ähnlich gerichteter, die 1922 vom Grafen Klebelsberg zur Erforschung der bisher wenig behandelten Wirtschafts- und Sozialgeschichte des 18. und 19. Jh.s angeregt wurden. Verf. betont jedoch, daß es ihm darauf ankomme, ein Stück Verwaltungsgeschichte zu geben und aufzuzeigen, wie im 18. Jh. im Widerspiel der verschiedensten Behörden eine polit. Idee Gestalt gewinnt. Deshalb ist neben solchen Quellen, die die Lage des Fronbauerntums unmittelbar darstellen, auch den verschied. behördl. Äußerungen zur Urbarregelung ein sehr breiter Raum gewidmet, oft auch mit Schriftstücken von rein formalem Wert. Wenn dadurch die Gesamtübersicht über die Ereignisse etwas erschwert wird, so gleicht die Anordnung der Quellen nach Sachzusammenhängen sowie eine Zeittafel und ein gründliches Namen- und Sachregister dies wiederum weitgehend aus. — Die Quellen, a. d. Ungar. Landesarchiv in Bp., dem Wiener Staatsarchiv und Hofkammerarchiv, umfassen hauptsächlich die Zeit von der Eröffnung des Landtages (17. Juni 1764) bis zur Abordnung des Kanzleirates Brunsvig als kgl. Beauftragten (17. Jan. 1766) in die unruhigen Gebiete. Da sie meist lateinisch, deutsch, französisch und nur z. T. magyarisch sind, so steht dem Buch ein größerer Leserkreis offen. Die Gutachten aus dem Kreise des Staatsrates zeigen den Willen der absoluten zentralist. Monarchie gegenüber ihrem eigenwilligsten Gebiet; die Äußerungen der Komitate, der ungar. Kanzlei und des Statthalterschaftsrates sind gute Zeugnisse für den Verteidigungskampf einer Ständegesellschaft mit den Mitteln formalistischen Rechtsdenkens. Einzelne Urbare und Bemerkungen geben uns über die konkrete rechtliche und materielle Lage der Bauern Aufschluß. Vor allem die Komitate Eisenburg und Zala werden in dieser Hinsicht deutlich. Für die Erforschung der deutschen bäuerlichen Verhältnisse und des Bauernaufstandes im Burgenland sind diese Quellen unbedingt heranzuziehen. — Im magyar. Text (1. Drittel des Buches) wird versucht, den Inhalt der Akten zusammenhängend wiederzugeben, nur selten mit grundsätzlicher Stellungnahme. Dazu gehört die These, die aus einer früheren Darstellung des Verf. auch schon in Szekfüs Ungar. Geschichte, Bd. VI (S. 289) eingegangen ist, hier im Text (S. 63, 97/98) nur angedeutet: daß die Bauernaufstände dieser Jahre in Transdanubien erst das Ergebnis des königlichen Willens waren, die Urbare zu regeln. Es ist gar kein Zweifel, daß in diesem Sinne gewisse Zusammenhänge bestehen: Ein politisches Handeln ist für das Königtum nur möglich, wenn der Bauer auch Objekt des königlichen Willens sein kann. Dies wollte jedoch die Adelsgesellschaft mit ihrer Berufung auf die adligen Grundrechte (Tripartitum I, IX) stets verhindern. So konnte der Angriff gegen diese Standesgesellschaft auch nur von Männern geführt werden, die außerhalb ihrer standen. Daraus erklärt sich der entscheidende Anteil, den die deutschen Minister und vor allem der Staatsrat Baron von Borié an der Entscheidung der ungar. Fragen nehmen. Gerade der letztere gehört seiner Herkunft nach zu der neuen Schicht innerhalb der Bürokratie des Absolutismus, die ihren Willen zum Staat unmittelbar und, ohne dem Zwischenglied des Standes verhaftet zu sein, zum Ausdruck bringen kann. (Kl.)

101. Bobula, Ida: *A nő a XVIII. század magyar társadalmában* (Die Stellung der Frau i. d. ungar. Gesellsch. d. 18. Jh.s). Bp.: Társadalomtud. társ. 1933. 199 S. 8°.

Das 18. Jh. schien Verf. zu dieser Studie wohl das geeignetste, weil es mit dem Eindringen französ. Kultur eine neue einschneidende Veränderung in die soziale Stellung der Frau brachte. Im 1. Teil, der vom Anfange des Jh.s handelt, erhalten wir ein Bild ihrer rechtlichen Stellung, ihrer Bedeutung für die Familie und für die Wirtschaft, deren stärkste Trägerin sie ist. Doch erfährt sie weniger Wertschätzung und Achtung in der Gesellschaft dieser Zeit. Der II. Teil schildert das Aufkommen französischer Galanterie und deren Verbreitung in den westeurop. Ländern einschl. Wiens, wo Prinz Eugen von Savoyen ihr Hauptvertreter ist. Der 3. Teil zeigt die Auswirkungen dieser Galanterie gegen Ende der Barockzeit in Ungarn und den dadurch geformten neuen Frauentyp. Im letzten Abschnitt behandelt die Verf. das Schicksal der nun auch am Geistesleben interessierten Frau, im krassen Gegensatz freilich zur Frau niedrigen Standes. Licht und Schattenseiten gibt es in dieser Entwicklungsphase ungar. Frauengeschichte. (H. v. R.)

102. Hantsch, Hugo: *Die Entwicklung Österreich-Ungarns zur Großmacht*). Freiburg i. Br.: Herder 1933. 163 S. 3 Taf. 8° (Geschichte der führenden Völker, Bd. 15).

H.s Arbeit bietet eine sehr anregende Darstellung vom Werden Österreich-Ungarns, die in durchaus richtiger Erwägung nur bis zum Wiener Kongreß führt. Bei der Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes war es H. natürlich nicht möglich, Einzelfragen näher zu erörtern. Aber hierauf kommt es bei vorliegender Studie gar nicht an. Wesentlich ist vielmehr, daß uns eine bündige Gesamtschau geboten wird, die in tiefdringender Weise überraschende Zusammenhänge aufdeckt. H. berücksichtigt in starkem Maß die ungar. Geschichte. Mit seinen Ausführungen wird sich die ungar. Forschung noch im einzelnen auseinanderzusetzen haben. Die Schreibung der vorkommenden ungar. Namen ist in der Regel korrekt. (V-vec.)

103. Roth, Stephan Ludwig: *Gesammelte Schriften und Briefe.* A. d. Nachlaß hrsg. v. Otto Folberth. Bd. 4: Die Schriften der Jahre 1842/43. Hermannstadt: Krafft & Drotleff (Berlin: De Gruyter) 1930. 438 S. 4 Taf. 8°.

Mit dem vorl. Band, dessen spätes Erscheinen durch die Wirtschaftsnot bedingt ist, wird die Reihe fortgesetzt, die wir in UJb. X, Rez. 284 und XII, Rez. 236 besprochen haben. Vorgelegt sind jene Schriften, die nach R.s Erwählung zum Pfarrer von Nimesch (1837) in rascher Folge entstanden und den eigentlichen Kern seines schriftstellerischen Vermächtnisses bilden: „Die Zünfte", eine Schutzschrift, die er zu ihrer Erhaltung, jedoch kurz vor ihrer tatsächlichen Aufhebung herausbrachte, dann die bekannteste und zweifellos noch heute aktuellste über den „Sprachkampf", eine polemische Landtagsrede, die ihm leidenschaftliche magyar. Gegnerschaft eintrug und wohl auch zu seiner späteren Erschießung beigetragen hat. Ferner wird eine Studie über „Ackerbau und Nomadenleben" gegeben, die sich dem verschiedenen Rechtsbewußtsein der Sachsen und Rumänen widmet, eine „Bittschrift fürs Landvolk" gegen Dreifelderwirtschaft und Grundzerstückelung sowie eine umfangreiche Klage über „Geldmangel und Verarmung", freilich weniger volkswirtschaftlich als volkserzieherisch und zur Bewertung der heutigen Lage nicht unwichtig. Hrsg. hat außer seinem Vorwort noch zu jeder einzelnen Schrift sorgfältige zeitgeschichtl. Einführungen gegeben. und eine nützliche Kommentierung durchgeführt. (I.)

104. Berzeviczy, Albert: *Az absolutismus kora Magyarországon* (Das Zeitalter des Absolutismus in Ungarn). Bd. III, 1849—1865. Bp.: Franklin 1932. 443 S. 8°.

Der gegenwärtige Band umfaßt die Zeit vom Protestantenpatent (1859) bis zum November 1862. Die Vorzüge der vorhergehenden zwei Bände sind auch diesem eigen, der die überaus wertvolle Arbeit ihrer Vollendung näher bringt. Erschöpfende Heranziehung des archivalischen Materials, souveräne Beherrschung der vorhandenen Literatur, u. a. die verdienstliche Auswertung der zeitgenössischen Zeitungen, verleihen dem Buch eine eigene Note. Bes. ins Gewicht fällt aber die unbestechlich sachliche Darstellung dieser Zeitereignisse. Sie ist um so anerkennenswerter, als es sich um eine bewegte Epoche der ungar. Geschichte handelt, in deren Beurteilung die deutsche und ungar. Forschung oft auseinandergeht. Mit all diesen Eigenschaften ist das Werk sonach die bestimmende Grundlage jeder weiteren historischen Forschung über diesen Zeitraum. (V-vec.)

105. Seton-Watson, R. W.: *The role of Bosnia in international politics* (1875 bis 1914). London: H. Milford Amen House 1931. 36 S. 8° (From the proceedings of the British Academy, Vol. XVII).

Dreimal gab Bosnien in einem nur sehr kurzen Zeitraum Anlaß zu internationalen Krisen: 1878 auf dem Berliner Kongreß, 1908 durch die österr. Annexion; 1914 wurde es Ausgangspunkt des größten Krieges der Weltgeschichte. Verf., der bekannte engl. Historiker und Freund der Länder der Kleinen Entente, gibt eine kurze Darstellung der Rivalität der großen Mächte um das türk. Erbe und, damit schicksalhaft verbunden, des Ringens der nach Einigung strebenden südslawischen Stämme. Seit dem Aufstand von Nevesinje 1875 war das Ziel der bosn. Aufständischen die Vereinigung mit den Blutsbrüdern von Serbien und Montenegro. Intrigenspiel und Rivalität Rußlands und Österreichs, bei diesem noch Furcht vor einem Verlust seiner südslaw. Provinzen — Serbien als südslaw. Piemont — vereitelten dies und zerrten den ganzen Fragenkomplex in die große Politik. (L. S.)

106. Weber, Fritz: *Isonzo* 1915. Klagenfurt: A. Kollitsch, o. J. 127 S. 1 Beil. 8°.

Der bedeutende Kriegsschriftsteller rollt in einer Fülle von Material, besonders Tagebuchaufzeichnungen und den grundlegenden Arbeiten des ehemaligen Chefs der Operationsabteilung der k. u. k. Isonzoarmee, Generalmajors Anton v. Pitreich, seine persönlichen Kriegserlebnisse auf. Er schildert die Vorbereitungen der Italiener, die Mobilisierung, das Londoner Abkommen vom 26. April, worin Italien sich verpflichtet, binnen Monatsfrist in den Krieg einzutreten. Der Band gibt eine gute Übersicht über die einzelnen Gefechte, Hauptangriffe und die Lage auf beiden Seiten beim Abschluß des Jahres. Dem Werk sind ein reichhaltiges Photobildermaterial, ein Übersichtsplan der zwölf Isonzoschlachten, ein Verzeichnis der österr.-ungar. Bataillone und Divisonen sowie 2 Übersichtskarten beigegeben. (R. W.)

107. Zádor, István: *Egy hadifestő emlékei* 1914—1918 (Erinnerungen eines Kriegsmalers). Bp.: Egyet. ny., o. J. 247 S. 8°.

Dieser bedeutende Meister der impressionist.-realist. Zeichnung diente während des Weltkriegs, nachdem er 1915 schwer verwundet wurde, als Kriegsmaler. Er durchstreifte alle Fronten der k. u. k. Armee von Serbien über Lublin und Brest-Litowsk, über Süd-Tirol, Görz, Udine bis Bukarest, Kiew und Odessa und betätigte sich — u. a. als Mitarbeiter der Leipziger „Illustrierten Zeitung" — auch

auf dem „inneren Kampfplatz", z. B. in Konstantinopel, bei den Friedensverhandlungen in Bukarest und der Revolution in Bp. Das sehr schön ausgestattete Buch enthält eine reiche Auswahl (206 Bilder) seiner frischen Feder-, Kreide- und Kohlezeichnungen, die in erster Linie das Malerisch-Alltägliche des Krieges zeigen und mit dem unmittelbar-anekdotischen Text einen interessanten Beitrag zur „intimen Geschichte" des Weltkrieges liefern. (y.)

108. Tormay, Cécile de: *Scènes de la révolution communiste en Hongrie* (Le livre proscrit). Paris: Libr. Plon 1933. 252 S. 8°.

Marcelle Tinayre und P. E. Régnier geben eine flüssige und ausdrucksvolle Übersetzung dieses von Leidenschaft und Haß durchpulsten Buches. Durch Zusammenraffung der geschichtl. Teile und durch ein vages Andeuten der persönl. Schicksale der Dichterin wirkt es sogar eindringlicher als das zweibd. Original. Zwei Szenen vor allem bleiben in ihrer gespenstig-nüchternen Darstellung haften: die Ermordung des Grafen St. Tisza und die Blutfahrten der „schwarzen Hyäne" Szamuelly. — Ein Vorwort umreißt das geistige Profil der Dichterin und gibt einige geistvolle aphorist. gehaltene Ausführungen über das Problem des Übersetzens. (Kk.)

---

109. Apponyi, Gr. Albert: *Erlebnisse und Ergebnisse.* Bln.: Keil Verl. 1933. 286 S. 1 Taf. 8°. 6,50 RM.

In diesem Bande sind die Aufzeichnungen vereinigt, die dem Grafen A. bei der Arbeit an seinen politischen Erinnerungen in die Feder liefen. Sie sind „absichts- und tendenzlos" gesammelt. Es sind eigentlich nicht die Memoiren eines Staatsmannes, sondern die eines feinsinnigen künstlerischen Menschen, der virtuos natürlich zu erzählen versteht, und man könnte des Verf. eigene Worte über das Buch schreiben: „Die allgemeine Lehre, die daraus folgt, ist der Vorrang, der dem rein Menschlichen, wozu alles Künstlerische gehört, vor dem rein Politischen gebührt." A. beginnt seine Ausführungen mit der Kinderzeit der 1840/50er Jahre und beendet sie mit einer positiven Würdigung des Völkerbundes, in dem er von 1923 bis 1933 wirkte, und einer weisheitsvollen Betrachtung über das Alter. Wir erfahren, daß er in Wien und Budapest studierte, 1872 seinen Einzug ins Parlament hielt, in den Jahren 1874/76 eine innige Freundschaft mit Liszt und Wagner schloß, 1869 und 1930 in Ägypten, 1904, 1912, 1924 in Amerika war, wo er von Roosevelt, Taft und Coolidge empfangen wurde. Es folgt eine Studie über die Weltbedeutung Roms und der christl.-kathol. Idee. Die schmerzliche, doch hoffnungsfroh ausklingende Darstellung seiner Mission bei den Friedensverhandlungen 1919 und der Ungarn betreffenden Nachkriegsereignisse wirft ein helles Licht auf den im besten Sinne konservativen Grafen, der den verschiedensten polit., geistigen und wirtschaftl. Strömungen immer wieder in gleicher Frische der Aufnahmefähigkeit ein miterlebendes und mitgestaltendes Interesse bewies, ohne in den Ton romantisierender Erinnerungsseligkeit für die Vergangenheit und in den bitterer Prophetie für die Zukunft zu fallen. Er vermochte es, nach seinem Bekenntnis, weil er lebendiges Verständnis der organischen Entwicklung der Menschheit und ihrem Ziel entgegenbrachte, „dem sozialen Ausgleich in allem, was der Würde und den Bedingungen menschlichen Glücks wesentlich ist . . ." (Kptz.)

110. *Emlékkönyv Károlyi Árpád születése nyolcvanadik fordulójának ünnepére* (Festgabe zur Feier des 80. Geburtstages Árpád Károlyis am 7. Okt. 1933). Bp.: Sárkány-ny. r. t. 1933. 591 S. gr. 8°.

Die ungar. Geschichtswissenschaft hat Á. K. eine stattliche Festgabe gewidmet. Nicht weniger als 35 ungar. Historiker haben z. T. recht umfangreiche

und inhaltreiche Beiträge geliefert. Schon allein diese Tatsache kennzeichnet das Ansehen, dessen sich der liebenswürdige Altmeister bei den ungar. Fachgenossen zu erfreuen hat, gleichgültig, welchem wissenschaftl. oder konfessionellen Lager sie angehören mögen. Und die Verehrung beschränkt sich durchaus nicht auf den engeren Kreis seiner Landsleute, sondern sie reicht weit hinaus über die Grenzen Ungarns in fast alle europ. Länder hinein, deren Historiker in den Jahren vor dem Kriege den Direktor des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs und nach dem Kriege den Leiter und Kurator des Ungar. Histor. Instituts in Wien persönlich kennen und schätzen gelernt haben. K., der erste ungar. Historiker, der am Institut für österr. Geschichtsforschung — noch unter der Leitung Sickels — systematisch ausgebildet worden ist, hat den Kreis der in Wien arbeitenden ungar. Historiker nicht nur eröffnet, sondern auch begründet und durch seine protestant.-wissenschaftl. Objektivität in der Arbeitsweise maßgebend beeinflußt. Es ist ein schönes Zeichen für die innere Verbundenheit der ehemaligen Angehörigen dieses Kreises mit ihm über alle etwa vorhandenen äußerlichen Trennungsmomente hinweg, daß gerade J. Szekfü es ist, der in der einleitenden Skizze die Persönlichkeit und das Werk K.s feinsinnig und von warmem Empfinden getragen zur Darstellung bringt. (K. S.)

4. Volks- und Landeskunde.

111. Debre, Istvan: *Trianon-Ungarn.* Bln.: R. Hobbing 1933. 159 S. 8°.

Der Titel erweckt Erwartungen in uns, die das Buch nicht befriedigt. Statt des wahrhaft verstümmelten Ungarns, das seit Trianon von Jahr zu Jahr auf Erlösung hofft, bietet das Buch nur Oberfläche. Die Darstellung beginnt mit Ödenburg, nur ganz skizzenhaft erstehen Debrezin, Budapest u. a. vor uns. Ein Bruchteil ungarischer Geschichte — Rákoczi und die Kuruzzenzeit, Habsburg und die Befreiungskämpfe werden gestreift. Der Name Petőfi, die Hortobágyer Pußta, Hirten- und Zigeunerleben müssen wie üblich herhalten. Auch läßt der sprunghafte Journalismus Verf.s bei zuviel Abschweifungen keine einheitliche Linie entstehen. Gut sind aber die Bilder. Künstlerisches Gefühl hat hier in technisch vollendeter Weise ein Stück ungar. Lebens erfaßt, das den Leser sofort gewinnt. Typen wie: das Porträt des Alföld-Amtsvorstehers, der Alföldbauer mit seiner Enkelin, die beiden Mezőkövesder Frauen und das kleine Ungarmädchen in Nationaltracht erstehen unglaublich lebendig vor uns. Vor allem für diese Bilderreihe muß dem Verf. Dank gesagt werden. (H. v. R.)

112. Steward Smith, Lovina: *Hungary, land and people.* Bp.: Athenaeum 1933. 423 S. 8°.

Das Buch ist aus einer 25jährigen Bekanntschaft mit Ungarn, das die Kalifornierin in der Zeitspanne von 1907 bis 1932 zu wiederholten Malen nach allen Richtungen durchreist hat, erwachsen. Nicht allein das Ungarn von heute ist Gegenstand des Werkes, sondern auch das Vorkriegsungarn. Ihre Aufmerksamkeit teilt sich allen Punkten mit, die einen Besucher Ungarns interessieren könnten, angefangen von den wichtigsten histor. und polit. Daten bis zu solchen Details, wie das Trocknen von Tabaksblättern in Békés oder das Goldwaschen aus dem Flußsand in Siebenbürgen. Ihre Schilderungen beschränken sich nicht auf die Schönheiten oder Merkwürdigkeiten des Landes, sondern umfassen vielmehr alle Dinge von irgendwelcher praktischen Bedeutung. So spricht sie über die Unternehmungen der ungar. Keramikindustrie, die Zsolnaywerke in Fünfkirchen, die Eisen- und Stahlwerke, über Weingegenden und Weine, wobei sie kennerisch die Geschmacks-

qualitäten auseinandersetzt. — Die Schreibweise der Verf. ist trocken sachlich und erhält nur hier und da persönliche Farbe durch einen forciert unterhaltsamen Ton. Viele Dinge werden durch die Brille jener amerikanischen Mentalität gesehen, die es fertigbringt, in der Judenfrage eine interessante Kuriosität zu sehen. Der Hauptfehler liegt aber in dem Mangel einer reinlichen Scheidung des Ungarns von heute und von ehedem, so daß einige Feststellungen als veraltet gelten müssen. (Kk.)

113. Teleki, Pál, Gróf: *Európáról és Magyarországról.* Bp.: Athenaeum (1934). 199 S. 6 Taf. 8°.

Der polit. Geograph hat hier in Auswahl ein Dutzend seiner bekannten und anregenden internat. Vorträge in zeitlicher Folge, aus dem Zeitraum von 1922 bis 1934, herausgegeben. Unmittelbar von Ungarn handeln fünf: drei über mehr wirtschaftl. Probleme (Bln. 1926, München 1930, Essen 1934), einer über die geschichtl. Entwicklung (Bln. 1931) und einer über den „Donauraum" (in Dtld. 1933). Über die Nationalitätenfrage vom geograph. Gesichtspunkt sprach T. bereits 1922 in USA., über „Zeitgemäße internatl. Fragen im Lichte der polit. Geographie" in Breslau 1929. Das Europaproblem wurde in Magyar Szemle 1931 angeschnitten, in der Bpester Dekanatsrede desselben Jahres weiter ausgebaut, „Europa in der Neugestaltung der Welt" in Wien und Bln. 1932 behandelt, „Gegenwart und Zukunft europ. Geistes" 1933 in Paris. Die Reihe schließt mit „Gedanken zur Charakteristik des letzten Jahrhunderts als Zeitalter" in Mailand 1934. Die Vorträge sind fast alle bereits in anderen Sprachen erschienen, deutsch z. T. in der Ztschr. f. Geopolit. (1926 u. 30) und Europ. Revue (1933/34), außerdem von den wirtschaftl. je einer im Südostverlag 1930 und in „Ruhr u. Rhein" 1934. Besonders dankenswert ist aber an diesem Band die Zusammenstellung der interessantesten und wirklich aufschlußreichen Kartenskizzen, die mit ihrem Ideenreichtum über die zeitweilige Problematik der Vorträge hinweg ein rühmliches Denkmal für die geistige Beweglichkeit ihres Schöpfers bleiben werden. (I.)

---

114. Heimler, Károly: *Soproni képeskönyv* (Ödenburger Bilderbuch). Sopron-Ödenburg: B. Somló 1932. 123 S. 8° (Magy. tájak, magy. városok — Ung. Landschaften u. Städte, I. Sopron).

Als erstes Stück in der Reihe „Ungarns kulturgeschichtliche Denkmäler und Naturschönheiten" versucht der Obernotär der kgl. Freistadt Ödenburg, an ihr „das Antlitz einer ungar. Stadt" zu zeichnen, ohne freilich in seiner Einführung auf die Hauptzüge des altösterreichischen Baustils und ihres eingesessenen deutschen Bürgertums zu verweisen. Die wundervolle Auslese der Photos ist um so überzeugender, mit der Fülle alter deutscher Familiennamen, an die fast jedes Haus und jedes einzelne Kunstwerk der vielen Teil- und Innenaufnahmen geknüpft ist, mit der Fülle der Kirchenbauten und Bürgerpaläste, wie auch dem ländlichen Charakter der Vororte, in vollem Übereinklang mit dem rings umschließenden deutsch-österreichischen Vorland. Eine genaue Bilderklärung findet sich auch in dtsch., italien., französ. und engl. Sprache, doch zeugen Schreibweisen wie „Siesz-" (sprich: Schieß-) Haus, „Stuckowerk" oder „Fürstin" von Brandenburg von den Schwierigkeiten der Übersetzung, der denn auch die Wiedergabe der deutschen Ortsnamen aus der Umgebung nur teilweise, des Namens „Ödenburg" selbst überhaupt nicht möglich war. Er prangt hier nur als Erinnerung auf alten Münzen und Stichen (Bild 3—5). (I.)

115. Humphrey, Grace: *Come with me through Budapest.* Bp.: G. Vajna & Co. 1933. 120 S. 8°. P. 2,80.

Das in einem feinen leichten Englisch geschriebene, humorvoll-nüchtern abgefaßte Büchlein gibt ein sicheres, aber ein wenig oberflächliches Bild von B. Die Angaben über Museen, Bauten, Denkmäler sind vielleicht zu lang geraten, und daraus erklärt sich eine Vernachlässigung der landschaftlichen und der intimeren Seite der Stadt. Es werden histor. Exkurse gegeben, Anekdoten, Aussprüche histor. Persönlichkeiten erzählt, die von Liebe für das Ungartum, von Verständnis für die Tragik der ungar. Geschichte zeugen. Am Ende findet man kurze Hinweise zur Erlangung eines Eindrucks von ungar. Literatur, Bpester Geschichte, Mineralwasser, Verkehr, Gesundheitswesen, Ruinen, prähist. Dingen, ungar. Weinen, Erziehungswesen, Medizin, Pferden; Vorschläge zu Ausflügen in die Umgebung, in berühmte Städte Ungarns. Ein bei der unübersichtlichen Gliederung durchaus notwendiger Index erleichtert ein rasches Auffinden des Gesuchten. (Kptz.)

116. Nagy, Lajos: *Három magyar város* (Drei ungar. Städte, Skizzen). Bp.: Kosmos 1933. 70 S. 8° (Kis Kosmos könyvek — Kl. K.-Bücher, 3).

117. Ders.: *Kiskunhalom.* Bp.: Nyugat, o. J. 232 S. 8°.

Eine eigenartige, durchaus moderne und aktuelle literar. Gattung scheint in den Werken N.s Form zu gewinnen, in der sich Soziographie und Novelle, Reportage und hohe Literatur, ironisch gefärbte Sachlichkeit, polit. Tendenz nnd lyrische Teilnahme zu einer Einheit vereinigen. Die im ersten Bändchen — mit prägnanten Porträts von drei ungar. Provinzstädten: Szolnok, Hódmezővásárhely und Győr-Raab — angebahnte Methode gelangt in dem breit wogenden Bild des an der Donau liegenden Dorfes Kiskunhalom zur vollen Entfaltung. Die fast schon erdrückende Fülle der Einzelheiten, die in ihrem simultanen Durcheinander die Gestalt- und Planlosigkeit der Lebensvorgänge suggerieren sollen, wird weder durch einen „Helden" noch durch eine „Handlung" im üblichen Sinne in eine Einheit gefaßt, sondern nur durch das scharf gezeichnete Milieu und durch die gehaltene, sich nur in dem herb-sarkastischen Unterton und in einigen blitzartigen Ausbrüchen offenbarenden Leidenschaft des Humanisten, der sich durch die sinnlose Beschaffenheit menschlich-soziolog. Verhältnisse in eine schroffe Opposition gedrängt fühlt, die auf Schritt und Tritt Haltung und Wertmaßstäbe des Großstädters verrät. (y.)

118. Szabó, T. Attila: *Adatok Nagyenyed XVI.—XX. századi helyneveinek ismeretéhez* (Daten zur Kenntnis der Flurnamen von N., dt. Straßburg [Siebb.], rumän. Aiud, vom 16. bis 20. Jh.). Cluj-Kolozsvár: Minerva 1933. 33 S. 8° (Erd. tudom. füz. — Siebbg. Dt. Hefte, 58).

Aus einem Zeitraum von mehr als 300 Jahren sind über 300 Flurnamen zusammengetragen und zwar vorwiegend aus Archiven (Klausenburger Staatsarchiv, Ungarisches Nationalmus., Familienarchive), die meisten Daten stammen aus dem 18. Jh. Sz. versucht, auf Grund der Flurnamen im Zusammenhang mit anderen geschichtl. Tatsachen ein Bild der sozialen und nationalen Entwicklung des Ortes zu zeichnen. Die Magyaren erscheinen als Ortsgründer, die Sachsen hatten vermutlich einen starken Anteil an der Stadtentwicklung. Da die besten Weingebiete der Stadt Flurnamen deutschen Ursprungs tragen, nimmt Verf. an, daß die Siebenbürger Sachsen (Franken) als die Begründer des Straßburger Weinbaues anzusehen sind. Im übrigen finden sich auf dem landwirtschaftlichen Boden nur magyar. Flurnamen, deshalb kommt der Verf. zu dem Schluß, daß die Magyaren bis zum Ende des

18. Jh.s Bauern waren, dann die Sachsen aus dem Handwerk allmählich verdrängten, während die rumän. Bauern die bisherige soziale Stellung dieser Magyaren einnahmen. (Kl.)

119. Thirring, Gusztáv: *Felső Dunántul* (Oberes Transdanubien). Bp.: Turistaság és Alpinizmus 1933. 296 S. 16 Taf. 16° (Részl. magy. utikalauzok — Dat. ung. Reiseführer, 6).

120. Csányi, Károly: *Győr részletes kalauza* (Detaillierter Führer von Raab). Bp.: Turistaság és Alpinizmus 1933. 32 S. 2 Taf. 16° (Thirring-Vigyázó: Részl. helyi kalauzok, 19).

Der Hauptführer ist in großen Teilen eine ungar. Neuausgabe des bekannten, vorzüglichen alten „Führers durch Ödenburg und die Ungarischen Alpen" a. d. J. 1912, erweitert nur um den ganzen Heideboden und die Raabau einerseits, das südliche Burgenland bis Jennersdorf hinunter andererseits. Wir haben also eine vollständige Behandlung des gesamten Burgenlandes vor uns, freilich ohne sonderliche Berücksichtigung der Nachkriegsveränderungen, insonderheit was Ortsnamen und Grenzführung anbelangt. Besonders kraß mutet einen das auf den zahlreichen Karten an, die z. T. übernommen wurden und einschließlich der farbigen Wegmarkierungen unverändert gelassen sind — ein beredtes Zeugnis für den konservativen Geist der alten Ödenburger Touristen. Die Zahl der Skizzen wurde erhöht. — Der Teilführer stellt einen Auszug aus dem großen dar, von S. 48—70. (I.)

121. Tóth, Ferenc: *Pápa megyei város és környéke* (Die Komitatsstadt P. und ihre Umgebung). Pápa: Kereszt. nemz. ny. 1933. 88 S. 8°.

Schulgeographische Studie für den heimatkundlichen Unterricht, im Aufbau angelehnt an die bisherigen Studien des Verf. aus dem Komitat Somogy. Im anthropogeographischen Teil sind soziologische Betrachtungen von Wirtschaft, Grundbesitz, Bevölkerungsverhältnissen usw. angedeutet, doch wären bei dem erzieherischen Zweck auch gewisse volkskundliche Hinweise sehr lohnend. So sollte man bei dem Blick auf die Umgebung statt z. B. Siedlungstypen aufzustellen, mehr vom Flur- und Dorfbild und den ländlichen Bauformen in ihrem geschichtlichen Werdegang sagen, aus dem allein auch das Bild der kleinen Stadt erklärbar wird. Wissenschaftlich dürfte dafür vorgearbeitet sein. (I.)

---

122. Alapy, Gyula: *A Csallóközi halászat története* (Geschichte der Fischerei auf der großen Schüttinsel). Komárom: Spitzer S. kvny. 1933. VIII, 168 S. 8°. (A nemzeti kultura ismerettára 1).

Zur Erinnerung an den Historiker Alexander Takáts legt die neue Komorner Zeitschrift der magyarischen Minderheit in der Slowakei, „Nemzeti kultura" (= Nationale Kultur), als ersten Band einer eigenen Publikationsreihe die Arbeit von A. vor, der an Otto Hermanns volkskdl. Forschungen über die altungar. Fischerei anknüpft und sie hier durch sehr eingehende Teilforschungen erweitert. Der Urkundenreichtum der alten Komitatsarchive zu Komorn und Preßburg, der Familienarchive der Pálffy, Zichy, Waldstein u. a. wie auch die Schätze des Wiener Staats- und des ehem. Finanzarchivs geben noch viel Auskunft über die örtlichen Einzelheiten dieses alten Volkshandwerks, zumal in einer so verhältnismäßig ungestörten Rückzugsgegend altmagyarischer Stammeselemente, wie es die Schüttinseln mit ihren weitverzweigten Donauauen sind. Es ist zu bedauern, daß der Stoff nicht gegliedert und wieder nur auf die rein histor. Erörterung, insonderheit vor der

Türkenzeit, Wert gelegt wurde. Der Ethnograph muß sich wieder einmal die Rosinen heraussuchen. Die bloße Zusammenstellung schon veröffentlichter Zeitungsaufsätze (a. d. *Komáromi lapok*) vermag da nicht ganz zu befriedigen. (I.)

123. Benkő, Katinka: *A két királygyermekről szóló magyar népballadák* (Ungar. Volksballaden von den zwei Königskindern). Marosvásárhely: L. Benkő 1933. 71 S. 8° (A szegedi egyetem népr. intéz. kiadv. — Veröffentl. d. volkskdl. Instit. a. d. Univ. Sz., 6).

Verf. stellt drei Varianten der ungar. Volksballade zusammen. Die Var. B (Hallod-é te királyfia . . .) erklärt sie für die ursprüngliche, die auf eine hochdeutsche Fassung zurückgehe und in den Grundelementen mit der bekannten deutschen Ballade von den zwei Königskindern übereinstimme. Die Var. A wird von der Ballade „Kis Julia" dargestellt und ist gewissermaßen eine akklimatisiertere B-Var. An die Stelle des Meeres tritt die Donau; der Taucher, der den Königssohn herauszieht, trägt einen ungar. Namen. Außerdem lehnt sich der Schluß offensichtlich an die eine Fassung der Kádár Kata-Ballade an. Die C-Var. ist eine zertrümmerte und unvolksmäßige A-Var. (Király úrfi). Verf. setzt die Entstehung der Ballade wegen des stilist. Kriteriums der Alliteration früh an. Im zweiten Teil der Arbeit werden alle vorhandenen Varianten der Ballade zusammengestellt. Es folgen dann die Hero- und Leandersage der Antike und deren Bearbeitungen in den europ. Literaturen. Auf Grund sämtlicher Var. gelangt Verf. zu folgenden vier Typen: 1. Die antike Hero- und Leandersage. 2. Das syrische Märchen (Eine böse Stiefmutter löscht das Licht, und eine Nixe zieht die Liebenden in die Tiefe). 3. Die roman. Gruppe (Die Geliebte im Turm gefangen. Hier fehlt das trennende Wasser in verschiedenen Gruppen). 4. Die german. Königskinderlieder (In die letzte Gruppe bezieht Verf. die ungar. Var. ein). (-au.)

124. Gyallay-Pap, Zsigmond: *A nép és az intelligencia* (Das Volk und die Intelligenz). Cluj-Kolozsvár: Erdélyi Fiatalok 1931. 68 S. 8° (Az Erd. Fiatalok Falu-füzetei — Dorf-Hefte d. Siebbg. Jugd., 1).

Nach einer einleitenden Skizze über die gegenseitige Meinung der Dorfbewohner und Städter und die histor. und soziolog. Voraussetzung der gesamtungar. Entwicklung entwirft Gy. ein Bild der gesellschaftl. und kultur. Gliederung des siebenbürg.-ungar. Dorfes, der Funktion und der Wirkungsmöglichkeiten der „Dorfintelligenz" — wobei ihm gute Charakteristiken dieser Typen glücken — und weist am Ende auf die neuen Zielsetzungen der sich dem Bauerntum nähernden Jugend hin. Das Büchlein ist ein wertvolles Dokument jener „Dorfbewegung", welche zuerst in der Jugend der abgetrennten Gebiete lebendig geworden ist und heute schon zu den bedeutendsten Faktoren gesamtungar. Jugendbewegung gehört. (y.)

125. Trócsányi, Zoltán: *A régi falu* (Das alte Dorf). I – III. Bp.: Selbstverl. 1933. 171 S. 8°.

Die Heftchen enthalten in bunter Folge, ohne daß auch nur für das einzelne Heft eine besondere Anordnung durchgeführt wäre, eine Reihe von Skizzen über die dörflichen Verhältnisse in Ungarn. Verf. bzw. Hrsg. entnahm sie meist Reisebeschreibungen, die Ausländer verfaßten, oder wissenschaftl. Werken, und zwar aus der Zeit vom 15. bis zum 19. Jh. Wenn auch für den Leser kennzeichnende Züge des alten ungar. Dorfes deutlich werden, wie sein äußeres Bild, manches von seiner Wirtschaftsweise und seinen festlichen Sitten, das Verhältnis der Fronbauern zu

ihren Herren, so sind andererseits eine Anzahl der Geschichtchen nur „Kuriositäten". Auch diese sind freilich unterhaltsam. Man kann sich gut vorstellen, daß magyar. Bauern diese Heftchen in die Hand nehmen, und daß sie darin ernste und lustige Überlieferungen finden oder sich auch mancher Dinge wieder erinnern. (Kl.)

---

126. Bonomi, Jenő: *Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában* (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs). Bp.: Pfeiffer 1933. 91 S. 8° (Német philol. dolg. — Arbeiten z. dt. Philologie, LIII).

Eine kurze Einleitung gibt Aufschluß über Entstehung der Gemeinde, die während der türk. Besetzung zum größten Teil entvölkert, 1718 durch Graf Peter Zichy wieder besiedelt wurde. Die deutschen Siedler, wahrscheinlich aus Bayern stammende Vieh- und Weinbauern, haben kraft ihrer tiefen naiven Religiosität Sitten und Brauchtum der alten Heimat durch 200 Jahre fast unverfälscht erhalten. In den Kapiteln: „Die Grundlinien der bäuerlichen Religiosität", „Relig. Hausschmuck", „Relig. Übungen an Werktagen", „Der Sonn- und Festtag", „Relig. Geist, relig. Erziehung und relig. Vereine" gibt uns Verf. ein Bild dieses eigenartigen bäuerlich religiösen Lebenskreises. Obwohl die Bildbeilagen mangelhaft sind, muß das Buch als wertvoller Beitrag zur Volkstumsgeschichte des ungarl. Deutschtums gewürdigt werden. (H. v. R.)

127. Grothe, Hugo: *Kleines Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums.* München u. Bln.: R. Oldenbourg 1932. 400 S. 1 Taf. 8°. RM. 14,—.

Die Hauptgebiete und Lebensfragen des Deutschtums in aller Welt in Form eines Lexikons als einzelner zu bewältigen, erfordert straffste Selbstredaktion und Systematik. Das aber ist auch bei langjähriger Sachkenntnis nicht jedem gegeben. Gr. behandelt den Stoff einmal nach Ländern wie bei Ungarn oder „Groß"-Rumänien (unter Rumänien an sich nicht zu finden), zum andern nach Deutschtumsgebieten, wie „Sudetenland" (Deutschböhmen), Deutschmähren, Zips usw. für sich, ferner Sathmar, Schwäbische Türkei (hartnäckig immer mit „Baránya" gleichgesetzt) usw. Doch ist weder das eine noch das andere Prinzip durchgeführt. So ist das mittelungarische Deutschtum weder unter „Mittelgebirge" noch Bakonyer Wald oder Ofener Bergland zu finden, im Ungarnartikel aber auch nur mit einem Satz erwähnt, während der ungar. Teil der Batschka (um Bácsalmás) mit seinen 40 000 Deutschen überhaupt verschwiegen wird. Die eigentliche Sprachinseldarstellung tritt allgemein zurück hinter histor.-polit. Betrachtungen, die nicht immer das Nötigste bieten, aber oft unsachlich ausschweifen. Ortschaften, auch wichtigste, sind nur selten genannt, Skizzen ganz vereinzelt dazugegeben, sorgfältiger nur eine von der Zips, sonst durchgängig das Deutschtum mit einer unverständlichen Quadratsignatur auf große Flächen zusammengefaßt. Nur auf einer Herkunftsskizze für die deutschen Ostsiedlungsbereiche mit etwas gewagten Wanderungslinien sieht man einige Umrisse von „Niederlassungsgebieten", aber unvollständig. So ist vom Deutschtum rechts der Donau, obwohl diese als Wanderweg gekennzeichnet ist, gar nichts eingetragen. Stil und Grad der Genauigkeit kennzeichnen Sätze wie (S. 348f.): Von den vier großen Herden des ungar. Dtms. „findet sich der westlichste in der Gespanschaft Ödenburg südöstlich des Neusiedler Sees um die gleichnamige Stadt herum sowie in den Gespanschaften Wiesenburg und Altenburg donauabwärts Preßburg und ihres die Schüttinsel umziehenden Donauarmes" oder „Die genannten kleineren deutschen Streusiedlungen sind in fast allen Gespanschaften zu finden. Wir haben solche in den bei Ungarn verbliebenen Strichen an der Grenze

der Batschka um Kübekháza, des Banats um Elek, des Szathmargaus um Merk, im Komitat Szent-Gotthard an der Grenze gegen Steiermark" usw. Das Buch ist weiterhin belastet mit unvollständigen Angaben über Deutschtumsforschung und Schutzarbeit, wobei der ehem. Schutzbund und die Taschenbuch-Publikation umgangen wird, ferner mit begrifflichen Erklärungen aller Art, welche die volksdeutsche Terminologie kaum fördern werden. So ist bei Gr. die „Nation" dadurch gekennzeichnet, daß sie „nicht durch ein politisch einendes Staatsgebilde verbunden ist", aber: „Volk ist die Gesamtheit der zu einem Staat verbundenen Menschen"! (I.)

128. Hanika, Josef: *Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet.* Münster i. W.: Aschendorff 1933. XVI, 139 S. 2 Taf. 1 Kte. 5 Blg. 8° (Deutschtum und Ausland, hrsg. v. G. Schreiber, H. 53).

Es handelt sich um eine Untersuchung der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel nach Herkunft, Besiedlung, Recht und Mundart. In neuer Methodik sind vor allem Siedlungsgeschichte und Mundartforschung verbunden und in überaus sorgfältiger örtlicher Aufnahme die komplizierten Überkreuzungen der verschiedenen Stammeselemente gezeigt. In Anlehnung an Winters Darstellung des Deutschtums in der Slowakei wird die Siedlungslandschaft umrissen, die Entstehung der alten deutschen Städte und Dorfsiedlungen im Zusammenhang mit der schlesischen Haussiedlung des 14. Jh.s geschildert, Ortsnamen und Rechtseinrichtungen auch der Bauern besprochen. Unter „Mundartgeographie" sind die gesamtschlesische Grundlage, die bayrische Durchdringung, jüngere Sonderentwicklungen und der engere Herkunftsbereich entwickelt (Nordmähren, Schönhengstgau und Iglauer Sprachinsel). Besonders gründlich ist die Analyse der Mischung, slawische Einflüsse, geographische Verbreitung typischer Wortbildungen sowie der Ausgleich der Mundart innerhalb der Sprachinsel werden gezeigt. Der Schlußabsatz „Zur Volkskunde" mit Behandlung nur einer einzelnen Erscheinung des Volksglaubens mutet uns nach der vorhergegangenen im besten Sinne „volkskundlichen" Gesamtdarstellung als unnötige Verengung an und fällt auch aus dem sonst so geschlossenen Rahmen der bahnbrechenden Studie. — Angefügt sind wenige, aber gute Bilder sowie sorgfältige Skizzen mit Deckblättern, welche überraschend einfach die Hauptzüge der Besiedlung, der Grundherrschafts- und Mundartbereiche aufhellen. (I.)

129. Petersen, Carl, Scheel, Otto (Hrsg.): *Handwörterbuch des Grenz- und Ausland-Deutschtums*, I. Bd., Lieferung 1—3. Breslau: Ferd. Hirt 1933. XV, 240 S. 4°.

Über die vielen Schwierigkeiten hinweg, die die Inangriffnahme des gesamten Werkes und der Aufbau der 46 Teilredaktionen bei ca. 800 Mitarbeitern mit sich brachte, ist nun ein achtunggebietender Anfang vorgelegt, der die völlig neue und vertiefte Anlage eines Handbuches vor Augen führt, welches mit den modernsten Mitteln der Volksforschung arbeitet. Unterschieden sind regionale und Sachartikel, für die jeweils ein genaues Gliederungsschema gegeben ist. Die Zusammenfassung zu Hauptthemen ermöglicht umfangreiche Einzeldarstellungen, so daß zugleich eine Sammlung wertvollster Monographien entsteht. Hier seien nur genannt: „Aachen", der Abriß einer dt. Stadt, mit vorzüglichen Skizzen; ein Kapitel über die Volksidee bei „E. M. Arndt" von P. H. Ruth, ein grundlegender Abriß über „Agrarverfassung", ca. 100 Spalten, von Kötzschke, Weimann, Ipsen und Bürger, ferner für den Südostraum einstweilen „Arad", von Spek und Hinkel, sowie ein großer Teil des Banat-Artikels (S. 207—40) mit vorzüglichen Schwarzweißkarten (u. a. Militärgrenze, Kulturlandschaft sowie Besiedlung unter Karl VI., Maria

Theresia usw. bis Franz I., mithin von 1716 bis 1835, entworfen von H. Schwalm). Hier berichten über Raum und Grenzen, Entwicklung bis 1918, volkliche Gliederung u. a. R. Spek, über Berufsgliederung z. T. auf Grund eigener Erhebungen H. Klocke, über Siedlungsgeschichte unter dem neuen Gesamtaspekt seiner vergleichenden Impopulationsforschungen K. Schünemann (24 Spalten, mit Siedlungsplänen). P. H. Ruth schließt an über „Volkstum und politische Ordnung", doch bleibt hinsichtlich der brennenden Probleme des weiteren Volksbestandes auch hier noch manche Frage unbeantwortet. Angesichts der stets angeführten neuesten Literatur darf man jedoch mit Spannung jede weitere Lieferung erwarten. (I.)

130. Schilling, Roger: *Dunakömlöd és Németkér telepités-, népiség- és nyelvtörténete* (Siedlungs-, Volkstums- und Sprachgeschichte von D. und N.). Bp.: Pfeiffer 1933. IV, 162 S. 9 Taf. 134 S. 4 Blg. 2 Ktn. 13 Deckblätter. 8° (Német philolog. dolgozatok LII).

Die vorliegende Untersuchung des aus seiner Deutschen Ansiedlungsgeschichte (vgl. UJb. IX, Rez. 129) bekannten Verf.s ist nach Methode und Ergebnissen ein grundlegendes Werk, welches in der von Bleyer mitbegründeten Reihe bisher einzig dasteht, aber hoffentlich nicht ohne Nachfolge bleibt. Zum ersten Male wurde bei einer sprachwissenschaftlichen Aufarbeitung deutscher Ansiedlungen die sonstige Ortsbeschreibung nicht nur als kurze Einführung gegeben, sondern in selbständiger umfassender Form mit einer äußeren und inneren Siedlungsgeschichte, die zugleich Topographie, Soziologie und Volkskunde ist. Schon das ist zu begrüßen, daß die Zeit vor der Wiederbesiedlung auf die örtlichen Gegebenheiten hin genau untersucht wurde, insonderheit was den Übergang aus der späteren Türkenzeit in die ungar. Neuzeit anbelangt. (Sonst pflegte man sich mit dem „teljesen elpusztult" = völlig verödet zu begnügen.) Sodann ist der Zustand der Gemarkung nach drei alten Kartenwerken verfolgt, da ja die beiden Prädien bei der Aktion des Grafen Mercy unberücksichtigt geblieben waren und erst 1784—86 sorgfältig bedacht wurden. Die Einzelheiten des Aufbauwerkes werden mit liebevoller Anteilnahme und restloser Materialausnützung vorgeführt, die Herkunft aus Westdeutschland (für Kömlöd mehr aus der Moselgegend und Pfalz, für Kér auch fränkisch-alemannisch) kartographisch mit Karten und Tabellen veranschaulicht. Wir müssen es uns versagen, hier schon die Fülle der Ergebnisse aus der weiteren Ortsbeschreibung auszuwerten. Besonders dankenswert ist dabei die Aufarbeitung der alten deutschen Flurnamen, die ja auf den neueren Generalkarten restlos ausgemerzt wurden. — Unter „innerer Siedlungsgeschichte" faßt Sch. die wirtschaftl. und Rechtsverhältnisse, Demographie (mit vielen Diagrammen), Gesellschaft und geistiges Leben sowie volkskundl. Züge zusammen. Auch hier, in den rein kath. Gemeinden, läßt die anfangs üppige Geburtlichkeit von 70 bis 80 (auf 1000) bis auf 30 bis 40 i. J. 1925 nach und befindet sich weiter im Absinken. Die Begründung bleibt jedoch im allgemein Wirtschaftlichen stecken. Hier sollte man tiefer schürfen. Volkskundlich ist der Sagen- und Liederschatz zusammengestellt sowie Hausrat und Tracht besprochen, die mit der Siedlungsweise in einer sehr wertvollen, aber schlecht klischierten Bildersammlung illustriert sind. — Im sprachwissenschaftl. Teil nimmt außer Laut- und Formenlehre jetzt die Dialektographie Schmidtscher Schule einen immer größeren Raum ein. Die relative Mehrheit der Siedler stammt aus der sprachlich ermittelten alten Heimat. Bei der vorgeführten starken Mischung ist es jedoch nur von Interesse, welche Mundart schließlich gesiegt hat. Die unterdrückten Einschläge lassen sich nicht mehr erforschen. Hier dienen die nach dem Wenckerschen Sprachatlas gearbeiteten, fabelhaft sorgfältigen Deckblätter für ein-

zelne Wörter zur Bestimmung. Der gute deutsche Auszug vermag gleichwohl dem deutschen Leser nur eben anzudeuten, was hier alles erarbeitet wurde. Es wäre dringend zu wünschen, wenn wenigstens der erste Teil auch ganz ins Deutsche übertragen würde! (I.)

131. *Siebenbürgen-Heft* des Geographischen Anzeigers. 33. Jg. (1932), H. 10. Gotha: J. Perthes. 40 S. 4°.

Reichsdeutsche Schulgeographen berichten von ihrer Studienreise nach Siebenbürgen, mit gründlichen Sonderstudien von E. Wahnschaffe über die Siedlungen, K. Breslauer über den „Kampf um die Erhaltung des Deutschtums in Siebbg.", unter voller Benutzung der Fachliteratur, sowie kl. Beiträgen über Goldgewinnung im siebbg. Erzgebirge und Erdgasvorkommen. (I.)

---

132. Moszyński, Kazimierz: *Kultura ludowa Słowian* (Volkskultur der Slawen) Krakau: Polska Akademja Umiejetności (Poln. Akad. d. Wiss.) 1929. IX, 710 S. 8°.

Das umfangreiche Werk ist von vornherein nur als Vorarbeit für eine zusammenfassende Darstellung der slaw. Volkskultur gedacht. Der vorl. 1. Band umfaßt die materielle Kultur und zwar in ausdrücklicher Beschränkung auf die niedere, von keiner höheren „Zivilisation" berührte Kultur. Die Einstellung ist ausgesprochen historisch: aus der Darstellung der materiellen Volkskultur in ihrer heutigen Beschaffenheit soll durch sorgfältige Scheidung des primitiven und des höher entwickelten Bestandes nach Möglichkeit die ganze Entwicklung von den allerersten Anfängen bis zum Beginn einer höheren Zivilisation erschlossen werden. Auf diesem Grundgedanken beruht auch die sehr klare und übersichtliche, ja beinahe starr-schematische Komposition des Werkes: die einzelnen Kapitel behandeln das gesamte Gebiet der materiellen Lebensformen in wohldurchdachter Steigerung von den einfachsten (Pflanzensammeln, Jagd, Fischfang) bis zu den komplizierteren. Auch innerhalb jedes einzelnen Kapitels wird von den einfachsten zu den komplizierteren Formen vorgegangen, wobei sich oft erstaunlich klare und überzeugende Zusammenhänge ergeben, freilich auch manche Unklarheit, so wenn etwa Kleidung und Hausbau am Ende der ganzen Stufenleiter erscheinen und so den Eindruck erwecken können, als handelte es sich um grundsätzlich jüngere, einer höheren Entwicklungsstufe eigentümliche Bezirke der materiellen Kultur. Die Auswahl ist etwas einseitig: polnisches, weißrussisches und ukrainisches Material überwiegt in ganz auffallender Weise, die übrigen slaw. Gebiete spielen eine mehr ergänzende Rolle. Trotz einiger Mängel — die bei einem Pionierwerk dieser Art nicht zu vermeiden sind — bildet das Buch eine äußerst wertvolle Bereicherung der slaw. Volkskunde. Die Fülle des Materials, die klare gemeinverständliche Darstellung und die Übersichtlichkeit des Aufbaues machen es zu einem bequemen und wertvollen Nachschlagewerk, wobei das hervorragende Illustrationsmaterial ganz besondere Beachtung verdient. Man kann nur bedauern, daß das nützliche und anregende Buch durch seine sprachliche Gestalt der westl. Fachwissenschaft verschlossen bleibt. (M. Br.)

---

133. *Eesti Rahvalaulud.* Dr. J. Hurda ja teiste kogudest toimet. M. J. Eisen, O. Kallas, V. Alava, W. Anderson, V. Grünthal, K. Krohn, O. Loorits, E. Päss (Estonum Carmina Popularia. Ex D:ris J. Hurt aliorumque thesauris edid. usw.). Bd. II. Tartu: Eesti Kirjanduse Selts 1932. XXVII, 559 S. 8°.

Die estn. Volksliedsammlungen übertreffen an Variantenzahl selbst die finn. bei weitem: 1929 besaß das Estn. Volkskdl. Archiv 75 000 estn. Volkslieder. Die

Veröffentlichung derartiger Stoffmassen bereitet bei den geringen Mitteln des kleinen Landes große Schwierigkeiten. Der 1. Band des angezeigten Werkes erschien 1926, und nachdem nach sechsjähriger Pause Bd. 2 folgte, ist vorläufig an ein weiteres Erscheinen in demselben Maßstab nicht zu denken. Die Publikation bringt — im Unterschied zu der hier schon mehrfach besprochenen, landschaftlich gegliederten finnischen Runenpublikation — sämtliche Varianten eines Liedes aus dem ganzen estn. Sprachgebiet zusammen, mit Ausnahme der setukesischen, die in dem dreibändigen Werk von J. Hurt *Setukeste Laulud* (Setukes. Lieder, 1904—07) publiziert sind. Vorliegender Band enthält die Varianten von 6 epischen und Legendenliedern (mit 9 bis 323 Var.). In der Einleitung wird eine kurze Übersicht über Inhalt, Geschichte (soweit bekannt) und Verbreitung (mit einer Karte von sämtlichen Aufzeichnungsorten) jedes Liedes gegeben. Register der kontaminierten Lieder, der Aufzeichnungsorte, Sänger und Aufzeichner für Bd. 1 und 2 geben dem Werk einen vorläufigen Abschluß. — Inhaltsverzeichnis, Einleitung und Registerüberschriften sind estnisch und deutsch gegeben. (W. St.)

134. Findeisen, Hans: *Menschen in der Welt.* Vom Lebenskampf der Völker in der Alten und Neuen Welt, im Polarland, in Steppe und Tropenwald. Geleitwort von Sven Hedin. Stuttgart: Plesken 1933. XII, 480 S. 2^0.

Diese populäre Völkerkunde verdient hier Beachtung, da sie — im Gegensatz zu anderen völkerkundlichen Darstellungen — den uralaltaiischen Völkern und ihren engeren Nachbarn besondere Aufmerksamkeit widmet. F., der Forschungsreisen zu den Lappen, Krimtataren, Burjaten, Jenisseiostjaken und in den Kaukasus unternommen hat, bringt neben aus bekannten Quellen geschöpften Völkerskizzen eigene, meist bisher unveröffentlichte Materialien, insbesondere über die erst kürzlich in den UJb. behandelten Jenisseiostjaken (S. 70—120); hervorzuheben sind die Ausführungen über die jen.-ostj. Mythologie. Ausgezeichnet und wissenschaftl. sehr wertvoll sind die 365, zum größten Teil unveröffentlichten Photographien in denen ebenfalls der osteurop.-sibir. Völkerkreis besonders gut vertreten ist.

(W. St.)

135. Lehtisalo, T.: *Beiträge zur Kenntnis der Renntierzucht bei den Jurak-samojeden.* Oslo: Inst. f. samm. kult. 1932. 180 S. 16 Taf. 8^0 (Instituttet for sammenlignende kulturforskning, Serie B XVI).

Die für die Geschichte der nördl. Völker und Kulturen Eurasiens so wichtige Frage nach Alter und Ursprung der Renntierzucht ist wiederholt behandelt worden. Da trotz der zahlreichen Reise- und ethnograph. Beschreibungen für die meisten der in Frage kommenden Völker nur unvollständiges Material über die Renntierzucht vorlag, veröffentlichte Wiklund 1913 ein „Frageschema für die Erforschung des Renntiernomadismus" (JSFOu 30, 7). L.s Arbeit, die im wesentlichen dem Wiklundschen Schema folgt [ohne Wiklund jedoch zu erwähnen!], bietet, trotz ihres bescheidenen Titels („Beiträge . . ."), eine umfassende Darstellung der gesamten Beziehungen zwischen Mensch und Renntier: außer der Renntierzucht und ihren Produkten wird die Renntierjagd sowie die Bedeutung des Renntiers für das soziale und religiöse Leben der Juraken behandelt. Die Darstellung zerfällt in zwei korrespondierende Teile: S. 9—66 „Terminologie", S. 68—180 „Sachliches". Eine gleich gediegene Behandlung der Renntierzucht eines anderen Volkes ist einstweilen nicht vorhanden. (W. St.)

136. Leskinen, Eino: *Karjalan kielen näytteitä. I. Tverin ja Novgorodin Karjalaa* (Karelische Sprachproben. I. Tver- und Novgorod-Karelisch). Helsinki:

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNY

Suom. Kirj. Seura 1932. XI, 165 S. 8° (Suomal. Kirjallis. Seuran Toimituksia — Veröff. d. Finn. Lit.-Ges. 193).

Seit einigen Jahren zeigt sich in den finnischen sprachwiss. Veröffentlichungen eine stärkere Berücksichtigung der — abgesehen von Kettunens Arbeiten — bisher recht vernachlässigten ostseefinn. Verwandten des Finnischen. Die angezeigte Publikation bringt von Alava, Karjalainen, Kujola und Petrelius aufgezeichnete Texte aus den besonders wenig bekannten karelischen Mundarten von Tver und Novgorod, die nicht nur sprachwissenschaftlich, sondern auch folkloristisch von Bedeutung sind. Nur Alava hat einige Worterklärungen gegeben, die man bei dem Mangel eines karel. Wörterbuchs gern zahlreicher sehen würde. (W. St.)

137. Lewy, Ernst (Hrsg.): *Mordwinische Märchen in erzjanischem Dialekt.* Lpz.: Markert & Petters 1931. VII, 134 S. 8° (Sächs. Forschungsinstitute in Lpz., Forschungsinstit. f. Indogermanistik, Sprachwiss. Abt., hrsg. von H. Junker, Bd. 2).

Aus seinen während des Weltkrieges von Kriegsgefangenen gemachten erzjamordw. Aufzeichnungen veröffentlicht L. 17 Märchen (mit Übersetzungen), die alle von einem Erzähler, Wirjasow, stammen. Besonderes Gewicht ist auf die Angabe der Akzentstelle gelegt, was für die Erforschung der erzjan. Akzentregeln — der Akzent kann bei derselben Form auf verschiedene Silben fallen; nach welchen Regeln, ist noch unbekannt — um so wichtiger ist, als Paasonen den Akzent meistens gar nicht, Schachmatow nur in einem Teil seiner Texte und auch da nicht ganz vollständig bezeichnet. Auch die genaue Beachtung des Satz-Sandhis unterscheidet L.s Texte von den angeführten. — Es wäre zu hoffen, daß L., der schon 1920 eine Skizze der Sprache Wirjasows gegeben hat, nun auch dazu käme, die lang geplante erzja-mordw. Grammatik zu schreiben. (W. St.)

138. Manninen, L.: *Die finnisch-ugrischen Völker.* Lpz.: O. Harassowitz 1932. 384 S. 8°.

Die finn.-ugr. Völker sind bis vor kurzem in den in großen Kultursprachen erschienenen völkerkundl. Werken stiefmütterlich behandelt worden. So sind die auf die Finno-Ugrier bezüglichen Abschnitte in der Buschanschen Völkerkunde (II, 1 u. 2) z. T. leider recht fehlerhaft und unzuverlässig. Die UJb. V, 311 ff. ausführlich angezeigte Schrift von Sirelius „Die Herkunft der Finnen. Die finn.-ugr. Völker" ist zwar zuverlässig, aber bei ihrem geringen Umfang doch nur als allgemeine, populäre Einführung gedacht. Eine eingehendere völkerkundliche Darstellung der Finno-Ugrier ist daher bei dem Interesse, das diesen Völkern jetzt auch von den Vertretern der Nachbarwissenschaften, Vorgeschichte, Anthropologie, Indogermanistik u. a. entgegengebracht wird, ein Bedürfnis gewesen. M.s Werk, das auf an der Universität Dorpat-Tartu gehaltenen Vorlesungen beruht und schon in einer estn. und finn. Ausgabe (beide 1929) vorlag, ist berufen, auf lange Zeit hinaus das maßgebende Werk auf dem Gebiet der finn.-ugr. Ethnographie zu bilden. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf die Darstellung der gegenständlichen Kultur, gibt aber außerdem für jedes Volk einen Überblick über Gebiet, Zahl und Geschichte, bei Lappen und Obugriern auch eine anthropolog. Skizze. Die 13 Kapitel behandeln den Kulturbesitz je eines Volkes, bis auf Kap. 12, in dem die nahverwandten Ostjaken und Wogulen gemeinsam behandelt werden. Warum die Woten und die zu den Kareliern gehörigen Ingrier in ein Kap. gestellt sind, wenn sie dann doch getrennt behandelt werden, ist nicht klar. Die größere oder geringere Ausführlichkeit der Darstellung ist zum Teil von dem Vorhandensein genügender Quellen bedingt.

Besonders eingehend, in je einem Kap., werden die 6 ostseefinn. Völker behandelt. Verhältnismäßig schwach ist das Kap. „Magyaren", das nicht auf Autopsie oder Quellen- bzw. Museumsstudium des Verf.s beruht, sondern auf einem Aufsatz K. Viskis. Die Darstellung beginnt ohne jede Einleitung mit der Behandlung der Finnen (*suomalaiset*). Da die Kenntnis von finn.-ugr. Dingen in Nichtspezialistenkreisen sehr gering ist, wäre eine kurze einleitende Übersicht über die Gliederung der Finno-Ugrier angebracht gewesen. Eine bis in die Stämme und Gruppen reichende Darstellung der finn.-ugr. Völker ist ja überhaupt noch nicht vorhanden. Selbst solche Handbücher wie *Suomen suku* versagen öfters in diesen Fragen. Ungenauigkeiten in dieser Beziehung finden sich daher auch bei M. So ist Skoltelappen nicht einfach ein Synonym für Kolalappen (S. 282), sondern bezeichnet deren westlichen Teil. Ungenau und unklar ausgedrückt ist S. 83: außer Woten und Ingriern „wohnen in Ingermanland noch andere finn. Ansiedler, . . . *äyrämöiset, savakot* . . .". Außer der geograph. Gruppierung der Tscheremissen (S. 190) hätte auch ihre sprachliche Einteilung (westl. u. östl. Gruppe), die mit der ersteren nicht zusammenfällt, gegeben werden müssen, u. a. — Merkwürdig berührt die häufige und in diesem Zusammenhang völlig unangebrachte Anwendung des Wortes „Rasse" („reinrassige Karelier" S. 11 u. a.). — Da für die in der Sowjetunion wohnenden, ethnograph. in mancher Beziehung noch wenig bekannten finn.-ugr. Völker noch reiche neue Materialien zu erwarten sind, so wird sich hoffentlich in nicht allzu langer Zeit eine erweiterte Neuauflage des Buches als nötig erweisen, in der diese und ähnliche kleine Schwächen sowie Mängel im sprachlichen Gewand beseitigt werden können. (W. St.)

139. Qvigstad, J.: *Lappische Heilkunde, mit Beiträgen von K. B. Wiklund.* Oslo: Inst. f. samm. kult. 1932. IV, 270 S. 8° (Instituttet for sammenlignende kulturforskning, Serie B XX).

Die Lappologie nimmt in den Veröffentlichungen des Osloer Instituts eine hervorragende Stellung ein; UJb. XIII 166 wurde K. Nielsenls app. Wörterbuch besprochen, UJb. X 337 die umfangreiche lapp. Märchensammlung Qvigstads. Das vorliegende Werk desselben Verf. ist gleichfalls im wesentlichen eine gründliche Materialpublikation. Den Hauptteil nimmt die Darstellung der einzelnen Krankheiten mit ihren jeweiligen Heilmitteln ein (S. 25—209). Die wichtigeren Heilmittel, in magische und natürliche geschieden, werden in besonderen Abschnitten behandelt. Kapitel über den Schamanen, Lappenärzte sowie eine ausführliche lapp. medizin. Terminologie vervollständigen den deskriptiven Teil. „Der Ursprung der lapp. Heilkunde" wird auf drei S. besprochen; das Ergebnis: „die Hauptmasse ist entlehnt", von Skandinaviern und Finnen; manche Heilmittel bzw. -methoden sind jedoch uralt, einige „den Eskimos . . . und den Lappen gemeinsam". Hier hätte man mehr als diese bloße Feststellung gewünscht, mindestens Quellennachweise. (W. St.)

140. *Suomen kansan vanhat runot.* VII. Raja- ja Pohjois-Karjalan runot. 4, 5. Skandinavian metsäsuomalaisten runot (Die alten Runenlieder d. finn. Volkes. VII. D. Runenl. Grenz- u. Nord-Kareliens, T. 4, 5. Die Runenl. der skandinav. Waldfinnen). Helsinki: Suom. Kirj. Seura 1933. XII, 609, X, 610—1154, XII, 102 S. 8°.

Mit den beiden Bänden ist die Publikation der Runen (Finnisch-) Grenz- und Nordkareliens, deren 2. Teil UJb. XII 162 angezeigt wurde, abgeschlossen. Der Liederreichtum und die Sammeltätigkeit in diesem Gebiet sind erstaunlich: 4267 epische, lyrische u. ä. Lieder, 5246 Zauberlieder enthalten die 5 Bände! Hervor-

ragenden Anteil als Sammler hat K. Krohn. In den angezeigten Bänden sind die Jäger-Zauberlieder hervorzuheben (das längste 175 V.). — Dem Schlußband sind aus praktischen Gründen die Runen der sog. Waldfinnen Skandinaviens beigefügt, die für die Runenforschung von großer Wichtigkeit sind (386 Nrn.). Von epischen Kalevalaliedern sind nur einige wenige dürftige Bruchstücke erhalten; den Hauptteil der Sammlung nehmen die Zauberlieder ein (338 Nrn.). (W. St.)

141. Thomsen, Vilhelm: *Samlede Afhandlinger* (Gesammelte Abhandlungen). Bd. 4. København: Gyldendal 1931. XV, 530 S. 8°.

Wie in der ausführlichen Anzeige H. H. Schäders über „Vilhelm Thomsens Gesammelte Abhandlungen [I—III]" (UJb. V, 77—98) erwähnt, wurde die umfangreichste Arbeit Thomsens, die wichtige Untersuchung über die baltisch-ostseefinn. Berührungen (Beröringer mellem de finske og de baltiske [litauisk-lettiske] sprog. 1890) aus der Sammlung ausgelassen, da Th. sie neubearbeitet herausgeben zu können hoffte. Nachdem sein Tod dies unmöglich gemacht hat, ist die Arbeit im wesentlichen unverändert, mit kleinen Änderungen aus Th.s Handexemplar und ins Deutsche übertragen, von F. Ohrt herausgegeben worden. (W. St.)

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre.

142. *A telepités; a Magyar Gazdaszövetség szakértekezlete* (Die Siedlung; die Fachkonferenz des Bundes der ungar. Landwirte). Bp.: Magy. Gazdaszöv. 349 S. 8°.

Nach umfangreichen Vorarbeiten wurde in sieben Sitzungen (von Mai bis Dezember 1933) unter Führung von Erzherzog Albrecht und reger Beteiligung aller interessierten Ämter, Behörden und Fachkreise eine Fülle von Anregungen, Gedanken und konkreten Vorschlägen geboten, die finanzielle Seite der Frage ziemlich weitgehend, anderes allgemeiner durchgesprochen. Die ungar. Bodenreform der Nachkriegszeit wurde weitgehend als mißglückt angesehen, sie soll durch Siedlung auf lange Sicht ergänzt werden (30 000 neue Stellen in den nächsten 10 Jahren). Nach verläßlichen Schätzungen ist die Zahl der landwirtschaftl. Betriebe zwischen 1—5 kj im Zeitraum 1920—30 von 490 000 auf 912 000 gestiegen. Die bäuerl. Lage hat sich also verschlechtert, Aufrundung der Parzellenbesitze ist dringend nötig. Doch soll der Boden ohne Eingriffe in das private Eigentumsrecht beschafft werden, da genug Land zur Verfügung stehe, besonders in Transdanubien. So ist vor allem an eine Richtung der Siedlungsbewegung vom Alföld und von Oberungarn aus nach dem Westen gedacht. Statt des üblichen Anfangskapitals, wie es Vertreter der Geldinstitute für die Siedler befürworten, fordert die junge Generation in Anbetracht der schlechten materiellen Lage der Siedler Aufbau neuer geschlossener Dorfsiedlungen und Betreuung durch den Wirtschaftsführer eines dazugehörigen neu zu schaffenden mittleren Betriebes. Politisch formuliert würde dies Faschismus bedeuten. Allen Rentabilitätsberechnungen trat Dr. Kerék vom Bund der Landwirte mit der treffenden Behauptung entgegen, daß ein Betrieb sich „rentiere", der eine Bauernfamilie ernähren könne, und daß sich diese bäuerl. Betriebe in Krisenzeiten durch primitive Tauschwirtschaft erhalten könnten. Gegenüber den u. E. meist viel zu hoch angesetzten Tilgungslasten schlägt Dr. K. vor, daß die jährl. Leistung in einem bestimmten Anteil vom Bodenertrag innerhalb der normalen Ertragshöhe festgesetzt werden müsse. — Die Siedlungsbewegung wird von versch. Seiten auch im Kampfe gegen das Einkindersystem in gewissen Gegenden Transdanubiens in Rechnung gestellt. Nur von einem Sprecher (vitéz Bittera, S. 515) wurde sie im Sinne eines Angriffs gegen die deutschen Dorfgebiete gedacht. Mit

der geplanten Zusammenfassung der Beratungsergebnisse in einem Gesetzvorschlag wäre ein bedeutsamer Schritt getan. (Kl.)

143. *Az országrendezés mérnöki megvilágításban* (Die Landesplanung vom Standpunkt des Ingenieurs). Bp.: Ungar. Ingenieur- und Architektenverein, Nationalverband der ung. Ingenieure und Architekten. 1933. 233 S. 8°.

Das Buch enthält 33 Vorträge von einer Tagung der beiden Verbände. Es gilt eine großzügige Landesplanung, die für lange Jahre alle Zweige des ungar. Wirtschaftslebens erfassen soll. Aufgaben der Produktions- und Verkehrsförderung, sowie Siedlungs- und Verwaltungsprobleme sind eingehend besprochen, der vorwiegend agrare Charakter aller Aufgaben betont. Planmäßige Ansiedlung eines lebensfähigen Bauernelementes wird besonders für die ungleichmäßig bewohnten Gebiete nicht nur aus sozialen Rücksichten, sondern auch als Vorbedingung für intensivere Bodennutzung dringend gefordert. Dieses Grundproblem sollte man auch bei den Wasserarbeiten und Verkehrswegverbesserungen stärker berücksichtigen. Neben der Stadtregulierung wird die Tanyafrage behandelt, wo sich wirtschaftl., kulturelle und Verwaltungsinteressen kreuzen. J. Trájber sieht in der dörflichen Siedlungsform, L. Vincze im Einzelhofsystem die vorbildliche Lösung, aber man ist gegen die heute vorherrschenden Extreme des Riesendorfes und der planlosen Tanyawelt. Genaueste Erforschung der bestehenden Verhältnisse wird allgemein gefordert. — Praktische Zielsetzung, gewissenhafte Bearbeitung der Einzelfragen sowie gründliche Kenntnis der heimischen Verhältnisse und ähnlicher Bestrebungen im Auslande kennzeichnen alle diese Ausführungen, die bei aller Großzügigkeit die bescheidenen Gegenwartsmöglichkeiten nie aus den Augen verlieren. (T. M.)

144. Berchtold, Zsigmond: *A magyar mezőgazdaság fogyasztópiacai* (Die Absatzmärkte der ung. Landwirtschaft). Bp.: G. Vajna & Co., o. J. 179 S, 8°.

Wie alle handelspolit. Arbeiten, die Wert darauf legen, wissenschaftlich gewürdigt zu werden, befaßt sich auch die vorl. Untersuchung aus innerer Notwendigkeit mit den Fragen der Produktionsfaktoren und Produktionspolitik der in Betracht kommenden Länder. Ob andererseits die Fragen der Gegenwart neben den Problemen der natürlichen und geschichtl. Entwicklung gleichmäßig in den Vordergrund gestellt werden sollen, bedarf einer neuen Arbeitsabgrenzung. Verf. hat mit großer Umsicht ein ungeheueres statist. Material verarbeitet und dadurch erneut den Beweis für die Lehre von Thünen, den er leider nicht erwähnt, erbracht. Er scheint auch die in den ungar. Lehrbüchern über dieses Problem erfolgten Veröffentlichungen nicht zu kennen. Es ist natürlich undenkbar, in Zeiten rasch sich ändernder polit. und wirtschaftl. Wertbegriffe Folgerungen aus dem Ergebnis einer wissenschaftl. Arbeit, die in lebendiger Fühlung zur Praxis entsteht, zu ziehen. Immerhin ist B. bestrebt, seine wissenschaftl. gewonnenen Erkenntnisse auch dann zu vertreten, wenn sie Wegbereiter seiner Unpopularität sein könnten. (-r.)

145. Gaedicke, Herbert — Eynern, Gert v.: *Die produktionswirtschaftliche Integration Europas I—II.* Bln.: Junker und Dünnhaupt 1933. VIII, 179 S.; VIII, 37 S. 8° (Zum wirtschaftl. Schicksal Europas I. Teil: Arbeiten z. europ. Problematik, hrsg. v. A. Weber u. A. Bergsträsser, H. 3, T. 1 u. 2).

In dieser Untersuchung über die Außenhandelsverflechtung der europ. Länder wird der Nachweis erbracht, daß die produktionswirtschaftl. Einheit Europas, die nach dem Kriege stark beeinträchtigt war, nun z. T. schon mit Erfolg im alten Umfange wieder hergestellt wird. Die Unterscheidung in Gesamteuropa ein-

schließlich Rußland, Gesamteuropa (ohne Rußland) und Kontinentaleuropa (ohne Rußland und Großbritannien mit dem irischen Freistaat) ermöglicht eine gründlichere Aufteilung und Zergliederung des sehr verwickelten und in manchem divergierenden europäischen Außenhandelsnetzes. Sodann wird durch den europäischen Raum eine Grenze nach den Standortsbedingungen der einzelnen Länder gezogen: Ein stark industrialisierter Länderblock in der Mitte Europas — Kerneuropa — ist von einem mehr agrarisch bedingten Ring — Randeuropa — umschlossen. (In Anlehnung und Fortsetzung der Arbeit von O. Schlier: Der Aufbau der europäischen Industrie nach dem Kriege, Berlin 1932.) Der jeweilige Grad der Verflechtung der Länder und Länderblocks wird weitgehend analysiert und nach Warenkategorien verdeutlicht, die wesentlichsten Knotenpunkte (Deutschland, Großbritannien, Frankreich) besonders untersucht. Es ergibt sich für Europa vor und nach dem Kriege eine fundamentale Stellung innerhalb des Welthandels, aber mit sinkender Anteiltendenz. Die außenwirtschaftl. Verflechtung ist relativ wie absolut höher als die Außereuropas. Bestimmt wird diese Integration im wesentlichen durch die verschiedenen standsortsbedingten Wirtschaftsapparate der einzelnen Länder. Diese Abhängigkeit ist am stärksten innerhalb des industriellen Kerns — dieser ist aber von Randeuropa wenig abhängig, dagegen sehr hoch von Außereuropa. Der agrarische Ring Europas ist fast nur mit der industriellen Mitte verflochten, unter sich wenig, und nur ganz wenig mit Außereuropa. (o. sp.)

146. Gratz, Gustav (Hrsg.): *Ungarisches Wirtschafts-Jahrbuch*, Jg. 9. Bp.-Bln.-Wien: Gergely-Piorkowski-Payer & Co. 1933. 436 S., zahlr. stat. Tab. 8°.

In dem bewährten Handbuch, das in diesem Band — mit statist. Stoff reich ausgestattet — von der wirtschaftl. Lage Ungarns im J. 1933 berichtet (für das Vorjahr vgl. UJb. XIII, Rez. 129), wird ein Aufsatz vorausgeschickt, der Ungarn im Zusammenhang der Weltwirtschaftskrise betrachtet und deren Rückwirkungen auf Staatshaushalt, Gestaltung des Außenhandels, Preisbewegung usw. erörtert. Bezüglich der Landwirtschaft werden die Angaben über Erzeugung, Aus- und Einfuhr zusammengestellt und die Standardisierungsbestrebungen hervorgehoben; besondere Artikel sind der Milchwirtschaft und der landwirtschaftl. Entschuldung gewidmet; die Verschuldung wird als nicht sehr bedenklich hingestellt und mehr vom Gesichtspunkt der Kreditinteressen als der der Landwirtschaft behandelt. Im zusammenfassenden Bericht über die Fabrikindustrie ist aus den Daten des Berichtsjahres die Vermehrung der Produktion zu ersehen: 213 Fabriken sind eingegangen, 160 stillgelegt, gegenüber 180 Neuanlagen; die Anzahl der beschäftigten Arbeiter ging um 9,9 %, die der Arbeitstage um 12,9 % zurück. Wichtige Beiträge zur Lage der Industrie liefert die Arbeit über Preisänderungen industrieller Waren sowie der detaillierte Ausweis über die Kohlenwirtschaft. Im Handelsteil des Jahrbuchs ist die mit Tabellen versehene Analyse des ungar. Außenhandels hervorzuheben, im Verkehrsteil der Bericht über Eisenbahn- und Automobilwesen. Während die Agrarprobleme des Landes in der Veröffentlichung etwas zu kurz kommen, werden Staatshaushalt-, Geld- und Kreditfragen eingehend erörtert, so u. a. auch die neueren Maßnahmen der Devisenbewirtschaftung. Die erwähnten Beiträge, sowie die weiteren über Bautätigkeit, Versicherungswesen, Sozialpolitik und Fremdenverkehr enthalten reiche, vor allem als statist. Unterlage verwertbaren Angaben. Die deutsche Sprache der Veröffentlichung bedürfte allerdings stellenweise einer gewissen Straffung und Glättung. (Z.)

147. Haidegger, Ernst: *Die systematische Untersuchung der Energiewirtschaft Ungarns.* Bp.: Diss. 1932. 111 S. 8°.

Die Energiewirtschaft Ungarns wurde durch den Friedensvertrag vor besonders schwierige Probleme gestellt. Neben nicht allzureichlichen Kohlenvorkommen stehen als Energiequellen fast keine ausnutzbaren Wasserkräfte, keine Erdöl- oder Gasvorkommen und auch nur geringe Brennholzmengen zur Verfügung. Die Energiebilanz — nach Bedarf, Erzeugung, Mangel, Einfuhr — bleibt somit für Ungarn passiv und zeigt in den untersuchten Jahren (1920, 24, 28) sogar eine recht erhebliche Aufwärtsbewegung (d. h. es mußten 33,6 % bezw. 34,1 % bezw. 38,5 % des Bedarfs an Energie aus dem Ausland beschafft werden). Der Schwerpunkt liegt im heutigen Ungarn auf der Kohle: Unabhängigkeit vom Auslande bei gleichzeitiger Schonung der kargen Vorkommen zu erreichen. Hier muß zu den Mitteln der Kohlenveredlung, der Verbesserung der Feuerungsanlagen und besonderen wirtschaftlichen Maßnahmen gegriffen werden. Hinzu kommt, daß über 60 % des hohen Brennholzbedarfs aus dem Auslande bezogen werden müssen, d. i. etwa 22 % der Energieeinfuhr. Hier spielen wohl hauptsächlich Konsumgewohnheiten mit, die nur durch zähe Rationalisierungsarbeiten ausgemerzt werden können. Den größten Einfuhrposten in der Energiebilanz verursacht aber die Ölwirtschaft, in der höchstens mit Hilfe des Berginverfahrens eigene Rohstoffe zum Ersatz fremder heranzuziehen sind. So bleibt für Ungarn dieElektrizitätswirtschaft außerordentlich wichtig, weil sie die zweckmäßigste Ausnützung vorhandener Energiequellen gewährleistet. Nach ausführlicher Übersicht über die bisherige Versorgung stellt H. eine Bedarfsberechnung für den Fall der Vollelektrifizierung Ungarns auf (etwa 2325 Millionen kwh jährl.), erörtert die Rationalisierungsmöglichkeiten und die zwischenstaatlichen Beziehungen in der Energiewirtschaft. (o. sp.)

148. Heller, Wolfgang: *Die Zukunft der Eingliederung Ungarns in die Weltwirtschaft.* Weltwirtschaftliches Archiv Bd. 37, H. 1, S. 79—112. Jena 1933.

Ausgehend von theoret. Erörterungen über die Produktivkraft eines Landes als Angebotsfaktor, die Ergänzungsbedürftigkeit und Höhe des Volkseinkommens als Nachfragefaktor, ferner über Preisniveau, hist. und polit. Einflüsse wird praktisch für Ungarn die Eingliederungsfrage positiv und negativ untersucht. (d. h. auch im Hinblick auf Autarkie). Der hohen Abhängigkeit der ungar. Wirtschaft vom Auslande (Rohstoffergänzung; Agrarüberschüsse u. a. m.) wird der relative Zwang zur Selbstversorgung gegenübergestellt (hohe Bevölkerungsdichte = notwendige Industrialisierung; Preissturz der Agrarprodukte; hohe Verschuldung = notwendige aktive Handelsbilanz etc.). Interessant sind die Hinweise auf Strukturwandlungen und Anpassungen seit dem Weltkriege (z. B. gesteigerte Arbeitsteilung zwischen mechanisierten Agrargroßbetrieben für Weizenbau und sehr arbeitsintensiven Kleinbetrieben mit Veredelungsproduktion). Abschließend empfiehlt H. regionale Handelspolitik und zeigt die Schwierigkeiten wirtschaftl. Kooperation im Donauraum vom ungar. Gesichtspunkt und die Vorteile von Präferenzverträgen. (o. sp.)

149. Kemény, Georg, Mitnitzky, Mark, Vágó, Josef: *Die Volkswirtschaft Ungarns im Jahre* 1933. Bp.: Pester Lloyd 1934. 396 S. 8°.

Nach kurzer Skizzierung des bisherigen Krisenablaufs von A. Popovics wird durch G. Kemény ein umfassender Überblick über die weltwirtschaftliche Lage im J. 1933 geboten, mit einem Abschnitt über das Donauproblem, der u. a. auch die Denkschrift Mussolinis im Wortlaut enthält. Für Ungarn konstatiert dann J. Vágó

im Rückblick auf die Volkswirtschaft ein „Jahr aufhörender Krisenvertiefung", aber auch mit großen Enttäuschungen. Statt einer Aufwärtsentwicklung der Preise (besonders in der Landwirtschaft) bröckeln diese weiter ab, dazu kommt eine Rekordernte mit größten Verwertungssorgen. So sinkt die agrarische Kaufkraft weiter, und während sich gleichzeitig in der Industrie einige Besserungssymptome feststellen lassen (erhöhte Belegschaft, erweiterte Produktion), klafft so die Agrarschere noch weiter auseinander. Auch die Lage des Handels scheint sich, gemessen an den erheblich verminderten Zahlungseinstellungen, etwas gehoben zu haben. Neben ausführlichem Zahlenmaterial und weitgehendem textlichen Unterbau wird auch der Problematik der einzelnen Wirtschaftskreise Raum gegeben (f. d. Landwirtschaft: Verwertungssorgen, das deutsch-ungar. Weizenexportfiasko, Fragen der Preisgestaltung, Lage der landwirtschaftl. Schuldner, Umstellung der Produktion und planvolle Führung u. a. m. — f. d. Industrie: die Gegensatzfelder zwischen öffentl. Meinung, Landwirtschaft und Industrie, die Alternative zwischen freier Wirtschaftsführung oder Totalität staatl. Führung usw.). Trotz wachsender Autarkiebestrebungen in der Handelspolitik konnte das Volumen des Außenhandels, besonders aber der Ausfuhr, erhöht werden. Die Finanzgebarung Ungarns litt im J. 1933 noch weiterhin unter der Problematik des Staatsbudgets und der Agrarschulden, wobei aber in der Lage der Staatsfinanzen ein Ruhepunkt und auch für die Agrarschulden eine Regelung gefunden wurde. (o. sp.)

150. Kiss, Elemér: *Mezőgazdaságunk megszervezése és a mezőgazdasági kamarák* (Die Organisierung der ungar. Landwirtschaft und die Landwirtschaftskammern). Kaposvár: Kultura kvny. 1933. 159 S. 8°.

Verf., Leiter einer westungar. Landwirtschafts-Kammer, weist auf die Hemmungen in der Arbeit der auf Grund des Ges. Art. 18: 1920 errichteten Landwirtschaftskammern hin und legt praktische Vorschläge vor allem zur organisator. Behebung der Mängel vor. Er fordert Verschmelzung bzw. engere Zusammenarbeit mit Aufgabenverteilung zwischen den Organisationen und Vereinen ähnlicher Zielsetzung, bessere finanzielle Ausrüstung der Kammern, Einbeziehung von Großgrundbesitz und Gutsverwaltung in die Kammerarbeit, behördl. Kompetenzen usw., ferner Ausbau der Produktions- bzw. Versuchskreise und Errichtung von Zentralstellen für landwirtschaftl. Betriebsstatistik. Indem K. sich auch für die Einflußnahme der Kammern auf Entschuldung, Bodenverteilung, landwirtschaftl. Unterricht usw. einsetzt, greift er sämtliche gegenwärtigen Probleme der ungar. Landwirtschaft auf und sucht ihre Lösung durch eine aktive Agrarpolitik, die durch Organisation der Kammern Erzeugung und Verwertung einheitlich steuert. (Z.)

151. Kohlruß, Eberhard: *Die französischen Kapitalanlagen in Südosteuropa im Rahmen der gesamten Auslandsverschuldung der südosteuropäischen Länder.* Lpz.: Mehnert u. Pleyner 1934. 105 S. 8° (Veröffentlichg. d. Instituts für Mittel- und Südosteuropäische Wirtschaftsforschung a. d. Univ.).

In der vorl. Schrift wird der Versuch unternommen, auf schmalem Raum das feinnervige finanzkapitalist. Beziehungsnetz Frankreichs, das es über den Südosten Europas gesponnen hat, zu entwirren und aus dem Bereich der Vermutung in die Ebene klarer Erkenntnisse zu rücken. Auf der Grundlage des 1. Abschnittes, der sich mit der Auslandsverschuldung der südosteurop. Staaten insgesamt befaßt — wobei die versch. staatliche Gliederung dieses Raumes in Vor- und Nachkriegszeit Berücksichtigung findet — wird im 2. Teil die französ. Kapitalpolitik in Südosteuropa dargestellt, während der 3. Teil Wertungen der Ergebnisse vornimmt und

sich mit der Verwendungsrichtung, der wirtschaftl. Tragbarkeit der Anleihen und mit den Außenhandelsverflechtungen Südosteuropas mit Frankreich einerseits, mit Mitteleuropa andererseits befaßt. Eine klare Gegenüberstellung der durch diese Finanzpolitik gezüchteten hochkapitalist. Wirtschaftsformen und der bestehenden, z. gr. T. vorkapitalist. bäuerl. Wirtschaftsformen hätte Ausgang für eine weitere kritische Wertung des französ. finanzkapitalist. Baues werden können, der nicht eine organische Entwicklung dieser Agrarstaaten in die Wege leitete, sondern nach bekannten Kolonialmethoden Länder erschließt ohne Rücksicht auf ihr Gesamtgefüge. (E. B.)

152. Lósy-Schmidt, Ede: *Magyar vagy francia alkotás-e a szegedi közuti Tiszahid?* (Ist die Szegediner Theiß-Brücke ein ungar. oder ein franz. Werk?) Bp.: Stádium 1933. 28 S. 3 Blg. 8°.

Im Preisausschreiben des Sz.-er kgl. Kommissariats ist 1880 der Entwurf der Pariser Firma Eiffel preisgekrönt worden, die den Bau ausführte und 1883 beendete. Vf. weist an Hand der Unterschrift am eingereichten Entwurf, der ungar. Sprache der Beschriftung sowie unter Heranziehung von zeitgenöss. Zeitungsartikeln und Briefen nach, daß der Entwurf von dem ungar. Architekten Feketeházy verfertigt und wegen der Bedingungen, die er selbst nicht erfüllen konnte (eigene Durchführung, Kapital, Kaution), der Pariser Firma überlassen worden ist. Die Heranziehung des entsprechenden französischen Materials hätte die Beweisführung noch mehr gestützt. (Z.)

153. *Nagy „Magyar Compass"* (Nagyscher Ungar. Kompaß) 1933—1934. Jg. 57, I: Geldinstitute. Hrsg. v. S. Berényi und G. v. Nagy. Bp.: S. Nagys v. Galántha Erben, o. J. X, 534 S. 8°.

Der bewährte Kompaß umfaßt in übersichtlicher Anordnung eine Fülle von Daten über Gründung, Kapital, Leitung, Interessensphäre usw. der ungar. Banken, Sparkassen und Kreditgenossenschaften. Organisation und Ausweise der Nationalbank werden mitgeteilt, Bankvereinigungen und Aufbau der Börse behandelt. Bei den größeren Geld- und Kreditinstituten erscheinen auch wesentliche Stellen der Jahresberichte abgedruckt. Hervorzuheben ist u. a. die Gesamtbilanz der Geldinstitute 1931—1932 und die Liste der eingegangenen Banken und Sparkassen. Tabellen und Bilanzen sind auch deutsch beschriftet. Der Band ist — wie die vorangehenden — als zuverlässiges und reichhaltiges Nachschlagewerk zu empfehlen. (Z.)

154. Patin, Edgard: *Le commerce des céréales dans le bassin du Bas-Danube.* Paris: Sirey 1933. 423 S. 8°.

Die Arbeit P.s gilt im wesentlichen dem alten Rumänien und seinem agrar. Reichtum. Ein geschichtlicher Rückblick zeigt es als Kornkammer der Antike und des mächtig aufblühenden Byzanz; hier stoßen venetian. und genues. Händler vor, bis dann diese Gebiete unter der Herrschaft der Türken zu Ausbeutungszonen des türk. Monopolsystems werden. Im Zusammenhang damit werden die Fragen des gesamten agrar. Regimes behandelt — wie hier soziale Bedingungen, Machtfaktoren und deren Wandlung ihren Einfluß haben auf Wirtschaftsweise, -form, -gesinnung u. a. m. und dadurch auf Getreideproduktion und -verwertung. Im Hauptteil werden einerseits der innere Markt, dessen Organisation, die einzelnen Verwertungsarten, die wichtigen Verkehrswege u. dgl. m., andererseits der Vorstoß der rumänischen Getreideüberschüsse auf die großen Weltmärkte behandelt. Hierbei spielt die Ent-

wicklung des Wirtschaftslebens im 19. Jhdt. — insbesondere des Freihandels — eine große Rolle. Wichtig ist auch die Eröffnung neuer Verkehrsmöglichkeiten durch die Dampfschiffahrt sowohl im Schwarzen Meer wie besonders auch auf der Donau. Mit der Entwicklung der Banken und dem Aufschwung großer Industriezentren wird die Getreideversorgung ein Objekt der Spekulation etc. Doch wird die untere Donau in ihrer großen Bedeutung für die Getreideversorgung der großen europ. Märkte langsam aber sicher von der überseeischen Konkurrenz überholt, bis dann die allgem. verschärfte Agrarkrise die gesamte Getreideproduktion und -verwertung vor ungelöste Fragen stellt. (o. sp.)

155. Sólyom, Jenő: *A magyar vámügy fejlődése* 1519-*ig* (Die Entwicklung des ungar. Zollwesens bis 1519). Bp.: M. kir. vámszaki tisztviselők otthona 1933. 216 S. 8°. P. 6,—.

S. stellt in fleißiger Sammelarbeit die Geschichtsdaten des ungar. Zollwesens für den Zeitraum vom 12.—15. Jh. zusammen; der Abschluß mit dem Jahr 1519 wird mit dem Hinweis begründet, daß das Zollgesetz dieses Jahres die Grundlage für eine Trennung der kgl. und staatl. Zolleinkünfte bildete. Die Arbeit behandelt in einer ziemlich losen Aneinanderreihung der Angaben die Binnenhandelszölle als Regalien, ihre Verschenkung und Verpachtung, sowie die „Zolltarife", vor allem die von Ofen (1255), Gran (1288), Oedenburg (1394), jedoch mit Hinweis auf die Unsicherheit der Zollbemessung. Dem folgen Kapitel über Außenhandelszölle, ihre Wandlung, die Pachtverhältnisse, Maß- und Werteinheiten usw. Die einschlägigen Preßburger Quellen sind eingehend dargestellt, die Organisation der Zollverwaltung, Verteilung der Zollorte werden berührt. Man vermißt in der stoffreichen Arbeit vielfach die Angabe der Quellen; das Zollwesen erscheint noch zu wenig in gesamtwirtschaftl. Zusammenhänge hineingestellt, obwohl Ansätze dazu vorhanden sind. (Z.)

156. Szabó, Nikolaus: *Ungarns Landwirtschaft und die Umgestaltung der Produktion.* Bp.: Pátria 1934. 24 S. 8°.

Eine — in vielem vielleicht zu knappe — Bestandsaufnahme der wirtschaftl. und sozialen Struktur der ungar. Landwirtschaft. Eingehender wird die Getreidefrage behandelt und mehr oder weniger bekannte Möglichkeiten der Produktionsumstellung erörtert, z. B. eine Weizenrestriktion in dem Ausmaße, daß nur bestimmte gute und absetzbare Qantitäten für den Export erübrigt werden. Auch wird die Lage im Obst- und Weinbau und die Verwertung dieser Produktion kurz gestreift, die Frage des Anbaus von Gemüse, Industriepflanzen usw. angeschnitten und auf die erhöhte Wichtigkeit der Viehzucht hingewiesen. (o. sp.)

157. Szabó, Miklós: *A mezőgazdasági termékek standardizálása* (Die Standardisierung der landwirtschaftl. Produkte). SA. aus Mezőgazd. Közlöny 1933, Nr. 8—9. Bp.: Pátria o. J. 24 S. 8°.

Die Arbeit gibt einen knappen Überblick über Wesen, Vorteile und Vorgang der Standardisierung im allgemeinen. Nach einer Skizze der Standardisierungsbewegung in einzelnen Ländern, darunter Deutschland, weist Sz. auf die Bedeutung der Schaffung von Standardwaren für Ungarn hin. Ihr Vorhandensein im größeren Maßstab als heute würde Exportvorsprünge den Nachbarländern gegenüber bedeuten. Obwohl gute Ansätze vorhanden sind, müßte die Standardisierung bei den Kleinlandwirten und für spezielle Exportartikel ausgebaut werden. Verf. fordert einheitl. rechtl. Regelung und Übertragung der Aufgaben auf das Außenhandelsamt. (Z.)

158. Szeder, Pál: *Kunágota község agrárpolitikája* (Die Agrarpolitik der Gemeinde K.). Kunágota: Selbstverl. 1933. 306 S. 8°.

Auf Grund zehnjähriger Erfahrungen als landwirtschaftlicher Beamter skizziert Sz. zunächst die Entwicklung des Ortes aus einer Ansiedlung von Tabakgärtnern (Pächtern) auf fiskalischem Boden, die erst 1843 (zusätzliche Ansiedlung 1866) vor allem mit Siedlern aus Oberungarn erfolgte. Infolge der gesetzlichen Lage kommt es erst spät zur Bildung einer selbständigen Gemeinde, deren Lasten durch die großen Güter jahrzehntelang nicht mit getragen werden. In den 70er Jahren beginnt die Ablösung der Pacht durch Annuitäten, deren Höhe zeitweise fast zum Zusammenbruch führt. Diese Ablösung ist für einen Teil der Pächter auch heute noch nicht abgeschlossen. So ist der Großgrundbesitz der Puszten noch heute ausschlaggebend, die Bauern machen nur ein Sechstel bis ein Fünftel der Einwohnerschaft aus, dagegen die landwirtschaftl. Arbeiter (und das Gesinde) zwei Drittel bis drei Viertel. Davon kann ein großer Prozentsatz im Ort keine Arbeit finden, bleibt arbeitslos oder sucht Saisonarbeit. Die Landarbeiterfrage wird besonders gründlich dargestellt, ihre Lösung für Ungarn in der Umsiedlung gesehen, so daß die Großbetriebe ihre Saisonarbeiter auch durch den Winter hindurchzubringen hätten. — Die zweite Hälfte des Buches füllen rein praktische betriebswirtschaftl. Ratschläge, die von der anfänglichen Zielsetzung abweichen. Die Behauptungen über die geringe Bevölkerungskapazität der kleinbäuerl. Betriebe sind sehr einseitig, die Verteidigung des Großgrundbesitzes nur wirtschaftlich und in einem bestimmten Zusammenhang zu verstehen. Die Vorschläge über die Einsetzung landwirtschaftl. Sekretäre und zur „Revision der Landwirtschaft" (im Sinne einer Revision von Bankinstituten) zielen nämlich darauf hin, daß der neue Agrarstaat durch eine Technokratie der landwirtschaftl. Fachleute oder — im Sinne des Faschismus — von den besitzlosen Mittelschichten regiert werden soll. Im selben Sinne ist auch die gründlichere Durchgliederung der Gemeinden zu verstehen, vor allem der beachtliche Vorschlag, daß alle Geldangelegenheiten innerhalb eines Dorfes nur durch das örtliche Geldinstitut erledigt werden sollen. Werden dadurch Einflußmöglichkeiten für die staatl. ausgerichtete Intelligenz frei, so ist sogar ein entscheidender Schritt über die faschist. Zentralisation hinaus erfolgt: die Herrschaft der staatl. Mittelschicht setzt auch im Dorf ein. Allerdings muß man bei dem in diesem Buche versteckten polit. Ideal doch fragen: Wo bleibt der Bauer? (Kl.)

159. Török, J. E. (Hrsg.): *Magyar Biztositási Évkönyv* (Ungar. Versicherungs-Jahrbuch), 25. Jg. (1933—34). Bp.: Bizt. és közgazd. lapok, o. J. 391, XXXIII S. 16°. P. 12,—.

Im 1. Teil enthält das Jahrbuch Angaben über Organisation und Wirkungskreis der mit dem Versicherungswesen in Zusammenhang stehenden Behörden, Institutionen und Verbände, ferner einschlägige Verordnungen und Entscheidungen, schließlich Daten über Zusammensetzung der Leitung, Gewinn-, Verlust- und Vermögensausweise der Versicherungsunternehmen in Ungarn, unter denen die ausländ. Vertretungen und Tochtergesellschaften zahlreich vertreten sind. Der 2. Teil bringt Aufsätze über Rechtsfragen des Versicherungswesens, über Entwicklungstendenzen und Rückblicke auf die Entwicklung im Berichtsjahr. Im Gesamtüberblick, der die wirtschaftl. Schwierigkeiten vermerkt, vermißt man nähere Zahlenangaben. Im ganzen gibt das Jahrbuch einen brauchbaren Querschnitt. (Z.)

160. Wellmann, Imre: *A gödöllői Grassalkovich-uradalom gazdálkodása, különös tekintettel az* 1770—1815. *esztendőkre* (Die Bewirtschaftung des Grassalkovich-

Gutes in Gödöllő, mit bes. Berücksichtigung der J. 1770—1815). Bp.: Stephaneum ny. 1933. 186 S. 1 Kte. 8°.

161. Sinkovics, István: *A magyar nagybirtok élete a XV. század elején* (Der ungar. Großgrundbesitz am Anfang des 15. Jh.s). Bp.: Selbstverl. 1933. 68 S. 8° (Tanulmányok a magyar mezőgazdaság történetéhez — Studien z. Gesch. d. ung. Ldwirtsch., 7, 8).

Die gründliche Arbeit W.s stützt sich auf das Material des betr. Guts- und des ungar. Landesarchivs; der Stoff wird unter umfassenden Gesichtspunkten verarbeitet und die Geschichte der Gutsherrschaft in allgemein wirtschaftsgeschichtl. Entwicklungszusammenhänge hineingestellt. Verf. gibt die Gründe an, die eine Intensivierung der landwirtschaftl. Erzeugung auf Großgütern in den ehemals türkisch besetzten Gebieten bis Ende des 18. Jh.s verhinderten (unzureichende Marktbildung, Zustand des Wegenetzes usw.), kennzeichnet die Persönlichkeit der Grundherren und verfolgt die Erwerbung, Belastung und Verpachtung der Güter. Nach einer wirtschaftsgeograph. Skizze des in der Blütezeit rd. 135 000 Kat. Joch umfassenden Besitzes mit dem Mittelpunkt Gödöllő wird der Vorgang der Besiedlung mit deutschem (vor allem Soroksár, Ujhartyán, Kerepes), slowak. und ungar. Element bei Betonung der planenden Arbeit des Grundherren behandelt. W. hebt die gebietsweise verschiedene Lage der Hörigen, die verhältnismäßig geringe Belastung durch Fronarbeit und die Bedeutung der nach der Türkenzeit unter grundherrschaftl. Druck entstandenen Feldgemeinschaften hervor, die erst durch das theresian. Urbarium entkräftet werden. Die Arbeit zeigt die Vor- und Nachteile der Urbarialbestimmungen, sodann die Ausweitung des Allodiums nach 1782, die im wesentlichen ohne Bauernlegen erfolgt, ferner die Wandlungen im Wirtschaftsbetrieb (Übergang zur Dreifelderwirtschaft in den 70er Jahren des 18. Jh.s, Vordringen der Schafzucht seit Anfang des 18. Jh.). Die Erörterungen zeugen nicht nur von Stoffbeherrschung und Literaturkenntnis, sondern auch von der konstruktiven Begabung des Verf.s. — Die Veröffentlichung S.s geht vom Streubesitz der ungar. Grundherren aus und weist die Organisation auf, durch welche die verstreuten Gebiete zusammengehalten werden. Der Kennzeichnung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, Steuer- und Zollrechte folgen Angaben zur Lebensweise der Grundherren, über den Dienst und die Zusammensetzung der Familiares und zur wirtschaftl. und sozialen Lage der Hörigen. Dies alles ergibt zwar noch kein abgerundetes Bild, aber eine Erweiterung des Stoffes, vor allem an Hand des noch unveröffentlichten Fejérpataky-Nachlasses. (Z.)

---

162. Illyefalvi, I. Lajos (Hrsg.): *Budapest székesfőváros statisztikai és közigazgatási évkönyve* (Statistisches und Verwaltungs-Jahrbuch der Haupt- und Residenzstadt Budapest). 20. Jg. 1932. Bp.: Szfőv. Stat. Hivatal 1932. VIII, 569, XVI, 606 S. 1 Kte. Gr. 8°. P. 30,—.

163. Ders. (Hrsg.): *A hatvanéves Budapest* (Das 60jährige Budapest). 5. Aufl. Bp.: Szfőv. Statiszt. Hivatal 1933. 386 S. 1 Kte. 16°.

Der Verwaltungsteil des Jahrbuches 1932 (für 1931 vgl. UJB. XII, Rez. 286) vermerkt in der üblichen Anordnung u. a. die Neuordnung der Verfassung und Verwaltung der Hauptstadt durch Ges. Art. 18: 1930, die entsprechenden Statuten bezüglich Änderung der Wahl des Magistratsrates, berichtet von der Arbeit der Bezirksvorstände, von Rationalisierungsmaßnahmen, Steuereinnahmen, von der Gestaltung des Budgets, den durchgeführten öffentl. Arbeiten, von Volkshygiene, Verkehr usw.; unter „Bildungswesen" sind Angaben über die hauptstädt. Levente-Organisation zu finden. Aus dem reichhaltigen statist. Stoff des 2. Teils heben wir hervor: Die Ge-

samtbevölkerung betrug 1930: 1 006 184 Personen (1920: 928 996). Von der durch besondere Fragebogen erfaßten Wohnbevölkerung (916 210) entfielen auf Einzimmerwohnungen 442 087. Die Zahl der Arbeitslosen betrug in Groß-Budapest laut (nicht erschöpfendem) Ausweis: 100 020. — Während das Jahrbuch einen wertvollen statist. Querschnitt bietet, bringt das genannte Taschenbüchlein einen lehrreichen Querschnitt des Zeitraums von 1873—1933. Aus der übersichtlichen Zusammenstellung ist der typische Verlauf einer kapitalistisch beeinflußten Großstadtentwicklung zu ersehen. Die Geburtenziffer fiel von 44,1 (1874) auf 15,6 (1932); im J. 1914 betrug sie noch 24,2. Die Sterbeziffer derselben Jahre: 43,0; 17,1 (!); 19,6. Fabriken gab es 1890: 332; 1910: 1025; 1930: 1173. Die Zahl der Fabrikarbeiter stieg von 35 597 (1890) auf 89 767 (1930). Von den 355 682 Einwohnern Bp.s im J. 1880 waren deutscher Muttersprache 115 573 Personen (34,4 %), von den 1 006 184 im J. 1930: 38 460 (3,8 %). Die Zahl der Juden betrug 1869: 44 890 (16,6 %), 1930: 204 371 (20,3 %). (Z.)

164. *Középitkezések Budapesten* 1920—1930 (Die öffentliche Bautätigkeit in Budapest). Bp.: Székesfőv. 1930. 94 S. 8°.

Eine zusammenfassende Darstellung der nach dem Kriege wiedererwachten öffentlichen und privaten Bautätigkeit der Hauptstadt mit statist. Tabellen und reichem, anschaulichem Bildermaterial. Der Text ist in fünf Sprachen wiedergegeben (neben ungar. auch deutsch, italien., französ. und englisch), ermöglicht also auch dem Ausland eine gründliche Information über das Gebiet. (E. M. H.)

165. M. Kir. Központi Statisztikai Hivatal (Hrsg.): *Annuaire statistique hongrois*. Nouveau cours XXXIX. 1931. Bp.: Athenaeum 1933. XX, 389 S. 8°. P. 6,—.

Das Jahrbuch, das den Stoff betreffend den vorangehenden gegenüber nur geringe Abweichungen aufweist, enthält sehr differenzierte Angaben über Bevölkerungsbewegung, Wirtschaft, Bildungswesen, Recht und Verwaltung. Bemerkenswert ist die Verminderung der Auswanderer-Ziffer; 1931: 1456 (1930: 6249; 1929: 9661). Davon entfielen auf Kanada 400, auf die Ver. Staaten 303, auf europ. Länder nur 189. Die Einwanderung hingegen belief sich auf 49 564 gegenüber 13 337 im Vorjahr. Von den Einwanderern waren ungarischer Muttersprache 25 186, deutscher Muttersprache 11 712; den größten Teil der „Einwanderer" liefern die besetzten Gebiete, aus Deutschland sind 1639 Personen vermerkt (davon 196 Ungarn). Die hypothekar. Belastung des ungar. Grundbesitzes betrug im J. 1931: 2,29 Mill. P. gegenüber 2,06 im Vorjahr. Die Zahl der Fabrikarbeiter verminderte sich von 246 655 (1930) auf 218 466. — Bei statist. Arbeiten über Ungarn ist die Reihe der amtl. Jahrbücher unentbehrlich. (Z.)

166. M. Kir. Központi Statisztikai Hivatal (Hrsg.): *Magyar Statisztikai Zsebkönyv* (Kgl. Ung. Statist. Zentralamt: Ung. Statist. Taschenbuch), II (1932). Bp.: „Pátria" 1933. X, 202 S. 16°. P. 1.—.

Das handliche Bändchen umfaßt abgesehen von internatl. statist. Daten Ungarische Geschichte, Statistik von Vorkriegsungarn, geographische, Verwaltungs- und Bevölkerungsangaben, alle Einzelzweige aus Wirtschaft und Sozialwesen, Bildung und Unterricht, Kirche, Staat und Justizwesen. Außer einer Karte sind zwischen den Tabellen graphische Darstellungen geboten, jedoch ohne Text. — Man vermißt jegliche Ausrichtung der unzusammenhängenden Angaben nach der eigenen gesellschaftl. Verfassung, d. h. der Agrargesellschaft, in der das Landvolk

die Grundlage des Staates bildet. Die Landwirtschaft erscheint als ein Wirtschaftszweig unter anderen, die Zahl der in den Fabriken Beschäftigten ist angegeben, nicht die der Bauern und Landarbeiter. Dasselbe gilt von den Löhnen. Über bäuerl. Grundbesitz erfahren wir nichts, Berufsstatistik wird nur für Vorkriegsungarn geboten. Die Hrsg. erscheinen weitgehend an der mittel- und westeurop. Gesellschaft orientiert, so wie man ja auch im französ. Text zur Berufszählung von 1920 die Bauern und Parzellenbesitzer zur „Bourgeosie" gerechnet hatte. Auch ein derartiges Taschenbuch sollte aber nach den maßgebenden Kategorien der eigenen Gesellschaft angelegt sein, wenn es deren Wesen wiedergeben soll. (Kl.)

167. *Magyar Statisztikai Szemle*, 11.—12. Jg. (1933—34).

Aus dem reichen Inhalt der letzten Hefte heben wir die Veröffentlichung der (vorläufigen) Daten der Volkszählung von 1930 hervor, welche wichtige Verschiebungen in der Berufsgliederung anzeigen (Jg. 12, H. 4). Die zur Gruppe Urproduktion gehörende Bevölkerung beträgt 1930 nur 51,8 % der Gesamtbevölkerung gegenüber 55,8 % im J. 1920, bei einer absoluten Zunahme um rd. 50 000 Personen. Der fortschreitende Industrialisierungsprozeß ist aus der Erhöhuug des Prozentsatzes der Industrie-, Handels-, Verkehrs-Bevölkerung von 30,1 % (1920) auf 32,3 % (1930) ersichtlich. Bemerkenswert ist die außerordentlich starke Zunahme der Ruhegehaltsempfänger und Rentiers (um 163 000 Personen); da in dieser Gruppe die ersteren weit überwiegen, bedeutet diese Verschiebung eine bedenkliche staatsfinanzielle und wirtschaftl. Belastung. — Die entsprechende Zunahme in Budapest beträgt rd. 64 300 nach den Angaben von S. Mozolovsky, der die Angaben der Volkszählung von 1930 bezügl. der Berufsgliederung in der Hauptstadt mit Erläuterungen veröffentlicht (Jg. 11, H. 11). — Der Stadt Raab ist Heft 5, Jg. 12 der Zeitschrift gewidmet, die mit rd. 50 000 Einwohnern seit 1920 keine nennenswerte Bevölkerungszunahme aufweist. 45,8 % der Bevölkerung ist in der Industrie beschäftigt, zwei Drittel sind Industriearbeiter. Auf die starke Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s und die damit verbundene Zuwanderung wird auch der Rückgang des ehemals kräftigen Deutschtums zurückgeführt, das nach der Sprachstatistik 1880: 6,2 %, 1930: 1,6 % der Gesamtbevölkerung beträgt. In der überwiegend kath. Stadt erscheinen die Evangelischen mit 9,9 % (1840: 19,2), die Kalvinisten mit 5,2 %, die Juden mit 10,6 % (1880: 13,6). (Z.)

6. Politik. Recht und Verwaltung. Sozialwesen.

168. Balla, Ignazio: *Il Duce per l'Ungheria*. Milano: Associazione „Amici Dell' Ungheria" 1933. 63 S. 16°.

Interviews, denen sich Mussolini einige Male stellte, geben Aufschluß, welchen Wert der italien. Staatsmann einer Zusammenarbeit mit Ungarn beimißt, das er an hervorragender Stelle zur Lösung des Donauproblems berufen hält. Doch da die Unterredungen, die kulturelle, geschichtl. und polit. Beziehungen umspannen, erstaunlich farblos gehalten sind und nicht über den üblichen Rahmen gegenseitiger panegyrischer Beteuerungen hinausgehen, ist die Broschüre wenig ergiebig für den Historiker. (Kk.)

169. Gedye, G. E. R.: *Heirs to the Habsburgs*. London: Arrowsmith 1932. XX, 289 S. 8°.

Mr. Gedye, der seit 1925 die englische Berichterstattung für Mittel- und Südosteuropa führt, entrollt ein nuancenreiches Panorama der Nachfolgestaaten. Nach Darstellung der alten Monarchie in ihrer Brüchigkeit gibt er zunächst ein Bild

Österreichs, mit den polit. sich widersprechenden Bestrebungen von Seipel bis Starhemberg. Bei der Behandlung Ungarns, für das er unverhohlene Abneigung zeigt, weist er auf die Fehler der ungar. Minderheitenpolitik im 19. und 20. Jh. hin und erklärt damit die heutige feindselige Haltung der Kroaten und Rumänen und die innere Unmöglichkeit einer Revision des Vertrages von Trianon. Das Jahrzehnt Bethlenscher „Diktatur" wird in den auswärtigen Angelegenheiten als außerordentlich erfolgreich und katastrophal in der Finanzwirtschaft beurteilt. Die Kapitel über Rumänien präsentieren König Karol nach dem Korruptionsregime Bratianus in einem nicht ganz ungünstigen Licht. Für Belgrad hat G. wegen der Diktatur nur Worte des Tadels. Bei der Tschecho-Slowakei, die er wegen ihrer „echten Demokratie" schätzt und der er die günstigsten Prognosen stellt, übersieht er nur, daß sie wegen ihres starken Minderheitensatzes alle Probleme der österr.-ungar. Monarchie geerbt hat. Das Buch, in dem ein erstaunlich großes Tatsachenmaterial mit geistvoller, wenn auch einseitiger Glossierung verarbeitet ist, wirft ein krasses Licht auf die Friedensverträge und den südosteurop. Brandherd Europas. (Kk.)

170. Klebelsberg, Kuno, Gr.: *Utolsó akkordok* (Letzte Akkorde). Bp.: Athenaeum o. J. 227 S. 8°.

Die letzten, 1931—32 entstandenen Schriften — größtenteils „Sonntagsleitartikel" in der Zeitung „Pesti Napló" — zeigen den bedeutenden konservativliberalen Kulturpolitiker Nachkriegsungarns in seinem publizistischen Können, das nicht so sehr durch die Kraft oder Eleganz des sprachlichen Ausdrucks, als vielmehr durch die Vielseitigkeit des Interesses und durch den realpolit. Weitblick gekennzeichnet wird. Zunächst wird in einigen Stücken die prinzipielle Stellungnahme ganz allgemein angedeutet; viel reicher entfaltet sich dann das Bild, das 12 Artikel über die weltpolit. Lage in den ersten schweren Krisenjahren entwerfen; in diesem Rahmen gelangen dann einige wesentliche Fragen der ungar. Stadt-, Dorf-, Landschafts- und Bevölkerungspolitik und der Entwicklung des ungar. Sportlebens zur Erörterung. Schon die Proportionen des Buches, in dem die außenpolit. und die über kulturelle Fragen weit hinausgehenden innerungar. Probleme stark überwiegen, weisen darauf hin, daß die Aktivität K.s sich in den letzten Jahren immer weitere und größere Betätigungsgebiete suchte. Der von Gr. St. Bethlen eingeleitete Band schließt würdig die Reihe der Werke K.s und wird auch dem Historiker jüngster Vergangenheit als wertvolle Quelle dienen können. (y.)

171. Lichtträger, Florian: *Immer wieder Serbien.* Bln.: Verl. f. Kulturpolit. 1933. 203 S. 8°. RM. 5,50.

Das Buch gibt die Entwicklung Südslawiens zu seiner heutigen Form und entwickelt die geistigen Grundlagen seines Entstehens und seiner noch jungen Geschichte. Hinter dem Pseudonym verbirgt sich ein Sachkenner, dessen Darstellungen von eigenem Erleben durchblutet und wohl auch selbst mit durchlitten sind. Zunächst ist der Jugoslawismus gezeichnet — als eine polit. Zweckkonstruktion des kroat., deutschgeborenen Bischofs Stroßmajr —, deren politisches Schicksal bis 1914; die Wiedererweckung dieser politischen Idee im Jahre 1917; das dauernde Gegenspiel der politischen Kräfte des radikalen, serbisch orientierten Jugoslawismus, der eine Vereinigung der slaw. Völker nicht innerhalb der k. u. k. Donaumonarchie will, sondern durch staatliche Neugestaltung mit Serbien als Staatskern. Es folgt die Geschichte des neuen Staates seit 1918 im Hin und Her des Kampfes um Durchsetzung des Staatszentralismus oder Behauptung der Freiheit der Völkerstämme zu eigenständiger, nationaler Entwicklung. Alle diese Probleme erfahren

ihre Wertung im Zusammenhang mit der Gestaltung des südosteuropäischen Raumes. Die sicherlich gewollte Einseitigkeit der nur-polit. Sichtweise gibt dem Buche eine gewisse Geschlossenheit, hinter der die Berücksichtigung der geschichtl. kulturellen und geistigen Entwicklungslinien im südslaw. Staats- und Völkerleben zurücktritt. (Hs.)

172. März, Joseph: *Die Adriafrage.* Bln.: K. Vowinkel 1933. 352 S. 8°. RM. 6,80.

Verf. geht an die Problemstellung vom geopolit. Gesichtspunkt heran. Er stellt die geograph. u. ethnograph. Gegebenheiten zusammen, bringt sie in Beziehung zu Wirtschaft und Verkehr, weist aus der geschichtl. Entwicklung — vielleicht mit allzu großer Tatsachenhäufung — die Bedingtheit des jetzigen Zustandes nach und fügt so ein Bild des Problems „Adriafrage", das erst eine Urteilsbildung zu den bestehenden polit. Machtfragen ermöglicht. — Kein „Standpunkt", nicht der italienische, nicht der jugoslawische oder ein besonderer deutscher, kann die Folgerungen Verf.s beeinflussen: in den Dingen selbst liegen die Folgerungen beschlossen. Darin liegt deren Wert, so z. B. die Ablehnung geschichtl. Begründung der italien. Forderung auf die östl. Adriaküste, weil sie bereits früher „italienisch" gewesen sei usw. Das Buch erfordert ein redliches „Sich-Durcharbeiten" durch den Stoff und ist darum nicht für „schnelle Orientierung" des Adriareisenden geeignet. Es unterrichtet zuverlässig in allem, was nötig ist, um zu einem Urteil über die Adriafrage zu kommen, mit Zahlenangaben, Beschreibung der Landschaften, der geschichtl. Entwicklung, der Bevölkerungsverhältnisse usw. und beschränkt sich hierbei auf den Adriaraum mit einer Ausschließlichkeit, die vielleicht mitunter etwas zu weit geht. (Hs.)

173. Pethő, Sándor: *A magyar Capitoliumon* (Auf dem ungar. Kapitol). Bp.: Gellért 1932. 87 S. 8°. P. 2,50.

Das aus der journalist. Praxis erwachsene Buch dieses bedeutenden ungar. Publizisten faßt nicht so sehr die juristisch-verfassungsrechtl. Probleme, als vielmehr die realpolit. Wandlungen und Möglichkeiten der ungar. Königsfrage, vor allem des ungar. Legitimismus ins Auge. Mit klarer Kritik sichtet P. die histor. Voraussetzungen, die gesellschaftl., innen- und außenpolit. Möglichkeiten einer Restaurationspolitik und hebt von den Zukunftsaufgaben hauptsächlich zwei hervor: die Herausarbeitung und Propagierung der Idee eines demokrat. Königtums und die unumgängliche Notwendigkeit der Schaffung einer österr.-ungar. Annäherung und Zusammenarbeit. Im Hintergrund der realpolit.-aktuell gerichteten Erörterungen zeigt aber P. auch die raum- und gemeinschaftsformende Kraft der Idee des ungar. Königtums und die Möglichkeiten einer hungarozentrischen Lösung der Donauanarchie. (y.)

174. Schmidt, Ernst: *Die verfassungsrechtliche und politische Struktur des rumänischen Staates in ihrer historischen Entwicklung.* München: E. Reinhardt 1932. 157 S. 8° (Schriften d. Dt. Akademie, 9) RM. 5,50.

Die Entstehung des rumän. Staates ist nicht das Werk eines überragenden Mannes oder eines großen historischen Augenblickes, es ist das schwer zusammengefügte Werk von Generationen. Die Wendungen dieses Kleinkrieges besonders der letzten 150 Jahre gegen imperialistische Vergewaltigungen sind in ihrer äußeren Abfolge, besonders soweit es die Einwirkungen außenpolitischer Mächte auf das Verfassungsgefüge betrifft, ausgiebig behandelt. Weniger prägnant erfaßt ist die politische Struktur, deren Darstellung zwar in die Kämpfe der Klassen und Stände, in die

Zentren des Erwachens des nationalen Bewußtseins hineinleuchtet, ohne diesen Vorgängen jedoch ein klares soziologisches Gesicht zu geben. Die drei ersten Kapitel schließen mit der Schilderung der Türkenzeit (1821) und der Russenzeit (1831) ab. Diesem Befreiungsakt nach außen folgt die Sammlung, die Entstehung und Gestaltung des Nationalbewußtseins, dem politisch die Entwicklung von dem Vasallen-Fürstentum zum Königreich parallel läuft. Die abschließenden Kapitel zeigen die innen- und außenpolitischen Vorgänge der Vorkriegszeit, die Lösung der siebenbürgischen Frage durch Eingliederung am Ende des Weltkrieges und die Lage Großrumäniens in der Nachkriegszeit. Ist zwar damit der äußere Bau abgeschlossen, so bleibt die innere Ausgleichung der regionalen, nationalen und sozialen Kräfte des Staates als Aufgabe bestehen. (E. B.)

175. Szudy, Elemér: *Európa és a magyar kérdés. A revizió külső és belső feltételei* (Europa und die ungar. Frage. Die äußeren und inneren Bedingungen der Revision). Bp.: Pallas 1933. 267 S. 8°. P. 3,—.

176. Cseténvi, József: *Revizió mint kormányprogramm* (Die Revision als Regierungsprogramm). O. O., Selbstverl., o. J. 129 S. 8°. P. 3,—.

Sz. fordert steten Kampf um die europ. Anerkennung der Lebensnotwendigkeiten, der polit. und kulturellen Bedeutung Ungarns. Im Hinblick auf das Revisionsproblem rollt er — stark unter dem Eindruck des Viererpaktes stehend — die gesamte Geschichte des polit. Mitteleuropa-Komplexes auf und erwägt die revisionsfördernden und -hemmenden Kräfte. Von seiten Englands wird zunehmende Empfänglichkeit für die ungar. Forderungen festgestellt und auf englisches Interesse an der Verhinderung eines neuen Panslavismus hingewiesen. Auch in Frankreich sieht Verf. eine ansetzende Besinnung in Kreisen der jüngeren Generation und hofft auf franz.-italien. Annäherung. Deutschland wird nur gestreift und die Rückwirkung der innerpolit. Wandlung auf die Revisionsauffassung der Siegerstaaten verzeichnet. Selbstverständlich geht Sz. näher auf die Kl. Entente ein und hebt die Gegensätze zwischen Slowaken und Tschechen, Kroaten und Serben, Siebenbürgen und Regat hervor; der Gedanke einer Donauföderation sei Verrat am ungar. Revisionsgedanken. Verf. fordert zwar nachdrücklich als „innere Bedingungen" der Revision: Herstellung der seelischen Einheit des durch die Grenzziehung zerrissenen Ungartums, Annäherung an die Gruppen, mit denen das Ungartum jahrhundertelang in Schicksalsgemeinschaft lebte, Bodenreformpolitik usw. Doch liegt der Schwerpunkt des vielschichtigen Werkes, das sich an die Bethlensche Revisionspolitik anlehnt und von großer Sachlichkeit getragen ist, mehr in der außenpolit. Problematik der Revisionsfrage, die in einen weiten Horizont gestellt wird. — Cs. wendet sich hingegen der im weiteren Sinne „innenpolitischen" Seite der Revision zu, indem er — den Gedankengang des Ungarischen Aufbruchs (vgl. UJb. XIII, Rez. 329) weiterführend — feststellt, Grenzberichtigungen seien noch keine Neuordnung, Revision sei keine bloße Besitzfrage, sondern gleichsam Moment in der Existenzentfaltung eines lebendigen Volkes, das zur polit. Integration im Donauraum berufen ist. Die Geltung des Ungartums unter den Nachbarvölkern ist nach Verf. nur durch Wiedererweckung der aufbauenden Kräfte: Stärkung des Bauerntums, Aufrichtung eines unabhängigen Mittelstandes zu erkämpfen, welche beide bisher von einer in Abhängigkeit von äußeren Mächten kompromißlerisch gesinnten Schicht eingeengt worden sind. Von Deutschland her glaubt Cs. allerdings Gefahren für die polit. Entfaltung und Geltung des Ungartums im Donaubecken befürchten zu müssen, da er einen ständigen Expansionswillen voraussetzt. (Z.)

177. *A tiszaeszlári bünper. Bary József vizsgálóbiró emlékiratai.* (Der Tiszaeszlárer Strafprozeß. Memoiren des Untersuchungsrichters Josef B.) Bp.: Egyet ny. 1933. 612 S. Gr. 8°.

178. *A nagy per.* Zsidókérdés (Der große Prozeß. Judenfrage). 2. Aufl. Bp.: Soli Deo Gloria 1933. 110 S. 8°.

Beide Schriften sind für den gegenwärtigen Stand der Judenfrage in Ungarn kennzeichnend. An ihnen werden diejenigen weltanschaulichen Kräfte deutlich, welche seit etwa 1880 gegen die an der kapitalist. Entwicklung interessierte, bis 1918 im Grunde liberale staatl. Judenpolitik gerichtet waren und die heute in erheblichem Maße erstarken. Das umfangreiche Werk B.s steht unter dem Zeichen der Polemik gegen den Verteidiger K. Eötvös, dessen schriftstellerisch bedeutende Prozeßdarstellung die öffentl. Meinung für lange Zeit bestimmte. Gegenüber E., der die Freisprechung der Angeklagten erkämpfte und Untersuchung sowie Prozeßleitung infolge der „Konstruktion eines Ritualmordes" für befangen erklärte, sucht B. an Hand von Prozeßakten und Notizen nachzuweisen, daß die Möglichkeit eines Mordes aus „religiösem Fanatismus" offenliegt. Da der Sachverhalt auch nach B.s Überzeugung kaum je geklärt werden kann, interessiert in der Darstellung vor allem der Nachweis der weitgehenden Solidarität zwischen einheimischen und neueingewanderten Juden, die sich im Prozeß — als Angelegenheit des Gesamtjudentums — auf die Seite der Angeklagten stellen, die ungar. und „Weltpresse" in diesem Sinne beeinflussen und durch die ausländ. Finanz starken Druck auf die Regierung ausüben, der aus polit. Gründen an der Freisprechung gelegen ist. Die polemische Schrift enthält reichhaltiges Pressematerial und beleuchtet im Zusammenhang des Prozesses die antisemit. Bewegung der 80er Jahre. — Die von einem kalvinist. Studentenverband herausgegebenen Beiträge zum Judenproblem spiegeln in erster Linie die Stellungnahme kalvinist.-ungar. Kreise, obwohl sie auch das Bekenntnis eines Rabbiners zur relig. Sendung des Judentums, den Versuch einer rationalist. Widerlegung des triebhaften Antisemitismus und die mehr aphorist. Äußerungen eines Jungkatholiken enthält. Die einzelnen Aufsätze weisen auf die ethische Brüchigkeit des glaubenslosen Judentums hin, skizzieren die Rolle der Juden im Aufbau einer händlerisch gesinnten Presse, in der Literatur (Wendung zur Selbstdarstellung), in Politik und Wirtschaft (kapitalist. Schicksal). Ein Beitrag rückt die erforderliche Besinnung des Ungartums auf sein Volkstum in den Vordergrund, welche die Zurückdrängung des Judentums nach sich ziehen würde. Gegenüber einer rassendeterminist. Auffassung, die in der Schrift mit den entsprechenden polit. Folgerungen auch zur Geltung kommt, weist der kalvinist. Bischof Ravasz dem gegenwärt. Judentum zwei Wege: echte Bekehrung oder Zionismus. Der noch keineswegs erschöpfende Band hat das Verdienst einer längst fälligen ernsten Fragestellung auf publizist. Ebene. (Z.)

179. Ajtay, Gábor: *A folyamhajózás a nemzetközi jogban és a Duna* (Die Flußschiffahrt im internationalen Recht und die Donau). Bp.: Egyet. ny. 1933. 234 S. 8° (A Berl. Coll. Hung. kiadv. 1).

Es wird zunächst im allgemeinen Teil die wirtschaftl. Bedeutung der Fl. behandelt, eine Einteilung der Flüsse gegeben, das Problem der Grenze und der staatl. Oberhoheit, das Prinzip der Freiheit der internat. Flußschiffahrt in der Theorie erörtert. A. verfolgt nun durch die einzelnen Etappen des internat. Schiffahrtsrechtes hindurch die Geltung des Freiheitsprinzips und zeigt, daß es in den Friedensverträgen von 1919—20 nur für die Siegerstaaten in Anwendung gebracht worden ist. Nach einer übersichtlichen Darstellung der Organe der internat.

Flußschiffahrtsverwaltung geht Verf. auf die Entwicklungsgeschichte des Donauschiffahrtsrechts ein. Hervorzuheben sind die Angaben über die mit den Kriegsereignissen zusammenhängenden einschneidenden organisator. Veränderungen und die Kennzeichnung der provis. Bestimmungen der Friedenskonferenz, welche die Möglichkeit gehabt hätte, die längst fällige Vereinheitlichung des internat. Donauschiffahrtsrechts zu vollziehen. Das Pariser Übereinkommen von 1921 wird eingehend behandelt, der Umfang der Internationalisierung festgestellt und die Regelung der Zölle, des Durchgangsverkehrs, der Schiffahrtsgebühren, sowie Organisation und Kompetenz der beiden Donaukommissionen dargestellt. Die Veröffentlichung zeichnet sich durch Einbeziehung der jeweiligen polit. Lage und durch klare Gliederung des Stoffes aus. (Z.)

180. *A m. kir. földmivelésügyi miniszter* 1932. *évi* 99.000. *sz. rendelete az állategészségügyről szóló* 1928. *évi XIX. törvénycikk életbeléptetéséről.-Az* 1928. *évi XIX. törvénycikk az állategészségügyről.-A m. kir. földmivelésügyi miniszter* 1932. *évi* 100.000. *sz. rendelete az állategészségügyről szóló* 1928. *évi XIX. törvénycikk végrehajtása tárgyában* (Verordnung des kgl. ungar. Landwirtschaftsministers Nr. 99 000 v. J. 1932 betr. das Inkrafttreten des Ges. Art. XIX.: 1928 über das Veterinärwesen. — Ges. Art. XIX: 1928 betr. das Veterinärwesen. — Verordnung des kgl. ungar. Landwirtschaftsministers Nr. 100 000 v. J. 1932 betr. die Durchführung des Ges. Art. XIX: 1928 über das Veterinärwesen). Bp.: M. kir. állami ny. 1933. 420 S. Gr. 4°.

In dem vorl. umfangreichen Band sind die ausführlichen geltenden ungar. Rechtsbestimmungen betr. das Veterinärwesen gesondert abgedruckt. Die Ausführungsverordnung (Text rd. 200 Seiten) regelt bis in letzte Einzelheiten die vorbeugenden und bekämpfenden Maßnahmen gegen Viehseuchen, die Organisation der Viehmärkte und Schlachthöfe, Inevidenzhaltung der Tiere, Anmeldepflicht, Kontrolle usw. und enthält die Bestimmungen über die viehärztliche Tätigkeit. Der Band enthält auch Formulare, Anmeldemuster, Gebührlisten u. a. m., wodurch der praktische Wert der Veröffentlichung gehoben wird. (Z.)

181. Angyal, Pál: *A lopás* (Der Diebstahl). Bp.: Athenaeum o. J. XVIII, 154 S. 8° (A magyar büntetőjog kézikönyve 10).

A. setzt die Reihe seiner strafrechtl. Veröffentlichungen fort (vgl. UJb. XII, Rez. 297) und bringt nach rechtsgeschichtl. und vergleichenden Skizzen eine rechtsdogmatische Erörterung des Diebstahls, in der die gesamte diesbezügl. Strafrechtsliteratur (insbesondere die deutsche) berücksichtigt wird. Er analysiert u. a. die „Doppelgesichtigkeit" des Diebstahls (Entziehung und Aneignung) und schließt sich bezüglich des Begehungsaktes der Theorie der Besitzergreifung, hinsichtlich der Aneignung der Sachwerttheorie an; die Bereicherungsabsicht scheidet er — der ungar. Regelung entsprechend — aus dem jurist. Begriff des Diebstahls aus. Auf die ungar. Strafrechtsbestimmungen und die maßgebende Praxis oberster Gerichte geht Verf. bei der Behandlung des qualifizierten Diebstahls ein. Bemerkenswert ist in der Arbeit, welche der Rechtstheorie und -praxis gleicherweise Anregungen zu bieten vermag, auch die reichhaltige Bibliographie (11 S.). (Z.)

182. Auer, György; Mendelényi, László: *A bünvádi eljárási jog. V. Általános rész. Nyomozás és viszgálat* (Strafprozeßrecht V. Allg. Teil. Erhebung und Untersuchung). Bp.: Athenaeum o. J. 299 S. 8°.

Im vorl. Band versieht M. die allgem. Bestimmungen des ungar. Strafprozeßgesetzes von 1896 (§§ 1—82) mit Kommentar, während A. die Rechtsvorschriften

betr. Erhebung und Untersuchung (§§ 83—191) erläutert. In die sachlich gehaltenen Ausführungen, die trotz ihrer Knappheit das Wesentliche umfassen, sind selbstverständlich die ergänzenden und abändernden Gesetze, Verordnungen und Entscheidungen verarbeitet; die einschlägige Literatur wird bei strittigen Problemen herangezogen. Die Erläuterungen halten sich ohne Abschweifungen an den Gegenstand und zeugen gleicherweise von Beherrschung des Stoffes wie von praktischer Erfahrung. Dem Kommentar einzelner Rechtskomplexe schicken Verff. orientierende Überblicke voraus. Die auch typographisch sehr übersichtliche Veröffentlichung eignet sich in hohem Maße dazu, die Ordnung des ungar. Strafprozesses klar herauszustellen. (Z.)

183. Dános, Árpád: *Az iparszabadság a magyar ipari közigazgatási jogban* (Die Gewerbefreiheit im ungar. Gewerbeverwaltungsrecht). Bp.: Magy. Jogászegylet 1933. 541 S. 8°.

D. leitet seine umfangreiche Arbeit mit einer Übersicht über die Begriffsbestimmungen der Freiheit in den einzelnen allgemein-, gesellschafts- und rechtsphilosoph. Systemen ein. Der entwicklungsgeschichtl. Skizze des europ. Gewerbeverwaltungsrechts folgt die des ungarischen, wobei die annähernd volle Verwirklichung der Gewerbefreiheit im liberalen Sinne im Gewerbegesetz von 1872 festgestellt wird. Das von 1884 zeigt bereits Rückkehr zu Einschränkungen (z. B. Befähigungsnachweis), die Bestimmungen von 1922 stellen den Schutz des Handwerks in den Mittelpunkt, die Novelle von 1932 zielt auf den Ausbau der Handwerker-Körperschaften ab und weist zünftige Elemente auf (Inkorporierungszwang, Meisterprüfung, Aufstellung von Ehrengerichten usw.). Verf. untersucht sodann die verwaltungsrechtl. Bedingungen der Ausübung eines Gewerbes, wie sie in den aufeinanderfolgenden Gesetzen festgelegt sind, und prüft sie auf die Geltung des Prinzips der Gewerbefreiheit hin mit dem Ergebnis, daß dieses Prinzip bis heute nicht unterbrochen worden ist. Infolge der liberalist. Fragestellung des Verf.s scheint diese Beweisführung weniger ertragreich zu sein als die systemat. Darstellung der gewerberechtl. Vorschriften selber, die außer dem Zeitraum 1872—1932 auch älteren einschlägigen Stoff reichlich heranzieht. (Z.)

184. Egyed, István: *Az országgyülés két háza ellentéteinek kiegyenlitése* (Der Ausgleich der Gegensätze zwischen den beiden Häusern des Landtags). Bp.: Franklin 1933. 14 S. 8°.

E. geht auf Vorgeschichte und Gehalt des § 31 des Gesetzes über das ungar. Oberhaus (Ges. Art. 22: 1926) ein, deren Bestimmungen das bisher bestehende und nach Verf. der ungar. Verfassungstradition entsprechende Gleichgewicht zwischen den beiden Häusern zugunsten des Unterhauses verschieben. Gegenüber der Auffassung der Parlamentskommission, nach der das Unterhaus die Abänderungen durch das Oberhaus nur annehmen oder ablehnen, nicht aber modifizieren darf, schlägt E. vor, in die beiden Hausordnungen Bestimmungen einzufügen, die eine solche Möglichkeit statuieren. Bei gemeinsamen Sitzungen der Kommissionen beider Häuser zur Überbrückung der Gegensätze soll — ähnlich der Regelung der ehemaligen österr.-ungar. Delegationssitzungen — die zahlenmäßige Parität gewahrt bleiben. (Z.)

185. Heller, Erik; vitéz Moór, Gyula; Rácz, György (Hrsg.): *Büntetőjogi tanulmányok* (Strafrechtl. Studien). Festschrift zum 70. Geburtstag von P. Angyal. Bp.: Pallas 1933. 397 S. 1 Taf. 8°.

Die umfangreiche Festschrift, der anhangsweise die biograph. Daten Angyals und das chronolog. Verzeichnis seiner Werke und Vorlesungen beigefügt wird,

spiegelt die weitverzweigte Problematik der Lehre dieses führenden ungar. Strafrechtsforschers und den Reichtum der von ihm ausgegangenen Anregungen wider. Bei der Fülle des Inhalts kann hier auf die einzelnen (insgesamt 29) Beiträge nicht eingegangen werden. Die erste Gruppe erörtert strafrechtstheoret. Fragen. M. Tomczányi behandelt grundsätzlich das gegenseitige Verhältnis von privat-, staats- und verwaltungsrechtswidrigen Handlungen; A. Miskolczy weist auf die Lücken des ungar. Staatsrechts bezügl. staatsfeindlicher Akte hin; Gy. Rácz zeigt die Schwächen des individualist. Strafrechts und fordert Abstellung auf den Schutz der Gemeinschaft; P. E. Balás geht in einer weitausholenden Untersuchung überzeugend dem Zusammenhang nach, der zwischen der speziellen Regelung der presserechtl. Verantwortlichkeit, welche vom Schuldprinzip abweicht, und der modernen Tendenz zur Versachlichung und Anonymität besteht, dessen Nachteile sie aufzuheben hat. Die zweite Gruppe der Beiträge ist einzelnen ungar. strafgesetzl. Bestimmungen bzw. der Strafgesetzgebung angrenzenden Problemen gewidmet: u. a. dem Presserecht, dem Ehrenschutz, der Kreditgefährdung und -verletzung (Ö. Kuncz, M. Degré) und der Abtreibung (Mendelényi). In der Gruppe über Strafverfahren schlägt Gy. Moór im Hinblick auf die neue ausländ. Rechtsentwicklung weitgehenden Abbau des ungar. Schwurgerichts vor, Gy. Auer erörtert den Sinn des Verhörs und des Geständnisses usw. Schließlich folgen Arbeiten über die zwischennationalen Probleme des Strafrechts (Isaák, Szászy, Irk), die z. T. Reformvorschläge unterbreiten. (Z.)

186. Homolyai, Rezső; Takács, György (Hrsg.): *A székesfővárosi községi közterhek jogszabályai* (Die Rechtsbestimmungen der hauptstädt. Gemeindelasten). Vorwort v. K. Lamotte. Bp.: Selbstverl., o. J. 539 S. 8°. P. 25,—.

Das Schrifttum über die neuzeitliche Gestaltung der Finanzen ungar. Selbstverwaltungen (Komitate und Städte) ist weder in wirtschaftlicher, noch in juristischer Hinsicht ausreichend. Um so mehr ist die vorliegende Veröffentlichung zu begrüßen, die eine längst fällige Sammelarbeit verrichtet, indem sie die rechtl. Grundlagen der Finanzgebarung Budapests zusammenstellt. Das autonome Steuerrecht der Hauptstadt beruht auf Gesetzen von 1872 und 1930. Die städt. Steuern (Zusatz-, Verbrauchs-, Wege-, Verkehrs-, Vergnügungs-, Erwerbssteuern), Gebühren, Taxen und Zölle werden einzeln behandelt, d. h. die Texte der rechtl. Grundlagen ihrer Erhebung (Statuten, Verordnungen, Gesetze) zum Abdruck gebracht. Durch die detaillierten Ausführungsbestimmungen ist auch der Gang der Bp.er Finanzverwaltung zu ersehen. Einleitende Bemerkungen orientieren über die geschichtl. Entwicklung. (Z.)

187. Huberth, Gusztáv; Makra, Lajos (Hrsg.): *Valuta-jogszabályok gyüjteménye* (Sammlung der Devisenbestimmungen). Bp.: Tisza Testv. o. J. 203 S. 16°.

Die Sammlung enthält die Texte des Devisen-Strafgesetzes von 1922, des Ermächtigungsgesetzes betr. die „Ordnung der Wirtschaft und des Kreditwesens" von 1931 und des Rahmengesetzes von 1931 betr. Anmeldung der ausländ. Zahlungsmittel und Forderungen. Den Hauptteil des Taschenbuches bilden die zahlreichen Devisenverordnungen im Zeitraum 1931—33. Dem folgen einzelne Fälle aus der Gerichtspraxis. Schließlich unterrichten die Hrsgg. über den Verfahrensweg bei der Ungar. Nationalbank anläßlich der die Devisengesetzgebung berührenden Geschäfte mit technischen Einzelheiten. Somit werden die im März 1933 geltenden Rechtsvorschriften, die z. T. noch nicht überholt sind, für den praktischen Gebrauch an die Hand gegeben. (Z.)

188. Jilly, L.: *Az uj magyar katonai büntetőtörvénykönyv* (Das neue ungar. Militärstrafgesetzbuch). Pécs: Selbstverl. 1933. 280 S.

189. Schultheiß, E.: *A katonai büntetőtörvény magyarázata* (Kommentar zum Militärstrafgesetzb.). I; II, 1. Bp.: 1931/34. 160, 91 S.

Sowohl vom Gesichtspunkte der Rechtsquellen wie überhaupt der Verfassung aus wurde jahrzehntelang bemängelt, daß als materiellrechtl. Grundlage des ung. Militärstrafrechts das am 15. I. 1852 mit einem kaiserl. Patent in Kraft gesetzte, also oktroyierte österr. Milit.-Strafgesetzbuch v. J. 1852 gedient hat. Einige Jahre nach Kriegsende schuf sich auch das selbständig gewordene Ungarn sein eigenes, auf moderne kriminalpolit. Grundlagen gebaut (G. A. II vom J. 1930), das am 1. II. 1931 in Kraft gesetzt wurde. — Der Kommentar des Auditor-Majors Jilly, eines bewährten Praktikers, verfolgt ausschließlich praktische Zwecke. Es ist eine klar und übersichtlich bearbeitete Erläuterung des neuen Kodexes, vornehmlich des besonderen Teils (einzelne Militärdelikte), und berücksichtigt durchgängig die Gesetzesbegründung sowie die Vorschriften des Mil.-Dienstreglements. Für die jurist. Praxis ist das Buch als Einführung besonders geeignet. — Das großangelegte Werk des Auditor-Hauptmanns Sch. (Referent im ung. Landwehrmin.) verfolgt vor allem wissenschaftl. Ziele, es ist weit mehr als ein bloß interpretierender Gesetzeskommentar. Verf. unterwirft die im Text auffindbaren militärstrafrechtlichen Begriffsbestimmungen einer tiefgehenden und scharfsinnigen Analyse, seine rechtstheoret. Ausführungen und kritischen Bewertungen sind auch für den Nichtmilitär-Juristen von hohem Wert und Interesse. Das Werk betrachtet die einzelnen milit.-strafrechtl. Vorschriften mit wissenschaftlichem Weitblick; die einschlägige allgemein-strafrechtl., vornehmlich die deutsche Literatur wird eingehend und kritisch verwertet. Verf. erläuterte als erster in seinem i. J. 1931 erschienenen Buch den allgem. Teil des Mil.-Strafkodexes; der 2. Band umfaßt in mehreren Heften die Bearbeitung der einzelnen Mil.-Delikte, davon ist bisher erschienen „Die Verletzung der milit. Unterordnung". — Das Werk Sch.s wird nach seiner Vollendung auch als Handbuch des Militärstrafrechts überhaupt angesehen werden. (G. R.)

190. Kuncz, Ödön: *A magyar kereskedelmi- és váltójog vázlata* III, 1: A biztosítás (Skizze des ungar. Handels- und Wechselrechts. III, 1: Die Versicherung). 2. erw. u. umgearb. Aufl. Bp.: K. Grill 1933. VIII, 485 S. 8°.

Auch der vorl. Teil zeigt, daß die Arbeit K.s mehr enthält, als der Titel des Gesamtwerkes andeutet: die Darstellung der ungar. Versicherungsrechtsbestimmungen erscheint in eine breitangelegte Theorie und in Ausführungen eingearbeitet, welche den Stand des europ. Versicherungsrechts umreißen. Verf. baut auf einer dem wirtschaftl. Gehalt gemäßen Begriffsbestimmung der Versicherung auf, kennzeichnet ihre Arten, skizziert die Geschichte der Versicherung und nennt die ungar. Quellen. Er behandelt eingehend die (seit 1923 materielle) Staatsaufsicht, die Prinzipien der Kontrolle und Strafbestimmungen. Dem folgt die Untersuchung über das Recht der Vertragsversicherung, deren Arten im Rahmen der Gliederung in Schadens-, Person- und Rückversicherung einzeln erörtert werden. Neben der sicheren Herausschälung und glücklichen Formulierung der wesentlichen Rechtsverhältnisse ist die reichhaltige Bibliographie und die Beherrschung der deutschen, französ. und englischen Literatur hervorzuheben. (Z.)

191. *Magyar törvények és egyéb jogszabályok mutatója. I. Pótkötet.* 1928—1932 (Index der ungar. Gesetze und anderer Rechtsbestimmungen. 1. Ergänzungs-

band. Hrsg. v. G. Ladik, A. Séthy, I. Egyed, B. Horváth. Szombathely: Martineum kvny. 1933. VIII, 174 S. 8°. P. 5,—.

Der 1928 erschienene verdienstvolle Index wird hier für den Zeitraum vom 1. April 1928 bis zum 31. Dez. 1932 ergänzt. Der Anlage der Veröffentlichung von 1928 entsprechend verweisen gut ausgewählte und sachlich sehr differenzierte Stichworte auf die Gesetzes- und Verordnungsstellen, die den betreffenden Sachverhalt regeln; das Nachschlagen der Rechtsvorschriften wird durch die Angabe der Seitenzahl in amtl. Blättern und Sammlungen erleichtert. Auf diese Weise verhilft die Veröffentlichung in dankenswerter Weise zu einem raschen Auffinden gesuchter Rechtsbestimmungen und leistet hierdurch nicht zu unterschätzende Hilfsdienste für die Praxis. (Z.)

192. Máté, Imre (Hrsg.): *Földmivelésügy* II. (Agrarwesen). — Pap, Géza (Hrsg.): *Népjóléti és munkaügyi jogszabályok* II. Hadigondozás (Volkswohlfahrts- und arbeitsrechtl. Bestimmungen II. Kriegsfürsorge). Zusammengest. v. J. Parádi. Bp.: K. Grill 1931. XI, 461; VII, 158 S. 8°.

In der ersten Sammlung sind die wichtigsten auf das Agrarwesen bezügl. Verordnungen aus dem Zeitabschnitt 1928—1931 zusammengestellt, außerdem ist der Text der umfangreichen Verordnung von 1914 über die Gemeindeweiden und Weidegenossenschaften abgedruckt. Das Nachschlagewerk weist zwar keine Untergliederung auf, gruppiert jedoch die Verordnungen (und einzelne Gesetze), welche die Rechtsverhältnisse auf Gemeindeweiden bestimmen und Verwaltungsvorschriften hinsichtlich Flurbereinigung, Viehzucht, Handelsverkehr in Bodenerzeugnissen, landwirtschaftl. Arbeiterverhältnisse, Weinbau usw. enthalten. — Die zweite Sammlung faßt mehr durchgegliedert die Verordnungen über die Kriegsfürsorge zusammen, indem sie die wichtigen Stellen der Verordnungen (z.T. auszugsweise) sinngemäß aneinanderreiht und in Anmerkungen erläutert. — Der Wert beider Veröffentlichungen liegt im Bereitstellen des betr. Rechtsstoffs. (Z.)

193. Nizsalovszky, Endre: *A kereskedelmi jog jogszabályai* (Die Rechtsbestimmungen des Handelsrechts). XII, 503 S.

194. Takács, György: *Az adójog zsebkönyve* (Taschenbuch des Steuerrechts). XII, 590 S. — Bp.: K. Grill 1933. 16°. Je P. 6,— (Grill-féle kis törvénytár — Grills kl. Gesetzessammlg. 1—2).

Vorl. Veröffentlichungsreihe stellt Rechtsvorschriften einzelner Rechtsgebiete in Taschenbuchformat zusammen. Der erste Band legt den Text des ungar. Handelsgesetzes von 1875 zugrunde; die neuen Gesetze und Verordnungen werden teilweise ganz an den entspr. Stellen eingefügt. Durch den so erfolgten Abdruck der gesetzl. Bestimmungen über Markenschutz, unlauteren Wettbewerb (1923), Kartellvereinbarungen (1931), G. m. b. H. (1930), Kreditgenossenschaften (1898, 1920), Scheck- (1908) und Wechselverkehr (1876), Urheberschaft (1921) usf. wird der zeitlich stark zerstreute Rechtsstoff zusammengefaßt. N. legt somit die wesentlichen Teile des heute geltenden ungar. Handelsrechts vor mit Entscheidungen der Kurie und knappen Anmerkungen. Eine bessere typographische Anordnung hätte das Durchfinden durch die verschachtelten Gesetzestexte erleichtert. In dieser Hinsicht läßt der zweite Band nichts zu wünschen übrig, der die Rechtsvorschriften über die (direkte) Besteuerung sammelt. Die geltenden Bestimmungen über Boden-, Erwerbs-, Vermögen-, Einkommen-, Angestellten-, Invalidenversorgungs-Steuer u. a. und über Steuerverwaltung sind im Handbuch übersichtlich angeordnet. Es ist zu wünschen, daß die Veröffentlichungsreihe ausgebaut wird, da die Zusammenstellung entlegenen Rechtsstoffs für die Praxis wesentliche Erleichterungen bringt. (Z.)

195. Nizsalovszky, Endre; Petrovay, Zoltán; Térfy, Béla; Zehery, Lajos (Hrsg.): *Grill-féle uj döntvénytár* (Grills neue Sammlung der gerichtl. Entscheidungen). 25. Bd. 1931—1932. Bp.: K. Grill 1933. X, 781 S. 8°.

Der Band vereinigt die Entscheidungen höherer ungar. Gerichtshöfe (Kgl. Kurie, Verwaltungsgerichtshof, Tafeln usw.) in systematischer Anordnung. Sie betreffen das Verwaltungs- und Finanzrecht, Kompetenzstreitigkeiten und -bestimmungen, Fragen des Straf-, Privat- und Handelsrechts, sowie das Straf- und Zivilverfahren. Auch der Zeitraum 1931—32 weist eine Fülle von maßgebenden Entscheidungen auf den verschiedenen Rechtsgebieten auf. Bei dem bestimmenden Einfluß der Gerichtspraxis auf die lebendige Fortentwicklung des ungar. Rechts ist der Band als wichtige jurist. Quellensammlung zu bewerten. (Z.)

196. Polner, Ödön: *A Mária-Terézia-rend közjogi jellege* (Der öffentlich-rechtl. Charakter des Maria-Theresia-Ordens). Bp.: M. T. Ak. 1934. 58 S. 8° (Ért. a filozóf. és társad. tud. kör. Bd. IV, 7).

In Auseinandersetzung mit der Schrift von G. Petrichevich, die das Fortbestehen des M.-Th.-Ordens als eines ungar. militär. Ordens nachzuweisen sucht, vertritt P. den Standpunkt, daß der Orden von M. Th. nicht in ihrer Eigenschaft als ungar. Königin, sondern als Machthaberin des „Erzhauses Österreich" ohne Mitwirkung der ungar. Kanzlei gegründet wurde. Für diese Auffassung spricht nach P. die Ausgestaltung des Ordenszeichens, die deutsche Sprache der Statuten, die geringe Zahl der ungar. Ordensmitglieder usw. Als Orden der „Gesamtmonarchie" wurde er nach dem Ausgleich zur gemeinsamen Institution Österreich-Ungarns und ist mit dem Zerfall der Monarchie als aufgelöst zu betrachten. P. erwägt die Möglichkeit der Gründung eines ähnlichen ungar. Ordens und der Teilung des Vermögens nach Maßgabe der (beiderseit.) staatl. Beiträge, aus denen es erwachsen ist. (Z.)

197. Struckmeyer, Harry: *Der ungarische Aktienrechtsentwurf* 1932. Greifswald: Universitätsverl. Ratsbuchh. L. Bamberg 1933. 48 S. 8°.

Die Arbeit skizziert die Vorgeschichte des Gesetzentwurfs, indem sie auf die Überholtheit der aktienrechtl. Bestimmungen des ungar. HGB. hinweist und die Etappen der Ausarbeitung vermerkt; die Abhängigkeit vom deutschen Aktienrecht, die ohne Zweifel besteht und auf rechts- und wirtschaftsgeschichtl. Gründe zurückzuführen ist, wird hierbei u. E. überbetont. Verf. stellt sodann die wichtigsten Bestimmungen des Entwurfs bezüglich Gründung, Finanzierung, Verwaltung sowie Anfechtbarkeit und Nichtigkeit von Generalversammlungsbeschlüssen heraus, zeigt die Abweichungen von der deutschen Regelung und verzeichnet die Beziehungen zum ungar. HGB. und den Vorentwürfen (z. B. betr. Unterpari-Emission). Bedenken äußert Str. gegen die unbegrenzte Zulassung von stimmlosen Aktien, gegen das Verbot der Aktivierung der Kosten der ersten Organisation und das Maß des Selbsthilferechts der einzelnen Mitglieder u. a. m. Aus der Schrift werden eher Einzelheiten des Entwurfs ersichtlich als der Gesamtaufbau. (Z.)

198. Szászy, István: *Az országgyülés szerepe a nemzetközi szerződések kötésénél a magyar közjog szerint* (Die Rolle des Parlaments beim Abschluß internationaler Verträge nach ungar. öffentl. Recht). Bp.: Franklin 1932. 80 S. 8° (Magyar Jogászegyleti ért. új folyam 128).

Verf. setzt sich zunächst allgemein mit den betr. Theorien auseinander und skizziert die Rechtsbestimmungen der einzelnen Staaten. In Ungarn sei das Mitbestimmungsrecht des Landtages erst seit Ende des 19. Jh.s allmählich zur Geltung

gekommen. Sz. vertritt den Standpunkt, daß im Sinne des Ges. Art. 1: 1920 nur Verträge, die Gegenstände der Gesetzgebung betreffen, dem ungar. Landtag zur Inartikulierung vorzulegen sind, der ebenso Träger der Vertragswillensbildung ist wie der Reichsverweser. Hingegen seien die vom Reichsverweser, dem Außenminister oder einem diplomat. Vertreter abgeschlossenen Verträge nach internatl. Gewohnheitsrecht auch dann bindend, wenn keine Einwilligung des Landtags vorliegt. (Z.)

199. Szegő, Izsó: *A tisztességtelen verseny* (Der unlautere Wettbewerb). Bp.: Zs. Politzer 1932. 388 S. 8°. P. 15,—.

Sz. versieht den Text des ungar. Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb (1924) mit umfangreichen Erläuterungen, die hinsichtlich der Auslegung der Grundbegriffe stark liberalistisch gehalten sind und bezüglich der einzelnen Bestimmungen den Standpunkt und das Interesse des Rechtsanwalts hervortreten lassen. Die Ausführungen knüpfen z. gr. T. an die einzelnen Ausdrücke des Gesetzes an, wodurch die Ausführungen Gefahr laufen, die Ganzheit der zusammenhängenden Rechtsbestimmungen aus dem Auge zu verlieren. Verdienstvoll ist die Zusammenstellung der diesbezügl. Entscheidungen höherer ungar. Gerichte, zweifelhaft hingegen, ob in diesem Rahmen die Einstreuung deutscher Gerichtsentscheidungen, denen das Wettbewerbsgesetz von 1909 zugrunde liegt und die auf abweichende wirtschaftl. Verhältnisse abgestellt sind, zur Klärung beiträgt. Die Erläuterungen sind in der Sprache des Geschäftsmannes geschrieben, sie enthalten eine Sammlung der Verstöße und Umgehungen, die nicht nur juristisch, sondern rechts- und wirtschaftspolitisch interessieren dürften. (Z.)

200. Szente, Andor: *Rádio, film és hangosfilm a szerzői jogban* (Radio, Film und Tonfilm im Urheberrecht). Bp.: Keresk. Jog 1934. 54 S. 8°. P. 3,—.

Da das ungar. Urhebergesetz von 1921, das dem deutschen System entsprechend die Verwertungsrechte dem Urheber einzeln formuliert zuerkennt, die mit der Radioübertragung zusammenhängenden Rechtsprobleme überhaupt nicht, diejenigen der Filmerzeugung aber nur zum Teil regelt, sucht Sz. die durch gesetzl. Bestimmungen nicht erfaßten Fragen auf Grund der Prinzipien des genannten Urhebergesetzes sowie mit Berufung auf den deutschen Urheber-Gesetzentwurf von 1932 und die deutsche Fachliteratur und Gerichtspraxis zu lösen. Er behandelt u. a. die Rechtslage bei Lautsprecher-Übertragung in Restaurants usw. und schließt sich gegenüber einer Reichsgerichtsentscheidung der Auffassung des erwähnten Gesetzentwurfs an, der in der Motivierung „eine neue urheberrechtl. Verwertung" feststellt und einen entspr. Schutz des Urhebers vorsieht. Die Feststellung der Film-Urheberschaft von Fall zu Fall, wie im ungar. Gesetz bestimmt, hält Sz. vom Gesichtspunkt der Rechtssicherheit für keine glückliche Lösung und fordert nach außen hin das alleinige Verfügungsrecht des Unternehmers. Aus der sog. Einheitstheorie des Tonfilmwerkes zieht Verf. die urheberrechtl. Folgerungen und geht auf Einzelprobleme ein, wie nachträgliche Synchronisierung und Verfilmungszwang. (Z.)

201. Tomcsányi, Móric: *Magyar közigazgatási és pénzügyi jog.* Különös [szakigazgatási] rész (Ungar. Verwaltungs- und Finanzrecht. Besonderer Teil: Fachverwaltung). Bp.: Selbstverl. 1933. 480 S. 8°.

Mit dem vorl. Band schließt T. sein dreibändiges Werk über das ungar. öffentl. Recht ab (vgl. dazu UJb. XIII, Rez. 338). Er geht in diesem besonderen Teil des Verwaltungsrechts vom Polizeirecht aus, das infolge seines umfassenden Charakters gleichsam den Übergang vom allgemeinen Verwaltungsrecht zu den einzelnen Ver-

waltungszweigen bildet, und zeigt die Abweichungen bezügl. Aufgabe und Verfahrungsweise, welche die Polizei von anderen Verwaltungsorganen unterscheiden. Übersichtlich wird der Aufbau der (1919 verstaatlichten) Polizei dargestellt. Nach Erörterung des Polizeidienstes und der Polizeigerichtsbarkeit durchgeht T. die einschlägigen Bestimmungen des Versammlungs-, Vereins- und Presserechts usw. In der Einteilung der Verwaltung in einzelne Zweige wird die allgem. Bevölkerungsverwaltung (Statistik, Matrikel, Auswanderung u. a.) vorangestellt, dem folgt die Sozialverwaltung (Kinderschutz, Vormundschaft), die Arbeits-(Arbeiter-)Verwaltung, Sozialversicherung usw. in der hergebrachten Gruppierung. Der umfangreiche Abschnitt über Finanzverwaltung enthält auch finanzwissenschaftl. Grundbestimmungen und selbstverständlich eine Übersicht der ungar. Finanzverwaltungsorgane. In der trotz Materialfülle durchgegliederten Arbeit sind auch histor. Hinweise zu finden, doch fehlen Vergleiche mit ausländ. Verwaltungsrechtssystemen. Sie ist nicht nur als geeignetes Lehrbuch, sondern auch als Gewinn der ungar. rechtswissenschaftl. Forschung zu bewerten. (Z.)

---

202. Gabrovitz, József: *A kötelező betegségi biztositás szolgáltatásai és a birói gyakorlat* (Die Leistungen der Krankenpflichtversicherung und die gerichtl. Praxis). Vorwort von S. Vályi. Bp.: K. Grill 1932. 284 S. 8°.

Die Literatur der ungar. Sozialversicherungs-Gesetzgebung (1927—28) beschränkte sich bisher zumeist auf Textkommentare. G.s Buch füllt daher eine Lücke aus, indem es das breite Kreise interessierende Teilproblem: die Leistungen der Krankenversicherung systematisch behandelt. Verf. zählt die betr. Anstalten auf, arbeitet die Grundsätze der Gesetzgebung heraus und führt ins einzelne gehend die Vorschriften über die Versicherungsverpflichtung aus. Die Leistungsbedingungen werden an Hand der Bestimmung der Mitgliedschaft und der Krankheit erörtert, die Leistungen selbst nach Art und Ausmaß dargestellt. Die Gerichtspraxis, die durch Auslegung und Anwendung ständig an der Weiterbildung des Zwangsversicherungsrechtes mitarbeitet, wird von G. gebührend herangezogen. Obwohl die Veröffentlichung durch ihren Aufbau nach Rechtsgesichtspunkten und durch ihre Sprache mehr für Fachjuristen als für „Laien" bestimmt ist, erfüllt sie ihre Aufgabe als Leitfaden. (Z.)

203. Neuber, E. u. versch. Mitarbeiter: *Die Untersuchung der Schüler der I. Volksschulklassen in allgemein gesundheitlicher Hinsicht in Debrecen im Jahre* 1931—32 (Ung., dt., frz., engl., ital.). Bp.: Kgl. Ung. Unterrichtsminist. 1933. LXIX, 174 S. 4°.

Aus mehrjähr. Zusammenarbeit versch. Kliniken u. Institute der Debreziner medizin. Fakultät werden Untersuchungsergebnisse von 1612 Schülern vorgelegt. Außer dem Krankheitsbefund wurden auch anthropometrische Messungen, Untersuchungen auf Blutgruppen sowie gynäkolog. Untersuchungen bei den Mädchen vorgenommen, ferner Wohnungs- und Milieuverhältnisse und Gesundheitszustand der Angehörigen mit einbezogen. Das Beobachtungsmaterial ist homogen: die Angaben beziehen sich auf einen Zeitpunkt, eine Altersstufe und das Gebiet ein und derselben Stadt. Im Text sind die wichtigsten Resultate zusammengefaßt (z. B. Zusammenhang versch. Krankheiten m. d. Wohnverhältnissen). Doch bleibt auch die Veröffentlichung der Einzelangaben an sich schon wertvoll genug zur weiteren Auswertung in der allgem. Hygiene und hygienischen Statistik, wie auch in praktisch-sozialer Hinsicht. (T. M.)

204. Pfisterer, Lajos; Szalay, Kálmán (Hrsg.): *A betegségi és baleseti biztositásitörvény* (1927: *XXI. T. C.*) *módositott és kiegészitett szövege joggyakorlattal és magyarázattal* (Der modifizierte und ergänzte Text des Gesetzes über die Kranken- und Unfallversicherung (Ges. Art. XXI: 1927) mit Gerichtspraxis und Kommentar). Bp.: Athenaeum o. J. XI, 469 S. 8° (Munkaügyi Szemle kiadv. 13).

Die Veröffentlichung stellt eine Erweiterung und Ergänzung des von J. Rodé unter Mitwirkung der beiden hier genannten Verff. 1927 herausgegebenen Bandes: „Der Ges. Art. XXI: 1927 mit Kommentar und Gerichtspraxis" dar (besprochen im UJb. IX, Rez. 389). Die Erweiterung dieser Ausgabe ist durch die inzwischen eingetretenen Veränderungen der Rechtsbestimmungen auf Grund des Ges. Art. XL: 1928 und zahlreicher minist. Verordnungen gerechtfertigt. Der erste Teil des Bandes bringt den Text des Grundgesetzes mit Einfügung der neuen Rechtsvorschriften, der zweite die Gerichtspraxis (mit Entscheidungen der Leitung der Sozialversicherungsanstalt), im dritten Teil werden die einzelnen Rechtskomplexe dem Aufbau des Gesetzes folgend zusammengefaßt und erläutert. Auf diese Weise erfüllt die Veröffentlichung ihre Aufgabe als Nachschlage- und Handbuch des geltenden ungar. Kranken- und Unfallversicherungsrechts. (Z.)

7. Kunst, Kunstgeschichte.

205. *Budapesti épitőmesterek ipartestületének évkönyvei III—V.* (Jb. d. Gewerbeverb. Bp.er Baumeister). Bp.: Bpesti épitőmest. ipartest. 1932, 354 S. 1933, 186 S. 1934, 396 S. 8°.

Neben einer Reihe fachlicher Mitteilungen, Verordnungen und Referate aus dem Gebiet des Baugewerbes enthalten die einzelnen Jb. auch wertvolle Beiträge aus dem Gebiet der Architekturgeschichte. Bd. III (1930/31) bringt einen Vortrag von Stephan Bierbauer über die Bauten der ungar. lehrenden Mönchsorden (mit vielen Abb.), der eine knappe, aber gute Übersicht über dieses wichtige Kapitel der alten ungar. Kunstgeschichte vermittelt. Bd. IV (1932/33) enthält einen Teil der sehr ausführlichen Würdigung Ignaz Alpárs von Wilhelm Magyar. Ein Stück ungar. Architekturgeschichte der Jahrhundertwende wird aufgerollt, wenn auch mit etwas befangener Beurteilung des Alpárschen Eklektizismus. Interessant ist die Darstellung der Bauarbeiten zum Millenäum und die Beschreibung verschiedener Konkurrenzen zu vielen öffentl. Bauten der Hauptstadt. Diese Dinge muten heute schon nahezu historisch an, und wenn auch ein neuer Architekturgeschmack ihnen nicht viel Beifall zollen kann, ist ihre Darstellung vom kunst- und kulturgeschichtl. Standpunkt aus immerhin wichtig und lesenswert. Bd. V (1934) bringt den Abschluß der Arbeit über Alpár mit interessanten Ausführungen zur Geschichte des Börsenbaues in der Vergangenheit und des Bankbaues im 19. Jh. (E. M. H.)

206. Kemény, Lajos: *A pozsonyi vár és váralja* (Burg und Burgsiedlung von Preßburg). Bratislava-Pozsony: Zs. Steiner 1933. 122 S. 18 Taf. 8°.

Ein Versuch, auf Grund archivalischer Quellen und alter Literatur die Geschichte der einstmals bedeutenden Burg und ihrer Umgebung zu vermitteln. Eine zweifellos liebevolle, wenn auch nicht ganz strenge Untersuchung, die Historisches und Anekdotisches gleicherweise in die Darstellung miteinbezieht. (E. M. H.)

207. Petrovics, Elek: *Jegyzetek müvészetünk történetéhez a XIX. sz. első felében* (Anmerkungen zur Kunstgeschichte Ungarns in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts). Bp.: Akad. d. Wiss. 1930. 22 S. 8°.

Die Schrift enthält die Wiedergabe eines Akademie-Antrittsvortrages und zeigt jene bewegenden Kräfte und Entwicklungsvorgänge, welche in der zweiten Hälfte des Jh.s zu einer hohen Blüte der ungar. Kunst, insbesondere der Malerei führten. Sehr wichtig ist der Hinweis auf die geistesgeschichtl. Vorbedingungen zur Entwicklung einer nationalen Kunst. Denn erst eine solche sicherte die Kontinuität, während die künstlerischen Importvorgänge der früheren Zeit naturgemäß nur isoliert und ohne Fortsetzung bleiben mußten. (E.M.H.)

208. Régi-Rerrich, Béla: *A szegedi Templomtér* (Der Domplatz von Szegedin). Bp.: Egyet. ny., o. J. 93 S. Gr. 4°.

Der Domplatz von Szegedin, ein Denkmal der kulturpolit. Organisationsfähigkeit K. v. Klebelsbergs, wurde in seiner neuen Bauform von Staat, Stadt und Bistum finanziert, von B. R.-Rerrich ausgeführt und unter großen Feierlichkeiten 1930 eingeweiht. Der rechteckige Platz wird von drei Seiten durch Universität und Bischofspalais, auf der vierten durch die von Foerk erbaute neuromanische Votivkirche umrahmt. Er bietet einen einheitlichen, durch strenge Einfachheit monumentalen Eindruck. R.s Stil, der die drei Fronten des Platzes in einer wirkungsvollen Einheit gestaltet, vereinigt moderne, saubere Sachlichkeit des Klinkerbaustoffes und ein zurückhaltend-romantisches Pathos der einfachen, leise historisierenden Formen mit der Arkaden-Intimität süddeutscher und italienischer Kleinstädte. Auch die Einzelheiten sind mit einer bis aufs kleinste gehenden Aufmerksamkeit bearbeitet, wobei der Initiative guter Kunstgewerbler und Handwerker viel Raum gelassen wurde. Vorl. Buch bietet nach einer kurzen beschreibenden Skizze von Ybl einen Grundriß und ein sehr reiches, größtenteils einwandfrei gedrucktes Bildmaterial, das sowohl von der äußeren als auch von der inneren Architektur der Gebäude ein gutes Bild gibt. (y.)

209. Szőnyi, Ottó: *Régi magyar templomok* (Alte ungar. Kirchen). Bp.: Egyet. ny., o. J. 243 S. Gr. 4°.

Den größten Teil des schön ausgestatteten Buches machen die 306 Abbildungen aus, die künstlerisch und wissenschaftlich zwar nicht immer ganz einwandfrei sind, im wesentlichen aber ein befriedigendes Gesamtbild der älteren ungar. Kirchenbaukunst im großungar. Raum geben. Es werden hauptsächlich die ausgesprochen ungarischen Steinbauten in westeurop. Stilen zusammengestellt, rumän. und russ. Holzkirchen nur andeutungsweise gezeigt; das Fehlen der osteurop. und vorderasiat. Elemente wurde von der Kritik auch bemängelt. Sz. stellt aber ein sehr reiches, mit gewissenhafter Kritik gesichtetes Material zusammen. Die Reihe der Bilder beginnt mit den roman. Kathedralen und Ordenskirchen; der gotische Stil verbreitete sich in Ungarn etwas später als in Westeuropa und vermag keine, den gewaltigen westeurop. Bauten ebenbürtige Produkte aufzuweisen; die Renaissance faßt sehr früh Fuß, doch verhindern die Türkenkriege ihre Entfaltung; zur vollen Blüte gelangt aber der Barock, der an Denkmälern reichste Stil in Ungarn. Einige klassizierende Bauten schließen die Reihe. Ein besonderer Abschnitt ist den Dorfkirchen, den siebenbürgischen Kirchenburgen und den Holzkirchen gewidmet; von den Denkmälern der inneren Ausstattung werden hauptsächlich die Flügelaltäre hervorgehoben. Ein knapper, auch deutsch, französ. und engl. skizzierter kunsthistor. Abriß von Sz. leitet das Buch ein, als Anhang folgt die kunstgeschichtl. Charakteristik einer jeden Kirche — bei den Bedeutenden auch der Grundriß — und eine reiche wissenschaftl. Bibliographie. (y.)

210. Voit, Pál: *Az egri főszékesegyház* (Die Hauptkathedrale in Erlau). Eger: Kereszt. Sajtószövetkezet 1934. 103 S. 8°.

Die Erlauer Kathedrale, diesen gewaltigen dreischiffigen, mit einem zentral liegenden Querschiff kombinierten, rechteckigen Kuppelbau, ließ Erzbischof Pyrker durch den Architekten J. Hild in den Jahren 1830—1837 in einem schon romantische Schattierungen aufweisenden klassizistischen Stil erbauen. Vorliegende fleißige Studie stellt nicht nur das ganze erreichbare Material zur Baugeschichte zusammen, sondern entwirft auch einen trotz seiner Kürze treffenden geistes- und stilgeschichtl. Hintergrund; er verfolgt auch die Geschichte der inneren Ausstattung der Kathedrale. An die Ergebnisse der neuen Forschung der Gerevichschule anknüpfend, weist er wieder auf jene fruchtbaren Beziehungen hin, welche den hauptsächlich durch Pollaks und Hilds Bautätigkeit bestimmten ungar. Klassizismus neben den deutschen Strömungen mit italien., vor allem lombard. Schöpfungen verbinden. (y.)

---

211. Csókássy, István: *A mű és alkotója* (Das Werk und sein Schöpfer). Bp.: Hornyánszky 1933. 216 S. 4°.

Dieses gut ausgestattete, italien. und ungar. abgefaßte, mit zahlreichen Fotobeilagen ergänzte Handbuch enthält eine große Menge lexikal. Angaben lebender und schaffender ungarischer Maler und Bildhauer. Doch vermißt man die Sauberkeit und Konsequenz der lexikal. Sammlerarbeit (es fehlen z. B. durchweg Geburtsmonat und Tag, Entstehungszeit der Werke und Literaturangaben), den einheitlichen Plan, die Ausgeglichenheit der Anordnung und nicht zuletzt die Durchführung einer wenn auch nur lexikal. weitherzigen Wertung. Den zwei Abschnitten des Buches hätte man auch wenigstens noch einen mit den Daten der Architekten hinzufügen sollen. Als Vorarbeit zu einem ungar. Künstlerlexikon wird der Band aber zu gebrauchen sein. (y.)

212. Huszár, Lajos; Procopius, Béla v.: *Medaillen und Plakettenkunst in Ungarn.* Bp.: Ver. d. Medaillenfreunde 1932. 503 S. 60 Blg. Gr. 4°.

Wenn das sehr gewissenhafte umfangreiche Werk auch kein endgültiges „Corpus Nummorum Hungarorum" bedeutet, so muß seine grundlegende Bedeutung als bisher größte Sammlung und Bearbeitung des Materials betont werden. Es beschreibt und katalogisiert alle erreichbaren Münzen und Plaketten, die durch ungar. Künstler in Ungarn oder im Auslande und durch fremde Künstler in Ungarn hergestellt wurden, von einem künstlerisch-nationalen Standpunkt aus. (Deswegen werden einige nur wegen numismat. Vollständigkeit wesentlichen Momente und die Stücke von unbekannten Meistern außer acht gelassen, aber auch fertig ausgeführte Werke in Gips, Ton, Terrakotta und Wachs mit aufgenommen.) Die Entwicklung zerfällt in zwei Hauptperioden. Die erste (1500—1848) behandelt L. H. Er gliedert das große Material in vier Gruppen: der erste Abschnitt (1500—1650) steht im Zeichen der deutschen Renaissance, im zweiten (1650—1700) herrschen die entwicklungsgeschichtl. sehr wertvollen St. Georg-Medaillen vor, von 1700—1800 bestimmt die Wiener Graveurakademie die Produktion, 1800—1848 werden Barock und Biedermeier von den ersten Versuchen selbständiger ungar. Medailleurkunst abgelöst. Die zweite Hauptperiode, die recht erst mit den 70er Jahren einsetzt und die Blüte eigenständiger ungar. Plakettkunst bedeutet, behandelt B. v. Pr. als einen zwar vielschichtigen, aber noch nicht klar gliederbaren Abschnitt, in dem zwar einige große Stilrichtungen sich geltend machen, sich aber immer stärkere Persönlichkeiten durchsetzen. Den knappen einleitenden Zusammenfassungen folgt

ein 6860 Medaillen und Plaketten beschreibender Katalog, reiche Bibliographie, Verzeichnis der Künstler und ihrer Künstlerzeichen und ein reiches, gut ausgesuchtes und vorbildlich gedrucktes Bildmaterial. (y.)

213. Iványi-Grünwald, Béla: *Tizenkilenc kép* (Neunzehn Bilder). Gyoma: I. Kner 1932. 56 S. Gr. 4°.

Von den gut gedruckten, leider ausnahmslos einfarbigen 19 Abbildungen zeigen nur einige die erste Periode dieses bedeutenden Spätimpressionisten und Mitbegründers der Künstlerkolonie in Nagybánya, wo die Grundlagen der modernen ungar. Malerei geschaffen wurden; das Buch ist fast ganz der Produktion der letzten Jahre gewidmet. In den ersten Bildern spielen noch die Motive einer stilisierenden, mit großen Flächen und mit einer klaren Linienführung arbeitenden, dekorativ wirkenden Kunst. Die abstrakten Themen werden aber durch landschaftl. Kompositionen abgelöst, in denen Menschen, Tiere und Häuser mit ungar. Landschaften verschmelzen; die Flächenhaftigkeit der frühen Bilder weicht einer koloristisch ungemein reichen Raumhaftigkeit, welche die Wirklichkeit in der visionären Welt der hell-leuchtenden Reflexe des Tieflandes, der lichtdurchtränkten Staubwolken transdanub. Dorfstraßen auflöst; die etwas trockene Überlegtheit wird immer mehr von einem subjektiven, sich nicht ohne Pathos gebärdenden Naturerlebnis — vor allem in den letzten traumhaft schönen Plattenseebildern — durchbrochen. (y.)

214. Lázár, Béla: *Mányoki Ádám élete és müvészete* (Kunst und Leben Adam Mányokis). Bp.: Légrády testv. 1933. 144 S. 67 Taf. 4°.

Eine auf gründlichem Quellenstudium aufgebaute Arbeit über M. (1673—1757), den bedeutendsten ungar. Maler vor dem künstler. Aufschwung des 19. Jh., hat es bisher nicht gegeben. Ansätze und Versuche, seine Persönlichkeit zu umreißen und Klarheit über sein Werk zu schaffen, sind wohl dagewesen, Verf. aber übertrifft sie alle an gewissenhafter Forschungsarbeit und einer zweifellos liebevollen Vertiefung in das Wesen dieses Meisters. Er ist allen Etappen seines wechselvollen Lebens nachgegangen und versucht den Menschen und sein Werk aus den geistigen Kräften der Zeit sowie aus den sorgfältig untersuchten Bildern zu erklären und seine kunstgeschichtl. Stellung festzulegen. Die Leistung Lázárs ist zweifellos verdienstvoll, und man täte ihm unrecht, wollte man sie nicht anerkennen. Nicht verschwiegen werden kann aber, daß das meiste eindringlicher und knapper hätte gestaltet werden müssen, daß die geistesgeschichtl. Untersuchungen an der Oberfläche haften bleiben und eine strengere kritische Sichtung der Werke dem Künstler nicht zum Schaden, sondern sehr zum Nutzen gereicht hätte. (E. M. H.)

---

215. Bárdos, Lajos, (Hrsg.): *Nepdalkórusok* (Volksliedchöre). Bp.: Magy. Kórus. 1933. 93 S. 16°.

Das große Werk der beiden ungar. Komponisten Bartók und Kodály, die seit 1905 das gesamte ungar. Volksmusikgut gesammelt und in ein wissenschaftl. System gefaßt haben, beginnt seine volkserzieherische Wirkung in immer weitere Kreise zu tragen. Ein gr. Teil der jungen ungar. Komponisten — sie sind fast alle Schüler Kodálys — setzt das Werk des Lehrers fort, indem er die Volkslieder sammelt und sie durch Bearbeitungen den Chören und Sängern zugängig macht. So beginnt das ungar. Volkslied, ein volkserzieherischer und gemeinschaftbildender Faktor von großer Bedeutung, sich den Weg in die Schulen und Chorvereinigungen zu bahnen. Zu den schon früher erschienenen Publikationen dieser Art reiht sich das neue Bändchen. An zentraler Stelle sind die Bearbeitungen des Hrsg.s zu er-

wähnen, die nicht nur quantitativ die anderen überragen, sondern infolge ihrer musikal. Substanz eine besondere Würdigung verdienen. Bei einer Meisterung des Satzes, die den Praktiker verrät, versteht er es, stets neue und reizvolle musikal. Situationen zu schaffen, gewissermaßen die gegebene Volksmelodie aus den verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Ihm schließen sich die mehr oder weniger gelungenen Sätze von Adam, Graff, Kadosa u. Veress an, durchwegs handwerklich sehr gediegen gearbeitet. (M. S)

216. Bartók, Béla: *Vier altungar. Volkslieder für Männerchor.* 12 S.
217. Ders.: *Ungar. Volkslieder für gemischten Chor, a capella.* 41 S.
218. Ders.: 20 *ungar. Volkslieder für Gesang und Klavier.* H. I—IV. 15, 21, 15, 12 S. — Leipzig: Universal 1928, 1932, 1932. 4^0.

Die Bearbeitungen für Männerchor repräsentieren den früheren Chorstil B.s. Der Satz ist — angemessen den engeren Möglichkeiten des Männerchors — im allgemeinen homophon, die harmon. Beziehungen entsprechen den einfacheren tonalen Bindungen. Im Vergleiche zu den früheren Chorbearbeitungen (Slowak. Volkslieder für Männerchor und gemischten Chor) bedeuten vorl. gemischte Chöre einen gewaltigen Schritt vorwärts. Jede Stimme ist melodisch außerordentlich intensiviert, selbständig gemacht und bis ins letzte ausgefeilt. Der Organismus der Stimmen ist mit Imitationen und motivischen Einsätzen durchsetzt, es entsteht so ein vielgestaltiges Gewebe meisterhafter Art. Die harmonischen Mittel wurden entsprechend der selbständigen Führung der Stimmen auch wesentlich erweitert: der Begriff der „Tonalität" ist noch weiter und freier gefaßt als früher. Dieselbe Tendenz der neueren Bartókschen Bearbeitungsweise, die bei den Chören auffällt, tritt auch in den Soli zutage: die Tendenz zur organischeren Bindung der Elemente, zur größten Klarheit und Plastik der Stimmen. Die Begleitung nimmt am musikal. Geschehen teil, greift Elemente der Grundmelodie auf und verarbeitet sie. Auch wenn sie Stimmungsgehalte wiedergibt, also „untermalend" wirkt, bleibt sie immer auf dem Boden des rein Musikalischen. Alle Stücke werden durch jene einfache Größe und saubere Klarheit gekennzeichnet, welche die Liedbearbeitungen B.s stets ausstrahlen. (M. S.)

219. Kadosa, Paul: *Ungar. Volkslieder für Violine und Klavier.* 7, 3 S. RM. 2,—.
220. Ders.: *Drei ganz leichte Sonatinen für Klavier.* 13 S. RM. 2,—.
221. Ders.: *Partita für Violine und Klavier.* 15, 6 S. RM. 3,—. — Mainz: Schott, o. J.

In den zu einer kl. Suite zusammengefaßten fünf ungar. Volksliedern nimmt K. die Tradition Bartók-Kodályscher Volksliedbearbeitung auf, ohne jedoch die tiefere Problematik und die große Wandlungsfähigkeit der Bartókschen Bearbeitungen zu erreichen. Seine Arbeiten wirken „weltmännischer", unproblematischer, sind aber durch eine Routine und durch ein sicheres Gefühl für leichtere Wirkungsmöglichkeiten gekennzeichnet. Die wohl für den Anfangsunterricht gedachten kl. Sonatinen können ihren Zweck nur teilweise erreichen, da durch die techn. Anspruchslosigkeit das Fehlen richtiger musikal. Substanz zu sehr an den Tag tritt. Besonders die langsamen Teile sind oft von einer auffallenden Trockenheit. Die Partita eignet sich für das Podium sehr gut. Nach einer bedenklich „neuklassischen" Entrada folgt ein robustes „In modo rustico" mit unverkennbarem Bartókschen Einschlag, als dritter Satz figuriert eine aufgelöste, einleitungsartige „quasi una cadenza", an dem sich unmittelbar das virtuose, spritzige „Capriccio" anschließt, wohl das Hauptstück der ganzen Partita. Diese schnellen, virtuosen, schon durch ihre Motorik wirkenden Stücke sind stets die Stärke K.s gewesen. (M. S.)

222. Kókai, Rudolf: *Franz Liszt in seinen frühen Klavierwerken.* Leipzig: Fr. Wagner 1933. 140 S. Notenbeisp. u. Faksim. 8°.

Die vorliegende Arbeit K.s — eine wertvolle Ergänzung neuester Liszt-Forschung Raabes u. Gárdonyis — führt uns in L.s Pariser Periode, in die Zeit der frühen Klavierwerke, Schriften und Skizzen. Romanisch geartete Romantik ist es, der sich L. um diese Zeit verschreibt und die seine Gedankenwelt — auch für die Zukunft — bestimmt. K. führt mit allen verfügbaren stilkrit. Mitteln den Nachweis, daß die Einheit dieser frühen Klavierwerke L.s (1830—1838) in ihrem Gebundensein an die französ. Romantik besteht. Mit der genauen stilist. Untersuchung der Probleme wird die Frage nach dem Ursprung der neudeutschen Musik überhaupt beleuchtet. Im schriftstellerischen Festlegen des neudt. Programms ist Wagner nicht minder als im Musikalisch-Technischen von L. abhängig, wie K. nachweist. Unter diesem Gesichtspunkt wird die zentrale Wichtigkeit dieser Periode (nicht nur für L.) hinreichend deutlich. L. selbst war sich der weithinweisenden Problematik dieses Lebensabschnittes durchaus bewußt. Er sucht einen neuen Stil, eine neue Geistigkeit; das Resultat, dem er zustrebt, ist letzten Endes identisch mit dem revolutionären Musikerlebnis der „Neudeutschen". — Durch all dies wird die Persönlichkeit L.s stark in den Kernpunkt des „romant. Realismus" gerückt. Die Nachweise für die primär französ. (besser roman.) Prägung dieser Romantik sind von K. mit großer Belesenheit zusammengestellt. Hier im stilkrit. und analyt. Teil (sowohl die Kompositionen, als auch die Schriften betreffend) wird K.s Arbeit kaum ernsthaften Einwänden begegnen. Im geschichtl. Teil allerdings wird man finden, daß die Charakteristik Schumanns und seiner Genossen (des Gegenpols zu L. und Wagner) allzusehr ins Klassizistische verschoben ist. — Durch diese prinzip. Bemerkungen soll der wissenschaftl. Wert von K.s Arbeit nicht angetastet werden. Seine Stärke liegt nicht so sehr in der prinzip. Formulierung, als vielmehr im bedacht method. Vorgehen, in der reichen Dokumentierung der Gedankengänge, im Heranziehen eines reichen Quellenmaterials. In dieser Hinsicht ist ganz besonders der Abschnitt „Systemat. Stilkritik" hervorzuheben. (D. B)

223. Németh, Antal: *Az Ember Tragédiája a szinpadon* (Die Tragödie des Menschen auf der Bühne). Bp.: Székesfőváros 1933. 159 S. 8°.

Das schön ausgestattete, wertvolle Buch verfolgt das Bühnenschicksal dieses größten dramat. Gedichtes ungar. Literatur im ungar. Nationaltheater, auf den Bühnen der Hauptstadt, der Provinz und des Auslandes, von der vor 50 Jahren erfolgten Uraufführung angefangen bis zu unseren Tagen: von Paulays etwas Meiningenischer Inszenierung (1883) bis zur erfolgreichen Wiener Aufführung Röbbelings (1934). N. sammelt fast alles erreichbare Material (eine Ergänzung in Bisztrays Besprechung in Irodtört. Közl. 1934, H. III) und gibt nicht nur prägnante bühnentechn. Beschreibungen der Aufführungen, sondern auch eine reiche Auswahl der Kritiken, wobei hauptsächlich die Aufführungen im Ausland viel Neues bieten: die dt. Inszenierungen in Hamburg (1892), in Wien (1892) und in Berlin (1893) werden hier zuerst wissenschaftl. dargestellt. Die Studie gehört zu jenen Werken ungar. Bühnengeschichte, die über die reine Theaterphilologie hinausgehend auch geistes- und stilgesch. Gesichtspunkte geltend machen. Man vermißt nur die Einbeziehung jener Motive, welche die Inszenierung von der philosoph. und ästhet. Interpretation her sicherlich beeinflußt haben; im Bildmaterial herrschen leider die Gegenwarts- und Zukunftspläne vor, von den älteren Bildern fehlen auch die ausländischen. (y.)

224. Stein, Palma: *Fly my swallow . . .* (A merry guide through Hungarian songs and Gipsy music). Bp.: G. Vajna & Co. 1933. 111 S.

Das schön gegliederte, aber inhaltlich dürftige Büchlein ist für sight-seeing Besucher gedacht, die eine interessante bodenständige Einrichtung der Stadt Bp. kennenlernen wollen. Verschwenderisch eingestreute Melodienbrocken sollen von dem unerschöpflichen Schatz ungar. Volkslieder und Zigeunerweisen — beides wird beinahe gleichgesetzt — zeugen. Das Ganze erhebt sich nicht über eine verbindliche Plauderei, doch bezaubern flotte, humorvolle Zeichnungen durch ihre Naivität. In einem längeren Anhang gibt S. eine gedrängte Übersicht der Genüsse, mit denen Bp. dem reichen Amerikaner aufwarten kann. (Kk.)

8. Kirchen, Religion. Bildung, Unterrichtswesen.

225. Relkovic, Neda: *A gráci egyetem legrégibb magyar hallgatói* (Die ältesten ungar. Schüler der Universität Graz). Bp.: Attila ny. 1933. 15 S. 4^0.

Die wertvollen Veröffentlichungen des L. J. Bartholomaeides, des V. Fraknói und der Ungar. Akad. d. Wiss. (Mokos, Schrauf) aus den Archiven der europ. Universitäten , welche auf die Auslandsstudien ungar. geistiger Führer oft helles Licht warfen, wurden in den letzten Jahrzehnten nur spärlich und fast ausschließlich von protestant. Seite her fortgesetzt. Vorl. kl. Studie veröffentlicht nun jene Namen und Angaben, die in den ältesten Matrikeln der Grazer Universität und des Ferdinandeums über ungar. Studenten vorhanden sind. Aus dem Zeitraum 1586—1640 stellt Verf. 286 Namen zusammen, die beweisen, daß die Elite der ungar. kath. Jugend ihre Ausbildung an dieser mit dem Collegium Germanico-Hungaricum in Rom in enger Verbindung stehenden Universität erhielt. Die gründliche, leider zu knappe Studie weist wieder darauf hin, wie wichtig die Erforschung der Vermittlerrolle österreichischer Kulturzentren ist. (y.)

226. Serényi, Antal: *Az iskoláztatási kötelesség teljesitése* (Die Erfüllung der Unterrichtspflicht). 120 S.

227. Ders.: *Iskolaállitás és fenntartás belterületen* (Errichtung und Erhaltung von Schulen im inneren Verwaltungsbereich). 120 S.

228. Ders.: *A tanitók illetményügyei és adói* (Die Gehaltsangelegenheiten und die Steuer der Lehrer). 120 S.

229. Ders.: *A tanitók jogviszonya* (Das Rechtsverhältnis der Lehrer). 116 S. — Pécs: Dunántúl 1930, 1931, 1931, 1933. 8^0 (A tanügyi jogforrások gyüjteménye — Sammlg. d. Quellen d. Unterrichtsrechtes, 1—4). je P. 2,50.

Die verdienstvolle Reihe der Veröffentlichungen will die gesamten Grundlagen des ungar. Volksschulrechtes in einer einheitl. Übersicht zeigen. Es soll der ganze Stoff der einschlägigen Gesetze und ihrer Vollstreckungsverordnungen sowie der Entscheidungen des Verwaltungsgerichtes, also die Praxis der Rechtsprechung, in einem einheitl. System zusammengefaßt werden. Das erste Bändchen enthält das Material des G. A.s XXX, 1921 über die Sicherung der Erfüllung der Unterrichtspflicht, das zweite behandelt im Rahmen des G. A.s XXXVIII, 1886 das Verhältnis der Volksschulen zur Verwaltung, im dritten werden die Gehalts- und Steuerfragen der Lehrer, um die G. A. XV, XVI, 1913, XXXV, 1912, XXVII, 1907 geordnet, erörtert; das vierte stellt den Fragenkomplex der Entstehung und Auflösung des Rechtsverhältnisses, der Rechte und Pflichten des Lehrers mit Heranziehung eines reichen und vielschichtigen Materials zusammen. Der praktische Ge-

brauch der auch typograph. geschickt gestalteten Bände wird durch gute Register erleichtert. In den zwei letzten Heften wurden die über die staatl. und nichtstaatl. Lehrer verfügenden G. A. sehr geschickt halbseitig parallel gedruckt. (y.)

230. Silberstein, Adolf: *A siklósi izraelita hitközség története* (Gesch. d. israelit. Glaubensgemeinde von S.). Siklós: Izr. hitközség 1933. 138 S. 8°.

Die rein formale Darstellung der Entwicklung dieser großen jüd. Gemeinde der Baranya wie der in ihrem Rahmen bestehenden Vereine hat für den Nichtbeteiligten nicht das geringste Interesse. Allein einige statist. Daten über das Judentum im Bezirk S. sind bemerkenswert, die sich auf die Jahre 1823 und 1850 beziehen. 1823 wohnten in S. selbst 8 Juden, 1850 bereits 123, im Bezirk dagegen insgesamt 463. Es ist demnach schon vor der Emanzipation eine starke zahlenmäßige Entwicklung des dortigen Judentums festzustellen. Als amtl. Sprache innerhalb der israelit. Gemeinde scheint sich das Deutsche bis zum Ende des Jh.s gehalten zu haben. (Kl.)

231. *Školství na Podkarpatské Rusi v přítomnosti* (Das Schulwesen in Karpathenrußland in der Gegenwart). Prag: Státní nakladatelství 1933. 49 S. 8°.

Das aus Tabellen mit zwischengeschaltetem Text bestehende Heftchen befaßt sich mit der nachkriegszeitl. Entwicklung. Als Erfolg wird das Heraufsetzen der Schulpflicht von 6 auf 8 Jahre, das Sinken der Zahl der nichteingeschulten Kinder von 35 000 auf 2980 und die „Nationalisierung" der Schulen verbucht. Auf welche Nationalität hin dies eigentlich geschehen soll (ob „karpathenrussisch", ukrainisch oder großrussisch), darüber bestehen unter den verschiedenen tschech. Gruppen widerstreitende Ansichten. Selbst in dieser staatl. Broschüre finden wir keine einheitliche Bezeichnung für die nationale Unterrichtssprache. Neben der Einführung der kleinruss. Unterrichtssprache erstrebt das Tschechentum vor allem die Verstaatlichung kleinruss. Kirchenschulen und die Ausdehnung des tschech. Schulwesens. Dieses bildet eine typische überlagernde Schicht ähnlich wie früher das magyarische, allerdings nicht in der gleichen Stärke, aber doch weit über den Anteil der tschech. Bevölkerung hinaus. Dies kennzeichnet auch die wohl im wesentlichen städt. Kindergärten mit 37,2 % der Kinderzahl, außerdem die Bürger-, Fach- und Mittelschulen, wo der tschech. Vorstoß vor allem durch das Judentum gelingt. (Mehr als ein Drittel aller Bürgerschüler besucht staatl. tschech. Anstalten, davon 56 % Juden.) Innerhalb der Gymnasien beträgt der jüd. Anteil in den tschech. und magyar. Klassen 37,8 % bzw. 35,8 %, in den ruthen. dagegen nur 7,9 %. Auch bei den Mittelschullehrern ist der tschech. Anteil stark. Wir haben somit in Karpathenrußland eine der Vorkriegszeit ähnliche Situation: Das Judentum assimiliert sich dem fremden Staatsvolk und gewinnt innerhalb dessen eine gehobene soziale Position gegenüber der eingesessenen Bauernschicht. (Kl.)

BIBLIOTHECA ACADEMIAE SCIENTIARUM HUNGARICAE
MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRA
BUDAPEST

W. Bang Kaup

W. Bang Kaup

1869—1934

Quem fors dierum cumque dabit
lucro appone!

Am 8. Oktober 1934 schied Professor Willi Bang aus unserer Mitte. Eine Herzschwäche, die ihn in der Narkose nach einer Blinddarmoperation befiel, ließ ihn sanft entschlafen. Es ist für die türkische Sprachwissenschaft und für seine Freunde ein ganz unersetzlicher Verlust. Ihm, der seit 14 Jahren am Ungarischen Institut mitgewirkt hat, der hier die Turkologie zu einer selbständigen Wissenschaft gebildet und eine turkologische Schule gegründet hat, seien in Pietät diese Zeilen gewidmet.

Bang entstammte einer alten Gelehrten- und Pastorenfamilie. Er wurde am 9. August 1869 in Wesel geboren als Sohn des Festungsauditeurs (Kriegsgerichtsrats) und späteren Bürgermeisters von Wesel Heinrich Bang und dessen Gattin Auguste, geb. Kaup. Hier verbrachte er den größten Teil seiner Jugendjahre. Immer noch erzählte er gern von den vergnügten Streichen jener Zeit; bis zum Ende verband ihn herzliche Freundschaft mit seinen Jugendgefährten und Schulkameraden. Sein intensiver und unternehmender Geist ließ ihn früh reifen und zu eigenmächtigen, eigenartigen Entschlüssen gelangen. Als sein Vater es ihm verwehrte, in das Kadettenkorps einzutreten, schrieb er kurz entschlossen ein Gesuch an Seine Majestät. Da man aber an Höchster Stelle nicht gegen die Pläne eines Vaters zu handeln wünschte, mußte Bang sich bescheiden. Nur wenige Jahre später begann er, noch als Penäler, iranistische Studien, in deren Interesse er, wieder hinter dem Rücken der Eltern, mit dem Orientalisten Prof. Fleischer in Korrespondenz trat. Mit Güte hat dieser den jugendlichen Eiferer beraten und ihn schließlich an Charles DE HARLEZ in Löwen empfohlen. So ging Bang denn nach absolvierter Reifeprüfung nach Belgien, wo er bis zum Kriegsausbruch bleiben sollte.

Um schnell und gründlich die Sprache des Landes zu erlernen, scheute er sich nicht, zunächst eine Zeitlang als Lehrer an einer Ecole de Commerce zu wirken, was gewiß kein Vergnügen war, da die halbwüchsigen Handlungsbeflissenen dem jungen, sprachlich unsicheren Mann anfangs wenig

M. T. AKAD. KÖNYVTÁRA
Növedéknapló
1934. év 1748. sz.

Respekt entgegenbringen wollten. Unendlich erheiternd waren Bangs Erzählungen aus dieser ‚Lehrzeit', die ihm gewiß nicht nur das Französische vermittelt hat, sondern vielleicht auch schon die ihm später so besonders eigene Kunst der Menschenbehandlung. Doch war dies nur eine kurze Episode. In der Hauptsache arbeitete er bei de Harlez und ließ sich von dessen umfassendem Geist in das weite Gebiet der Orientalistik einführen. Altpersische Keilinschriften, Avesta, Mandschu und Mongolisch interessierten ihn damals zumeist.

Außer in Belgien hat er dann noch in Frankreich, England und Holland studiert. Seit 1892 war er Studiendirektor an der Ecole des langues orientales vivantes der Universität Löwen. Ein besonderes Geschick lenkte ihn in die Anglistik, die er an der Löwener Universität seit 1895 vertrat. Doch wurde er dadurch mit Amtsgeschäften mehr überhäuft, als ihm für seine nie abreißenden orientalischen Studien lieb war. Bereits mit 20 Jahren hatte er zu publizieren begonnen. Seit THOMSENS Entzifferung der köktürkischen Runeninschriften beteiligte er sich an deren Erklärung; die Jahre 1910 bis 1914 brachten vor allem seine komanischen Studien. Im Festgruß zu seinem 60. Geburtstag hat H. H. SCHAEDER in den Seiten dieser Zeitschrift (UJb. IX, S. 181—195) bereits die verschiedenen Wirkensgebiete seiner Interessen behandelt. — Es müssen strahlende Jahre gewesen sein, die Bang in Löwen verlebte: Er gründete das Glück seiner Familie, vier Kinder wuchsen ihm heran. In größter Schaffenskraft ließ er eine anglistische Publikation nach der anderen erscheinen und beobachtete daneben die Fortschritte in der Turkologie Rußlands, Deutschlands und Dänemarks. Die Arbeiten Thomsens und die türkische Ausbeute der Turfan-Expeditionen regten ihn zu eigener Forschung an. Eine rege Korrespondenz verband ihn mit allen namhaften Fachgenossen seiner Zeit. Besonders anregend waren ihm die jährlichen Besuche seines Freundes, des leider auch zu früh verstorbenen Iranisten MARKWART. Als er den bewunderten F. W. K. MÜLLER durch RADLOFF angegriffen sah, trat er ritterlich für ihn ein, und es entspann sich jene amüsante und äußerst fruchtbare Kontroverse BANG-LE COQ gegen RADLOFF-SALEMANN. Ferner widmete er sich in dieser Periode mit Rousselau der experimentellen Phonetik.

Als dann der Krieg ausbrach, sah Bang sich gezwungen, Belgien zu verlassen, sein Wirkungsfeld verloren zu geben und seine Bibliothek zurückzulassen. Alles, was er aufgebaut hatte, wurde ihm von heute auf morgen entrissen. Seine Gesundheit litt schwer unter der Depression und den Entbehrungen dieser Periode. Er wandte sich von der Anglistik ab und war nun völlig frei für seine ‚erste Liebe', die Orientalistik. Endgültig wählte er den Zweig, der ihn seit drei Jahrzehnten schon angelockt hatte: die türkische Sprachwissenschaft. 1917 bekam er einen Ruf an die Universität Frankfurt, 1920 nach Berlin, wo er seitdem erfolgreich gewirkt hat, aber

leider einige Jahre durch seine geschwächte Gesundheit gestört war. Die modernen Türkdialekte, die Turfanhandschriften und der Manichäismus waren in dieser letzten Periode sein Tätigkeitsfeld, dem wiederum eine große Reihe von Publikationen entstammen. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zum Ehrenmitglied, u. a. die Ungarische Akademie der Wissenschaften und die Körösi-Csoma-Gesellschaft. — Er sah dem Tode ruhig entgegen und sprach oft davon, was geschehen solle, wenn er einmal dahingehen würde. Die Devise seines Familienwappens lautete: „In actu mori"; und wirklich war ihm das Glück beschieden, bis zu seinem letzten Tag unermüdlich schöpferisch zu sein. Er endete auf der Höhe seiner Kraft und Reife.

Bang hinterläßt seine Manuskripte in einer bewundernswerten Ordnung, wie es nur bei dem der Fall sein kann, der nichts mutlos liegen läßt, sondern jede, auch die kleinste Arbeit in einen großen Zusammenhang stellt und ständig viel publiziert. Das ist der Schlüssel zum Entstehen seiner Turkologischen Briefe, die in diesen Jahrbüchern erschienen sind und auf die er selbst zuletzt am stolzesten war. Er pflegte einige Tage über ein neues Lieblingsproblem nachzusinnen, bis er mögliche Kombinationen fand; dann brauchte er nur in seine soliden Material-Sammlungen zu greifen, um seine Theorien zu beweisen oder sich auf andere Lösungen lenken zu lassen. Bei seinen Text-Interpretationen imponiert die exakte Analyse. Sie war ermöglicht durch Schulung an ständigem, kritischem Lesen von Texten der verschiedensten Dialekte. Es gab für ihn nichts „Gewohntes", „Selbstverständliches", sondern er legte sich Rechenschaft ab über jede Wucherung, jeden geschwächten Vokal. Geschult an der Methode der älteren Disziplin der Anglistik[1]) war er imstande, sich in das wirkliche „Leben" der Sprachen einzufühlen. Es war nicht geniale Kombinationsgabe — die so leicht zu fruchtlosem Theoretisieren führt — oder historische Überlegung, die ihn z. B. in Dialekten wie dem Sojonischen oder Altaischen Mongolismen finden ließ, sondern einfach eine ganz gründliche Kenntnis der rein türkischen Formen und ein Wissen von deren wahrscheinlichen oder möglichen Modulationen. Der Umfang dieses Wissens war enorm; das Erfassen der Beziehungen eines Dialekts zum anderen, die scharfen Schlußfolgerungen aus geringen Indizien zeugen von größter Genialität, die man zumal in der Freude seines Schaffens spürt! Ihn trieb nicht Ehrgeiz oder eine gegebene Position, sondern nur der Drang nach einer inneren Schau von der Struktur einer Sprache, dieses edlen Werkzeugs und Zeugnisses des menschlichen, schöpferischen Geistes. Der Grundsatz, „Laut-

[1]) Auf seine anglistische Arbeit soll hier nicht eingegangen werden. An anderer Stelle wird darüber sein Schüler und Nachfolger, sein treuster Freund der Löwener Jahre, Herr Professor DE VOCHT, berichten.

gesetze sind Naturgesetze", war ihm, wenn zu eng gefaßt, ein Unsinn. Warum ein Wort dieser Gattung entlehnt wurde und nicht jener, warum Regeln einmal durchbrochen werden, so daß neue „Regeln" entstehen, solche Fragen erfüllten seine Übungen, und wir, seine Schüler, waren oft hingerissen, wenn wir so durch seine Anregungen die Gründe für das Werden der Sprache zu fassen vermeinten. Achtung vor vorgefundenen Formen entsprach seiner Genauigkeit, die ihn doch nicht zum Sklaven der Willkür eines einzelnen Sprechers machte. Soweit es die Vieldeutigkeit der uigurischen Schrift zuläßt, haben sich seine phonetischen Annahmen für diese Sprache bisher gut bestätigt, gesichert sogar sind sie zumeist durch die Inschriften in den genauer unterscheidenden köktürkischen Runen. Nur die Texte in der übergenau differenzierenden Brāhmī-Schrift bringen Abweichungen davon, die aber durchaus nicht einheitlich sind. Dieses Problem beschäftigte Bang im letzten Semester. Leider haben wir darüber keine Studie mehr von seiner Hand erhalten. (Es wird übrigens erst zu untersuchen sein, ob diese Texte vielleicht von Nicht-Türken geschrieben sind, wodurch sie an phonetischem Wert stark einbüßen würden.)

Als seine große Aufgabe betrachtete Bang die historische Grammatik der Türksprachen; aber beim jetzigen Stand der Wissenschaft wäre eine solche Arbeit verfrüht gewesen. Alle seine turkologischen Publikationen sollten Bausteine für dieses Werk eines späteren Nachfolgers sein. Er hatte einen Abscheu vor großen Gesten, vor einem Darstellen „in großen Zügen", bei dem man das Einzelne nicht solid belegt und beweist. Festlegen auf einen Standpunkt war ihm eine Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit; er wagte nur, das jeweils Richtige mit dem bisher Erkannten in einen großen Zusammenhang zu stellen. Gerade das Unsichere ließ er in auffälligen Typen drucken, damit jeder Buchstabe vor sich selbst warnt.

Es war der Plan des verstorbenen Direktors dieses Instituts, Prof. GRAGGERS, mit Bang ein ural-altaisches Institut zu schaffen. So zog Bang mit seiner Bibliothek in das Ungarische Institut, und von hier aus, wo in glücklicher Zusammenarbeit befruchtender Gedankenaustausch stattfand, wurde nun die türkische Sprachwissenschaft gepflegt wie nirgend sonst in Mittel- und Westeuropa. Eine für orientalische Fächer ungewöhnlich große Anzahl von Studenten des In- und Auslandes hatten noch bei diesem bewunderten und geliebten Meister ihr Examen zu machen gehofft, der jetzt so plötzlich von ihnen geschieden ist. Nun bleibt uns in unsrem Institut nicht nur seine einzigartige Bibliothek sowie die seines Freundes v. Le Coq und seine hinterlassenen Manuskripte, sondern vor allem die große Aufgabe, hier das Erbe dieses großen Mannes zu hüten und sein Werk fortzusetzen, damit die türkische Sprachwissenschaft in Deutschland eine Stätte behalte.

Bangs wissenschaftlicher Weg war die Erfüllung seiner persönlichen

Problemstellung. In allen seinen Arbeiten fühlt man sein ganzes Interesse, seine warme Persönlichkeit. Den komanischen Communionshymnus, den Marienhymnus kann man nicht in dieser Weise rekonstruieren, wenn man ihrer Gedankenwelt fernsteht. Seine Interpretationen manichäischer Texte enthielten oft besonders einleuchtende Lösungen, weil eben nur dem religiösen Menschen ein anderer Glaube wirklich zugänglich ist. Selten ist ein Leben derart vollendet gewesen. Es steht heute vor uns als ein edles Bild, das wir betrachten und das uns mit Frieden erfüllt, mit Kraft, Zuversicht und Heiterkeit. Wir denken an seine Forscherfreude, sein intuitives Arbeiten, an seine unbeugsame Gerechtigkeit, seine Großzügigkeit, Freigebigkeit, an seine Pietät den Vorfahren gegenüber. Mit Hingabe hat er 1908 seine „Parentalia" zusammengestellt und voll Stolz seinen Söhnen die Tüchtigkeit ihrer Ahnen vor Augen geführt. Seine Persönlichkeit war voll und harmonisch, war reinste Güte und Liebe. Keiner seiner Schüler, der nur ernsthaft arbeiten wollte, keiner seiner Freunde ging je leer aus. Für jeden war er voll Hilfsbereitschaft, auch ohne daß er darum angegangen wurde. Er verband asketische Strenge gegen sich selbst mit strahlendster Lebensfreude. Seine ungewöhnliche Vitalität bescherte ihm Freude und ließ ihn Freude schenken. Freude war es, die ihm aus seinem Forschen erwuchs, Freude gewann er aus kleinen Dingen des alltäglichen Lebens. Mit Freude pflegte er zum Semesterbeginn nach Berlin zu kommen; und dann wieder konnte er das Nahen der Ferien kaum erwarten, das ihm die ersehnte Rückkehr zu den Seinen brachte. Herrlich war dieser Starkmut! Er wußte in jeder Lage, bei jedem Menschen das Wertvolle zu finden oder zum Wirken zu bringen. Und so fand er keine Muße und auch gar keinen Gefallen daran, sich mit dem Minderwertigeren aufzuhalten. Unduldsam war er einzig gegen die ewigen Tadler und Verleumder, die sich selbst und andren die Luft zum Atmen verpesten. Sein Optimismus war gut fundiert; denn wessen Natur derart vollendet ausgestattet ist, dem fügt sich das ganze Dasein schließlich zu einer edlen Harmonie. Das äußere Geschehen seines Lebens war nicht immer leicht, ihn hatte der Krieg ganz besonders getroffen. Trotzdem beklagte er weder den Verlust seines Wohlstandes noch seines großen Wirkungskreises in Belgien, denn dieses Opfer schien ihm gering im Vergleich zu dem unglücklichen Ende des Krieges und der Not des Vaterlandes. Mit Begeisterung und Anteilnahme sah er dem Emporsteigen des Führers entgegen; und die größte Freude seines letzten Jahres war ihm die Aussicht auf ein neu erstarktes und glückliches Vaterland.

Ergänzung der Bibliographie aus Ung. Jahrb. IX, S. 188—195.

1929

80. W. Bang und A. v. Gabain: *Türkische Turfan-Texte II*: Manichaica. 1. Bögü Qan; 2. Gier und Zorn. SBAW 1929, phil.-hist. Kl. Nr. XXII S. 411—430.

1930

81. W. Bang und A. v. Gabain: *Türkische Turfan-Texte III*: Der große Hymnus auf Mani. SBAW 1930, phil.-hist. Kl. Nr. XIII S. 183—211.

82. Dieselben: *Türkische Turfan-Texte IV*: Ein neues uigurisches Sündenbekenntnis. SBAW 1930, phil.-hist. Kl. Nr. XXIV S. 432—450.

83. Dieselben: *Uigurische Studien*: Das Sündenbekenntnis aus dem Suvarṇaprabhāsa. UJb. X, 1930. S. 193—210.

84. W. Bang: *Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut*; 5. Brief: Lautliches — allzu Lautliches. UJb. X, 1930. S. 16—26.

1931

85. W. Bang und A. v. Gabain: *Türkische Turfan-Texte V*: Aus buddhistischen Schriften. A. Aus einem tantrischen Text. B. Die zehnfache Auslegung des Glaubens. SBAW 1931, phil.-hist. Kl. Nr. XIV S. 323—356.

86. Dieselben: *Analytischer Index zu den fünf ersten Stücken der Türkischen Turfan-Texte*. SBAW. 1931, phil.-hist. Kl. Nr. XVII S. 461—517.

1932

87, W. Bang und G. R. Rachmati: *Die Legende von Oghuz Qaghan*. SBAW 1932, phil.-hist. Kl. Nr. XXV S. 683—724.

88. W. Bang: *Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut*; 6. Brief: Varia varii momenti. UJb. XII, 1932. S. 90—104.

1933

89. W. Bang und G. R. Rachmati: *Lieder aus Alt-Turfan*. Otto-Franke-Festschrift, Teil II der Asia Major, 1933, Vol. IX Fasc. 2 S. 129—140.

1934

90. W. Bang, A. v. Gabain und G. R. Rachmati: *Türkische Turfan-Texte VI*: Das buddhistische Sūtra Säkiz Yükmäk. SBAW 1934, phil.-hist. Kl. Nr. X S. 93—192.

91. W. Bang: *Gewagte türkische Worterklärungen*. 1. Die Wörter für „süß" und „sauer". 2. Die Wörter für „tanzen" und „Tanz". 3. Die Wörter für „Wasser". MSFOu. Nr. LXVII, Liber Semisaecularis Soc. Fenno-Ugricae, S. 35—41.

92. W. Bang: *Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut*; 7. Brief: Neue Ansichten — neue Einsichten? UJb. XIV, 1934. S. 193—214.

121. W. Bang: Besprechung von: Sir E. Denison Ross, C. I. E. and Rachel O. Wingate, Dialogues in the Eastern Turki Dialect on Subjects of Interest to Travellers. James G. Forlong Fund Vol. XI. London, The Royal Asiatic Society, 1934. MSOS 1934, Bd. 37, Abt. 1 (ostasiatische Abt.).

A. von Gabain (Berlin).

Volkstum, Nation und Staat.

Von

Julius Szekfü (Budapest).

Stephan Széchenyi erwähnte oft den Ideenwirrwarr, der die ungarische Nation an der Erkenntnis ihres rechten Weges hinderte. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts war es eine Seltenheit, wenn die Nation einheitlich irgendeine für ihr Schicksal bedeutsame Idee erfaßte, ihren ganzen Inhalt logisch durchdachte und mit den Realitäten ihrer Verwirklichung ins Reine zu kommen wußte. Logik und Realität fehlen auch heute oft unseren Konzeptionen. Infolgedessen gewinnen diese nicht genug Wirkung im Körper der Nation, viele Leute gehen daran vorbei, und mangels wurzelechter heimischer Konzeptionen klammert man sich an solche, welche zufällig von außen an uns herankommen. Dieser bedauerliche Zustand beginnt auch in der Beurteilung der für das ungarische nationale Leben wichtigsten Begriffe Nation, Volk und Staat einzureißen. So wird es vielleicht nicht überflüssig sein, wenn wir den ganzen Ideenkreis für einen Augenblick von einem Gesichtspunkt aus betrachten, der eben jetzt vom Ausland her auch bei uns vorzudringen beginnt. Es ist der des Volkstums, der seit dem Kriege immer stärker von Deutschland und den deutschbewohnten Gebieten in Mittel- und Osteuropa ausstrahlt.

Der Volkstumsbegriff der Deutschen war, wie wir wissen, ein beliebtes Requisit der mehr als hundert Jahre zurückliegenden deutschen Romantik und der „historischen Schule" geworden, damals als sich zum erstenmal die gebildete Welt liebevoll den niederen Volksklassen, ihren Sitten, ihrer Bildung und Geschichte zuwandte. Wir finden den Begriff schon seinerzeit, fast vor 100 Jahren, in der Fassung „Volkstum" (népiség) bei dem damals noch jungen Michael Horváth, aber eine magyarische Volkstumsforschung hat sich damals noch nicht entwickelt. Lediglich die Dichtung, die schöne Literatur bekam bei ihrem Bemühen, das „Volkhaft-Nationale" (népnemzeti) herauszuarbeiten, von dieser Richtung der deutschen Romantik Hilfe. Übrigens hat das Volkstum auch in der deutschen Geistigkeit im ganzen 19. Jahrhundert keine tiefere Wirksamkeit erlangt, und es bedurfte erst der Katastrophe des Weltkrieges, um den jahrzehntelang vergessenen oder wenigstens zu provinziellem Rang herabgesunkenen Begriff zu neuem Leben zu erwecken.

Schon vor 100 Jahren, in der deutschen Romantik, geschah jene Wendung zum Volk als Folge jenes äußersten Verfalls des Staates und der

führenden Klassen, den Napoleons siegreiche Feldzüge und brutale Unterjochung zeitigten. Der französische Imperator zerstörte den staatlichen Aufbau, und die Denker des gedemütigten Volkes retteten sich in ihrer Verbitterung zurück zu den unverdorbenen und in ihrem unbewußten Deutschtum nicht zu erdrückenden niederen Volksklassen, über die jahrhundertelang die rasenden Kriegszüge der Machthaber hinweggebraust waren ebenso wie die von den Gebildeten importierten fremden Kulturen — und dennoch hatten sie sich in ihrer urgesunden und unberührten Art erhalten. Dasselbe geschah nun auch unter dem Druck der Versailler Schmach. Im Weimarer Zeitabschnitt griffen Menschen verschiedenster Parteieinstellung von neuem den Volkstumsbegriff auf, wandten sich von neuem der ewig unwandelbaren Kultur des Bauerntums zu und erhofften von ihm die Neugeburt des in den Abgrund gestoßenen Deutschtums, das vielleicht schon in seinem Innern morsch zu werden begann. Als ein Mittel zur Erhebung, und zwar ein sicheres, erschien unter diesen Verhältnissen das Volkstum. Dieses in den Vordergrund zu stellen, half wesentlich die Gebietsordnung des Versailler Diktates: ein Teil des deutschen Volkskörpers kam unter fremde Herrschaft, wo sich einer feindlichen Staatlichkeit gegenüber gleichfalls das Volkstum als Zukunftsträger deutschen Geistes und deutscher Kultur bot.

So kam die vor 100 Jahren nur in Volkslied und Märchensammlung, in unschuldig literarischer und wissenschaftlicher Beschäftigung sich offenbarende Volkstumsbewegung mit einemmal unter die Zentralprobleme des Deutschtums. Denn wir müssen uns darüber im Klaren sein, daß der Begriff des Volkstums und die daraus sich ergebenden logischen Feststellungen nicht nur innerhalb der letzten 15 Jahre tief und sicher im deutschen Bewußtsein verankert wurden, sondern sich auch mit Hilfe der deutschen Politik in Realitäten zu wandeln beginnen. Die Publizisten des Dritten Reiches sind bei der Konstruktion der neuen Grundlehren für Volk-Nation-Staat und bei dem Versuch, das staatsbildende Volk biologisch zu bestimmen, zum Bauerntum als dem Träger des Volkstums zurückgekehrt, da in dessen Kräften noch unverfälscht, von Fremdem noch nicht angesteckt und von der Kultur noch nicht verbraucht, das uralte Blut kreist und sich in der ständigen Berührung mit dem Boden immer wieder erneuert. Tag für Tag hören und lesen wir von den mystischen Verbindungen Blut und Boden und Bauerntum, sowie von deren ewigem Ergebnis, dem Volkstum als dem, was Volk und Staat wahrhaft bestimmt. Und wenn wir auch wissen, daß in dessen mystischer Herausstellung und Aufrechterhaltung viel Absicht und Bewußtheit liegt, so müssen wir doch diesen ganzen Vorstellungskreis unter die mächtigen politischen Realitäten rechnen, welche gegebenenfalls auch das ungarische Geschick entscheidend beeinflussen können. Soviel ist gewiß, daß der heutige Begriff des Volkstums ein wichtiges

Instrument der deutschen Erhebung ist. Im Gebiet des Reiches sichert sich der deutsche Geist seine Ausschließlichkeit, indem er einerseits zurückgreift auf die für uralt gehaltene biologische und geistige Überlieferung, und was dem nicht entspricht oder seine Gültigkeit gefährdet, wird im Vorgang der „Dissimilation" nicht nur aus dem Volkskörper ausgestoßen, sondern zugleich damit auch aus dem Staat und dem Bereich politischer Geltung. Auf der anderen Seite stehen außerhalb des im deutschen Volkstum verwurzelten Staates, aber mit ihm eng verbunden die in Versailles abgetrennten, oder seit Jahrhunderten in weiter Fremde angesiedelten Auslanddeutschen, welche zwar unter den heutigen Verhältnissen nicht in staatlich-politische Verbindung mit dem „Mutterland" kommen können — mehrere dieser Gruppen hindert auch die geographische Entfernung —, aber die neue begriffliche Fassung des Volkstums gibt ihnen die Möglichkeit, sich mit dem Deutschtum im Reiche eins zu fühlen. Das auf das Bauerntum und dessen unverfälschtes urdeutsches Blut gegründete Volkstum hebt die deutschen Minderheiten für ewig aus jenen Staaten heraus, in dessen Grenzen sie leben. Sie können gute und treue Untertanen der betreffenden Staaten sein, aber kaum noch eine seelische Verbindung mit dem fremden Staatsvolk haben. Ihre seelische Substanz ist die gleiche wie die des Deutschtums im Reich. Dorthin gehören sie also, und es gibt keine Kraft, welche sie zu einer ihrem geistigen Ich — mit einem heutigen Modewort: ihrem Blut — widersprechenden Haltung oder gar zur Assimilierung mit dem Staatsvolk zwingen könnte. Ebenso wie der Begriff des Volkstums innerhalb des Reiches, wo er in staatliche Beziehung tritt, die Dissimilierung derer wünscht, die dem deutschen Geist gefährlich sind, ebenso wünscht er für das Deutschtum außerhalb des Reiches die Dissimilierung, d. h. völlige Sonderung von den dortigen fremden Staatsvölkern, weil nur so das vom Volkstum geforderte vollkommene Zusammenschmelzen aller Deutschen vorstellbar ist, die als wahre Deutsche hineingehören in die gleiche deutsche Volkseinheit.

Man sieht: der ganze Gedankenkreis ist dem heutigen Deutschtum auf den Leib geschnitten und dient in seiner praktischen Anwendung zu dessen Stärkung und Erhebung. Die ihn ausgestalteten, verweisen stets auf den Gegensatz zwischen der Konstruktion des Volkstums und der liberalen Verbindung von Staat und Volk, wie sie aus der französischen Revolution herrührte. Die französische Revolution proklamierte bekanntlich die politische Geltung der Nation, doch fehlte ihrem Nationsbegriff die Verbundenheit zu Blut und Boden. Es war eine mechanistische, häufig nur leere, von Phrasen geschwollene Form, die man leicht aufgreifen und wieder abtun konnte. Dieser Mangel des französischen Nationsbegriffes verursachte dann in der europäischen Geschichte große Schwierigkeiten, als er sich nämlich im Zusammenhang mit den revolutionären Idealen über den Kontinent aus-

breitete und überall „Nationalstaaten" zustandekamen, in denen die staatsbildende und regierende Nation nur äußerlich nach französischem Muster gebildet war, ein Konglomerat, dem sich jedermann leicht assimilieren konnte. Wiederum reizte diese Möglichkeit äußerlicher Ausbreitung und Vermehrung verständlicherweise die herrschende Nation, die kleineren Gruppen fremder Volks- oder „Rassen"-Zugehörigkeit einzuschmelzen, und hieraus erwuchs der Ruhestörer des vorigen Jahrhunderts: das überall angewendete System der nationalen Assimilation. Der Theorie nach ist hier der grundlegende politische Unterschied zwischen der „Nation" französischen Musters und dem deutschen „Volk", Volkstum: während die Natur der ersteren geradezu fordert, andere Völker mit Hilfe der Assimilation oder Einschmelzung anzugreifen, wird das durch den Volkstumsbegriff geradezu ausgeschlossen und als unwürdiges Mittel verworfen, weil das ja ein unmöglicher und unvorstellbarer Prozeß wäre, in Verfolg dessen ein nicht deutsch Geborener, deutschem Blut und Boden Fremder in die deutsche Volksgemeinschaft eingefügt würde, mit deren Volkstum er nichts gemein hat und haben kann. Zwar bekommt die Dissimilation bei den Publizisten des Volkstums zuweilen einen Sinn, der häufig der ideenmäßig so verabscheuten Assimilation ziemlich nahe kommt; so einmal im Hinblick auf die seit Urzeiten im Reichsgebiet beheimateten Nichtdeutschen (Wenden, Kaschuben usw.), die schließlich auch auf deutschem Boden geboren sind, also doch eine gewisse Beziehung zum „Volkstum" haben und daher auch heute noch Gegenstand einer gewissen Assimilation sein können — zum andern z. B. im Hinblick auf die deutschen Gemeinden im Komitat Sathmar, die von Alexander Károlyi vor mehr als 200 Jahren begründet, im Laufe des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß des französischen Nationsbegriffes magyarisiert wurden, aber durch Blut und Boden (den sie ackerten und heute noch bearbeiten) sowie durch die Bindung des Volkstums dem Deutschtum wieder zurückgewonnen werden können — worauf bekanntlich seit Jahren die Versuche von deutscher Seite hinzielen. Abgesehen indessen von solchen Fällen besteht zweifellos der Gegensatz zwischen den beiden Konzeptionen. Der liberale Nationalstaat des 19. Jahrhunderts hat die Fremden mit Gewalt assimiliert, eingeschmolzen — so wie es noch heute die im Hinblick auf ihren Staatsbegriff noch im vorigen Jahrhundert steckende tschechische, rumänische und serbische Nation tun. Die vom Volkstum her bestimmte deutsche Konzeption dagegen stößt mit zurückhaltender Geste die jeweils zu ihr strebenden Fremden zurück und dissimiliert sie statt sie zu assimilieren, aber sie betrachtet über die Reichsgrenzen hinaus die gesamten Gruppen, die deutsches Volkstum besitzen, als ihr seelisches Eigentum.

In der Wirrnis fünfzehn schwerer Jahre hat das Deutschtum diese Ideenordnung aus sich herausgestellt und von einer politischen Fähigkeit

Zeugnis abgelegt, die man vielerorts bezweifeln möchte. Ihr Ursprung lag zweifellos in der Welt der Triebe und Gefühle, in denen sich die Söhne eines beschämten und erniedrigten großen Volkes zusammenfanden und die Zeichen suchten, die sie von den Unterdrückern auf jede Weise und für alle Zeiten mit fast metaphysischer Gewißheit unterscheiden konnten. Hier liegt das Erlebnishafte des Volkstums, was im deutschen Schrifttum so viel Erwähnung findet, aber in seiner weiteren Ausbildung ein rationalistisches Kunstwerk bleibt, in allen Teilen zweckmäßig und in gewisser Beziehung nutzbringend. In dieser Hinsicht ist das „Volkstum" würdig an die Seite zu stellen dem Nationsbegriff der französischen Revolution: beide ein vollendet ausgebauter Machtmechanismus für das betreffende Volk. Die deutsche Schöpfung trat noch kaum ins Werk, aber es ist gewiß, daß sie, wenn ihr die Möglichkeit gegeben wird, mit dem anderen mächtigen deutschen Instrument, der Reichsidee, zusammenzuwirken, in ihrer Wirkungskraft kaum hinter der französischen Nationsidee zurückbleiben wird.

So ist es nicht nur für die ungarische Geistigkeit, sondern auch für die ungarische Politik von schicksalentscheidender Wichtigkeit, was für eine Stellung wir diesem neuen deutschen Volkstum gegenüber einnehmen. Schon einmal, vor 100 Jahren, stand das Ungartum vor einer ähnlichen Krisis. Damals nahm nicht die deutsche, sondern die französische Konzeption ihren Eroberungsweg nach Osten, und die Frage war die: sollen wir diese fremden Vorstellungen übernehmen und unser Staatsleben umwandeln, wie wenn es „Tabula rasa" gälte, oder aber sollen wir unsere eigene Entwicklung auf ungarischen Geist gründen und nur die fremden Ergebnisse dabei mit in Betracht ziehen. Dem Letzteren hat Széchenyi das Wort geredet, aber wir wissen auch, daß ihm gegenüber die Anhänger des französischen Systems den Sieg davontrugen und mit Haut und Haaren die Ideologie der Revolution sowie ihre parlamentarischen und nationalstaatlichen Konzeptionen übernahmen. Über die Folgen zu sprechen gehört nicht hierher.

Deutsche Gedanken sind jederzeit leicht über unsere Grenzen gedrungen. Sie kamen von unseren großen und gebildeten Nachbarn, von jenen, die angesichts ihrer geographischen Lage am leichtesten uns die Kulturgüter des christlichen Europas vermitteln konnten. Während des letzten halben Jahrhunderts, als die deutsche Wissenschaft und Technik mit großem Schwung die europäische Führung an sich rissen, wurden unsere geistigen Beziehungen auf mehr als einem Gebiet so eng und einseitig, daß man fast von Abhängigkeit sprechen konnte. In dieser Lage scheint es natürlich, daß wir auch in der Ausgestaltung des Volkstums unseren großen Nachbarn folgen und den von ihnen ins Dasein gerufenen Begriff auf unsere eigenen Verhältnisse anwenden werden.

Im Hinblick auf den tatsächlichen Inhalt des Begriffes wäre das sicher-

lich vorteilhaft. Es würde in der ungarischen nationalen Entwicklung einen großen Schritt voran bedeuten, wenn es gelänge, im Geiste des Volkstums unsere auseinanderstrebenden, einander nicht kennenden Gesellschaftsklassen zu einer organischen Einheit zusammenzuführen, was ja mit unseren bisherigen Begriffen von Nation und Staat und ihren Ableitungen (Patriot, Staatsbürger und ähnliches) nicht möglich war. Zu dem deutschen Volkstumsbegriff gehört — mit einer gewissen Unlogik — auch die Bewußtheit (an diesem Punkte verrät sich der Rationalismus, im Gegensatz zu dem fortgesetzt betonten Mystizismus), und diese Bewußtheit wäre auch für uns dringend notwendig. Nicht nur im Interesse der Einheit der Nation, sondern auch für die Ausgestaltung der führenden Schicht, denn es ist ja heute schon ein offenes Geheimnis, daß unsere im vorigen Jahrhundert führende, sogenannte Herrenschicht einerseits sich erschöpft hat, andererseits, daß ihre angestammten Eigenschaften infolge der Blutmischung Elementen anderen Ursprunges Platz gemacht haben, ohne daß diese anderen, tieferstehenden, nämlich bürgerliche und bäuerliche Elemente, schon vermocht hätten, ihre eigenen Energien in die Schicht der tatsächlich Führenden einströmen zu lassen. Wenn es gelänge, nach deutschem Muster alle Schichten des Volkes zu nationaler Bewußtheit zu erziehen, dann würden auch in der Führung diese frischen und neuen, aber dennoch uralten und wahrhaft magyarischen Schichten eher zur Geltung gelangen.

So könnte die Befolgung des deutschen Beispiels einen positiven Gewinn bedeuten; für das abgetrennte Ungartum jedoch, in der Sache der „Auslandsmagyaren", wären davon unter den gegebenen Herrschaftsverhältnissen nur Scheinergebnisse zu erwarten. Wir sahen, daß die deutsche Konzeption die deutschen Minderheiten von den fremden Staatsvölkern restlos zu „dissimilieren" (abzusondern) trachtet und auf dem ganzen Erdball und mit Hilfe des gemeinsamen gleichen Volkstums vollständig mit dem Bewußtsein des Mutterlandes verbinden will. In der Theorie ist dies auch für uns möglich und notwendig, unter den heutigen Verhältnissen jedoch mehr nur als ein schöner Traum zu bewerten. Das Reich hatte in all seiner Weimarer wie in der Hitlerischen Form genügend eigene politische und kulturelle Macht, um das jenseits der Grenze lebende Deutschtum im Sinne des Volkstums bewußt zu machen. Das würden uns unsere Nachbarn, die Sklavenhalter des abgetrennten Ungartums, in keiner Weise gestatten. Das deutsche Buch, deutsche Reisen, massenhafte Erziehung auslanddeutscher Schüler an deutschen Hochschulen — auch diese kulturellen Mittel sind für uns unerreichbar, da ja das ungarische Buch nicht imstande ist, die Grenzen zu überschreiten und hinter ungarischen Reisen sich auch ein so bescheidenes kulturelles Ziel nicht verstecken kann. Daß uns aber auch die Machtmittel fehlen, wie sie dem großen deutschen Reich zur Verfügung stehen, darüber bedarf es keines Wortes. Für das abgetrennte Ungartum also die deutsche

Volkstums-Konzeption nachzuahmen, wäre zwar richtig, aber in unserer heutigen Lage wahrscheinlich ein erfolgloses Unterfangen.

Sonderbarerweise hat sich die wahre Wirkung des Volkstums bisher nicht auf den Gebieten geäußert, wo es eigentlich zu wünschen und auch gerade möglich gewesen wäre, sondern dort, wo man sie gefühlsmäßig kaum suchen würde. Wir sahen, wie der auf Grund des Volkstums gefaßte Staat-Volk-Begriff eine individuell für das Deutschtum passende Vorstellung ist — um so weniger paßt er für das Ungartum. Zwar hat uns Trianon fast allein gelassen in unserem Staat, und wenn wir von der deutschen Minderheit absehen, mit der wir durch Jahrhunderte unserer Geschichte jederzeit in gutem Einvernehmen standen, dann könnten wir uns einbilden, unseren Staat auf dem Grunde magyarischen Volkstums aufzubauen: der ungarische Staat wäre Ausdruck des magyarischen Volkstums, und sein Träger jedermann, der teilhat am magyarischen Mythos von Blut und Boden. Das, so sage ich, könnten wir uns vorstellen; wir könnten nach deutschem Muster (und natürlich mit Willen rationalistisch) der mystischen Verbindung magyarischen Blutes mit magyarischem Boden Gestalt verleihen, könnten im magyarischen Bauern jene einzige „Erbanlage" aufdecken, um darauf fest unseren Staat zu bauen; die solcherart aufgestellten Forderungen könnten wir steng auf die Glieder unseres heutigen, weniger fest und zufälliger gefügten, nicht biologischen Nationalkörpers anwenden. Die grundsätzliche Möglichkeit für all das ist unzweifelhaft vorhanden, und wenn hier vorerst nur die Übernahme von Gedanken und Konzeptionen zur Rede steht, dürfen wir uns nicht wundern, wenn zu Studium und Nachahmung neigende Elemente und Kreise tatsächlich auch geneigt sind, eine derartige Verpflanzung deutscher Wirklichkeit zu propagieren.

Aber was würde es tatsächlich und praktisch für das weitere Leben des ungarischen Staates und der Nation bedeuten, wenn man diese Konzeption des Volkstums anwendete? Was würde es bedeuten, wenn auch unter uns jene Auffassung Platz greifen würde, daß auch der Staat, nicht nur die Nation von Gliedern gleicher Abstammung und Denkweise, also demselben Volkstum getragen werden müsse, und wäre demgemäß jener Staat als mißgeboren und verkrüppelt zu bezeichnen, in dem Völker oder Volkssplitter verschiedenen Ursprungs und Charakters zusammen leben? Was würde es bedeuten, wenn wir in unserem Lande nur noch zum magyarischen Volkstum Gehörige sehen wollten und ähnlich dem ominösen Aufruf des Kriegsministers der ungarischen Oktoberrevolution 1918: „Ich will keine Soldaten sehen", nun unter uns keine Nichtmagyaren mehr sehen wollten?

Obgleich diese Fragen sonderbar anmuten, werden sie nicht aus der Theorie und einseitiger Verkennung ihrer Eigenwelt aufgegriffen, denn sie sind schon hier unter uns und man kann ihnen begegnen in den Gesprächen

von Mitgliedern unserer sogenannten Mittelklassen, in den Spalten halbgebildeter Zeitschriften, und letztlich tauchen sie auch in einem Werk auf, welches auf gebildetere Leser rechnet und die Dinge ernsthaft behandelt.[1]) Solange nur hier und da in unserer Mittelklassen-Intelligenz solche Stimmungen zu beobachten sind, haben wir keine besondere Ursache, uns zu beunruhigen, weil eben diese Klasse bei uns bekanntlich für außenpolitische Überlegungen nicht allzu reif ist. Ernster wird die Sache, wenn so eine Stimmung derart mächtig wird in der Intelligenz, daß ihr auch schon Menschen höheren literarischen Grades Ausdruck verleihen. Von diesem Gesichtspunkt ist das erwähnte Werk besonders lehrreich, ein fast typisches Beispiel für eine bestimmte Einstellung, welche in einigen Schichten unserer Intelligenz auftritt.

Logischerweise sollte man erwarten, wenn dieses Werk den lauen Nationsbegriff des 19. Jahrhunderts von sich weist und ihm gegenüber den Staat nach heutigem deutschem Muster auf das Volk gründen will, daß es dann gegenüber der Assimilationspraxis des vorigen Jahrhunderts zu den Konzeptionen von Széchenyi, Eötvös und Deák zurückkehren würde, die in ihrer Größe sich konsequent der Ausbreitung des Ungartums durch Assimilation entgegenstellten. Im Gegenteil wird von dieser Seite Széchenyis akademische Rede geradezu als unglücklich bezeichnet und in seinem ganzen nationalen Begriffssystem ein schädlicher „apolitischer Humanismus" gesehen. Wegen ähnlicher Fehler werden Eötvös und Deák verurteilt, weil sie das Gesetz von 1868 (Artikel XLIV) geschaffen hatten und damit den nichtmagyarischen Nationalitäten nach den blutigen Begebnissen des Jahres 1849 die Friedenshand entgegengestreckt hatten. Bis jetzt betrachtete die ungarische öffentliche Meinung dieses Gesetz als ein Zeugnis ungarischer Staatsweisheit und glaubte, alles für ein friedliches Zusammenleben getan zu haben, und wenn das nicht geglückt war, so trugen dafür die Serben, Rumänen und Slowaken die Verantwortung, indem sie die Friedenshand zurückwiesen. Selbst unsere kulturell höher stehenden westlichen Nachbarn konnten diesem Gesetz ihre Anerkennung nicht versagen, wie z. B. der Pariser Professor Eisenmann. Die neue Auffassung lautet anders. Nach ihr ist daran, daß wir mit unseren Nationalitäten in der Zeit des Dualismus nicht fertig wurden, eben diese Deáksche Gesetzesschöpfung schuld. Sie band uns die Hände in der Assimilierung unserer Nationalitäten. Nach der Meinung dieses Buches war es reichlich unklug vom Ungartum, so recht inmitten des assimilierenden Europas „dem endlich in seine Hand gelangten Staatsapparat einen Zaum anzulegen, der verhinderte, die eigene Nationalität gegenüber den fremden an einem ernsteren offensiven staatlichen Schutz

[1]) Asztalos, Miklós: *A nemzetiségek története Magyarországon* (Geschichte der Nationalitäten in Ungarn). Bp.: 1934.

irgendwie teilhaben zu lassen" (a. a. O. S. 66). Unter dem paradoxen „offensiven staatlichen Schutze" wird hier eine Siedlungs- und Schulpolitik nach preußischem Muster verstanden, woran das Magyarentum natürlich nicht durch das Deáksche Gesetz gehindert wurde, weil dieses erstens gar nicht in Kraft trat und zweitens, wenn es verwirklicht worden wäre, gleichfalls die Auffüllung der magyarischen volklichen Kräfte durch materielle Unterstützung, Siedlung usw. nicht ausgeschlossen hätte. Das Wesentliche ist aber nicht dieser sachliche Irrtum, sondern daß die neue Konzeption geradezu beklagt, daß Széchenyi, Deák und Eötvös im Bann ihrer apolitischen Dogmen unsere Minderheiten nicht mit Gewalt assimiliert hätten. Wie man sieht, steht diese Auffassung im Gegensatz zu dem deutschen Volkstumsbegriff und stimmt überein mit der äußerlichen Nationsauffassung des 19. Jahrhunderts, die man andererseits verurteilt.

Wo liegt also in der neuen Auffassung das Neue, die Wirkung des deutschen Volkstumsbegriffes? Den Nationsbegriff des Verfassers hat der Wind aus Deutschland noch nicht umgestoßen, um so eher jedoch seinen Staatsbegriff. Wir begegnen hier einer Auffassung, nach der nur ein Staat mit einheitlichem Volkstum lebensfähig sei, der jedoch, in dem mehrere Völker zusammengedrängt sind, von Geburt an nicht lebensfähig. Ungarn sei ohne eigenes Verschulden solch ein gemischtvolklicher Staat geworden, während Österreich durch die Ländergier der Dynastie dazu gemacht wurde. Nach jenen Ausführungen brachte es unser Unglück mit sich, daß wir in das gemischt-volkliche, also lebensunfähige Habsburgerreich hineingerieten, mit dem wir auch sonst eine ähnliche Struktur aufwiesen, denn „in seiner nationalen Zusammensetzung wurde Ungarn zu einem genauen Spiegelbild für das ähnlich aus verschiedenen Rassengruppen (fajiságu) aufgebaute Österreich". In diesem „zufällig zustande gekommenen Habsburgerreich" mußten wir 1918 zugrunde gehen, weil ja die einzelnen Völker durch keinerlei (wahres) Interesse, sondern nur durch die „zusammenhaltende Kraft der Macht" verbunden waren. „Für das unzeitgemäße Monstrum des Habsburgerreiches waren die Jahre, die ihm noch blieben, gezählt: es konnte nur noch solange leben, als die zentrale Macht die regionalen Kräfte im Zaume zu halten vermochte" (S. 23). So hat sich also nach dieser Auffassung nur die geschichtliche Wahrheit geltend gemacht, als Österreich und Ungarn „unaufhaltsam in Nationalitätengebiete auseinander barsten". Fügen wir nur hinzu: die geschichtliche Gerechtigkeit hat sich erfüllt, auch wir können in Freiheit unsere Unabhängigkeit und unser eigenständiges Volkstum pflegen; es fehlt nur noch, daß wir am Tage von Trianon statt eines Trauergottesdienstes ein Tedeum halten!

In der ganzen Konzeption stecken in bezug auf das Volkstum — andere Fehler interessieren hier nicht — zwei Irrtümer. Der eine ist der, daß sie

die Auswirkung des Volkstums auf die Nationalitätenpolitik nicht zur Geltung bringen will, und wenn schon nicht von Széchenyi und Deák, so auch von der deutschen Literatur und Politik nichts lernen will, sondern tatsächlich die verjährten Gedanken des 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiet aufrechterhält. Der andere, nicht weniger gewichtige Irrtum ist aber, daß man gerade da für das Volkstum schwärmt und in seinen Gedanken davon gefangen ist, wo man sich gegen seine Wirkung mit Händen und Füßen wehren sollte, nämlich beim Aufbau des Staatsbegriffes. Man kann sich keinen schwereren Irrtum für die ungarische nationale Zukunft vorstellen, als zu glauben, daß wir genug seien für unseren Staat, daß der ungarische Staat keine anderen Bewohner brauche als die zum magyarischen Volk gehörenden, und daß das Zusammenleben mehrerer Nationalitäten in einem Staat nicht nur unmöglich, sondern zugleich auch ein moralischer Fehler, eine nicht wünschenswerte Erscheinung sei. Bei der Mittelklasse und ihren Tischgesellschaften verlangen wir keine Logik, aber eine in literarischer Form erscheinende Theorie müssen wir denn doch auf die Frage hin prüfen: wie stellt man sich die Zukunft des Stephansreiches, des 1000jährigen Ungarns vor, wenn man das Beieinanderwohnen mehrerer Völker in einem Staate für unmöglich hält? Und für die Vergangenheit: wurden die Völker Österreichs und mit ihm die Ungarns im Zeitalter des Ausgleichs wahrhaftig nur durch die zentrale Macht, also staatliche Gewalt zusammengehalten? Und hat wirklich diese Völker „keinerlei Interesse miteinander verbunden?" Wenn das wahr wäre, dann bedeutete Ungarns ganzes geschichtliches Leben, aber besonders die Jahrhunderte seit der Türkenzeit wahrhaftig eine blutige Ungerechtigkeit für die Völker, welche mit uns zusammen im Donaubecken, im Karpathenraum gelebt haben. Wir glauben nicht, daß die neue Konzeption so etwas Ungereimtes auszusprechen beabsichtigte, aber all dies liegt darin, auch wenn es ihr noch nicht bewußt wurde.

Der Ausbreitung von Ideen, Gedanken, Lebensformen und Moden kann sich kein Volk widersetzen, wenn es zur Kulturgemeinschaft Europas oder der Welt gehört. Das gilt nicht nur heute, sondern seit Jahrtausenden, seit die vorgeschichtlichen Menschen voneinander das Abschlagen der Steine lernten oder die Durchlöcherung der Knochen. Der allgemein-gültige Grund zur Übernahme war immer der, daß es dem, der es nahm, förderlich war. Denn es wäre gleichbedeutend mit Selbstmord, etwas zu übernehmen, was für ein anderes Volk zwar gut ist, dem übernehmenden aber zum Schaden gereicht und es in seiner Entwicklung aufhält oder gar zurückbringt. Gegen eine solche schädliche Übernahme muß der Selbsterhaltungstrieb der Völker in Aktion treten und die fremde Neuerung ausmerzen, sofern sie sich nach näherer Prüfung als schadenbringend erwies. Das Brauchbare wiederum, was man übernahm, muß man um so schneller sicherstellen, damit es sich im Volkskörper einbürgert.

In den heutigen unbeständigen Zeiten, wo fremde Ansätze in Masse an unsere Grenzen pochen, wäre es wirklich angebracht, jede Neuerung nach den obigen Gesichtspunkten zu prüfen. Auf unser gegenwärtiges Thema angewandt ergibt sich dies: Unzweifelhaft ist der Begriff des Volkstums in seiner Anwendung auf den inneren Kräftebereich der ungarischen Nation nicht nur zu empfehlen, sondern geradezu für unsere Erhaltung notwendig. Selbst noch in seiner auf das magyarische Leben angewandten volkspolitischen Form ist die allererste Forderung unserer Zeit: materielle Hebung des Volkes, Erforschung seiner primitiven Kultur und ihre Verschmelzung mit der heutigen Hochkultur sowie für die Zukunft völliger Zusammenklang unserer nationalen Bestrebungen mit den volklichen Erfordernissen. Das Ungartum der sogenannten geschichtlichen Klassen muß zu einem volkhaften Ungarn umgestaltet werden, aber diese Veränderung darf nicht Verfall und Aufgabe der Kultur, geschichtlicher Formen und Ansprüche bedeuten. Im Gegenteil: es ist gewiß, daß wir unsere geschichtlichen Aufgaben hier im Donaubecken schneller und leichter auf uns nehmen können, wenn die Nation durch ein ganzes bewußtes Volk und nicht durch einige, wenn auch befähigte gesellschaftliche Klassen vertreten wird.

Anders ist die Lage mit unserem Staatsbegriff. Der Deutsche, Franzose und Italiener mag einen Staatsbegriff annehmen, den er mit einer einzigen Nation ausfüllen kann und muß. Wir hier im Donaubecken als Erben des altungarischen Reiches würden Zeugnis ablegen von einem Niedergang, wenn wir uns zu dieser Auffassung bekennen wollten: wir würden unsere Vergangenheit und Zukunft verraten, wenn wir uns von dem geschichtlichen ungarischen Staatsbegriff lossagten, der friedlich und beschirmend soviel nichtmagyarische Nationalitäten mit der magyarischen ein Jahrtausend lang zusammengefaßt hat. In diesem Bereich ist der Begriff des Volkstums als staatsbildender und abgrenzender Faktor ungeeignet, denn Jahrhunderte und Jahrtausende geographischer, wirtschaftlicher und kultureller Tatsachen sprechen gegen ihn. Das wußten und fühlten auch die Führer des Ungartums: Rasseinstinkte, nicht nur Humanismus und Christentum inspirierten die Nationalitätenpolitik eines Széchenyi und das 1868er Gesetz eines Deák, von der Graf Stephan Bethlen auf seiner letzten englischen Reise kongenial und rühmend — keineswegs aber tadelnd — sagte, daß es „für ganz Europa als erstes ins Einzelne gehendes und liberales Minderheitenschutzgesetz ein Beispiel gab, dem vergleichbar es in anderen Staaten kaum eines gibt". Und er hob stark heraus als den „einzig ergebnisvollen" Weg zur Wiedergutmachung der Friedensverträge: die neuen Staaten sind unter Beachtung der nüchternen geographischen Grenzen und der naturgegebenen wirtschaftlichen Einheiten auszugestalten, und innerhalb dieser Grenzen soll jedes einzelne Volk, auch die kleinste Nation zur engeren oder

weiteren Territorialautonomie gelangen und das eine die andere nicht unterdrücken.[1]) Jedes Volk soll also sein eigenes Volkstum pflegen und stärken — hier ist das deutsche Beispiel wirklich der Nachfolge wert. Aber im Donaubecken einzig und in erster Linie Volksgrenzen zu ziehen, wäre ein von Grund auf fehlerhaftes Beginnen, das diesen schwergeprüften Gebieten keinen wahren Frieden bringen kann.

---

[1]) Bethlen István angliai előadásai (Stephan Bethlens englische Vorträge). Bp.: Genius 1933. S. 25 und 44.

Der gesellschaftliche Aufbau eines magyarischen Dorfes.

Verpelét im Komitat Heves.

(An Hand von örtlichen Aufnahmen vom Herbst 1932.)

Von

Helmut Klocke (Berlin).

Topographie. — Im Erlauer Bezirk (Erlau = magy. Eger) des Komitats Heves liegt dicht unterhalb der Mátra die Großgemeinde *Verpelét*. 5 km nördlich von Verpelét verläßt die Tarna bei dem kleinen Dorf *Tarnaszentmária* das Gebirge in nord-südlicher Richtung, die sie erst südlich der Eisenbahnlinie Hatvan-Miskolc ändert. An dieser geradlinigen Tarna-Strecke zwischen Mátra und Eisenbahn liegt eine Reihe von Dörfern, deren nördlichstes Verpelét ist. In diesem sanften Hügelland, das in geringer Entfernung von der Bahnlinie, und zwar nördlich von dieser in die Tiefebene verfließt, hält sich auch die Dorfgröße in einem mittleren Ausmaß zwischen den kleinen Dörfern im Gebirge und den Dorfstädten der Tiefebene. ISBERT nennt diesen schmalen Streifen die Innenzone mittelgroßer Dörfer (UJb. XII, S. 283). In diesem waldlosen Hügelland liegen die Siedlungen in den Bach- und Flußtälern viel näher beieinander als in den zwischen diesen gelagerten Geländeabschnitten. Die Dörfer in diesem Flußabschnitt haben alle über 1500 Einwohner. Verpelét ist mit 4127 Einwohnern (1930) das größte unter ihnen, wenn wir von dem an der Bahn gelegenen *Kál* absehen. Heute ist es der drittgrößte Ort des Bezirkes, es wird allein von *Füzesabony* und Kál — beides Eisenbahnknotenpunkte an der Hauptstrecke — an Einwohnern übertroffen. Die Flur von Verpelét ist größer als die der meisten Gemeinden im Bezirk. Der Ort liegt zum größten Teil in dem durch die Tarna geschaffenen ebenen Tal, nur der Ostteil steigt den Hang hinauf; in West-Ost-Richtung verläuft ein anscheinend alter, wenigstens für den Lokalverkehr bedeutsamer Weg zwischen Gyöngyös und Erlau.

Siedlungsbild. — Dieses zeigt eine ungefähr mit der Tarna gleichlaufende, sich hie und da platzartig verbreiternde Hauptstraße, gegen den Hang zu verlaufen die Gassen unregelmäßig, man gewinnt den Eindruck eines Haufendorfes. Der besonders unregelmäßig angelegte Ortsteil liegt unmittelbar unterhalb des Herrschaftshofes, es deuten auch andere Tatsachen darauf hin (s. u.), daß wir es hier vor allem mit den Wohnplätzen landloser Gutsleute zu tun haben. Eine Zigeunersiedlung liegt zwar am Dorfrand, ist aber eigentlich noch völlig in das Ganze eingeordnet. Wohl keine Gasse hat überall die gleiche Breite, da bald platzartige Ausweitungen

eintreten, bald einzelne Häuser vorspringen. So erscheint das Gesamtbild sehr ungeordnet. Die Behörden sind bemüht, durch Ausgleich bei Neubauten und Neuanlage von Straßen eine gewisse Ordnung in das Ortsbild zu bringen. Die meisten infolge der Agrarreform erbauten Häuser liegen als neue, gerade, vom übrigen Dorf isolierte Gasse zwischen Fluß und Bahnhof.

In diesem Hügellandstreifen ist das Verhältnis zwischen geschlossenem Ort und Außengebiet ähnlich wie im gebirgigen Nordungarn und in den meisten Teilen Transdanubiens. Das Bauerntum siedelt im geschlossenen Dorf. Draußen liegen nur einige herrschaftliche Puszten. *Túrómező* und *Magyaralos* sind die wichtigsten, dazu kommen noch die parzellierte Puszta *Jakabdomb* und eine kleinere. Auf dem gesamten Außengebiet wohnten 1920 227 Ortseinwohner, d. h. von einer Bevölkerung von 3930 (1920) 5,8 %. 1930 wohnen nach der Statistik auf dem „Außengebiet" 694 Personen, d. h. fast 17 % der Dorfbevölkerung. „Außengebiet" ist aber als rein verwaltungstechnischer Begriff gefaßt; ein großer Teil dieser Siedlungen steht mit der geschlossen bebauten Dorffläche im unmittelbaren Zusammenhang. Prozentual dürfte heute die Bevölkerung des wirklichen Außengebiets (d. h. der Siedlungen, die in einiger Entfernung vom Dorfkern liegen) kaum wesentlich stärker sein als 1920. Im Gegensatz zum Alföld ist also die geschlossen bebaute Fläche der wesentliche Siedlungsplatz des Dorfes.

Volksbestand. — Verpelét ist heute eine rein magyarische Gemeinde, wenn man die „Muttersprache" als Kriterium setzt; Deutsche und Slowaken sind nur als zufällig hierher verschlagene Einzelne, nicht als Minderheiten zu werten. Die Zigeuner verzeichnet die Statistik von 1920 leider nicht; sie sind allerdings bis zu einem gewissen Grade in den Arbeitszusammenhang des Dorfes eingeordnet, bleiben aber immer noch eine besondere ethnische Gruppe in geschlossenem Wohnviertel. Eine dritte ethnische Gruppe sind die Juden, deren Zahl 1930 146 = 3,7 % ausmachte. Das Merkmal der Muttersprache reicht keinesfalls zur Bezeichnung der Volksart aus. Zigeuner und Juden wahren ein eigentümliches körperliches Aussehen. Sie sichern es durch Heirat im Kreise der eigenen Volkszugehörigen. Sie bleiben vor allem soziologisch etwas Besonderes. Selbst der sich eingliedernde Zigeuner, der innerhalb der landwirtschaftlichen Bevölkerung seinen Platz sucht, wird nicht Bauer, sehr selten Kleinhäusler. Als Tagelöhner ohne Grundbesitz bindet er sich nie zu fest an das im Raume sicher und fest verlagerte Dorf. Er bleibt seiner ruhelosen Art getreu. Hier in Verpelét gehört zwar ein Teil der Zigeuner zu den landwirtschaftlichen Tagelöhnern, auch zu den *summások* s. u., aber mehr verdienen doch als *kubikusok*, d. h. Erdarbeiter, als Ziegelstreicher und Musiker ihr Brot. Die Frauen finden noch immer als Wahrsagerinnen gläubige und zahlungswillige Kunden. Unter den Zigeunern besteht auch heute noch ein gewisser Gegensatz zwischen

den Alteingesessenen und den später Zugewanderten. Aber sie bilden doch gegenüber dem Dorfe eine geschlossene Einheit, die sogar in der Form der Selbstverwaltung anerkannt ist. Sie haben ihre zwei eigenen „Richter", die als gewählte Volksvertreter diese Gruppe des Dorfes der staatlichen Gemeindeverwaltung gegenüber repräsentieren, bzw. in gewissen Dingen, die diese Gruppe betreffen, selbständig entscheiden. Die Richter der Zigeuner üben ohne jede Vergütung — im Gegensatz zum üblichen Gemeinderichter — ihr Amt aus. Die Wahl dieser zwei Richter wird stets durch ein großes Fest gefeiert. Diese Autonomie der Zigeuner finden wir auch in anderen ungarischen Dörfern.

Weit bedeutsamer als die Zigeuner sind die Juden für den Aufbau eines Dorfes. Einzig und allein der Jude besetzt die Kaufmannsläden, hie und da nistet er sich auch im Dorf in bestimmten Gewerben ein, die zum Handel tendieren, wie z. B. im Gastwirts- und Fleischergewerbe. Denn der Gastwirt ist gerade auf dem Dorf weit eher Spiritualienverkäufer als Koch und der jüdische Dorffleischer ist meist zugleich Viehhändler. Außerdem wirkt die Bindung durch die Religionsgemeinschaft noch in vereinheitlichendem Sinne auf das Dorfjudentum, besonders wo es in größerer Stärke vorhanden ist. Gemeinsamer ethnischer, durch die Wahl des Ehegenossen beständig verfestigter Ursprung, ein dadurch deutlich erkennbares körperliches Aussehen, eine auch als soziale Organisation in der jüdischen Glaubensgemeinde mit ihrem andersartigen Jahresablauf (Feiertage, Feste) gesicherte Geschlossenheit und eindeutige Zuordnung zu bestimmten Berufen lassen deutlich diese eigenständige Schicht erkennen. Im einzelnen soll dann noch auf die besondere Lage des Judentums in Verpelét eingegangen werden.

Im heutigen Deutschland ist das Judentum eine rein städtische Erscheinung. Das platte Land ist — abgesehen von einigen kleinen östlichen Landstrichen — von diesem andersartigen Bestandteil frei und überhaupt grundsätzlich ethnisch einheitlich. Im Gegensatz dazu stoßen wir in vielen Gebieten Zwischeneuropas, vor allem aber Südosteuropas, auf eine mehrschichtige Struktur der Gesellschaft, innerhalb deren jede nationale Schicht zugleich eine soziale bedeutet.[1]) Auch das ungarische Dorf trägt fast überall diese ethnische Zwei- oder Mehrschichtigkeit in sich. In den meisten Gebieten Rumpfungarns haben wir es allerdings nur mit einer Zweischichtigkeit zu tun; die Mehrschichtigkeit ist erst auf der Grundlage der Landschaft vorhanden. So siedelt das Deutschtum in geschlossenen Dörfern, die abgesehen von den staatlichen Kommandostellen einen gänzlich durchgeführten Gesellschaftsaufbau aufweisen, während in diesem Gebiet nur die sozial anders geschichteten größeren Orte in stärkerem Maße magyarisch

[1]) S. Gunther IPSEN, *Programm einer Soziologie des deutschen Volkstums.* Berlin: Junker & Dünnhaupt 1933. 24 S.

sind. Juden gibt es gewöhnlich in den deutschen Orten weniger als in den magyarischen des gleichen Gebiets. Die echte Mehrschichtigkeit gibt es eigentlich erst im Banater oder Siebenbürger Dorf, in dem mehrere — in sich verschieden weit differenzierte — ländliche Sozialgebilde neben- und miteinander existieren. In Rumpfungarn hat in einem Dorf — abgesehen vom Judentum — eine ethnische Schicht die andere aufgesaugt. Dies gilt für die Budapester Agglomeration, die einen Verstädterungsprozeß durchmacht; das gilt auch für frühere Zeiten, in denen heute rein deutsche Dörfer Serben aufsaugten. Es ist freilich in Ungarn beim Judentum seit dem 19. Jh. ein beständiger Zug zur Abwendung vom Dorf und eine Wanderung in die Stadt zu bemerken. Vor allem eine Reihe von Marktflecken wurde von dieser Abwanderungsbewegung betroffen, so auch Verpelét. Noch im Jahre 1880 war Verpelét der größte Ort des damaligen „mittleren Tarna-Bezirks" mit der absolut, aber auch prozentual höchsten Judenzahl. 50 Jahre später ist es in einen anderen Bezirk eingeordnet, unter dessen Gemeinden ihm, wenn auch nicht der absolut, so doch der prozentual höchste Anteil jüdischer Bevölkerung zukommt (3,7 % gegen 3,2 % in *Füzesabony*).

Da die jüdischen Anteile im Bezirk, abgesehen von den Bahnknotenpunkten *Füzesabony* und *Kál* und vom Bahnort *Mezőtárkány* recht niedrig liegen, so darf man wohl daraus folgern, daß der für diesen Landstrich verhältnismäßig hohe jüdische Anteil von Verpelét noch aus der früheren Bedeutung des Ortes als Marktmittelpunkt herzuleiten ist. Die jüdische Gemeinde ist schon über 300, die Synagoge über 200 Jahre alt. Die starke Abnahme der jüdischen Bewohner zwischen 1910 und 1920 ist auf Abwanderungen infolge antisemitischer Bewegungen während der Revolutionszeit zurückzuführen.

Übersicht der jüdischen Anteile von Verpelét:

Jahr	Gesamtbevölkerung	Juden	%
1880	2872	174	6,1
1900	2860	171	6,0
1910	3283	175	5,3
1920	3930	118	3,0
1930	4127	146	3,7

Es wäre nun in diesem Zusammenhang weiterhin zu fragen, wieweit andere ethnische Bestandteile in die heutige magyarische, d. h. nicht jüdische und nicht zigeunerische Bevölkerung eingeschmolzen sind. Die amtliche Statistik weist als größere ethnische Gruppe 1880 36 Deutsche aus. Auch das sind erst 1,3 % der Gesamtbevölkerung. Jedoch wird es sich dabei nicht um einzelne Tagelöhner, sondern um Familien gehandelt haben. Darauf weist die Bezeichnung eines Ortsteils hin. *„A sváb falu"* (das schwäbische Dorf) liegt als einzige Gasse noch heute jenseits vom Herr-

schaftshof des Grafen Sztáray, vom Dorf war er bis vor kurzem noch völlig getrennt. Erst in der Nachkriegszeit wurde er durch Neusiedlung mit dem übrigen Dorf verbunden. 1932 heißt der Ortsrichter Kipperger, er stammte aus dem *sváb falu* und hatte einen Besitz von 9 kj.[1]) Möglicherweise handelt es sich um von der Herrschaft ehemals als Kleinhäusler angesetzte Deutsche. Es liegen ja auch im Tarnatal eine Reihe von heute schon stark magyarisierten Gemeinden, die vom Fürsten *Grassalkovich* Mitte des 18. Jh.s mit deutschen Kolonisten besiedelt wurden und lange Zeit eine starke deutsche Minderheit oder sogar eine deutsche Mehrheit hatten. Dazu gehören *Kompolt, Kápolna, Al-Debrő, Fel-Debrő*. In *Kál* und *Kápolna* gibt es noch heute deutsche Viertel, in *Tófalu* ist ein großer Teil, in *Aldebrő* und *Feldebrő* die überwiegende Mehrheit der Einwohnernamen deutsch. So sind aus den Dörfern mit deutschen Kolonisten auch in die anderen Orte Deutsche eingeströmt, so daß alle Orte unseres geradlinigen Tarnaabschnittes von der Hauptbahnstrecke bis ans Gebirge (Verpelét als nördlichstes) deutsche Elemente in sich aufgenommen haben. In *Kompolt* bildet das magyarisierte deutsche Bauerntum heute noch eine geschlossene soziologische Einheit innerhalb des Gesamtdorfes. In Verpelét kann aber der deutsche Anteil wohl nur gering gewesen sein; KORABINSKY (1786) nennt Verpelét ein „ungarisches Dorf". Die Namenliste aus dem Jahr der Grundablösung (1860) weist unter 105 Bauern nur drei deutsche Namen auf (s. u.), unter den Kleinhäuslern treten verhältnismäßig mehr auf. Dagegen ist 1860 — wie auch heute — die Zahl der ohne weiteres als slawische erkennbaren Namen verhältnismäßig hoch. Unter den 105 Bauern von 1860 kommen 7 ausgesprochen slawische Namen vor, unter den Kleinhäuslern sind es wiederum verhältnismäßig mehr als unter den Bauern. Von der Gesamtbevölkerung ist also die Bauernschicht am ausgesprochensten magyarisch. Es scheint sich bei den Slawen aber viel weniger um Slowaken als vielmehr um Südslawen zu handeln. Denn die Namen auf *-ics* sind bei weitem häufiger als die auf *-ik* und *-ki*. Doch kann man nicht mehr feststellen, ob die Magyarisierung dieser Ortseinwohner mit slawischen Namen erst im Dorf selbst oder schon vorher erfolgte.

Abgesehen von den Angehörigen der jüdischen Glaubensgemeinde ist der Ort — außer ganz vereinzelten Ausnahmen — rein katholisch. Er bildet somit auch in blutsmäßiger und sozialer Hinsicht eine festere Einheit als etwa jene vielen kleinen Dörfer in Transdanubien (z. B. im Komitat *Somogy*), die konfessionell gespalten sind. Das katholische Dorf in Ungarn weist eine engere Verbundenheit von Religion und bäuerlichem Leben auf als das reformierte, so z. B. in den Festen gewisser bäuerlicher Schutzheiliger. Der Einfluß der katholischen Religion ist überhaupt stärker als der der kalvinistischen. Doch dies gilt nur für das Gebiet der geschlossenen

[1]) kj = Katastraljoch (0,575 ha).

Dörfer: die großen Flächen, auf denen es nur Streusiedlungen (tanyák) gibt, durchdringt auch der Katholizismus nicht.

Bevölkerungsbewegung. — Die folgenden Angaben betreffen die Gesamtbevölkerung.

im Jahre	Einwohner	Zu- oder Abnahme in %	Zunahme in absol. Zahlen	
			tatsächlich	natürlich
1869	3309			
1880	2872	— 13		
1890	3028	+ 7		
1900	2860	— 7		
1910	3283	+ 14	423	568
1920	3930	+ 20	647	352
1930	4127	+ 5	197	525

Wir haben demnach dauernde Schwankungen im Bevölkerungsstand zu verzeichnen, derart, daß der Stand von 1910 ungefähr dem von 1869 entspricht. Von den Schwankungen abgesehen nahm die Volkszahl in unserem ganzen Tarnaabschnitt in der Zeit von 1869 bis 1910 nicht zu, in einigen Ortschaften ist sogar eine beträchtliche Abnahme zu verzeichnen, so bei *Tófalu* von 1507 auf 919, d. h. 39 %! Im Bezirk verteilt sich die Zunahme hauptsächlich auf die Erlau benachbarten Orte und die genannten Bahnknotenpunkte sowie einige Gemeinden im Alföld. Erst in der Nachkriegszeit hat eine starke Einwanderung aus dem abgetrennten Gebiet die Bevölkerung um ein Fünftel anwachsen lassen. Auffällig ist aber die geringe Schwankung in der Zahl der Geburten und Todesfälle. Abgesehen von den letzten drei Kriegsjahren ist kein Verlust innerhalb der natürlichen Bevölkerungsbewegung eines Jahres festzustellen. Eine derartige Ausgeglichenheit ist zwar bei einer reichsdeutschen Landgemeinde nichts Auffallendes, aber in Südosteuropa selten, und war auch in einigen untersuchten westungarischen Gemeinden nicht zu bemerken. Im allgemeinen ist im Südosten eine sehr sprunghafte Entwicklung die Regel. Verpelét hat in der Wanderungsbewegung von 1901—1910 einen Verlust von 145, von 1911—1920 einen Überschuß von 295 Personen, von 1921—1930 einen Verlust von 328 Personen! Landwirtschaftliches Gesinde, vor allem aber Tabakpflanzer wanderten in andere Dörfer ab. Innerhalb der Wanderungsbewegung spielt auch die Auswanderung eine Rolle. In den Jahren 1907—1909 waren es jährlich 20—30 Auswanderer, die sich in Fiume nach den Vereinigten Staaten einschifften. In der Nachkriegszeit wurde Kanada bevorzugt. Es sind fast ausschließlich Männer, die meisten Tagelöhner. Sehr viele wandern wieder zurück, so daß in manchen Jahren der Vorkriegszeit die Zahl der Rückwanderer die der Auswanderer erreichte. Die wenigsten arbeiteten

drüben in ihrem eigentlichen Beruf, sondern fast alle waren in Kohlengruben und Eisenwerken beschäftigt.

Berufsgliederung im Jahre 1920.

Berufsgruppe	Kopfzahl	%
I. Land- und Forstwirtschaft	3268	83
IIb. Gewerbe und Industrie	279	7,1
IIc. Handel und Kredit	63	1,6
IId. Verkehr	57	1,45
III. Öffentliche Dienste und freie Berufe .	66	1,68
IV. Wehrmacht	5	0,13
V. Tagelöhner	8	0,2
VI. Ruhegehaltsempfänger	47	1,2
VII. Häusliche Dienstboten	66	1,68
VIII. Andere und unbekannte Berufe . .	71	1,8

Einschließlich der Tagelöhner und Ruhegehaltsempfänger gehören also rund 85 % der Bevölkerung zur Landwirtschaft. Sehr niedrig liegt der Gewerbeanteil, vor allem für einen Ort von dieser Größe. Parallelen finden sich aber auch im Alföld, so z. B. im Komitat *Békés*. Die Stellung und soziale Zusammensetzung eines Ortes dieser Größe in Transdanubien ist völlig anders. In dem kleineren *Tevel* in der Tolnau[1]), auch einem ehemaligen Marktflecken, gehören 17% der Einwohner zur gewerblichen Bevölkerung. Orte der Größenordnung von Verpelét stellen in Transdanubien schon echte Mittelpunkte dar. Die wichtigste Schicht innerhalb des dörflichen Gesellschaftsaufbaus in Verpelét ist demnach die landwirtschaftliche Bevölkerung. Sie wird in ihrer Zusammensetzung wie in ihrer sozialen Verhaftung vor allem durch den überlagernden Großgrundbesitz und seine Struktur bestimmt. Dieser Überbau kann natürlich nicht in einem Dorf allein betrachtet werden, sondern nur in einem größeren landschaftlichen Zusammenhang.

Kulturarten. — Der folgende Überblick über die Aufteilung der gesamten Flur vom Jahre 1920 möge zunächst die Art der Verpeléter Landwirtschaft näher kennzeichnen. Von 9239 kj sind:

Ackerland	Garten	Wiese	Weingarten	Weide	Wald (Hochadels- u. Gemeinbesitz)	Frei von Grundsteuer
4466	63	222	1074	1414	1596	404 kj
48	0,7	2,4	11,6	15,3	17,3	4,4 %

[1]) Vgl. KLOCKE, *Der gesellschaftliche Aufbau der deutschen Gemeinde Tevel in der Tolnau.* Volkswart (Neusatz), I (1933), 4, S. 18—27.

Besondere Erörterung verdient hier der hohe Weingartenanteil. Echte Weindörfer in Transdanubien zeigen einen ähnlich hohen Hundertsatz. Vor allem gibt es hier ausnahmsweise auch Großbetriebe mit hohem Weingartenanteil. Von den 190 kj des Großschen (jüdischen) Besitzes tragen 70 kj Wein, von den 173 kj des Hasenfeldschen (jüdischen) 71 kj. Der Pfarrgrund (62 kj) besteht zu mehr als der Hälfte (34 kj) aus Weingärten, der jüdische Betrieb Schneller ist fast ausschließlich auf Weinbau eingestellt (29,5 von 33 kj), es folgen ein Betrieb mit 16 kj und ein kleinerer, wiederum jüdischer mit 8 kj Wein. Die Herrschaft *Sztáray* hat gleichfalls 14 kj Weingarten, die jedoch verpachtet sind. Die beiden jüdischen Großbetriebe mit 70 kj Weingarten würden sowohl ihrer Gesamtfläche wie der Fläche ihrer Weingärten nach einem kleinen „château" im Médoc, dem berühmten Weingebiet bei Bordeaux entsprechen. Freilich ist in Verpelét Qualität und Preis des Weines geringer. Da jedoch von hier aus jetzt besonders Tafeltrauben versandt werden, haben wir es auch hier mit ausgesprochen spezialisierten, kapitalistischen Landwirtschaftsbetrieben zu tun. Weinbaubetriebe dieser Ausdehnung sind in Ungarn sehr selten, kommt es doch vor, daß in Dörfern mit hohem Weinlandanteil zum herrschaftlichen Gut fast kein Weinland gehört.

Kaum ein Bauer hat mehr als 3 kj, nur wenige über 2 kj Weingarten. Die Bedeutung des Weinbaus für die kleinen Leute geht deutlich daraus hervor, daß unter den Besitzern von weniger als 1 kj und auch noch unter denen zwischen 1 und 2 kj ungefähr die Hälfte überhaupt nur Wein anbaut. Bei einem bäuerlichen Besitz von 10 kj macht dagegen das Weinland in den meisten Fällen nur ein Zehntel aus. Der Anbau von Tafeltrauben ist schon seit etwa 30 Jahren hier eingebürgert. Auf dem Sandboden wurde früher Tabak gepflanzt, der wohl lange Zeit ein wichtiges Erzeugnis dieses Landstriches war, denn KORABINSKY (1786) sagt, daß das benachbarte *Feldebrô* wegen seines Tabakbaus berühmt sei. Auf diesem ehemaligen Tabakland werden heute Wein, Melonen und Nüsse angepflanzt. Dabei ist die Anbaufläche der Tafeltrauben heute bereits größer als die der „Weintrauben", von 1 kj können in den besten Jahren 20—40 dz geerntet werden. 1932 betrug der Höchstertrag 25 dz, im Durchschnitt jedoch nur 6—7 dz. Für 1 kg Tafeltrauben wurden 16—17, für die letzten Sendungen 22—24 Heller bezahlt. Ein Liter Most dagegen wurde mit 14—22 (22 Heller Höchstpreis für Erzeugnisse der gräflichen Herrschaft), im Durchschnitt mit 16—18 Heller, vorjähriger Wein aber mit 30—35 Heller verkauft. Aus dem Vergleich dieser Preise ergibt sich, daß der Anbau von Tafeltrauben an sich kaum rentabler ist als der von Weintrauben. Jedoch ist Trinkwein heute nur schwer abzusetzen, leichter dagegen Tafeltrauben, die größtenteils nach Wien und Berlin ausgeführt werden. In Verpelét wurde der Wein früher nur auf den Hängen angepflanzt, seit man ihn jedoch auf dem Sandboden

anbaut, ist dieser im Wert gestiegen. Im Zusammenhang mit dieser neuen Verdienstmöglichkeit des Traubenexports steht die Aufteilung alter Adelsbesitze in der Vorkriegszeit. Man konnte bei dem Landhunger hohe Preise fordern; um diese zahlen zu können, mußten Kredite aufgenommen werden. So haben sich vor allem die Zwergbesitzer tüchtig in Schulden gestürzt. Außerdem ist mit dem Weinbau zugleich das Einströmen einer größeren Gruppe von spezialisierten Arbeitern bzw. Unternehmern verbunden. Jedes Jahr kommen für die Zeit der Lese Schwaben aus *Dunabogdány* (an der Donau bei Visegrád). Sie zahlen für das Katastraljoch eine bestimmte Summe und übernehmen dafür die Lese, das Verpacken und den Versand. So läßt sich die eingeborene magyarische Bevölkerung infolge des Mangels an nötiger Geschultheit oder auch an Initiative ihren Verdienst beschneiden. Wieder wird eine Handelstätigkeit — und dabei eine so sehr mit der eigenen Erzeugung verbundene — einer andersvölkischen Gruppe überlassen.

Im Weingarten herrscht der Teilbau vor. Die Arbeiter erhalten meist einen gewissen Anteil am Erzeugnis. Bekommen sie z. B. ein Viertel, dann bezahlt der Besitzer alle sonstige Unkosten, auch die Fuhren und das Wassertragen. Im Jahre 1931 konnte ein Weinbauer an einem Joch 300 Pengő verdienen. Wegen der schlechten Ernte kam er 1932 auf nicht mehr als 100 Pengő. Mit 1—2 Joch eigenem oder auch gepachtetem Weingarten und 2—3 Joch Feld dazu kann eine Familie heute noch leben. Ohne Weinland dagegen liegt das Existenzminimum bei mindestens 10 kj.

Großgrundbesitz. — Nachdem wir durch den Überblick über die Kulturarten einen Eindruck von der Wertigkeit der landwirtschaftlichen Fläche gewonnen haben, wird uns die Bedeutung des Großgrundbesitzes als eines entscheidenden Faktors in Landschaft und Dorf klarer werden. In Ungarn ist landwirtschaftlicher Besitz über 100 kj in keinem Gebiet des Landes — von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen — noch als bäuerlich zu bezeichnen. In den nördlichen Teilen des hier in Betracht kommenden Komitats Heves mag diese Grenze sogar bei 150 kj liegen. Nach der Betriebsstatistik von 1925 nehmen diese Betriebe von über 100 kj in Ungarn 49,8 %, im Komitat Heves 54 % der Gesamtfläche ein. Es darf hier gewagt werden, Besitz und Betrieb zu identifizieren, ohne daß sich an der Grenze dieser Besitzgrößenklassen wesentliche Unrichtigkeiten einstellen. Über die Hälfte der Besitzer von mehr als 100 kj ist ohne weiteres sozial zu bestimmen. An erster Stelle stehen die großen staatlich-politischen Mächte: der Hochklerus, der als Grundbesitzer betont nur um die großen geistlichen Residenzen herum auftritt und ungefähr ein Achtel der Komitatsfläche besitzt, sowie der Hochadel mit einem Zehntel. Im Vergleich zu Transdanubien ist dies noch ein geringer Anteil, er hält sich ungefähr auf der gleichen Höhe wie in den Nachbarkomitaten Borsod und Hajdu. Der Hoch-

adel spielt also im Komitat nicht die allein ausschlaggebende Rolle; ein Siebentel der Fläche ist Gemeindeland. In den Rest von zwei Dritteln teilen sich wohl Gentry, Judentum und Großbauern der Alföldbezirke. Im Erlauer Bezirk ist wiederum ein Siebentel des Besitzes über 100 kj Gemeindeland, mehr als die Hälfte gehört dem Hochklerus, dem Hochadel nur ein Fünftel. Hier bleibt also nur ein Achtel von der Fläche dieses Besitzes sozial unbestimmt. Dies halten einige adlige Familien, die kleinadligen Großbauern von *Besenyőtelek* und einige jüdische Familien von Verpelét in der Hand. Merkwürdig für die Struktur des ungarischen Großgrundbesitzes ist, daß in einem Dorf mehrere Besitze nebeneinander existieren. Im Vergleich zu Deutschland, wo zu je einem Dorf „der" Grundherr, bzw. Gutsherr gehört, finden wir hier in dem selben Dorf nebeneinander Hochadel, Hochklerus, Judentum, Kleinadel oder auch mehrere adlige Familien bzw. Hochadlige zusammen. In Transdanubien hat sich der Hochadel in vielen kleinen Dörfern ausschließlich durchgesetzt bzw. behauptet, dieses Gebiet wird in seiner Struktur durch hochadligen Großgrundbesitz schlechthin bestimmt. Im Erlauer Bezirk haben wir selten verschiedene Großgrundbesitzer in einem Dorf, sondern wir können vielmehr die einzelnen Herrschaften ziemlich deutlich trennen. Von *Egerszólát* und Verpelét abgesehen ist in jedem Dorf nur einer der Grundherr. Von den 26 Orten des Bezirks lassen sich 23 hier leicht bestimmen: 1 Dorf mit kleinadligen Großbauern, 4 Dörfer der Familie Beniczky; 10 Dörfer des Erlauer Erzbistums; 2 Dörfer des Erlauer Kapitels; 6 Dörfer, die ehemals zum Fideikommiß des Grafen Georg Károlyi (bzw. des Revolutionsgrafen Michael Károlyi) gehörten, das der Staat beschlagnahmt hat. Es grenzen sich sogar deutliche „Territorien" des Erlauer Erzbistums (Erzbistum und Kapitel zus.) und des Grafen Károlyi ab. Im westlichen Teil des Bezirks liegen die erzbischöflichen Orte, während unser Tarnatalabschnitt von Kál bis Verpelét als „Territorium" des Grafen Károlyi bezeichnet werden kann. Dabei ist nur ein Dorf ausgenommen: bezeichnenderweise ist *Kápolna* (deutsch: Kapelle) erzbischöflich. Die Dörfer der Familie Beniczky (*Bekölce, Egercsehi, Mikófalva, Szűcsi*) nehmen den äußersten abgesondert liegenden Teil des Bezirks als „Territorium" ein. Ein Zehntel des Bezirks beherrscht (besser beherrschte) der Hochadel, fast ein Viertel der Hochklerus, dessen Vorwiegen sich durch die Nähe der erzbischöflichen Residenz Erlau erklärt. Diese beiden großen staatlich-politischen Mächte besitzen demnach über ein Drittel der Bezirksfläche. So war das Verhältnis nach dem Stand von 1925. Einige kleinere Veränderungen durch die Agrarreform sind damit noch nicht berücksichtigt. Zwei Fünftel des nicht in der Hand der Gemeinde liegenden Großgrundbesitzes macht der Wald aus, vor allem die erzbischöflichen Waldgebiete erstrecken sich weit.

Insgesamt sind in Verpelét von einer Gemeindeflur von 8767 kj (Saaten-

statistik 1929—30) 3384 kj, d. h. 39 %, in der Hand der Grundbesitzer mit über 100 kj. Vom Ackerland sind es 1925 29 %, und zwar beim Grafen Tassilo Sztáray 1931 kj, im Fideikommiß des Grafen Georg Károlyi (heute unter staatlicher Zwangsverwaltung) 858 kj, als Eigentum jüdischer Grundbesitzer 595 kj (Groß 190 kj, Hasenfeld 173 kj, Fleischmann 232 kj). In der Gegenwart finden wir demnach in Verpelét Hochadel und Judentum als Großgrundbesitzer nebeneinander: eine im 17. und 18. Jh. durch die absolute Monarchie geschaffene politische Schicht und eine vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jh. in der Zeit der liberalen Staatsauffassung zur Macht gelangte. Wenn beide zusammen ungefähr zwei Fünftel der Gemeindeflur besitzen, so haben sie dadurch zwar einen entscheidenden Einfluß, bestimmen aber die Struktur des Ortes doch nicht in dem Sinne eines reinen „Herrschaftsdorfes". Wir haben vielmehr einen Mischtypus zwischen Herrschaftsdorf und kleinbäuerlichem Dorf vor uns.

Zur Geschichte des Großgrundbesitzes. — Wir wollen nun den Großgrundbesitz im Hinblick auf seinen flächenmäßigen Anteil und seine soziale Schichtung in der Vergangenheit betrachten. Das Landwirte-Adreßbuch[1]) von 1911 weist einen Gesamtanteil der über 100 kj liegenden Privatbesitze auf, der den von 1925 nur um 100 kj übersteigt. Dabei entspricht der Besitzstand des Grafen Károlyi dem heutigen (des staatlichen Zwangsverwaltungsbesitzes), der des Grafen Sztáray war bis 1925 noch um gegen 70 kj gestiegen. Der jüdische Besitz von Groß ist heute um 76 kj kleiner, der von Fleischmann wird 1911 noch gar nicht erwähnt. Heinrich Hasenfeld tritt als Pächter des 300 kj großen Gutes von Nikolaus Baranyai (Wohnsitz Kaschau) auf, und mit 165 kj ist noch Esther Papp vertreten. Demgegenüber finden sich im Landwirte-Adreßbuch von 1895 Graf Sztáray mit wenig verändertem Besitzstand, Baranyai mit dem von 1911, drei Besitzer zwischen 100 und 200 kj (2 Molnár, Fay), ein Doppelbesitzer mit fast 400 (Gell-Ruszin), Szentkirályi mit 335. Der Besitz von Baranyai wird von einem anscheinend jüdischen Pächter bewirtschaftet; ebenso der von Gell-Ruszin.

Bei dem Vergleich zwischen Bauern und Grundherren von 1860 wurden einige anscheinend kleinere adlige Grundbesitzer nicht berührt, sechs aber wurden von der Regulierung betroffen. Ihr Besitz von 4483 kj verteilte sich 1860 auf die sechs angeführten Grundbesitzer folgendermaßen (abgerundet):

1. Anton Mocsonyi	1943 kj
2. Graf Georg Károlyi	908 „
3. Paul Gosztonyi	824 „
4. Ladislaus Szentkirályi	464 „
5. Graf Josef Szapáry	174 „
6. Michael Nánásy	98 „
	4411 kj

[1]) *Gazdacimtár* 1897, 1911, 1925.

Die obige Gesamtsumme wird durch Unland und gemeinsamen grundherrlichen Besitz ergänzt.

Betrachten wir die Besitzer im einzelnen, so können wir eine allgemeine, typische Entwicklung feststellen. Um die Mitte des 19. Jh.s, zu dem Zeitpunkt, als man die grundherrliche Agrarverfassung beseitigte, gab es in Verpelét 6 adlige Besitzer mit über 100 kj in sehr verschiedener Abstufung, unter ihnen zwei hochadlige, von denen einer unterdessen verschwunden ist. Der andere, Graf Károlyi, wurde hingegen aus völlig vereinzelt dastehenden Gründen um seinen Besitz gebracht. Der Besitz von Anton Mocsonyi taucht 1895, 1911 und 1920 in fast unverändertem Ausmaße als solcher des Grafen Sztáray auf. — Die adligen Familien Nánásy und Gosztony kommen weder 1895 noch 1911 wieder vor. Die Familie Gosztony hat 1925 in *Boconád* und *Erk* im Bezirk Hatvan Großgrundbesitz, die Familie Nánásy findet man in Heves. In Boconád findet man den Namen Gosztony auch schon 1895 und 1911, in Erk erst 1911, der Name Nánásy ist 1911 in Heves vertreten, aber noch nicht 1895. — Die adlige Familie Szentkirályi ist 1895 noch einmal genannt, jedoch hat sie unterdessen mehr als ein Viertel ihres Grundbesitzes verloren. Herr von Szentkirályi war Komitatsnotär, er hatte seinen Wohnsitz in Erlau. Hier haben wir den typischen Fall, daß die Gentry durch Beamtenstellungen (vor allem eben beim Komitat) sich aus dem Dorfe entfernt und die sicherste materielle Grundlage ihrer Existenz verliert. Das ehemalige „Kastell" dieser Familie, ein schönes eingeschossiges Gebäude, steht mitten im Dorf und wird heute vom Direktor der Volksbank bewohnt. — Eine typisch absente Großgrundbesitzerfamilie ist die Familie Baranyai, schon 1895 befindet sich ihr Besitztum in den Händen eines jüdischen Pächters, ebenso 1911. Damals ist der Pächter Heinrich Hasenfeld, ein ausgebildeter Landwirt, erst jüngst nach Verpelét zugewandert. 1925 sind seine Erben Eigentümer einer Fläche, die über die Hälfte der ehemaligen Pachtung ausmacht. Seine Tochter ist an einen Budapester Bankier verheiratet. Gleichfalls zugewandert ist der Jude Fleischmann, der aus dem Nachbarort *Feldebrő* kam und jetzt seinen Wohnsitz im ebenfalls benachbarten *Domoszló* hat. Der Rechtsanwalt Dr. Josef Groß erbte den Besitz von seinem Vater, der nach Verpelét zuwanderte, aber 35 Jahre im Ort lebte. Er war Fleischer, Gast- und Landwirt. Der heutige Besitzer wohnt in Erlau, von seinem dortigen Keller setzt er auch den größten Teil seines Weines ab. Für Puszta *Jakabdomb* ist 1911 Esther Papp mit 165 kj verzeichnet, 1925 umfaßte dieser Besitz 257 kj, wurde aber im gleichen Jahre durch Parzellierung aufgelöst, und die ehemalige Eigentümerin zog sich als Rentnerin nach Erlau zurück. Sie war die Frau von Faust Mlinkó aus *Besenyőtelek* (früher *Nemes-Besenyő* = Adlig-B.). Dort besteht die tragende Schicht aus adligen Großbauern, die eine außerordentliche Ausdehnungskraft bewiesen

haben. So findet man sie in sehr vielen Orten des Komitats Heves. Auch die Familie Mlinkó gehört heute mit unter die größten Besitzer in Besenyőtelek (200 und 300 kj), auch ihre Namensverwandten findet man weit verstreut.

Wir haben also in den letzten 70 Jahren einen entscheidenden sozialen Wandel in der Großgrundbesitzerschicht: der mittlere Adel verschwindet, und jüdische Familien treten an seine Stelle. Mehr und mehr gliedert sich der mittlere Adel in den Beamtenapparat ein, der sich von 1867 an beständig ausdehnt und auch räumlich umgruppiert. Zugleich erfolgt die Emanzipation und der soziale Aufstieg des Judentums, durch das Gesetz erleichtert, denn es erhielt alle staatsbürgerlichen Rechte. In der liberalen Wirtschaftsgesellschaft schuf es sich dann seine Stellung selber. Von den heutigen jüdischen Grundbesitzern kamen viele zu ihrem Besitz über die Stellung eines Pächters. Andere begannen als kleine Dorfhändler, Fleischer und Gastwirte. Besondere Begabung für den Handel in dem einen, der Weg über eine rationell betriebene Landwirtschaft in dem anderen Falle ließen das Judentum dank seiner angeborenen Zähigkeit in Schichten eindringen, die in der Zeit der herrschaftlichen Agrarverfassung vorwiegend durch ihre politische Aufgabe gekennzeichnet waren.

Gliederung der landwirtschaftlichen Bevölkerung. — Nach der amtlichen Statistik von 1920 bietet diese folgendes Bild:

Soziale Gruppen der Statistik	Kopfzahl	%
Selbständige Bauern	1793	55,0
Landwirtschaftliche Beamte	13	0,4
Gesinde	271	8,4
Landwirtschaftliche Arbeiter	1177	36,2
Summe	3254	100,0

Der Gesindeanteil ist für Ungarn verhältnismäßig hoch; der Anteil der Landarbeiter entspricht den Großgrundbesitzverhältnissen. In Wirklichkeit ist die Zahl der selbständigen Bauern geringer, als es die Statistik von 1920 angibt. Denn selbst nach den Daten der Saatenstatistik aus der Zeit nach der Agrarreform müßte man schon alle Betriebe bis zu 3 kj mit zu den selbständigen Bauern rechnen, um auf die obige Zahl zu kommen. Wenn wir die Grenze der selbständigen Existenz zwischen 3 und 5 kj legen, so ist das — selbst in Anbetracht des Weinlandes — niedrig; in diesem Falle kommen wir auf ungefähr 40 % Selbständige. Dann ist mit 60 % der Anteil der Landarmen und Landlosen richtig wiedergegeben. In Verpelét handelt es sich weit mehr um Landarme als um Landlose, da die

Agrarreform anscheinend die Zahl der landlosen Familien sehr weit vermindert hat, während heute noch immer eine breite Masse von Landarmen vorhanden ist, denen das teuer erworbene Land nur eine sehr geringe Lebenssicherung gewährt. Weder das Verhältnis von Bauerntum und Kleinhäuslern noch das von Bauerntum und Großgrundbesitz wurde durch die Agrarreform in Verpelét entscheidend umgestaltet.

Die Ergebnisse der Agrarreform sollen hier kurz dargestellt werden. Die Statistik zeigt noch den von der Agrarreform bisher nicht betroffenen Großgrundbesitz, auch die Saatenstatistik von 1929/30 zeigt noch nicht die endgültigen Verhältnisse (Graf Sztáray 1766, alter Károlyi-Besitz 756 kj), da die Landzuteilung noch nicht gänzlich zu Ende geführt wurde. Für die Zwecke der Agrarreform wurden von dem ehemaligen Besitz des Grafen Károlyi 183, des Grafen Sztáray 185 und von dritter Seite 40 kj zur Verfügung gestellt. Die letztgenannten 40 kj dienten zur Verteilung von Hausplätzen in Größe von 300—600 Klaftern (d. h. von ungefähr 1000 bis 2000 qm) an 224 Personen. Davon waren 122 völlig Besitzlose, 32 Zwergbesitzer, 36 Beamte, die übrigen Witwen und Kriegswaisen. Im übrigen erhielten gegen 370 Personen Land, 52 unter ihnen wurden Land und Hausplatz zugeteilt. 13 Kriegsverletzte erhielten zusammen 15 kj. Die Größe eines Einzelbesitzes schwankt zwischen 1 und 1,5 kj.

Grundempfänger	Zahl	kj	qkl[1])	Übliche Größe
Kriegswitwen	26	21	1100	1—1,5 kj
Landlose	182	192	200	„ „
Zwergbauern	118	123	200	1 (—1,5) „
Beamte	29	19	200	1000 qkl (—1 kj)
	355	356	100	

Mit diesen Zuteilungen ist also die Struktur des Dorfes keineswegs grundlegend geändert, es sind keine neuen Bauernstellen — auch nicht durch Aufrundung — geschaffen worden, allein die Zahl der Parzellenbesitzer ist stark gestiegen. Der Großgrundbesitz bleibt fast im selben Ausmaß wie bisher bestehen, und die Masse der Landarmen ist nach wie vor zur Lohnarbeit auf seinen Feldern gezwungen.

Das Gesinde (mit 138 Erwerbstätigen im April 1932, 1920 waren es 116) steht zum größeren Teil im Dienst der Bauern (und wohl einzelner jüdischer Kaufleute und Beamten). Von 138 sind nur 57 beim Großgrundbesitz beschäftigt und zwar beim Grafen Sztáray 36, bei Groß 10, bei Hasenfeld 7, auf dem ehemaligen Besitz des Grafen Károlyi 4. Dagegen sind 67 bei einzelnen Arbeitgebern, d. h. fast durchweg Bauern, und 14 bei der Gemeinde. Von den einzelnen Arbeitgebern beschäftigen 42 je einen Knecht,

[1]) Quadratklafter: 1 kj = 1600 qkl.

8 je zwei, 3 je drei, Mägde sind kaum im Dienst. Nach der Betriebsgliederung müßten demnach auch Bauern von 10—20 kj Gesinde beschäftigen. Hier wird es sich in den meisten Fällen nur um einen Ersatz von fehlenden arbeitsfähigen Familienmitgliedern durch bezahlte Dienstleute handeln, oder es herrscht hier und da eine stärker intensivierte Betriebsart, die mehr Arbeitskräfte erfordert. Die politische Gemeinde Verpelét hat 6 Flurwächter, die Weidegenossenschaft einen Waldaufseher und 7 Hirten angestellt. Ein Zehntel des Gesindes findet also durch die Gesamtheit der Bauern ihren Unterhalt. Auch darin prägt sich die Stärke dieser geschlossenen bäuerlichen Genossenschaftsform noch aus. In diese gehören die alten Grundherren nicht hinein. Als Parallele zu den Hirten und Flurwächtern der Bauerngemeinde finden sich unter dem Gesinde des Grafen Sztáray Knechte mit den gleichen Funktionen. Der alte Grundherr ist also heute kein einzelner — wenn auch übermäßig großer — Grundbesitzer unter den anderen — er stellt mit seiner „Herrschaft" ein bis zu einem gewissen Grade abgeschlossenes Sozialgebilde der Bauernschaft gegenüber dar.

In den heutigen Krisenzeiten hat das Gesinde eine sicherere Stellung als der freie Landarbeiter, es muß aber dafür ein weit höheres Maß von Unfreiheit auf sich nehmen. Da das bäuerliche Gesinde zumeist ledig ist, so spielt es als Schicht in Verpelét so gut wie überhaupt keine Rolle.

Die Masse der abhängigen landwirtschaftlichen Bevölkerung stellen dagegen die Landarbeiter dar, die in Verpelét meist eine kleine Parzelle ihr eigen nennen. Eine gewisse Anzahl von ihnen steht in festem Vertragsverhältnis. Das Teilbausystem wurde schon beim Weinbau erwähnt. Eine andere übliche Form des Arbeitsverhältnisses ist das des *summás*. Der *summás* ist häufig ein landwirtschaftlicher Arbeiter, muß es aber nicht unbedingt sein. Er bzw. eine Gruppe von ihnen ist für eine feste „Summe" zur Bearbeitung eines Feldstückes verpflichtet. Diese *summások* finden wir auch in Verpelét. Mitte April 1932 standen 124 im Dienst, und zwar stets Frauen und Männer, mit Ausnahme des Betriebs von Hasenfeld: bei Hasenfeld 28 (nur Männer), bei István Lajos (viel Weinland) 25, bei Graf Sztáray 19, bei Dr. Josef Groß 19, bei Stern 12, bei Schneller 10, beim Pfarrer 7, bei Faber 4.

Bei den Landarbeitern und beim Gesinde macht der Barlohn nur einen ganz geringen Teil ihrer Vergütung aus. Trotzdem ist im allgemeinen ihre Stellung bei voller Beschäftigung nicht schlechter als die der Zwergbauern und wohl auch vieler Kleinbauern. Die Unterschiede in der Lebenshaltung sind ganz gering. Deshalb ist bei einer Struktur wie der von Verpelét der Unterschied zwischen Bauer und Landarbeiter nicht besonders entscheidend.

Für die Landarmen und Landlosen mußte auch in Verpelét die staatliche Unterstützung einsetzen. Nun ist es um die „Erwerbslosenunterstützung" auf dem Lande seltsam bestellt. Zählt ein Landarmer als Landwirt im

Hauptberuf, so muß er sich mit seiner Parzelle durchschlagen, hat er aber eine andere Beschäftigung, die zum Hauptberuf erklärt wird, so hat er dadurch ein Anrecht auf Unterstützung. Infolge der Enge der dörflichen Verhältnisse, die es mit sich bringt, daß jeder die Lage des andern nur zu gut kennt, kommt es manchmal zu einer sehr merkwürdigen Situation. Ist einem die Unterstützung zugesprochen, der sich wohl auch ohne diese über Wasser halten könnte, so meldet der ebenso günstig oder vielleicht noch günstiger stehende Nachbar auch seine Ansprüche an. Er kann dann fast sicher damit rechnen, sie durchzusetzen. Die für die Nachprüfung zuständige dörfliche Behörde ist auch oft diesen Aufgaben deshalb nicht gewachsen, weil sie selbst mit diesen Menschen durch Interessen oder andere Beziehungen zu eng verbunden ist. So erhalten in einem Dorf oft mehr Familien Unterstützung als unbedingt nötig wäre. Freilich in diesem Streifen unterhalb der Mátra, aus dem früher viele als Erdarbeiter (kubikusok) in die Tiefebene hinabstiegen, scheint die Not besonders groß zu sein. Dies ergibt sich aus dem Vergleich mit ziemlich gut ausgeglichenen Dörfern des deutschen Siedlungsgebiets der Baranya-Tolnau, in denen im Winter 1931—32 bzw. Frühjahr 1932 überhaupt noch keine Unterstützungsaktion durchgeführt zu werden brauchte. In Verpelét wurde im Frühjahr 1932 nach den üblichen staatlichen Unterstützungssätzen verfahren. Jeder Person in den berechtigten Familien wurden monatlich 4—6 kg Mehl zugeteilt; bestand die Familie aus 3 Köpfen: je 6 kg, bestand sie aus 4: je 5 kg, bestand sie aus 10: je 4 kg. Auf diese Weise erhielten 172 Familien während der Dauer von 4 Monaten Unterstützung; in dieser Zahl sind auch die alten Leute einbegriffen. Als Gegenwert wurde Arbeit geleistet (Straßenbau), ein Arbeitstag war das Äquivalent für 6 kg Mehl. Wenn auch der Staat die Gemeinden mit den Kosten des gelieferten Mehles belastet, so ist jedoch ein Nachlaß bei schwieriger Lage möglich. Abgesehen von der Notwendigkeit der Erwerbslosenhilfe zeigte sich die schwierige Lage Verpeléts im Ausbleiben der Steuerzahlungen. Die Gefahr einer Korruption der Steuermoral ist dabei nur allzu deutlich, denn da die größeren Besitzer nicht zahlten, fühlten sich die kleinen Leute erst recht nicht zur Zahlung verpflichtet.

Die bäuerliche Besitzstruktur. — Es läßt sich für gewisse Landstriche Ungarns ein Typus des bäuerlichen Besitzaufbaus feststellen. Liegt im Alföld die Höchstgrenze (bäuerlichen Besitzes) bei 100 kj, so schneidet sie dagegen in Transdanubien und in den nördlichen, gebirgigen Teilen Oberungarns schon bei 50 kj ab. Das gilt im Erlauer Bezirk des Komitats Heves selbst für die im Flachland gelegenen Dörfer. Allein das ehemals adlige *Besenyő* (Kleinadel in Südosteuropa bedeutet dasselbe wie in Deutschland Freibauerntum) stellt eine deutlich hervortretende Ausnahme dar. In manchen Gebieten des südwestungarischen deutschen Siedlungs-

gebiets der Baranya und Tolnau läßt sich der Unterschied in der bäuerlichen Besitzstruktur der einzelnen Dörfer vorwiegend durch den Flächenanteil der Besitzgrößenklasse zwischen 20 und 50 kj angeben. Im Erlauer Bezirk ist der Anteil dieser Gruppe vor allem in einigen Gebirgsdörfern schwach. Im südwestungarischen Gebiet sind es auf dem magyarischen bzw. deutschen Volkstum gegründete Verschiedenheiten der Erbsitte, die diesen Strukturunterschied hervorgerufen haben. Im Heveser Komitat sind es wohl hauptsächlich in der Höhenlage begründete Unterschiede. Inwiefern hier geschichtliche Vorgänge mitgespielt haben, die ja auf die Entwicklung der Agrarverfassung des Alfölds einerseits wie West- und Nordungarns andererseits einen großen Einfluß ausgeübt haben, soll an diesem Beispiel nur als Frage aufgeworfen werden.

Wir bringen nun die Ergebnisse der Saatenstatistik von 1929/30, soweit sie sich auf das Bauernland bezieht, d. h. hier in Verpelét alle Betriebe unter 100 kj und den Gemeinbesitz. Von diesem Bauernland entfällt ein Viertel auf Gemeinbesitz unter verschiedenen Rechtstiteln (s. u.). Die bäuerlichen Betriebe werden nun als bäuerlicher Einzelbesitz gekennzeichnet. Die tatsächliche Grenze liegt bei 50 kj. Die wenigen Besitze von 50 bis 100, die in der Tat nicht einmal alle bäuerliche Betriebe sind, sollen erstens als unwesentlich, zweitens der Einfachheit halber hier der bäuerlichen Gruppe zugerechnet werden. Die Saatenstatistik spricht von „Betrieben", gibt also keine klaren Besitzverhältnisse, wenigstens nicht für die statistischen Gruppen unter 5 kj. Bei den Größenklassen von 5 bis 50 kj werden sich Betrieb und Besitz jedoch weitgehend decken, soweit eben von der Verpeléter Flur die Rede ist.

Bauernbesitz auf Verpeléter Flur:

Nr.	Betriebsgrößenklassen	Betriebe		Fläche	
		Anzahl	%	kj	%
1	Bis 1 kj	114	15,6	93	2,1
2	1,1—2 kj	138	18,9	211	4,9
3	2,1—3 kj	82	11,3	210	4,9
4	3,1—5 kj	128	17,6	537	12,3
5	5,1—10 kj	161	22,0	1152	26,4
6	10,1—19,5 kj	79	10,8	1119	25,8
7	20,0—50 kj	23	3,2	723	16,5
8	50,1—99,15 kj	5	0,7	322	7,4
	Summe	730	100,1	4367	100,3

Zusammengefaßt nach Betriebsgrößenklassen der deutschen Statistik

Nr.	Betriebsgrößenklassen	% der Betriebe	% der Fläche
1—4	Zwergbauern (bis 5 kj)	63,4	24,2
5	Kleinbauern (5—10 kj)	22,0	26,4
6—7	Mittelbauern (10,1—50 kj)	14,0	42,3
8	Großbauern (50,1—99,15 kj)	0,7	7,4

Die nach der Betriebsstatistik als Zwergbauern bezeichnete Gruppe setzt sich zum größten Teil aus Landarbeitern mit Parzellenbesitz zusammen. Nur wenige sind wirklich Vollbauern. Zu diesen mögen einige Besitzer mit 3—5 kj zu rechnen sein, deren Grund mindestens zur Hälfte Weinland ist. Die Grenze kann aber kaum unter 5 kj liegen, denn das ist schon äußerst niedrig. Liegt doch in einer Gegend mit geringem Weinlandanteil, aber gutem Ackerboden die Grenze für den selbständigen Betrieb um 10 kj: Dies Zwergbauerntum, das sozusagen zur Selbständigkeit gezwungen ist, ist eine typisch verkümmerte Form europäischen Bauerntums, die vor allem in Südosteuropa zu finden ist, wo die bäuerlichen Betriebe an sich schon kleiner sind als in Mitteleuropa.

Lassen wir nun diese Zwergbauern aus und setzen wir das echte Bauerntum von 5 kj aufwärts, so ergibt sich innerhalb dessen folgende Gliederung:

Schicht	% der Betriebe	% der Fläche
Kleinbauern	60	35
Mittelbauern (untere Gruppe) . . .	30	34
Mittelbauern (obere Gruppe)	8,5	21,5
Mittelbauern zusammen	38,5	55,5
Großbauern	1,5	9,5
Summe	100,0	100,0

Der Zahl der Betriebe nach sind die Kleinbauern, dem Flächenanteil nach die Mittelbauern die stärkste Gruppe. Innerhalb der Mittelbauern ist es wiederum vor allem die untere Gruppe, die ausschlaggebend ist. Im benachbarten *Feldebrő* ist die Lage anders, denn hier liegt eigentlich schon bei 20 kj die Grenze bäuerlichen Besitzes, und auch das Mittelbauerntum als Ganzes ist gegenüber dem Kleinbauerntum in einer viel schwächeren Position. Die Durchschnittswerte innerhalb der bäuerlichen Besitzgruppen betragen (64), 31, 14 und 7,1 kj. Das entspricht ungefähr ganzen, halben und Viertel-Sessionen. Jedoch sind dies nur scheinbare Mittelwerte, denn in Wahrheit verteilen sich die Besitze auf eine sehr stark aufgefächerte Größenskala. Um die bäuerliche Besitzposition ganz

zu übersehen, müßte man noch die Besitzverhältnisse der Einwohner anderer Gemeinden auf der Flur von Verpelét und umgekehrt im einzelnen kennen. Bei der Schwierigkeit, diese Daten bei einem kurzen Aufenthalt in dem betreffenden Gebiet in die Hand zu bekommen, soll hier nur in großen Umrissen einiges dazu bemerkt werden. Einwohner von Feldebrő haben auf Verpeléter Flur gegen 200 kj in ihrem Besitz, und zwar meist Parzellen. Diese 200 kj wären also vom bäuerlichen Einzelbesitz in Verpelét abzuziehen, sie tragen aber nicht wesentlich zu einer Veränderung der bäuerlichen Schichtung im Ort bei, allein der Kleinhäusleranteil (Zwergbauern) würde sich als überhöht herausstellen. Andrerseits liegen Grundstücke von Verpeléter Bauern auf dem Gebiet anderer Gemeinden, so in *Egerszólát* ungefähr 600, in *Sirok* ungefähr 4—500 kj. Es sind also in der Tat viele Betriebe größer, als die Betriebsgliederung innerhalb der Flur von Verpelét zeigt. Die Position der Verpeléter Bauern gegenüber den im Dorfe wohnenden, nicht bäuerlichen Schichten, mögen es nun adlige Großgrundbesitzer, jüdische Weingutbesitzer oder jüdische Weinhändler sein, ist in der Tat besitzmäßig etwas stärker, als das bisher gezeichnete Bild zum Ausdruck brachte. Aber das heißt erstens, daß in anderen Gemeinden der Bauerngrund der Einheimischen der Herrschaft gegenüber geringer ist, daß sich im Bezirk an dem im Anfang dieses Aufsatzes dargestellten Besitzverhältnis in bezug auf Bauerntum und Großgrundbesitz nichts ändert. Zweitens kommt diese tatsächliche Besitzlage rechtlich-politisch nicht zum Ausdruck (s. u.).

Um es zusammenzufassen, was das Wesen der bäuerlichen Besitzstruktur in Verpelét ist, stellt man ihr wohl am besten ihr Gegenbild gegenüber. Dies wäre z. B. ein Dorf in einem Gebiet mit Anerbensitte im Deutschen Reich, indem sich innerhalb eines Dorfes der Bauer vom Häusler und Landarbeiter scharf absetzt. Hier hätten wir dann typische Züge ständischer Gliederung, die Verpelét mit seinen unscharfen Uebergängen zwischen den Besitzgrößenklassen und mit seiner großen Zahl kleiner Leute von scheinbar bäuerlicher Existenz, mit dem verkümmerten Bauerntum, wie wir es nannten, fast völlig fehlen. In manchen deutschen Dörfern in Ungarn finden sich derartige ständische Züge, auch hier und da in einigen magyarischen Gebieten. Die Besitzverteilung in Verpelét entspricht jedoch der oben gekennzeichneten südosteuropäischen Struktur, die noch deutlicher in dem Nachbardorf Feldebrő zum Ausdruck kommt, wo die Kümmerformen noch weiter vorgedrungen sind.

Zur Geschichte der bäuerlichen Besitzgliederung. — Der bäuerlichen Struktur von heute können wir die Schichtung aus der Zeit der Ablösung (um 1860) gegenüberstellen. Wenn wir zunächst nach dem rein quantitativen Schema vorgehen, so erhalten wir in denselben Besitz-

größenklassen (1860 handelt es sich in der Tat um Besitz) nach der Statistik von 1920 folgendes Bild:

Lfd. Nr.	Besitzgrößenklassen	Besitze		Fläche	
		Zahl	%	kj	%
1	Bis 1 kj	407	80,0	44	1,4
2	5,1—10 kj	6	5,8	41	1,3
3	10,1—19,99 kj	28	27,0	426	13,5
4	20—50 kj	63	60,0	1989	63,0
5	50—100 kj	6	6,0	363	11,5
6	100—200 kj	2	2,0	337	10,7
	Summe 2—6	105	100,8	3156	100,0
	Summe 1—6	512	100,0	4200	100,0

Das heißt, wir finden zwei, durch einen großen Abstand des Besitzumfanges deutlich geschiedene Schichten vor uns: die große Schicht der Kleinhäusler, die außer einem Haus mit winzigem Garten nichts besitzen, und die Schicht der Bauern, die nur ein Fünftel der Dorfbevölkerung ausmachen. Für die Summen 2—6 ergeben sich noch andere Prozentsätze, wenn wfr die Gesamtheit der Bauern den Kleinhäuslern (Nr. 1) gegenüberstellen und zwar für den Besitz 20%, für die Fläche 98,6%. Die 407 Kleinhäusler mit Haus verteilen sich auf die einzelnen Grundherren wie folgt:

Anton Mocsony	121	Ladislaus Szentkirályi .	59
Graf Georg Károlyi . .	89	Michael Nánásy	20
Paul Gosztony	111	Graf Josef Szapáry . . .	7

Unter den Bauern haben wir eine weitgehende Konzentration in der oberen Mittelbauern-Gruppe. Auch da wird die Grenze von 50 kj nicht wesentlich überschritten. Die zwei Betriebe über 100 kj stellen in jeder Weise (s. u.) eine Ausnahme dar. Gehen wir nach den damaligen Einheiten vor, nach der Anzahl oder dem Bruchteil der im Besitz jedes einzelnen befindlichen Ansässigkeiten, so erhalten wir dasselbe Bild der Konzentration. Es gibt im Dorf $92^2/_8$ Ansässigkeiten, die sich auf 105 Urbarialisten verteilen. Das heißt, die Ansässigkeit (Session) ist das ideale Ausmaß einer Vollbauernstelle. Freilich wurden die Bauern durchaus nicht immer auf einer ganzen Stelle angesetzt, sondern auf einem Bruchteil bzw. auch auf dem Vielfachen. Dann ergibt sich 1860 folgendes Bild:

Lfd. Nr.	Ansässigkeiten in einer Hand	Zahl der Besitzer	% der Besitzer	Ansässigkeiten in der Hand einer Gruppe	% der Ansässigkeiten einer Gruppe
1	$^2/_8$	6	5,70	$1^4/_8$	1,6
2	$^3/_8$	2	1,90	$^6/_8$	1,1
3	$^4/_8$	36	34,20	18	19,5
4	$^6/_8$	13	12,40 [1]	$9^6/_8$	10,6 [2]
5	1	34	32,40	34	37,0
6	$1^2/_8$	2	1,90	$2^4/_8$	2,7
7	$1^4/_8$	7	6,70	$10^4/_8$	11,4
8	$1^6/_8$	3	2,90	$4^2/_8$	4,4
9	4	1	0,95	4	4,4
10	6	1	0,95	6	6,5
	Summe	105	100,00	$92^2/_8$	100,0

Wir haben es demnach mit einer Streuung der wenigen Besitze zu tun, die nicht zur Kerngruppe gehören. Diese Kerngruppe umfaßt die ganzen und halben Ansässigkeiten in besonders hoher Anzahl, zwischen ihnen liegen eine geringere Anzahl von Dreiviertel-Ansässigkeiten. Damit hält man sich an ein sehr weit verbreitetes Schema, denn in den verschiedensten Ländern Europas ist es üblich, durch Teilung mit 2 (4, 8) die bäuerliche Schichtung vorzuzeichnen: es gibt wohl halbe und Viertelbauern, aber andere Teilungsverhältnisse sind sowohl innerhalb einer grundherrlichen Agrarverfassung wie in einem unter Anerbensitte (bzw. -recht) stehenden Bauerntum weit seltener. Diese Einteilung in ganze, halbe und Viertelbauern ist heute in ungarischen Dörfern häufig nur eine soziale Bezeichnung, aber sie ist nicht immer auf tatsächliche Besitzunterschiede gegründet und trifft daher heute meist keine wichtige soziale Abgrenzung. Die eigentliche Grenze liegt erst unterhalb des Viertelbauern, nach ihm folgt der Kleinhäusler. Nur in Ausnahmegebieten wie z. B. im Banat gab es im Rahmen der grundherrlichen Agrarverfassung Achtelbauern. Im Verpelét von 1860 steht der Viertelbauer gleichfalls auf der untersten Stufe der Bauern.

Die Größe einer Ansässigkeit beträgt im Komitat Heves nach Csaplovics[3]) $26^1/_2$ bis 34 kj, abgestuft nach 4 Bodenklassen. Wir können in Verpelét noch weit mehr Abstufungen beobachten. Hier liegt die Größe einer Session zwischen 35 und 74 Joch (zu 1200 qkl), d. h. zwischen 26 und 56 kj. Jedoch halten sich von den 34 Sessionen 24 innerhalb der Komitatsnorm, keine liegt darunter, 10 aber darüber. Die halben Sessionen liegen zwischen 16 und 42 Joch (zu 1200 qkl), d. h. zwischen 12 und 31 kj. Doch auch hier bleiben fast zwei Drittel innerhalb der Komitatsnorm. Nach dieser besteht ein ziemlich festes Verhältnis zwischen Ackerland und

[1]) = 79 %. [2]) = 67,1 %. [3]) *Manuale legum urbarialium*, 1836.

Wiese wie auch in anderen Komitaten, indem die Wiese ungefähr ein Drittel des Ackerlandes ausmacht. Das gilt vor allem für die nach der Norm begrenzten ganzen Ansässigkeiten, während sie bei den größeren meist einen verhältnismäßig geringen Teil einnimmt. Dagegen ist bei den halben Sessionen die Proportion zwischen Wiese und Feld weit unregelmäßiger. Hier sind auch Hausgrund und Weingarten zusammen kleiner als bei den ganzen, nämlich dort bis zu $1\,^1/_3$, hier unter $^2/_3$ kj. Der Unterschied in der Größe der einzelnen Sessionen geht auf die sehr verschiedene Wertigkeit der einzelnen Feldstücke zurück. Seinerzeit gering bewerteter Sandboden trägt heute den besten Wein. Besonders große Feldstücke bekamen die Anlieger der Tarna. Eine Ueberschwemmung kann noch heute die Ernte vernichten, in günstigen Jahren geht alles gut, das Risiko spielt also dabei eine ausschlaggebende Rolle. So wurde selbst im einzelnen Dorf eine ganz individuelle Bemessung vorgenommen, nur so glaubte man „gerecht" sein zu können. Aber diese individuelle Bemessung geht nicht in allen Landstrichen Ungarns so weit, in vielen Dörfern sind die Abweichungen in der Größe der Sessionen nur gering, selbst wenn die Wertigkeit des Bodens verschieden ist. Die zwei großen Besitze von 4 Sessionen zu 162 Joch (121 kj) und 6 Sessionen zu 286 Joch (217 kj) nehmen eine völlige Sonderstellung ein. Im ersten Fall ist ein Drittel Wiese, im zweiten fehlt sie. Hausgrund und Weingarten machen das Vier- bzw. das Sechsfache dessen aus, was ein ganzer Bauer durchschnittlich davon in der Hand hält. Der Besitzer der 4 Sessionen heißt Josef Bayer, der der 6 Jonas Weiß. Außer dem ganzen Bauern Johann Manner sind dies die einzigen beiden deutschen Namen unter den Urbarialisten (Bauern). Bayer zog später nach Erlau, er war Komitatsnotär, Weiß war ebenfalls Beamter. Heute sind ihre Namen im Dorf nicht mehr anzutreffen. Es handelte sich in diesem Fall um echten Mittelbesitz, der sich jedoch nicht in bäuerlichen Händen befand. Diese Sonderstellung deutet sich auch in der Weidezuteilung an, beide haben die Gemeinweide nicht mit den Bauern zusammen im Tal und auf der Mátra, sondern ihre kleine gemeinsame Weide von 50 Joch liegt draußen bei den Tanyen (vermutlich ihren eigenen). Es wäre wohl möglich, daß der Absolutismus deutsche Bürokratie selbst ins magyarische Dorf gesetzt hätte, um sie so als Grundbesitzer im Lande zu verankern.

Statt kleiner adliger und Beamtengrundbesitzer stehen heute jüdische Landeigentümer zwischen Bauerntum und Hochadel (bzw. Staat). Die scharfe Gliederung des Dorfes in so gut wie landlose Kleinhäusler und Bauern besteht heute nicht mehr, die Grenzen haben sich verwischt, ebensowenig scharf sind sie zwischen den einzelnen bäuerlichen Gruppen. Die Konzentration des Bodens ausschließlich in der Hand der Bauern, und zwar nach deutscher Statistik in der Hand der großen Mittelbauern, hier also in den Gruppen der ganzen, halben und der weniger maßgeblichen

Dreiviertelbauern, hat aufgehört. Die Entwicklung ergab vielmehr eine sehr weitgehende Auffächerung des Grundbesitzes in der Hand der Kleinhäusler, die heute als Schicht einen geringeren zahlenmäßigen Anteil der Dorfbevölkerung ausmachen als 1860. Aber auch die ehemals führende Schicht der ganzen Bauern ist heute völlig zusammengeschmolzen, und der Schwerpunkt liegt heute bei den Kleinbauern und kleinen Mittelbauern. Von den alten 105 Urbarialistennamen finden wir dagegen heute 10 nicht mehr, unter den Besitzern mit über 10 kj des Jahres 1920 hingegen neben den Namen der alten Urbarialisten auch solche von alten Kleinhäuslern. Neue deutsche Namen in dieser Gruppe sind zum Teil unter den Kleinhäuslern von 1860 zu finden. Damals wie heute taucht ein und derselbe Name unter den Bauern mehrmals auf, auch damals kehren die Namen gewisser Bauern in der Kleinhäuslerschicht wieder. Sollte man für die Zeit vor dem Jahre 1860, vor allem bei der strengen Gliederung und Konzentration des Besitzes, auf Anerbensitte schließen können? Die Gliederung von 1860 ist jedenfalls der eines deutschen Dorfes mit Anerbensitte recht ähnlich.

Alte Genossenschaftsform. — In einer Hinsicht aber ist das heutige Dorf noch deutlich von dem alten Schema Bauern — Kleinhäusler geprägt. Mag es auch besitzmäßig Uebergänge zwischen den beiden Gruppen geben, in einer gemeinsamen Einrichtung des Dorfes ist die alte Grenze noch wirksam: es gibt in Verpelét eine gemeinsame Hutweide für die Bauern und eine zweite für die Kleinhäusler. Freilich ist die Scheidung nur noch eine bedingte, aber immerhin bestehen noch die zwei Weidegenossenschaften nebeneinander. In vielen ungarischen Dörfern finden wir diese Trennung, oft ist der Auftrieb auf die Hutweide auch alleiniges Vorrecht der Bauern. Weidegenossenschaften erweisen sich in jeder Hinsicht als konservative Faktoren, und zwar gilt das in verschiedenem Sinne. Einerseits sind sie der letzte konkrete Ausdruck dessen, was das Dorf eigentlich ist und was es früher (z. B. durch den Flurzwang) noch in gesteigertem Grade war: Genossenschaft, und so bedeuten sie noch heute eine starke Klammer für das Gesamtdorf. Anderseits ist in ihnen die ehemalige Grundbesitzverteilung in der Verteilung der Weideanteile noch viel eher wiederzuerkennen als in der Gliederung des heutigen Einzeleigentums am Boden. Außerdem verhärtet sich hier der Gegensatz von ehemals noch klarer geschiedenen dörflichen Schichten. Dieser tritt dann am schärfsten hervor, wenn es nur eine Weidegenossenschaft der Bauern gibt, die Kleinhäusler aber ohne Anteil sind. Herrscht dazu noch die Schafzucht vor, die ja Weide braucht, so wird die Spannung noch mehr betont. Vielfach ist es in ungarländischen deutschen Dörfern aber gerade üblich, die Weide auf jeden Fall beim Hof zu behalten, auch wo er durch Erbteilung schon

zerfallen ist. In Verpelét sind schon Kleinhäusler in die Weidegenossenschaft der Bauern eingedrungen, da man ja die Weide kaufen und verkaufen kann. Lediglich den Zusammenkauf vieler Anteile erlauben die amtlichen Vorschriften nicht. Manche Verpeléter Kleinhäusler sind durch Herkunft und Erbe Mitglieder der eigenen Weidegenossenschaft, aber durch Kauf in die der Bauern eingedrungen. So fallen langsam auf diesem konservativen Gebiet die Schranken. Aber auch schon der Rechtstitel der beiden Weidegenossenschaften bezeichnet eine Situation, die nicht eindeutig ist. Denn es handelt sich ja um das Land der „ehemaligen Urbarialisten" und der „ehemaligen Kleinhäusler". Das Land bleibt dem Rechtstitel nach in jedem Falle eine Einheit, wenn auch seine heutigen Besitzer durchaus nicht immer die Erben in gerader Linie, auch nicht Käufer des „Hofes" sind. Im Sinne deutschen Bauerntums existiert dieser Begriff nicht. An diesem Gemeinbesitz können Rechtsnachfolger der genannten Gruppen in irgendeinem Sinne beteiligt sein. Realleitung, Verkauf von einzelnen Weideanteilen an Fremde usw. können das Netz dieser Beziehungen sehr komplizieren. Trotz alledem sind in ihm die anfangs genannten konservativen Tendenzen deutlich sichtbar am Werke. Heute beträgt der Grundbesitz der ehemaligen Urbarialisten zusammen 792 kj (Weide 448 und Wald 312 kj), der der ehemaligen Kleinhäusler 389 kj (Weide), während 244 kj der politischen Gemeinde gehören. Davon entfallen zwar 156 auf Wege und Unland, 66 jedoch auf Ackerland. So ist ein Viertel des Bauernlandes Gemeinbesitz. 1860 wird die Weide der Bauern (692 kj) und der Kleinhäusler (381 kj) von der der Herrschaft abgegrenzt. Die Weidefläche ist also fast konstant geblieben. Auf eine Ansässigkeit entfielen bei der Ablösung 10 Joch (zu 1200 qkl) Weide, davon liegen 5 Joch auf der Mátra und 5 Joch auf dem ebenen Teil der Flur. 8 Kleinhäuslern wurde derselbe Weideanteil zugesprochen wie einem ganzen Bauern. Auch ihre Weidegründe verteilen sich auf das ebene und das hügelige Land. Dieselbe Einschätzung des Kleinhäuslers, wie sie in der Weidezuteilung zum Ausdruck kommt, nämlich daß erst 8 Kleinhäusler einen Bauern ausmachen, ist auch in der Gegenwart noch gültig. Denn der Viertelbauer ist der kleinste Bauer, und da die Teilungszahl stets zwei heißt, so ist der „Achtelbauer" eben Kleinhäusler.

In der Weidefrage ist freilich ein Wandel der Wirtschaftsweise zu verzeichnen. Während die Ausdehnung der Weidefläche in den letzten 70 Jahren stabil geblieben ist, hat sich das Verhältnis von Weingarten — Ackerland — Wiese sehr stark verändert. Alles Weinland der Bauern muß wohl in den damaligen 56 kj Intravillan und Weingarten enthalten sein, auch Korabinsky (1786) erwähnt keinen Weinbau. Heute beträgt das Weinland aber (einschließlich Großgrundbesitz) 1074 kj. Anderseits belief sich der bäuerliche Wiesenbesitz 1860 auf 685 kj, heute für die Gesamt-

gemeinde nur noch auf 222 kj. Der arbeitsintensive Weinbau und die Zurückdrängung der wenig intensiven Wiesenwirtschaft infolge Besömmerung der Brache hat den wirtschaftlichen Aufbau grundlegend geändert. In diesem Zusammenhang muß erwähnt werden, daß auf dem langen flachen Flurstück *Felső rét* zwar die Grünbrache üblich ist, jedoch am Berg und auch in andern Flurteilen noch immer die schwarze Brache eingehalten wird.

Viehbestand. — Um die Art der landwirtschaftlichen Betriebe noch näher zu kennzeichnen, sei hier der Viehbestand vom Frühjahr 1932 angegeben:

Rindvieh	Stiere	Kälber	Kühe	Färsen	Ochsen	Zusammen
ung. Rasse . . .	1	13	25	31	59	129
andere Rassen .	7	21	405	173	8	614
	8	34	430	204	67	743

Pferde (Warmblut)	582	Schafe	1470
(Kaltblut)	28	Ziegen	117
	610	Esel	4
Schweine (nur Mangalica-Fettschweine)			722

Die Schafhaltung ist hier nicht wie z. B. in dem deutschen Siedlungsgebiet der Baranya und Tolnau ein Zweig bäuerlicher Wirtschaft, sondern rein auf den Großgrundbesitz beschränkt: es entfielen auf den Betrieb des Grafen Sztáray 1146 Schafe, auf den ehemals Károlyischen, die heute staatliche *Túrómezőpuszta*, 320. Auch haben wir es nicht mit einem Gebiet intensiver Schweinehaltung zu tun. Der Schweinebestand ist selbst niedriger als in magyarischen Gebieten der nördlichen Tolnau, in denen die Schweinehaltung gar nicht besonders betont ist. In Verpelét entfällt fast ein Drittel des Schweinebestandes auf den Großgrundbesitz, Bauern und kleine Leute haben hier wenig Schweine. Dagegen finden wir auch im Gegensatz zu den bisher genannten Gegenden Ziegen, das Kleinvieh der armen Leute. So spielt die Weide eine entscheidende Rolle. Im Besitz des Grafen Sztáray sind allein 300 kj, Bauern und Kleinhäusler haben zusammen 832 kj Hutweide und 314 kj Waldweide, die dem Vieh dieser Schichten genügend Nahrung gewährt. Da auf 2 kj nicht viel mehr als 1 Stück Zählvieh entfällt, so ist sie noch nicht einmal voll ausgenutzt.

Wertigkeit der Betriebe, Pacht. — In der Größenabstufung der landwirtschaftlichen Betriebe zeigt sich stets, daß die halbe Fläche nicht dasselbe wie die halbe Produktivkraft bedeutet, sondern die Intensivierung schreitet mit der Verminderung der Betriebsfläche fort. Sowohl gärtnerische Nutzung der Betriebsfläche wie verstärkte Viehhaltung weisen in diese Richtung, in Verpelét vor allem der Weinbau, aber auch er kann den Landarmen nicht über die gegenwärtige Krise helfen. Viele von ihnen sind über-

haupt nur Pächter, die Getreide „in Halbscheid", Wein aber „ums Viertel" anbauen (d. h. Grundeigentümer und Pächter teilen sich den Ertrag in der Weise, daß der Pächter die Hälfte bzw. ein Viertel erhält). Wenn auch der arbeitsfähige Bauer kein Land verpachtet, so tun dies doch Bauernwitwen und Beamte. Graf Sztáray verpachtete ein Viertel seines Ackerlandes und sein gesamtes Weinland in kleinen Parzellen, ebenso verfuhr die Gemeinde mit ihrem Acker- und Weinland. Für das Weinland bietet die Gemeinde sogar sehr günstige Bedingungen, die den kleinen Leuten einen gewissen Aufstieg ermöglichen und zugleich die Intensivierung der Anbaufläche fördern, indem sie Pachtverträge von 12 Jahren abschließt, und zwar mit einer Staffelung der Pachtpreise. Vom ersten bis zum dritten Jahr ist nur ein Drittel, vom dritten bis sechsten sind zwei Drittel, vom sechsten bis zwölften Jahr ist die volle Summe des Pachtpreises zu zahlen. Bei Neuanpflanzungen ist somit die Ertragsfähigkeit berücksichtigt.

Erbsitte. — Die schon erwähnte Zersplitterung der Bauernstellen ist ganz eindeutig durch die Erbsitte bestimmt. Das Land wird unter die Erbberechtigten völlig aufgeteilt, und zwar jede Parzelle in so viel Stücke, als Erbberechtigte vorhanden sind. Mit Rücksicht auf die Zufahrtsmöglichkeiten teilt man die Parzellen immer in derselben Richtung, so lange, bis keine sinnvolle Möglichkeit, sie zu bearbeiten, mehr übrig bleibt. Dann beginnt man quer zu teilen. Nun setzt der Streit über das Zufahrtsrecht ein. Bei der Längsteilung sehr langer Flächen ist jede unbebaute Trennungsfurche zwischen den einzelnen Besitzen ein sehr großer Verlust. Bebaut man sie, so entwickeln sich oft genug Grenzstreitigkeiten. Auf einigen Flurteilen von Verpelét sind die berühmten „Riemenfelder" der Realteilungsgebiete in reinster Form zu finden.

So erstrecken sich auf dem Flurteil *Felső rét* (Obere Wiese), der sich am ebenen linken Tarnaufer hinzieht, Feldstreifen von knapp 2 m Breite, aber 920 m Länge. Auf den Flurteilen *Majka*, *Gyöngyösi út*, *Alsó rétre járó*, und *Alsó rét* haben wir ebenso lange Streifen, von denen viele auch nicht beträchtlich breiter sind. *Alsó rét* wird durch die Bahn in zwei Teile zerschnitten. Die gesamte Gemeindeflur zerfällt in ungefähr 10 000 Parzellen. Da die zusammenhängenden Flächen der Hutweide und des Großgrundbesitzes nur wenige Parzellen ausmachen, so zerfällt der bäuerliche Einzelbesitz von rund 4400 kj in eine nicht wesentlich kleinere Anzahl, deren Durchschnittsgröße demnach unter $^1/_2$ kj liegt. Die Streulage der Parzellen erschwert die Bewirtschaftung ungeheuer und mindert in beträchtlichem Maße die Erträge.

Das Erbe wird nie bei Lebzeiten der Eltern übergeben. Solange der Vater lebt, gehen die Söhne als Knechte oder Arbeiter in andere Dienste. Stirbt der Vater zu Lebzeiten der Mutter, so übernimmt der eine Sohn, der dort arbeitet, den gesamten Grund auf Halbpacht, doch bezahlt er

von den Erträgnissen seiner Hälfte die Bestellungskosten. Stirbt die Frau, so fordert der Mann oft die Hälfte des nach der Heirat Erworbenen für sich, wie das auch gesetzlich festgelegt ist. Erst nach dem Tode beider Eltern treten die Kinder demnach in den unbeschränkten Genuß aller Eigentumsrechte an Grund und Boden ein.

Dorfhandwerk und Dorfhandel. — Zu dem schwachen Bauerntum, den vielen Landarmen und Landlosen gesellt sich eine zahlenmäßig wie wirtschaftlich gleichfalls schwache Dorfhandwerker- und Händlerschicht. Allerdings sind ihre bestgestellten Mitglieder sehr wichtig, sie sind eine besondere Einheit und beherrschen neben anderen Mächten in der Tat das Dorf ganz entscheidend mit. Zuerst soll von der schwachen Schicht berichtet werden. Von Handwerkern sind nur die vertreten, die für den bäuerlichen Betrieb unbedingt nötig sind: 2 Böttcher, 4 Wagner, 5 Schmiede. Zwei andere Schmiede sind allein für die Gutsherrschaft tätig. Es gibt keinen Bäcker im Dorf. Innerhalb der letzten 10 Jahre versuchten drei sich anzusiedeln, es mißlang aber stets wieder. Denn die Bauern backen ihr Brot selbst, „Intelligenz", Handwerker und Händler haben aber keinen derartig großen Brotverbrauch, daß ein Bäcker davon leben könnte. So sind auch sie gezwungen, ihr Brot selbst zu backen. Semmeln werden von Bäckern aus Erlau (Eger) und aus Nachbarorten mit dem Rad hereingebracht. Es bestehen auch nur 2 Fleischer im Ort, weil jeder Viehhalter ausschlachten und Fleisch im kleinen verkaufen darf. Im ganzen gibt es 5 jüdische Handwerker, unter diesen ist ein Fleischer. Von 7 Wein- und Spirituosenausschänken ist nur einer in jüdischer Hand, von 8 Kreislereien dagegen sind nur 2 nichtjüdisch.

Dann gibt es zwei Verkaufsgenossenschaften, die *Hangya* mit Spiritusbrennerei und Volksbank und eine Zweigstelle des *Országos Központi Hitelszövetkezet*, die verschiedene Handelsgeschäfte abwickelt und vor allem als Tabakbörse (Auszahlung des Geldes für 16 Gemeinden) eine wichtige Aufgabe hat. Die Genossenschaftsläden sind also in den Dörfern stets Stützpunkte des magyarischen Mittelstandes in seinem Kampfe gegen den jüdischen und werden zugleich von der staatlichen Autorität getragen. Aber fast nur über diese gleichsam staatliche Zentralorganisation magyarischer Mittelstandsabwehr findet der magyarische Kaufmann den Weg in die Dörfer. Magyarischer Mittelstand ist demnach im Gegensatz zum jüdischen eine vom Staat geschaffene Schicht, als solche tritt er auch in den Dörfern auf. Unter dem gleichen Gesichtspunkt muß der Leiter der Genossenschaftszweigstelle betrachtet werden. Hingegen sind die zwei magyarischen Gemischtwarenhandlungen in Verpelét ohne Bedeutung, hier handelt es sich ja keineswegs um eine Mittelstandsposition, sondern um kümmerliche Existenzen.

Abgesehen von den Genossenschaften ist jeder größere Händler Jude.

Lediglich der nichtjüdische Fleischer mit seinem gutgehenden Gasthof nimmt eine Sonderstellung ein. An führender Stelle unter der jüdischen Händlerschaft stehen die drei Weinhändler Deutsch, Stern und Krauß, von denen der letzte nebenbei noch eine Fleischerei und eine Gemischtwarenhandlung betreibt. Stern baut selbst einen guten Teil Wein, dann folgen der Besitzer der Dampfmühle und der Holzhändler Reiner. Mit den absenten jüdischen Großgrundbesitzern und selbstbewirtschaftenden Weingutsbesitzern bilden sie eine Schicht.

Trotz seiner Größe ist der Ort nicht fähig, sein Marktrecht auszunützen. Die 4 Jahrmärkte haben wohl eine gewisse Bedeutung, aber die Wochenmärkte wollen keinen rechten Aufschwung gewinnen. Das liegt nicht an mangelndem Absatz, sondern es geht auch hier wie in der Frage der Brotversorgung: die „Intelligenz" kann sich kaum die nötigsten Lebensmittel verschaffen, denn die Bauern schämen sich, auf den Wochenmarkt zu gehen. Dies ist ein nur schwer zu beseitigendes Vorurteil. So kaufen „Intelligenz", Gewerbetreibende und Kaufleute ihr Gemüse und Obst in den Nachbarorten. Das Dorf kommt nicht zu dem Grad wirtschaftlicher Einheit, den es erreichen könnte.

Gemeindevertretung und -Verwaltung. „Intelligenz". — Die schwache Stellung der Bauern gegenüber Großgrundbesitz und Judentum kommt bei dem geltenden Gemeinderecht noch einmal deutlich in der Zusammensetzung der Gemeindevertretung zum Ausdruck. In dem Ausschuß der Höchstbesteuerten sitzt kein einziger Bauer. Dieser Ausschuß der „Virilisten" setzt sich wie folgt zusammen:

Graf Sztáray,
der Pfarrer, Grundbesitzer durch das Pfarrfeld,
der Direktor der Volksbank, auch Grundbesitzer,
der Arzt,
der Apotheker, auch Grundbesitzer,
der frühere Notär, Grundbesitzer (er besitzt noch mehr in der Nachbargemeinde),
der nicht-jüdische Fleischer und Gastwirt,
der jüdische Dampfmühlenbesitzer, ohne Grundbesitz,
zwei jüdische Grundbesitzer,
ein jüdischer Holzhändler, Wohnsitz Miskolc,
ein jüdischer Rechtsanwalt, Wohnsitz Erlau,
ein Vertreter des Staatsbesitzes (früher Graf Károlyi).

Die „Intelligenz" kommt zu diesen Sitzen zumeist nur, weil man ihr Einkommen in doppelter Höhe anrechnet. Sie bezieht also einflußreiche politische Positionen, weil der Staat sie dafür prädestiniert, ohne daß dabei die Höhe ihres Einkommens allein maßgebend ist. Die „Intelligenz" ist

eine Schicht, die im Südosten bekanntlich eine wichtige Rolle spielt. In den Nachfolgestaaten waren es vor allem die „Gebildeten" im westlichen Sinne, die als Kämpferschicht der ehemaligen Nationalitäten sich nun auch die führende politische Stellung sichern wollten. In Ungarn ist es die Mittelschicht zwischen dem in den anderen Staaten fehlenden Adel und der Masse der Bauern, Handwerker und Arbeiter. Diese Mittelschicht folgt jedoch der Tradition des Adels, der den ungarischen Staat entscheidend prägte. Wohl ist sie zum großen Teil jüdisch, aber dies hinderte sie nicht, die Geisteshaltung der Gentry des 19. Jh.s zu der ihren zu machen. Soweit die „Intelligenz" vom Staat in der Nachkriegszeit geschaffen wurde, ist sie ganz überwiegend magyarisch. Zur „Intelligenz" auf dem Dorf gehören Pfarrer, Lehrer, Arzt, Tierarzt, Apotheker und z. B. im vorliegenden Fall auch die größeren jüdischen Grundbesitzer. Auf dem Dorfe setzt sich also die „Intelligenz" im engeren Sinne vor allem aus den Inhabern der staatlichen und halbstaatlichen Stellungen zusammen. Da diese einen Teil ihrer Bezüge in der Form von Naturalien oder von Bodennutzung erhalten, sind sie auch innerhalb der dörflichen Agrarverfassung verankert.

Nach der herrschaftlichen Agrarverfassung ist der Pfarrer meist ein ganzer Bauer, Lehrer und Notär dagegen sind „halbe" Bauern. Aber Pfarrer und besonders Lehrer spielen bei weitem nicht die Rolle wie in Deutschland, weil der Notär zumeist den wesentlichen Einfluß hat. Da ihm viele Aufgaben zufallen, die im Reich in den Arbeitsbereich einer größeren Einheit, z. B. des preußischen Landkreises gehören, so hat er eine sehr weitgehende Einsicht in alle Verhältnisse der Gemeinde. Seine regulären Einnahmen sichern ihm zwar ein gutes Auskommen, sind aber bescheiden. Erst durch weitere Verdienstmöglichkeiten — Gebühren für die verschiedensten Arten von Dokumenten usw. — erreicht er häufig eine sehr gut fundierte finanzielle Basis. Die Stellung dieses „staatlichen Dorfbürgermeisters", wie man ihn eigentlich bezeichnen müßte, hat sich allmählich vom Gemeindeschreiber zum höheren Beamten mit juristischer Ausbildung — häufig Dr. jur. — gewandelt. Dem ehemaligen Repräsentanten staatlicher Hoheit, dem Hochadel, der hier nur zufällig in einem seiner Vertreter durch den Staat ersetzt wurde, ist in diesem Ausschuß schon auf Grund seiner materiellen Position Sitz und Stimme gesichert. Er hätte sie bei geringem Einkommen auch meist auf Grund seiner Schulbildung. Die Nutznießer der bürgerlich-kapitalistischen Zensus-Bestimmung sind andererseits vor allem die Juden, die infolge des von der westeuropäischen Bourgeoisie übernommenen staatlich sanktionierten Begriffspaares: „Besitz und Bildung" ihre Stellung behaupten können.

Im Virilisten-Ausschuß teilen sich also drei Gruppen in die Macht: eine sowohl sozial wie rassisch bestimmte Minderheit, die Vertreter eines alten Standes, der einst im Dorf die „Obrigkeit" schlechthin repräsentierte,

heute aber immer mehr an politischer Bedeutung verliert, und der neue Mittelstand. In dem anderen Ausschuß, dem der „Gewählten", sitzen vorwiegend Bauern und Kleinhäusler, daneben einige Handwerker. Alle drei Jahre findet diese Wahl statt, jeder Mann über 24, jede Frau über 30 Jahre sind wahlberechtigt, wenn sie 6 Jahre in der Gemeinde wohnen und 2 Jahre dort Steuern zahlen. Waren sie schon in einer anderen Gemeinde wahlberechtigt, so fällt die Aufenthaltsbedingung weg. Dies sind die staatlichen Bestimmungen. Gewöhnlich liegt die geheime Wahl ganz in der Hand der Gemeindebehörde: sie bestimmt für ihre *kortesek*, d. h. für ihre Propagandaleute die zu wählenden Vertreter. Den Richter, d. h. den Volksvertreter par excellence, wählt zwar die Gemeinde, aber erst nachdem die Kandidaten von oben her gesiebt sind. Die Kandidaten bieten sich dem Oberstuhlrichter, d. h. dem obersten Verwaltungsbeamten des Bezirks an, der drei von ihnen als eigentliche Bewerber bestimmt. Aus diesen wählt das Volk durch offenen Zuruf den neuen Amtsträger. So greifen staatliche und dorffremde gesellschaftliche Kräfte auch noch in diesen letzten politischen Verband ein, in dem man doch für das Landvolk — gerade in der Agrargesellschaft — irgendeine Art von Autonomie erwarten würde. Denn man muß sich ja daran erinnern, daß der Notär, als eine Art von Staatsbürgermeister, schon die übergreifende politische Macht des Staates verkörpert. So bleibt dem Landvolk als echte autonome Körperschaft meist nur die Weidegenossenschaft übrig. Die Zusammensetzung der Virilisten, wie wir sie in Verpelét finden, ist keine Ausnahme, wir finden diesen Zustand abgemildert oder auch noch gesteigert in sehr vielen Dörfern Ungarns vor.

Die auf Grund der gesetzlichen Zensusbestimmungen mögliche Zusammensetzung des Virilisten-Ausschusses wird jedoch nicht in jedem Falle praktisch. Die Interessen des Großgrundbesitzers werden zwar vertreten, jedoch nicht von ihm selbst, sondern von einem seiner Beamten. Die jüdischen Vertreter nehmen in den meisten Dörfern nicht an den Sitzungen des Gemeindeausschusses teil, weil sie sich den Bauern gegenüber in dieser Körperschaft unsicher fühlen. Jedoch zeigt die mögliche Zusammensetzung des Virilisten-Ausschusses zum mindesten die Verteilung der wirtschaftlichen Macht auf.

Dagegen hat in vielen Orten die Weidegenossenschaft eine Stellung inne, die stärker ist als die der politischen Gemeinde. Sehr oft ist sie es, die die Anlage von gemeinsamen Werken der Gemeinde (Baumschule, Kulturhaus) anregt, fördert oder durchführt. So ist z. B. in manchen Fällen die politische Gemeinde gezwungen, von der Weidegenossenschaft Geld zur Durchführung dieser Aufgaben zu leihen. In Deutschland finden wir hie und da die Milchgenossenschaften in einer ähnlichen Situation der politischen Gemeinde gegenüber.

Vereine. — Weiterer Zusammenhalt des Dorfes ist durch eine Reihe von Vereinen gegeben, die ihrerseits auch meist staatlich oder kirchlich geführt werden bzw. beeinflußt sind. Dies sind die staatliche Organisation der dörflichen Jungmannschaft, „Levente", der „Bürgerliche Schützenverein", der „Bürgerliche Leseverein", das Kasino, die „Erwachenden Ungarn", die „Feuerwehr" und der jüdische Wohltätigkeitsverein „Chevra kadisa". Während gewöhnlich alle diese Organisationen im Dorf mehr oder weniger nur auf dem Papier vorhanden sind, so ist die Organisation „Levente" meist aktiv. Sie faßt alle jungen Leute von der Zeit nach der Schulentlassung bis zum Militärdienst zusammen und gewährt ihnen eine Art von vormilitärischer Ausbildung (Ordnungsübungen, Kleinkaliberschießen, Reiten usw.), außerdem sind an manchen Orten auch Anfänge eines Arbeitsdienstes zu finden, der zur Durchführung gemeinnütziger Einrichtungen (Sportplatz, Bad usw.) eingesetzt wird. Lehrer oder Notäre (bzw. jüngere Hilfsnotäre) sind meist die Leiter der örtlichen Gruppen. Wenn man den Faschismus als die Herrschaft der besitzlosen Mittelschichten über den Staat ansieht, so ist der staatliche Dorfbürgermeister, der Notär, ebenso wie der Levente-Führer, ein Repräsentant dieser Herrschaft.

Schule und sozialer Aufstieg. — Den schlechten Besitzverhältnissen der Verpeléter Bauern entsprechen auch die Aufstiegsmöglichkeiten ihrer Kinder. Wenn es in Ungarn viele große Dörfer gibt, in denen die Bauernschicht nur selten Kinder aus ihrem sozialen Zusammenhang entlassen kann, so gilt das auch in hohem Grade für Verpelét. Zur Zeit studiert niemand aus dem Ort, zwei Söhne des Grafen Sztáray besuchen die Mittelschule in Kalocsa, drei Söhne von Verpeléter Einwohnern die in Erlau — ihre Väter sind Bauern (2) und Ladeninhaber (1) — fünf sind Privatschüler, d. h. sie bereiten sich zu Hause auf eine bestimmte Klasse der Mittelschule vor — und zwar sind es die Kinder vom Küster, von Beamten und von Bauern (2). In dem Ort von über 4000 Einwohnern besteht also nur eine Volksschule, und im Hinblick auf die Schichtung der Bevölkerung ist anzunehmen, daß z. B. eine Bürgerschule völlig überflüssig wäre. Daß selbst durch die Volksschule, zum mindesten bis vor kurzer Zeit noch nicht alle Kinder erfaßt wurden, geht aus der Zahl der Analphabeten unter der über 6 Jahre alten Bevölkerung (1930: 514) im Vergleich mit der Altersgliederung der Bevölkerung hervor. Dieser Prozentsatz von 14,3 liegt über dem Landesmittel (9,65 %), er ist höher als in vielen Dörfern Transdanubiens, jedoch weit niedriger als in den Gebieten der Streusiedlungen.

Landvolk als Glied politischer Planung. — In diesem Aufsatz wurde die kleinste Zelle der ungarischen Agrargesellschaft, das Dorf, dargestellt. Zum mindesten muß dieses als die kleinste Zelle betrachtet werden, wenn man die Lage vom unmittelbaren Eingriff des Staates her sieht. Es wurde aufzuzeigen versucht, wie die verschiedensten gesellschaftlichen

und staatlichen Einflüsse dort aufeinandertreffen. In diesem Sinne ist die Darstellung einseitig, muß sie es sogar sein. Außerdem wurde manches als bekannt vorausgesetzt, was vielleicht dem Nicht-Landeskundigen fremd ist. Manches sind allerdings nicht nur ungarische Probleme, sondern unsere eigenen.

Die Umschichtungen in Südosteuropa zwingen auch Ungarn zur Besinnung. Die Frage, wie sich Rumpfungarn als einziger Bewahrer der überlieferten Formen des ungarischen Staates und der ungarischen Gesellschaft inmitten des Prozesses der Umgestaltung sinnvoll zu erhalten vermag, wird heute von vielen im Lande ernsthaft geprüft. Der Bevölkerungsdruck kleinbäuerlicher Realteilungsgebiete drängt zur Neuordnung in Richtung sonstiger südöstlicher Agrarreformen. Die Existenz geprägter politischer Schichten und eines weit stärker ausgebildeten staatlichen Aufbaus als in den anderen Staaten Südosteuropas rät zu einer Umgestaltung, die es ermöglicht, diese in langer Tradition gezüchteten politischen Kräfte positiv in den neuen Aufbau einzugliedern. Daß für diese Umformung der Begriff der „politischen Nation" im Sinne des ungarischen Adels und selbst dessen Teilnachfolgers, des Beamten-Mittelstandes nicht ausreicht, ist klar. Man muß vielmehr annehmen, daß dem Bauerntum innerhalb dieser Umgestaltungen eine aktive Rolle zufallen wird. Mit der Darstellung eines ungarischen Dorfes sollte hier ein kleiner Beitrag zur konkreten Erkenntnis des ungarischen Landvolkes als der breitesten Schicht gegeben werden.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen.

Bilder von Troger und Maulpertsch im Berliner Deutschen Museum.

Mit einem kleinen Werk ist 1918 in das Berliner Deutsche Museum Paul Troger (1698—1777), der Tiroler Barockmaler, eingezogen, der in den Ländern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und so auch in Ungarn eine unvergängliche künstlerische Wirksamkeit entfaltet hat. Das auf Leinwand gemalte Bild hat die Maße von 79×43,5, war eine Stiftung von Bachstitz-Berlin und stellt Mariä Himmelfahrt dar. Für die kunstgeschichtliche Forschung ist es nicht uninteressant, da der in italienischer Tradition erzogene Maler eine der stärksten Persönlichkeiten des österreichischen Barock war, über den erst vor nicht allzu langer Zeit eine wertvolle zusammenfassende Monographie erschienen ist.[1]) Darin suchen wir allerdings vergeblich eine Beschreibung oder wenigstens Erwähnung jenes Trogerschen Bildes.

Ganz von selbst kommt einem vor dem Bild mit seiner sechseckigen Form der Gedanke, daß es seinem Meister als Farbskizze zu einem Mariä Himmelfahrt-Altarbild gedient habe. So sehr ist noch darauf die ganze Kraft und Frische einer Skizze, und die genaue Ausführung der Gestalten und Gesichter wie auch die Reife der Anordnung läßt nur darauf schließen, daß dieses Bild schon der letzten Vorstellung entsprungen war, und nur noch die Übertragung auf die große Leinwand zu folgen hatte.

Um das Grab der Jungfrau und Mutter stehen und knieen die Apostelfürsten und sehen mit Bestürzung, daß es leer ist. Auf den Gesichtern malt sich Schmerz und Verzweiflung, aber dem Jünger Johannes zeigt bereits einer der ihn umflatternden Engel die Maria, wie sie von der Schar der Engel hinaufgeführt, auf den Wolken kniet und mit der Ergebenheit des „Ecce ancilla Domini" beide Arme zur Rechten breitet und hinauf in den Himmel schaut. Das kleine Bild ist voll dramatischen Vortrages, lauter Bewegung und Schwung ohne das leere Pathos des späten österreichischen Barock. Als Ganzes hat es stark italienische Züge. In der Farbengebung ist es noch nicht abgeschlossen, was gleichfalls seinen Charakter als Skizze bestätigt. Hinsichtlich der Komposition ist es jedoch ganz fertig.

Von den zwei Haupttypen der „Mariä Himmelfahrt" ist diesmal der seltener angewandte aufgegriffen. Häufiger ist der des Tiziano Assunta, wo die Jungfrau auf den Wolken nicht kniet, sondern in starker Verkürzung schwebt, richtiger darauf sitzt und sich in ihrer Körperhaltung eher nach links wendet. Ein schöner Vertreter dieses Typus ist die Mariä-Himmelfahrt des Ricci, Eigentum des Museums der Schönen Künste in Budapest.[2]) Selbst Trogers künstlerische Vorstellung hat mehrmals diese Anordnung beschäftigt, wie uns das die „Adoration der Madonna durch die vier Kirchenväter" im Kupferstichkabinett der Wiener Akademie der bildenden Künste zeigt.[3]) Natürlich wurzeln beide Typen im italienischen Barock,

---

[1]) Jakobs, Romanus: *Paul Troger.* Wien: Kristall-Verl. 1930.

[2]) S. Pigler, Andor: *A pápai plébánia-templom és mennyezetképei* (Die Pfarrkirche zu Pápa und ihre Deckengemälde). Bp.: Budavári tud. társ. 1922.

[3]) S. Garzarolli-Thurnlackh, Karl: *Die barocke Handzeichnung in Österreich.* Zürich-Wien-Leipzig: Amalthea, o. J.

was den Blick für das große Ganze mit sich brachte. Trotz der lebhaften Dynamik auf Trogers Bild liegt durch die starke Betonung der Mittelachse eine große, heilige Ruhe darüber. Die Achse des Bildes ist natürlich die Jungfrau Maria, die leise und unmerklich sich hingebend auf den Wolken schwebt. Damit werden zwei extreme Pole zusammengefaßt: unten die wirbelnde, sich ballende, erregte Menschengruppe dort um das Grab, oben die in Nebel und Dämmerung führende Höhe. Auch dieses Bild hat nach dem Muster des italienischen Barock keinen Abschluß, sondern geht weiter ins Unendliche. Troger verleugnet auch mit diesem Bild nicht seine Meister, Piazetta und Caracci. Das Persönliche indessen, was ihn von den Italienern entschieden trennt, zeigt sich auch hier mit der viel einfacheren, präziseren Abfassung und gefühlvolleren Betonung der Gestalten. Angesichts des unbestreitbaren Skizzen-Charakters jenes Bildes würde das große Werk selbst interessieren in seiner künstlerischen Vollendung. Und es erhebt sich die Frage, ob Troger wirklich nach Vollendung des kleinen Bildes vor die große Leinwand getreten ist, um in irgendeiner österreichischen oder ungarischen Kirche den Hauptaltar zu gestalten.

Es ist interessant, daß, während die großen und kleinen Meister des Barock sich so häufig für den schönen künstlerischen Gegenstand von Mariä Himmelfahrt begeisterten, Troger ihn so selten aufgriff. In seinem ausgedehnten und fast vollständig wissenschaftlich aufgearbeiteten Lebenswerk finden sich kaum ein paar Fresken oder Altarbilder, die dieses Thema darstellen. Eben darum ist das kleine Bild im Deutschen Museum um so interessanter. 1734 hat er für die Kirche in Altenburg ein Hauptaltarbild gemalt mit dem Titel „Himmelfahrt Mariens". Die Beschreibung[1]) könnte den Schluß zulassen, daß hier eine ausgearbeitete Version unseres Bildes gefunden wurde. Nur ein-zwei neue Gestalten treten in der Apostelgruppe auf, so gleich mit einem lebhaften Anachronismus die Begründerin des Altenburger Klosters Hildeburg und der als Märtyrer gestorbene Bischof Lambertus, der Patron der Kirche. Indessen überzeugt uns schon ein flüchtiger Blick auf das Altarbild, daß beide Bilder nur Meister und Gegenstand gemeinsam haben, die Ausarbeitung jedoch eine wesentlich verschiedene ist. Ganz abgesehen von dem Unterschied, daß wir dort auf dem Altarbild das Wappen des Altenburger Klosters mit den drei roten Rosen sehen, auf unserem Bild jedoch davon keine Spur, liegt die große Abweichung in der Komposition selber, nach der der Altenburger Hauptaltar zum Assunta-Typ gehört. Auch sonst ist das Bild aus dem Deutschen Museum viel reifer und vollkommener, und es ist kaum zu bezweifeln, daß es aus der späteren Zeit des Künstlers stammt.

14 Jahre nach der Anfertigung des Altenburger Hauptaltarbildes, i. J. 1748, macht sich Troger an das große Werk, die Ausmalung des Deckengemäldes im Chor des Brixener Domes. Es stellt gleichfalls Mariä Himmelfahrt[2]) dar, hat indessen auch nichts mit unserem Bilde gemeinsam, denn sein Hauptgedanke ist die Krönung der Jungfrau Maria. Der zum Himmelskönig erhobene Sohn ruft die Mutter, die jungfräuliche Dienerin des Herrn: „Veni Domina coronaberis!" Ein weiteres Maria-Immakulata-Bild wird im Wiener Dominikanerkloster aufbewahrt, nach der Überlieferung ein Überbleibsel irgendeines großenteils zugrunde gegangenen verstümmelten Altarbildes. Man sieht die Jungfrau Maria mit ausgebreiteten Händen zum Himmel emporfliegen, indes ihre Füße auf der Mondsichel ruhen. Obgleich also das verstümmelte Altarbild die Zeichen des Assunta-Typus aufweist, ist es doch

---

[1]) S. R. Jakobs, a. a. O., S. 77f.

[2]) Eine schöne Beschreibung findet sich ebenfalls in dem Werk des Romanus Jakobs, S. 69.

nicht unwahrscheinlich, daß das Berliner Werk die Vorarbeit für das stark beschädigte Bild darstellt, und in diesem Fall könnte man sich eines der schönsten Altarbilder aus der Mitte des 18. Jh.s in Gedanken rekonstruieren. Dazu wäre jedoch zuerst die Restaurierung des Wiener Fragmentes notwendig. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die stark im Aufschwung begriffene Barockforschung sehr bald eine große Ausarbeitung des schönen kleinen Berliner Bildes aufgedeckt hat.

Letzteres ist umso glaubhafter, als auch der andere große und ebenso fruchtbare Meister des österreich-ungarischen Barock, Anton Franz Maulpertsch (oder Maulbertsch, 1724—1796), sich dem Thema der Mariä Himmelfahrt so häufig zuwendet und in mehreren Ausarbeitungen — gerade auch den ungarländischen — an das Trogersche Bild im Deutschen Museum wenigstens erinnert. Auf diese künstlerische Verwandtschaft von Maulpertsch und Troger hat übrigens Otto BENESCH[1]) schon hingewiesen, ohne freilich ins Einzelne zu gehen. Ebenso wie die Freske in Stuhlweißenburg ist das Himmelfahrtsbild in der Pápaer Pfarrkirche[2]) bei aller Rokkoko-Zerkleinerung ein Beleg für diese Verwandtschaft[3]), die man natürlich auch in den gemeinsamen künstlerischen Vorbildern, den italienischen Meistern suchen kann. In Maulpertschs Kunst ist jedoch der Wiener Einfluß viel entschiedener, der italienische geht längst nicht so tief.

Zwei authentische Bilder von Maulpertsch sind im Barocksaal des Deutschen Museums. Das erste, mit dem Titel „Apotheose der ungar. Heiligen", ist nicht, wie im Katalog steht, aus der ehem. Jesuiten-, heute Benediktiner-Kirche des St. Ignaz zu Raab, sondern eine Farbskizze zum Deckengemälde der dortigen Domkirche. Das Bild hat die Maße 73×46 und ist ein Geschenk des Wiener Kunsthandels aus dem Jahre 1913. Der Wiener Ernst Goldschmidt — der im 25. Band des Thieme-Becker-Lexikons unlängst unter Beachtung der neuesten Ergebnisse der Maulpertsch-Forschung eine Zusammenfassung über ihn schrieb — scheint davon zu wissen, wenn er auch nur so viel erwähnt, daß es von Maulpertsch in Berlin ein Werk gibt. M.s Wirken in Raab ist heute schon größtenteils bekannt, seine Fresken zieren die Wände der Raaber Hauptkirche. Erst jüngst erschien eine beachtliche Zusammenfassung seiner Raaber Kunstwerke[4]), wo Verf. im Tone des Bedauerns davon spricht, daß M.s Raaber Bilder bisher immer nur hier und da erwähnt, aber noch nicht wissenschaftlich aufgearbeitet worden seien. Das ist z. T. natürlich, da es ja von dem großen Wiener Meister, der die Mehrzahl der ungarischen Barockbauten geziert hat, noch heute keine wissenschaftliche Monographie gibt, und eben das läßt die Beschäftigung mit kleinsten Teilfragen besonders motiviert erscheinen.

Für das Abstecken einer künstlerischen Entwicklung hat immer die Skizze besonderen Wert. Sie offenbart den Gedanken des Meisters in seiner ursprünglichen Form, ehe er in Streit kam mit dem Material, und zeigt den künstlerischen Gedanken mit viel lebendigerer Kraft als das fertige Werk, dessen Einzelausführung zuweilen die ganze Idee beeinträchtigt. Die große Fläche erschwert den Überblick. Aber auch die Forschung dankt der Skizze viel, besonders wenn man an das eigentliche Werk schwer herankommt.

---

[1]) BENESCH, Otto: *Maulbertsch.* Zu den Quellen seines malerischen Stils. Städel-Jahrbuch 1924.

[2]) PIGLER, Andor, a. a. O.

[3]) S. *Székesfehérvári kalauz* (Führer durch Stuhlweißenbg.) 1930.

[4]) STENGL, Marianne: *Győr műemlékei* (Die Kunstdenkmäler von Raab). Győri Szemle (Raaber Revue) 1932, H. 7—9.

Maulpertsch hat gerade den interessantesten Abschnitt seiner künstlerischen Entwicklung in Raab zugebracht. 1772 trat der Domher Szily, der spätere Bischof von Steinamanger, mit ihm in ein Vertragsverhältnis und verpflichtete den Künstler für ein Sanktuarium und Altarbild. Und sein Raaber Gemälde vollendete er erst 1781. So entfielen von den 10 Jahren, obwohl er in der gleichen Zeit auch in Korneuburg, Innsbruck und Mühlfrauen wirkte, ein gut Teil auf Ungarn, besonders auf Raab. Umgekehrt ist es sehr wahrscheinlich, daß eben der ungarische Aufenthalt von nachhaltiger Wirkung für seine künstlerische Entwicklung war. Er beginnt als Maler des späten Barock voller Eklektizismus. Der der barocken Kunst eigene Blick auf das Große zerbricht, verkleinert sich unter seinem Pinsel, und seine Malerei neigt zum Rokkoko. Nach 1770, also dann, als er nach Ungarn kam, bemerken wir an seinen Gestalten mit einem Male eine gefälligere Wandlung und künstlerische Vervollkommnung. Vielleicht ist es die Entfernung von der Akademie, dem fiebernden Wiener Tempo und das ruhigere, besonnenere Leben in Ungarn, das den Künstler besänftigt und ihn dem zwar ähnlich kraftstrotzenden, aber lichtere künstlerische Prinzipien fordernden Klassizismus geneigt macht. So kam er bis nach 1780 zu jener Vollkommenheit, philosophischen Tiefe und fast Rembrandtschen Höhe in seiner Kunst, die wir an den Deckenbildern in der Bibliothek des Prager Strahow-Klosters[1]) nnd im Steinamangerer Bischofspalais[2]) so schön beobachten können.

Es steht also außer Zweifel, daß im ersten Teil des Zeitabschnitts von 1770—80 eine Übergangszeit für Maulpertsch liegt, gekennzeichnet durch fieberhaftes Wegsuchen, weil er spürt, daß erst danach die Vollendung in seiner Kunst folgen kann. Diese Gehetztheit und dieses Suchen der Übergangszeit zeigt völlig das Bild im Deutschen Museum, nachdem er sich beruhigt und mit gereinigter Vorstellung das Deckenfresko des Sanktuariums in der Raaber Hauptkirche malt, eines seiner strahlendsten Werke.

Auf den ersten Blick erscheint einem die Skizze wie ein ganz ungewisser Farbenfleck. Nur im Vordergrund kommt etwas umrissener die Gestalt des Hl. Ladislaus heraus mit den auf Maulpertsch-Bildern so bekannten Insignien des Ritters: Helm mit Federbusch, Kleidung und Stab. Was sonst noch stärker und lebensvoller auf jener Farbskizze hervortritt, die in der graphischen Abteilung des Budapester Museums der Schönen Künste aufbewahrt wird und die man im Längsschiff der Hauptkirche zu Steinamanger als Deckengemälde wiederfindet, hat schließlich sein Schüler Anton Spreng ausgeführt.[3]) Es sind unbestimmte, wirbelnde, schwankende Gestalten, noch weniger ausgeführt als selbst auf dem Fresko. Die Gesichter sind hier und da ausgeführt, aber ausdruckslos. Viel Bewegung, gebrochene Linien, zerrissener Rhythmus — mithin eine große Unruhe herrscht auf dem Bild, es ist ohne Mittelpunkt, so wie die Bilder chinesischer Maler. Irgendein Winkel fesselt das Auge, das Ganze aber kann man nicht erfassen. Was auf der

---

[1]) *Historische Beschreibung der von A. Maulbertsch, k. k. Kammermaler, Mitglied der Wiener und Berliner Akademie, am Bibliothekgewölbe des R. Prämonstratenser Ordens Canonie am Berge Sion zu Prag im Jahre* 1794 *verfertigten Gemälde.* Historia philosophica descriptio picturae novae bibliothecae fornici in Canonia Strahoviensi Canonicorum Praemonstratensium Pragae in Monte Sion 1797.

[2]) Kapossy, János: *A szombathelyi székesegyház és mennyezetképei* (Die Hauptkirche von Steinamanger und ihre Deckengemälde). Bp.: Budavári tud. társ. kiad. 1922.

[3]) Kapossy a. a. O. — Über Anton Spreng siehe: P. Martin Riesenhuber, *Die kirchliche Barockkunst in Österreich.* Linz a. D. 1924. S. 568.

Skizze vielversprechend ist und wovon mehr darauf ist als selbst auf dem fertigen Fresko, das ist der das Bild fast zur Hälfte bedeckende monumentale Himmel. Am Rande düster, sich ballend, von Sturm wahrhaft lastend und gegen die Mitte hin etwas reiner, heller, ja strahlender, so daß die Wolken eine richtige Kuppel bilden für den mit großer Hingabe knieenden König Stephan d. Hl., der seine Krone dem Himmel anbietet. Dies ist schon Verheißung seiner Vervollkommnung, indessen von diesem Spiel mit Luft und Wolken, mit dem er sich unbewußt für kurze Zeit um ein Jahrhundert vorausgeschwungen hatte, ist auf dem Deckengemälde natürlich nichts mehr übrig, stattdessen hebt eine flatternde, schwebende Engelschar das Kirchendach fast bis zum Himmel empor. Auf dem Berliner Bild ist noch vielerlei nicht an seiner Stelle, so daß wir spüren, es gab und gibt noch heute mancherlei Zwischenstufen zwischen Skizze und Fresko, so viel reiner, abgeklärter und gefestigter ist jenes.

Geeigneter zum Studium seiner Übergangszeit ist übrigens das andere Bild von Maulpertsch im Deutschen Museum, mit dem Titel: Allegorie des Sündenfalls und der Erlösung. Die Leinwand im Maße von 67,5 × 32 ist eine Stiftung der Galerie Caspari a. d. J. 1927. Sein Gegenstand ist die Maria Immakulata und in vielem verwandt mit dem Mariä Himmelfahrt-Motivkreis. Die Jungfrau Mutter ist hier die große Brücke zwischen Himmel und Erde, der ewige Vermittler, der das Gericht mildert und dem Sünder Barmherzigkeit spendet. In maltechnischer Hinsicht ist das Bild gleichfalls unten dunkel, fast bis zur Hälfte, und in die Dunkelheit hinein kommt ganz allmählich etwas Glanz, bis es sich stärker aufhellt und die makellose Jungfrau ganz in das Meer des Himmelsglanzes getaucht ist.

Für die Übergangszeit ist dieses Berliner Bild des Meisters ein prachtvolles Beispiel. Und es ist kein Zweifel, daß es aus dieser Zeit stammt, da eine Bleistift- und Federskizze der Wiener Sammlung Dominik Artaria Herkunft und Entstehungsidee unseres Bildes klar erkennen läßt.[1]) Unter jener Skizze ist die Jahreszahl 1777 zu sehen und daneben das Wort „Submissum". Sie ist also damals bestellt worden und diente als Unterlage zur Abfassung eines Altarbildes. Schon die Skizze ist wesentlich stärker als alle, die wir aus dem vorangegangenen Zeitabschnitt seiner künstlerischen Entwicklung kennen. Das Bild selbst aber, auf dem der Künstler kleinere Veränderungen in der Anordnung vornahm, ist geradezu eine Neuheit in der Kunst. Lediglich die Mitte des Bildes ist in der alten Art, dort gibt es noch etwas aus dem Rokkoko, kleine weiche Amoretten und Putten mit weißem Körper, Engel mit spitzer Nase und rosigen Gesichtern und in gewagter Verkürzung den Erzengel Michael, auf dem Haupt den charakteristischen Federbusch-Helm, in der Rechten das Flammenschwert, wie er gegen die Sünden streitet. Die Jungfrau indes mit der Sternenglorie ums Haupt ist schon eine Neuheit. Auf der feinen, fast hauchzarten Skizze wie auf dem Bild selbst spüren wir leibhaft das milde Wehen ihres Kleides und besonders nach den üblichen süßlichen Madonnenbildern genießen wir hier jenen himmlischen Reiz, der schon dem unsterblichen Lächeln einer Murilloschen Madonna nahekommt, wie sie die Hände zum Gebet faltet und ihre Seufzer zum Himmel schickt für die auf der Erde sich windenden armen Sünder. Und diese Sünder! Vollkommene anatomische Kenntnis, richtige Abschätzung der dunklen Töne und eine schwindelerregende Dynamik spricht aus ihnen. Es ist überflüssig, hier Dantesche Vorbilder und Einflüsse zu suchen, M. hat an Dante kaum gedacht, unbedingt aber schon Rembrandt vor sich gehabt, da ja die Holländer seine ersten Meister waren. Deshalb können wir auch nicht glauben, daß das Bild sofort auf die Skizze folgte; dem ersten Entwurf ist unbedingt eine Zeit seelischer Reife gefolgt, nur so konnte er auf solche Feinheiten der Komposition kommen.

[1]) S. Karl Garzarolli-Thurnlack a. a. O.

Wenn auch das Berliner Bild wesentlich vollständiger und abgeschlossener ist, als man es von einer Skizze erwarten würde, müssen wir trotzdem annehmen — einesteils aus der Anordnung der 1777er Skizze, anderenteils aus dem großen Umfang und dem halbkreisförmigen Abschluß des Bildes folgernd —, daß es nur eine Vorarbeit zu irgendeinem monumentalen Altarbild des Meisters war. Leider können wir es weder in der ersten detaillierten Aufzählung seiner Werke von Gottfried Johann Dlabacz[1]), welche von 59 seiner Schöpfungen, nämlich 31 Altarbildern und 28 Fresken, handelt, noch in der Österreichischen Kunsttopographie entdecken. Und die Maulpertschforschung ist heute bedauerlicherweise über die Angaben von Dlabacz im wesentlichen nicht hinaus. Die Annahme, nach der unser Bild in Großformat über dem Hauptaltar der Zircer Abteikirche zu sehen sei, wird — auch abgesehen von dessen schlechter Aufstellung — angesichts der historischen Daten hinfällig. Es hatte nämlich der Domherr Stephan Dubniczay der Zircer Zisterzienser-Kirche im Jahre 1754 4000 Gulden gestiftet, und von diesem Geld wurde in Wien die Maulpertsch-Assumtion gekauft.[2]) Das Zircer Bild ist zweifellos eines der schönsten Rokkoko-Werke des jungen Malers, es ist aber doch noch weit entfernt von der Entfaltung seiner Rembrandt-Kräfte. Am ehesten läge ein Zusammenhang mit dem Hauptaltar der Raaber Domkirche auf der Hand, der auch ein Werk von Maulpertsch ist. Die Entstehungszeit fällt mit seiner Raaber Wirksamkeit zusammen, und auch das Raaber Bild ist ein Madonnenbild. Aber auch dieses wurde von dem häufigen traurigen Geschick der Hauptaltarbilder ereilt, daß es durch den Weihrauch der Jahrhunderte seinen Glanz verlor und fast zugedeckt wurde. Sein Studium ist noch dadurch fast unmöglich, daß Kardinal Johann Simor, als er in Raab Bischof war, ein zu großes Kuppel-Tabernakel davorstellen ließ. In dem Halbdunkel kommen gerade nur die Umrisse der Jungfrau Mutter in der Höhe heraus, und irgendwo an der Seite ahnt man eine Männergestalt. Wenn man das Tabernakel entfernen und das Hauptaltarbild restaurieren würde, könnte man sicherlich aufklären, wieweit das Berliner Bild — eine Perle Maulpertscher Kunst — wirklich seine Vollendung in dem Raaber Hauptaltarbild gefunden habe. Wir möchten hoffen, daß die Forschung auch diese Frage bald klärt, denn es ist auch möglich, daß dieser wahrhaft künstlerische Gedanke niemals auf der großen Leinwand verwirklicht wurde.

Ebenfalls im Barocksaal des Deutschen Museums ist eine große Farbskizze im Ausmaß von 33,5×42 zu sehen, mit dem Titel: Entwurf zu einem Deckengemälde, welches heute noch als ein Werk des Johann Evangelist Holzer bezeichnet wird. Holzer ist ein ausgezeichneter Meister des Tiroler Barock, in Ungarn und Österreich jedoch weniger bekannt, da er hauptsächlich in Bayern lebte.[3]) Der Museumskatalog versieht aber seinen Namen als den Maler des Bildes mit einem Fragezeichen und deutet an, daß es vielleicht aus der Hand dessen stammt, von dem 1929 ein Bild in der Ausstellung der Galerie Neumann und Salzer im Palais Mietke in Wien mit dem Titel „Allegorie auf zwei Missionsheilige" ausgestellt war und das vielleicht von Maulpertsch stammt.[4]) Diese Annahme ist aber heute noch kaum zu beweisen.

Tibor Dénes (Budapest).

---

[1]) Dlabacz, Gottfried Johann: *Allgemeines historisches Künstlerlexikon für Böhmen und zum Theil auch für Mähren und Schlesien.* Prag 1815.

[2]) Horváth, Konstantin: *Zirc története* (Geschichte von Z.). Veszprém 1930.

[3]) Über Holzer s.: Hammer, Heinrich, *Die Entwicklung der barocken Deckenmalerei in Tirol.* Straßburg 1912.

[4]) Belvedere 1930. 120 S.

Grundlegung der ungarischen Literaturwissenschaft.

Selten fand in der ungar. Öffentlichkeit ein streng wissenschaftliches Werk eine so günstige Aufnahme, wie Eugen PINTÉRS siebenbändige ungar. Literaturgeschichte.[1]) Doch war es Pintér nicht leicht, diese allgemeine Anerkennung zu erringen: Hinter seinem Werk steht die unermüdliche Forschungsarbeit von einem Vierteljahrhundert. Als vor 20 Jahren seine erste vierbändige, von der ungar. Akademie preisgekrönte Literaturgeschichte erschien, verspottete man sie gern als eine „bibliographie raisonnée", als einen verspäteten Goedecke. P. ließ sich nicht zurückschrecken. Nach dem Krieg veröffentlichte er sein zweibändiges „Handbuch der ungar. Literaturgeschichte", dann eine volkstümliche Ausgabe, in der sich ein ganzer Band mit der Literatur des 20. Jahrhunderts beschäftigt. Der Verfasser zeigt darin, daß er nicht nur für die Vergangenheit Verständnis hat, sondern auch seine eigene Zeit klar erkennt.

Alle diese Arbeiten betrachtete er selbst aber nur als Vorarbeiten für sein Lebenswerk, für die grandiose Zusammenfassung aller Erscheinungen der ungarischen Literatur. Seine sieben Bände bedeuten den Abschluß einer wissenschaftlichen Epoche, die in der Literatur mehr das stoffliche als das geistige Element zu erforschen suchte. Diese Zielsetzung war zu einer Zeit, in der in Deutschland bereits ein Dilthey die Grundlagen der geisteswissenschaftlichen Forschung festsetzte, nicht nur berechtigt, sondern auch notwendig, denn das Material der ungar. Literaturgeschichte lag noch vielfach verschüttet und unerforscht in Bibliotheken und Archiven. Seitdem hat auch in Ungarn die geisteswissenschaftliche Betrachtungsweise einen großen Aufschwung erlebt, doch verzichtet P. auch in seinem neuesten Werk bewußt auf eine jede Deutung der literarischen Erscheinungen. Er will keine Entwicklungslinien aufzeichnen, sondern nur „Tatsachen" wiedergeben. Das zeigt sich schon darin, daß er sein Material ganz nüchtern nach den aufeinanderfolgenden Jahrhunderten ordnet, ohne eine sinngemäße Epocheneinteilung anzustrengen. Sein Tatsachenmaterial ist um so vollständiger. Von einem jeden Abschnitt gibt er einen bis in die kleinsten Details gehenden klaren historischen Überblick, dann bearbeitet er nicht allein ungarischsprachige literarische Werke, sondern auch alle geistigen Produkte, die — in welcher Sprache auch immer — auf ungarischem Boden entstanden. So weitet sich sein Werk in eine Kulturgeschichte des Donauraums. In seinen bibliographischen Angaben beschränkt er sich nicht auf die vollständige Wiedergabe von Buch- und Aufsatz-Bibliographieen, sondern versucht mit Zitaten und Inhaltsauszügen die verschiedenen Anschauungen und Lösungsversuche der wissenschaftlichen Probleme zu beleuchten. Geschichte der Literatur wird somit umrahmt von der Geschichte der Literaturwissenschaft.

So ist sein Werk nicht nur ein Abschluß, sondern auch ein Anfang. Denn es wird in der Zukunft keine literaturwissenschaftliche Forschung in Ungarn geben, die ihren Ausgang nicht zwangsläufig vom „Pintér" — der Name ist bereits ein Begriff — nehmen wird. Die ungarische Wissenschaft mag aber mit Recht auf sein Werk stolz sein. Denn es ist sicherlich eine große Leistung, wenn ein einziger Gelehrter binnen kurzer Jahre ein siebenbändiges Werk herausbringt. Diese Leistung war aber nur dadurch möglich, daß ein ganzes Volk in tausendjähriger Kulturarbeit das Material dazu zusammengetragen hat.

J. v. Farkas.

---

[1]) PINTÉR, Jenő: *Magyar Irodalomtörténet.* Tudományos Rendszerezés (P.s ungar. Literaturgeschichte. Wissenschaftliche Systematisierung), I—VII. Bp. 1930 bis 1934.

Volkskunde in Ungarn.[1])

In Deutschland ist das Problem der Volkskunde als Wissenschaft noch sehr umstritten. Gegenüber einer seit Jahrzehnten üblichen, aber noch wenig ausgebauten Forschung, die — ursprünglich als „Folklore" von Ethnologie und Sprachwissenschaft her — auch den gegenwärtigen Erscheinungsformen von Volk und Volkstum gerecht zu werden suchte, wurde einmal von seiten der Soziologie die Forderung erhoben, ein Volk mehr in seinem gegenwärtigen Gesamtbild zu erfassen. Jene traditionelle Richtung blieb mehr eine Art „Volks-Tiefenforschung" und widmete sich dem Unterschichtlichen, dem „vulgus in populo". In der Praxis beschränkte man sich damit vielfach auf das Bauerntum und wurde der modernen Umschichtung durch Industrie, Verkehr und Großstadt, d. h. — um mit M. H. Boehm zu reden — „dem entwickelten Volk der Gegenwart" nicht mehr gerecht.[2]) Die bisherige Soziologie dagegen blieb vielfach ein blasses Begriffsgebäude moderner Zivilisationsergebnisse, ihr Gesellschaftsbild zu stark von Wirtschaftstheorien bestimmt. Ihr fehlte die volkhafte Prägung, da sie ihrerseits an jenen Tiefen der „Volkstumskunde" vorüberging. Aber noch von einer anderen Seite ist man heute auf diese Fragen gestoßen, nämlich dort, wo das Volkserlebnis brennend wurde, in räumlicher Zergliederung und Trennung durch die Staatsgrenzen der Nachkriegsregelung wie auch durch die damit oft verstärkte Unterdrückung der völkischen Minderheiten. Für Deutschland haben sich hier von seiten der Geographie und der Arbeit für das Grenz- und Auslanddeutschtum entscheidende Forderungen ergeben, die die Volkskunde mahnen, zeitgemäß zu werden und den Forderungen der Gegenwart mehr zu entsprechen als bisher, d. h. „Volk im Raum" zu sehen. In der deutschen Zeitschrift „Volksspiegel" wurde unlängst versucht, diese methodischen Fragen auch im Hinblick auf Ungarn zu klären.[3])

In Ungarn Volkskunde zu treiben, hat seinen besonderen Reiz und seine besonderen Schwierigkeiten — zumal für den Nichtungarn! Die Fülle der Erscheinungen lockt zum Forschen, aber die weitgehende Durchdringung der Kulturen erschwert das Vorwärtskommen. Volkskundlich gesehen, d. h. hinsichtlich der Erscheinungen des „Volkstums" im üblichen Sinne, ist auch das heutige Ungarn ein Mischgebiet ohnegleichen, das Knäuel von Verflechtungen kaum zu entwirren. Das wird auch dort noch nicht angestrebt. Dem Volkserlebnis fehlt es an Durchschlagskraft. Die Vergangenheit mit ihren Staatsideen und der formalen Einheit großungarischer Staatsbürgerschaft ist noch zu mächtig in der heutigen Haltung des Ungartums, und die unbarmherzige Nachkriegsgestaltung hat nur gewisse verantwortliche Kreise insonderheit der heutigen Auslandsmagyaren zum Bewußtsein ihrer wahren Volkseinheit gebracht. Die Wissenschaft ist in Ansätzen davon berührt, aber in der Methode noch längst nicht davon durchdrungen, um die Erscheinungsformen von Volk und Volkstum modern genug zu erfassen. Einzelne

---

[1]) *A magyarság néprajza* (Volkskunde des Ungartums), in Druck gebracht von Elemér Czakó. I, II: Bátky, Zsigmond; Győrffy, István; Viski, Károly: *A magyarság tárgyi néprajza* (Gegenständliche Volkskunde des Ungartums). Bp.: Egyet. ny., o. J. 435, 443 S. (Zahlr. Taf.). 4°.

[2]) M. H. Boehm: *Das eigenständige Volk.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1932. Vgl. a. O. A. Isbert: *Volk und Nation bei Deutschen und Ungarn,* UJb. XIV (1934), H. 1/2 (Bleyerheft), S. 167.

[3]) O. A. Isbert: *Die Aufgabe der Volksforschung im Rahmen neuer Wissenschaftsgestaltung.* Volksspiegel (Verl. Kohlhammer, Stuttgart), I (1934), H. 4, S. 184—191.

sehen schon die Probleme, aber man kann sie noch nicht gestalten. Die volksbewußten Kreise haben wenig Einfluß auf die Neugestaltung der Wissenschaft, die erwähnten drei methodischen Ansätze aber wirken noch unverbunden nebeneinander her. Die Geographie steht noch ganz im Bann der naturwissenschaftlich-morphologischen Betrachtungsweise, wo der Mensch uur eine Beigabe in der Landschaft ist. Die Soziologie ist stark westlich beeinflußt, am fruchtbarsten noch in Dorfuntersuchungen, aber ohne den bewußten Akzent, die Werte des bodenständigen Bauerntums gegenüber wurzellosem, unorganischem Neusiedlertum (im Tanyawesen) oder den Zusammenhalt magyarischer Landschaften gegenüber den fremden Gruppen hervorzuheben. Die Volkskunde endlich schwelgt in der Fülle des Schönen, was sich an urtümlichen Überlieferungen und primitivem Gemeinschaftsgut auf ungarischem Boden einst und jetzt bietet. Aber sie kann sich nicht entschließen, zu sondern und unbarmherzig auszugliedern, was nicht zum Ungartum gehört. Es gelingt ihr noch nicht, die fremden Einschlüsse und Verwandtschaften zu zeigen. Freilich liegen hier die großen, fast nicht zu bewältigenden Schwierigkeiten, man weiß vielfach noch zu wenig über die Herkunft und die wahren Zusammenhänge. So wird der Umfang des magyarischen Volkstums mehr durch das entschieden, was vorhanden ist. Die Beschränkung aber auf den ländlichen Lebenskreis ist hier im agrarischen Südosten nicht so folgenschwer, wie etwa in Deutschland und kann länger ungestraft beibehalten werden. Nur bleibt es dann bei dem ethnologischen (völkerkundlich-primitiven) Gepräge, und von einer zeitgemäßen Volkskunde, die uns ein umfassendes Bild des ganzen heute lebenden Ungartums gäbe, sind wir noch weit entfernt. Das „Volk" ist eben doch nur ein Teil davon, das Ganze ist hier die „Nation".

Das lehrt uns auch das bewundernswerte Werk der drei bewährten Autoren, von dem uns bisher zwei Bände vorliegen, die das gegenständliche Volkstum behandeln. Was hier geboten wird, ist ungeheuer viel und auch der systematische Aufbau nach dem Material und seiner Verwendung sehr aufschlußreich. Auch läßt sich nicht verkennen, daß bei der Auswahl der Bilder die altmagyarischen Rückzugsgebiete bevorzugt sind und man nicht mehr regellos nach „großungarischen" Komitaten auch fremde Volksgruppen mit hineinnimmt. Im Text freilich muß man sich diese Hinweise noch suchen, es überwiegt die bloße Beschreibung, die sich vielfach auf technische Erklärung beschränkt. Und was man oft vermißt, ist der genauere Standort, der Raum, in dem das jeweils behandelte Volksgut verbreitet ist. Bei aller umfassenden Ortskenntnis der Autoren überwiegt doch der Museumsstandpunkt, schon durch die Behandlung rein vom Material aus, also weder nach Stammesgruppen noch sonstwie in regionaler Zusammenschau. Man bekommt gewissermaßen das Museum ins Haus geliefert und kann nun selber daran arbeiten, um die Elemente auseinanderzuklauben. Wohl findet man unter dem reichen Schrifttum die Einzeldarstellungen mit aufgezählt, doch wäre schon eine gewisse regionale Schau innerhalb der einzelnen Kapitel sehr dankenswert und auch leicht durchführbar gewesen, indem man nur jeweils eine Serie von Bildern aus dem ohnehin besprochenen Sachgebiet nach den Gegenden, woher sie stammen, hätte zusammenstellen müssen. Stattdessen ist oft nicht einmal das Dorf angegeben, geschweige denn das Stammesgebiet. Daß auch Bild und Text nicht beisammen sind, ist zwar drucktechnisch zu begreifen, erschwert aber das Durchfinden gewaltig, besonders wo die Anordnung sonst nicht streng und anscheinend mehr von künstlerischen Gesichtspunkten bestimmt ist. Gerade bei grundsätzlichen Ausführungen stehen oft völlig andere Skizzen. Der Außenstehende aber, der den Text nicht liest, bekommt am Bildmaterial den üblichen Eindruck der alt-

ungarischen Sammelmethode. (Hoffentlich werden Register und Bildverzeichnis nachgeliefert. Den Photos hätte man eine bessere Klischierung gewünscht.)

Dabei zeigt die Einleitung (von VISKY), daß die Problemstellung durchaus schon gesehen wird. Begriffliche Bestimmungen sind allerdings nicht versucht, es wird mehr für das Empfinden des größeren Publikums vom „Volksleben" und seinen Erscheinungen ausgegangen. Auch ist — wenigstens im ersten Band — nicht so sehr das magyarische Volk gegenüber anderen Völkern abgegrenzt, als vielmehr das Urtümliche hervorgehoben, was ja bei den Südostvölkern allgemein noch stärker anzutreffen ist. So wird mehr vom Standpunkt der Kulturgeschichte die Urbeschäftigung und das heute noch erhaltene Unterschichtliche gesucht, unter „Arbeitsmethode" aber auch Prüfung der Erscheinungen nach ihrem Usprung gefordert und gestuft nach 1. allgemein menschlichem Gemeingut, 2. Kulturkreisen und 3. „nationalen" Eigenformen, ferner auch von einer vergleichenden gegenüber der bloß beschreibenden Volkskunde gesprochen. Die Fülle fremder Überlagerungen und Durchkreuzungen wird nicht geleugnet, auch sehr behutsam auf zarten Skizzen mit hauchdünner Beschriftung angedeutet, wie innerhalb der altungarischen Staatsgrenzen eine stammlich-regionale Gliederung der echt-magyarischen Volksteile gesehen werden darf — ohne daß freilich deren Gebiete schon umrissen sind. Man hätte sich da mit einer Schummerung helfen können[1]), denn so ahnt man die Ausdehnung nur aus der Schriftgröße. Neben den alten bekannten Gruppen der Palócen, Matyó usw. (eine Matthiasfeld-Gruppe westlich der Waag scheint uns etwas nebulos) oder rechtsdanubischen Stammesinseln (Raabau, Őrség, Hetés, Ormánység, Sárköz usw.) — ferner Kumanen, Jazygen, dann Székler, Csángós, die Gruppen von Kalotaszeg oder Torockó — sind auch neuere Zusammenfassungen in alten Landschaften anedeutet, so für Nyirség, Bodrogköz, Plattenseegebiet oder in Flußtälern (Szamos, Körös) und mit den alten Gruppen in eine Reihe gestellt — leider ohne nähere Angaben, die wir sehr begrüßen und ins Deutsche übersetzen würden! Auch wäre interessant zu erfahren, wieweit sich schon in der nachtürkischen Zeit neuere Besonderungen verstärkt und vielleicht regionale Verschmelzung gezeitigt haben. Denn es kann durchaus sein — wir wissen nur nicht viel darüber —, daß es auch im altungarischen Raum mit seinen vielen Völkern unter der Decke der äußeren „Assimilation" unbemerkt schon „Dissimilation" gab. Die wirkliche Verschmelzung blieb mehr eine städtisch-zivilisatorische Erscheinung, die Sonderung auf dem Lande aber ist vielfach weitergegangen, so nach Konfessionen, Sippen und Dorfgemeinschaften — warum nicht auch volkhaft? Wir haben hier eine Andeutung, daß sie auch innerhalb des Ungartums empfunden wird.

Beim inhaltlichen Aufbau ist dann eine für die Volkskunde verhängnisvolle Grundeinstellung zu spüren — in dem nicht unerheblichen Einschlag darwinistisch-naturwissenschaftlichen Denkens, wo der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit überwiegt und demgemäß die gegenständliche Volkskunde mit den primitivsten, d. h. materiellen Notwendigkeiten voransteht. Damit wird man dem Grundgehalt volkhafter Erscheinungsformen nicht mehr gerecht, denn so ahnt man ja noch nichts von dem Geist des Volkes und seiner prägenden Kraft. Vor allem aber müßte man sich vor Augen halten, wie stark bei dem primitiven Gerät — je älter um so stärker — oft kultisch-religiöse Bestimmung mitgesprochen hat und gar nicht so sehr, wie man eine Zeitlang glaubte, die bloße rationalistische Zweckmäßigkeit, aus dem

---

[1]) Man vergleiche dazu die sehr beachtliche Kartenskizze bei E. D. BEYNON: *Isolated racial groups of Hungary.* Geographical Review, 1927. S. 586—604.

„Kampf ums Dasein" (vgl. z. B. die Gestalt der Feuerböcke und Feuerschläger. — Westlich-deutsche, auch slawische Herkunft ist übrigens sehr oft angegeben).

Und so beginnt der erste Band mit dem Kapitel „Ernährung", ausgehend von der grundlegenden Erkenntnis: „Essen müssen wir jeden Tag." Die Darstellung aber geht vom technischen Verfahren und den Gerätschaften aus, und auch die sehr anregende Beschreibung der Nationalgerichte ist vom Brauchtum getrennt. (Aber vielleicht dürfen wir hier noch auf die „geistige" Abteilung hoffen?) Weiter wird jedoch von unten aufgebaut: „Bauweise" (von BATKY), also nicht Siedlung als Ganzes, so auch nicht eine räumliche Überschau magyarischen Siedlungswesens nach Tanya-, Klein- und Großdorfgebieten, auch weniger historisch-kulturell, sondern rein vom Technischen gesehen. Auf diese Weise wurde einiges auseinandergerissen, was nun GYŐRFFY im zweiten Band bringt. Es folgen ebenso, immer abwechselnd, von VISKY und BÁTKY: Möbel, Heizung (für sich!), Beleuchtung, Handwerk und von GYŐRFFY Tracht. Der Hausrat als Ganzes ist aber nicht beisammen. Der zweite Band, vorwiegend von GYŐRFFY, bringt dann dazu in organischerem Zusammenhang: Wirtschaftsweise (Sammler, Jäger, Fischer; Viehzucht und Ackerbau, primitives Verkehrswesen), endlich von VISKY: Volkskunst und „die Gegenstände der Überlieferung".

Zum Kapitel „Bauweise" wäre vor allem auf die systematischen Untersuchungen von SCHIER zu verweisen[1]), um den man wohl nicht herumkommt, auch wenn dessen örtliche Beispiele mehr auf die Slowakei beschränkt bleiben und nicht ins ungarische Tiefland herunterreichen. Aber alle auch hier behandelten Grundformen von Dachbau, Feuerstätten, Raum- und Hofgliederung sind dort bereits enthalten und eingegliedert in den gesamten ost-mitteleuropäischen Kulturkreis. „Mitteldeutsch-fränkisch" z. B. ist dort nicht stammlich oder national, sondern formenkundlich gemeint, in dem Sinne wie etwa in der Vorgeschichte von einer „Hallstädter Kultur" gesprochen wird. Es ist uns aber unmöglich, von „magyarischen" Formen zu sprechen, wenn man sie auch aus Südsteier oder dem Alpenland kennt. Bei einer regional beschränkten Untersuchung innerhalb Ungarns droht die Gefahr, daß man an Äußerlichkeiten hängen bleibt. Bei Bátky wird unter „Siedlungsform" eigentlich nur Einzelhof und Dorf geschieden, dann — eingeschoben, statt am Anfang — ein uns sehr wichtiges Kapitel über die ursprünglichen Obdachformen (*hajlék*) geboten, wofür das Anschauungsmaterial leider recht verstreut ist. Es folgen Material und Verfahren für den Hausbau, das „Innere des Wohnhauses und seine Gliederung" — vom Urtümlichen her entwickelt und ohne Blick auf die Nachbarräume, wie auch bei der nun folgenden Bátkyschen Lieblingsunterscheidung[2]) in einzellige „Feuerstellenhäuser" und „Stubenküchenhäuser", wobei im Inhaltsverzeichnis auch von einem östlich-magyarischen Haus in Siebenbürgen gesprochen wird. Als Gewinn hieraus darf der Eindruck verbucht werden, daß man hier zwei Kulturstufen gegenübersteht, die sich durchdringen, denn die urtümlichen Formen, die auch für Westungarn und bis nach Slawonien hinein beachtet sind, dürfen wohl nur als gemeinsame alte Unterlage slawisch, wenn nicht gar vorgeschichtlich geprägter Grundformen genommen werden. Der Abschnitt schließt mit dem „Wortschatz des magyarischen Hauses" und den „wirtschaftlichen Nebenbauten", ohne daß Formen der Hofbildung organisch entwickelt würden, die nur im Anfang sehr allgemein besprochen sind. So vermißt man auch die ganzen ent-

---

[1]) SCHIER, Bruno: *Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa.* Vgl. UJb. XIV, Rez. 308.

[2]) Vgl. Ethnographia 1931, 2.

scheidenden Beeinflussungen durch die neue Kolonisation, ferner soziale Stufung (etwa Kleinhäusler-Bauten) sowie den Gegensatz zu den altmagyarischen Adelshöfen und -dörfern, von denen schon FODOR schrieb.[1])

Weiteres Eingehen auf die anderen Abteilungen des ersten Bandes ist hier noch nicht möglich. Die Hauptfrage für den Außenstehenden bleibt schließlich doch die nach den echten Eigenformen. Und die muß man sich einstweilen selber heraussuchen. Das besagt nicht, daß nicht eine Menge darin versteckt ist, aber man fragt sich zuweilen, warum manche Seltenheit nicht auf Kosten auch anderweits bekannter — wenngleich vielleicht anziehenderer — etwas mehr herausgehoben worden ist. Wirkliche Besonderheiten, wie bei den gestickten Mänteln und Pelzen, den Gürtelschnallen, Hirtenstöcken, Spiegelschachteln, Salzbehältern u. a. gehen im übrigen ziemlich unter, ebenso ausgesprochen magyarische Ornamentik oder Farbengebung neben der Fülle weniger ausgesprochener. Wie wir auch den Székler Grabstock mit Fahne vermissen! Man erhält natürlich schon beim bloßen Durchblättern starke Eindrücke magyarischer „Etnika", aber man lernt nicht einst und jetzt unterscheiden und wird zu Fehlschlüssen verleitet über die tatsächliche heutige Verbreitung und über das, was den Mitvölkern eigen ist (obschon es an textlichen Einzelhinweisen nicht fehlt). Warum aber ist es noch immer nicht möglich, bei einer Sache wie etwa dem Tanyawesen die spezifisch-volkskundlichen Züge deutlich aufzuzählen?

Am meisten befriedigen in dieser Hinsicht noch die Arbeiten von GYŐRFFY, wo auch in der textlichen Behandlung der Unterschied zu spüren ist. Zum Teil liegt das schon am Stoff. Es leuchtet ein, daß im Trachtenbild, so auch der Haartracht, viel leichter altmagyarische Art gezeigt werden kann — zumal Gy. sich auch bemüht, sie als die Jobbagentracht (der alten Leibeigenen) gegenüber den sonstigen „National-", insonderheit Adelstrachten herauszuarbeiten und zeitlich zurückzugreifen. Nur freilich tritt dabei noch deutlicher jener ethnologische Ausschnitt, das urtümliche „Volk" innerhalb der Nation heraus. Im übrigen betont er, daß zum Balkan wenig Verbindung besteht, nach Österreich keine. Serbische, rumänische und slowakische Wechselbeziehungen dagegen sind erwähnt. Die Bedeutung des ganzen vorliegenden Teiles liegt aber in der klaren, umfassenden Beschreibung von Jägerei, Fischerei, Viehzucht und Ackerbau — im zweiten Band. Es liegt nahe, daß namentlich in den ersten drei Abschnitten der magyarische Volkscharakter am besten und mit den meisten Eigenformen herauskommt. Woran man zweifelt, ist nur das Ausmaß, in welchem die Dinge heute noch in Gebrauch sind. Es überrascht aber die Vielseitigkeit im Tierfang und die große Praxis in der Viehhaltung, die allerdings mehr im Text zum Ausdruck kommt. Vom Bild aus gesehen beeindruckt am meisten, was mit Pferd und Wagen zu tun hat (u. a. Peitschen!), am wenigsten der Ackerbau, wo natürlich die Zusammenschau mit dem Siedlungskapitel unerläßlich wäre. In diesen Bereichen fesseln uns eher die untersten Formen wie Windschirme, Schilfküchen oder Höhlenbauten, die eine starke Verbundenheit mit den Elementen offenbaren — ohne daß man damit eine Bewertung bezüglich Kulturniveau usw. verbinden müßte. Es ist sehr zu bedauern, daß GYŐRFFY nicht auch mit über die Siedlungsformen zu berichten hatte. So vermissen wir seine Gartenstädte und bei der Viehhaltung die Stallungen. Die kurze Betrachtung aber, die er beim Ackerbau zum Tanya-

---

[1]) FODOR, Ferenc: *Egy palócfalu életrajza* (Lebensbild eines Palozendorfes). Vgl. UJb. X, Rez. 525. — Vgl. a. in meinen Untersuchungen über *das südwestliche ungarische Mittelgebirge*, Kapitel 5, II 2 (Siedlungsbild), dann besonders S. 141, 159, 169.

wesen gibt, ist grundlegend. Er zeigt überall die Spuren der östlichen Herkunft in der sonst mitteleuropäischen Wirtschaftsweise der Magyaren. „Das heutige ungarische Tanyasystem z. B. ist eine späte Nachwirkung unserer einstigen nomadischen Lebensweise" (II, 186).

Die wirklich echten Züge im Gegenwartsbild des magyarischen Volkes wird an diesem Werk nur herausfinden, wer sie schon kennt. Was bleibt, ist „das Gepräge" oder ein gewisser Stil, eine Summe von Formen vielfältigen Ursprungs, die in ihrer Verbreitung und gelegentlichen Sonderausbildung mit dem Bereich Ungarn und besonders dem magyarischen Volksboden zusammenfallen, aber doch mehr als Vergangenheit anmuten. So sind auch am eindrucksvollsten die Bilder von alten Leuten, aus denen uns das Antlitz uralter Volkheit entgegentritt, die noch um ihren Ausdruck in der Jetztzeit zu ringen hat. Zu ihrem Verständnis aber bleibt dieses Werk auf jeden Fall ein Schlüssel, und auch die Zusammenstellung in dieser künstlerischen Ausstattung (im Stil der Homan-Szekfü-Geschichte) und geschmackvollen Anordnung, dem gefälligen Text und dem reichen Schrifttum ist eine dankenswerte Tat, so daß man mit Spannung den kommenden „geistigen" Bänden entgegensieht.

O. A. Isbert (Berlin).

Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1933/34.

Veröffentlichungen.

Im Berichtsjahr erschien Bd. XIV der *Ungarischen Jahrbücher*, in einem Doppelheft, das dem Andenken Jakob Bleyers gewidmet war, und zwei Einzelheften, mit einem Umfang von 27 Bogen (1/2, 3, 4). Der Jahresbezugspreis beträgt wie 1933 18.— RM. Das *Bleyerheft* wurde zugleich in Reihe I der Ungarischen Bibliothek unter Nr. 17 herausgegeben, zum Preise von 7.—RM.

Bibliothek.

Durch Besprechung in den Ung. Jahrbüchern wurden fast 200 Werke erworben, weitere Zuwendungen aus den Budapester Institutionen, insgesamt ca. 450 Werke neu eingestellt. Auf Grund der früheren Daten bemißt sich der Bestand demnach auf rund 34 000 Bände. Unter den laufenden Zeitschriften sind 15 ausgefallen, dafür 9 dazugekommen, so daß die Gesamtzahl gegenwärtig 164 beträgt. Ferner liegen 12 Tageszeitungen und 3 Wochenblätter aus. Das Archiv der Zeitungsausschnitte deutscher Nachrichten über Ungarn wurde fortlaufend ergänzt und eine völlige Neuordnung in Angriff genommen. Außerdem wurde die Sammlung einschlägiger Zeitschriften-Aufsätze und Berichte neu fundiert.

Die Zahl der Mitglieder (mit Semesterkarte) betrug 32 bzw. 17, die der sonstigen Besucher, soweit sie im Institut arbeiteten oder wissenschaftliche Auskünfte verlangten, 31 bzw. 23. Im Arbeitskreis waren bis zu 10 Teilnehmer tätig.

Arbeitsbericht.

Außerhalb der Ungarischen Jahrbücher wurden von Institutsmitgliedern folgende Veröffentlichungen herausgebracht: Prof. v. Farkas ließ sein Buch über die ungarische Literaturgeschichte ins Deutsche übersetzen (*Die Entwicklung der ungarischen Literatur*, Bln.: De Gruyter 1934) und schrieb in „Magyar Szemle" (Oktoberheft 1934) über *Siebenbürgertum im ungarischen Schrifttum*. — Dr. v. Keresztury brachte ebendort zwei Aufsätze: *Zwischen Ost und West* und *Das Siebenbürgenbild der ungarischen Jugend*, ferner Literaturbesprechungen in deutschen und ungarischen Zeitschriften. Von Dr. Klocke erschienen im Handwörterbuch

für das Grenz- und Auslanddeutschtum Beiträge über Banat und Batschka, in der Zeitschrift „Dorfheimat" ein methodischer Abriß über *Landkunde in Rumänien*, in „Volk und Reich" *Der Deutsche in der tschechoslowak. Rechtssprechung* und in den DUHbl. *Der gesellschaftliche Aufbau der deutschen Gemeinde Kunbaja.* — Dr. ISBERT veröffentlichte im Beiheft von „Volk und Reich" (*Die südostdeutsche Volksgrenze*) eine Studie über den *Deutsch-magyarischen Grenzraum*, im „Volksspiegel" über *Die Stellung der Volksforschung im Rahmen neuer Wissenschaftsgestaltung*, in den DUHbl. über *Volks- und Kulturbodenforschung in Deutschland und Ungarn* und berichtete in „Nation und Staat" über *Stimmen zur Volkspolitik in Ungarn.*

Die Referate im Arbeitskreis, der unter dem Gesamtthema „Die gegenwärtigen deutsch-ungarischen Beziehungen in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht" stand, handelten von finnisch-ugrischer Sprachwissenschaft, von der Stellung des Deutschen in der ungar. Literatur, von deutscher und französischer Kulturpolitik sowie Problemen der Volksforschung in Ungarn. Von den 1933 erwähnten Dissertationen wurde eine abgeschlossen. Sonstige Einzelforschung im Institut betraf: Deutsche Wirtschaftsbeziehungen mit dem Balkan, Südosteuropäisches Zeitungswesen, Deutsch-ungarische Grenzfragen und Handelsbeziehungen (zu Referaten in der Hochschule für Politik), Genossenschaftswesen, Volkskunde und Auslanddeutschtum, Theatergeschichte u. a. m.

Übersetzungstätigkeit und Vermittlungsdienst wurden fortgesetzt, u. a. mit Auskünften für den Reichsnährstand, für Familien- und Sippenforschung, ferner in Vorbereitung einer Wanderfahrt durch deutsche Siedlungsgebiete in Westungarn, durchgeführt von einer Gruppe junger deutscher Kaufleute aus einer der Gliederungen der Arbeitsfront (früher „Fahrende Gesellen"), für die auch Vorträge seitens der Assistenten ISBERT und KLOCKE gehalten wurden. — In auswärtigen Vorträgen sprach Prof. v. FARKAS über Ungarn im Rahmen einer Reihe „Das junge Europa", veranstaltet von der Auslandskommission der Universität Berlin, ferner für die „All peoples' association" in Leipzig über *Ungarns Mission im Donauraum.* Außerdem hielt er vier Vorlesungen an der Sommeruniversität zu Gran über ungar. Literatur nach dem Kriege in ungarischer sowie auf den Debrecener Ferienkursen über die Entwicklung der ung. Kultur in deutscher Sprache. Dr. v. KERESZTURY sprach in Budapest über *Ungarische Klassik.* — Das Institut vermittelte die Teilnahme einer ungarischen Delegation sowie der Berliner Mitarbeiter am „Südosteuropa-Kolleg" im Boberhaus bei Löwenberg in Schlesien, über das u. a. auch ein Bericht in „Magyar Szemle", Novemberheft 1934, vorliegt.

Personalien.

Der Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literatur an der Universität Berlin wurde in einen ordentlichen verwandelt, außerdem für das Institut eine zweite Assistentenstelle bewilligt und durch Dr. KLOCKE besetzt, der im Hinblick auf seine vorjährige Forschungsreise in der Tschechoslowakei (vgl. UJb. XIII, S. 374) nach sechsmonatiger Haft als unschuldig freigesprochen, auf Einspruch des Staatsanwalts lediglich wegen deutscher Staatsgesinnung (Bekenntnis zum Nationalsozialismus) zu drei weiteren Monaten Zwangsaufenthalt genötigt worden war und dessen Verfahren erst auf Veranlassung des tschechoslowakischen Außenministeriums ohne eindeutiges Urteil niedergeschlagen wurde.

Ein schwerer Verlust traf das Institut durch den plötzlichen Tod von Prof. BANG KAUP, dessen Lebenswerk im vorliegenden Band der UJb. in einem Sonderbericht gewürdigt ist.

Zu Beginn des Sommersemesters schied von uns die langjährige Sekretärin Judith v. NAGY, die seit 1929 im Dienste des Instituts, mit ihrer ausgezeichneten Sprachkenntnis und Organisationsbegabung, Zuverlässigkeit und Energie nicht nur die gesamte Buchführung und Korrespondenz zu bewältigen hatte, sondern auch eine wichtige Hilfskraft für die Redaktion bedeutete, durch Rezensions-, Korrektur- und Registrierarbeit, außerdem für die Institutsbibliothek durch Bestellungen, Reklamationen und Katalogisierungsarbeiten. Sie übersiedelte im Mai 1934 nach Budapest, um sich dort mit dem früheren Schriftleiter Imre ZEMPLÉNI zu verheiraten, begleitet von den wärmsten Wünschen der gesamten Institutsmitglieder.

Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin (e. V.) 1933/34.

Die Gesellschaft hielt am 19. November im Ungarischen Institut ihre Generalversammlung ab. An der Generalversammlung nahm auch der kgl. ungarische Gesandte von Masirevich mit den Herren der ungarischen Gesandtschaft teil. Der zweite Vorsitzende Geh. Rat Professor Dr. E. Heymann begrüßte die Anwesenden, gedachte der verstorbenen Mitglieder des Verwaltungsrats Staatsminister a. D. Dr. C. H. BECKERS, des kgl. ungar. Ministers a. D. Prof. Dr. Jakob BLEYERS und Professor Dr. W. BANG KAUPS und erstattete dann den Geschäftsbericht über die Tätigkeit des Instituts und der Gesellschaft in den letzten zwei Jahren. Er teilte mit Freuden mit, daß Herr Reichsunterrichtsminister Bernhard Rust den Ehrenvorsitz übernommen hat. Dann wurde zur Neuwahl geschritten. Zum ersten Vorsitzenden wurde Geh. Rat Prof. Dr. E. Heymann, zum zweiten Vorsitzenden Ministerialrat Prof. Otto von Kursell, der persönliche Adjutant des Herrn Reichsunterrichtsministers, einstimmig gewählt. Die Generalversammlung bevollmächtigte den neugewählten Vorstand, den Verwaltungsrat und den wissenschaftlichen Beirat neu zu berufen. Nach der Generalversammlung blieben die Anwesenden zu einer weiteren Aussprache in den Räumen des Instituts beisammen.

Bücherschau.

1. Allgemeines. Bibliographie, Bibliotheken.

232. Papp, Jenő: *A mai Magyarország erkölcsrajza.* Korunk kritikája 1918—1933 (Moralskizze des heutigen Ungarn. Kritik unserer Zeit). Bp.: Káldor 1934. 276 S. 8°.

Das Buch enthält eine Reihe kurzer unverbundener Aufsätze eines Journalisten, die von einem gewissen konservativen Standpunkt aus im wesentlichen die großstädtische Haltung der Nachkriegszeit geißeln. Überdies werden fast nur die oberen und mittleren Gesellschaftsschichten durch die Urteile des Verf. getroffen. Ein Bild von Ungarn gibt das Buch nicht. (Kl.)

233. Ráth-Végh, István: *Magyar kuriózumok* (Ung. Curiosa). Bp.: Rózsavölgyi o. J. 272 S. 8 Blg. 8°.

In der abwechslungsreichen Anordnung, der leicht zugänglichen, belletr. Form des Vortrages und der geschmackvollen Auswahl des Stoffes folgt R.-V. den großen franz. Mustern dieser Gattung: Lacroix, Nodier, Fournier u. a. In bunter Reihenfolge berichtet er über ung. Soldatenbegebenheiten, weltberühmte ung. Gespenster, Wunderkinder, Himmelszeichen, wunderbare Erscheinungen, Monstren, über alte ung. Kochkünste, Tänze, Stilblüten und Mißgeburten der ung. Sprache, Spracherneuerung, über Liebesbriefe aus fünf Jh.n usw. Auch der Kulturhistoriker wird in diesem, mit beachtenswerter Sammlerliebe zusammengetragenen Material viel interessante Angaben finden. Hauptziel des Werkes ist aber, eine Sammlung interessanter „documents humaines" in einem unterhaltenden, leise ironisierenden Ton dem ung. Liebhaberpublikum aufzutischen. In dieser Richtung stellt der Band eine wertvolle Fortführung der durch B. Tóth, den bedeutendsten ung. „Begebenheiten"-Sammler, auf das höchste Niveau gehobenen ung. Überlieferung dar. (y.)

---

234. Dóczy, Jenő; Wellmann, Imre; Bakács, István (Hrsg.): *Bibliographia Litterarum Hungariae Oeconomicarum e prioribus saeculis,* I. (1505—1508). Bp.: Egyet. ny. 1934. 354 S. 8° (A Magy. Kir. Mezőgazdasági Muzeum kvt.).

Da es bisher keine Bibliographie der alten landwirtschaftlichen Literatur Ungarns gab, will das vorliegende Werk diese Lücke ausfüllen. Es berührt aber auch alle übrigen Wirtschaftsgebiete und gewisse naturwissenschaftliche Disziplinen infolge ihres einstigen Zusammenhangs mit der Landwirtschaft. Es führt in chronolog. Ordnung 1800 Bücher und Zeitschriftenaufsätze an, die in Ungarn oder von einem ung. Verf. erschienen, die Ungarn behandeln oder ung. Daten bringen. Es folgen 60 Sammelwerke und Zeitschriften, bei denen neben den vollständigen bibliograph. Angaben auch noch die Bibliotheksstandorte verzeichnet und Titel, die über den Inhalt im unklaren lassen, durch eine Schlagzeile erklärt werden. Auf 40 Seiten sind die wichtigsten Daten aus dem Leben der angeführten Verfasser zusammengestellt. In sehr fleißiger Arbeit ist hier ein ausgezeichnetes wissenschaftliches Hilfsmittel geschaffen worden, das für die verschiedensten Disziplinen von

MAGYAR
TUDOMÁNYOS
AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Bedeutung ist. Durch seine Anlage, indem das Schrifttum aus einem bestimmten Raum und über diesen gesammelt wird, für den stets viele Sprachen gültig waren, ist das Nachschlagewerk von vornherein für weitere Kreise von Bedeutung, wenn auch außer einer kurzen latein. Einleitung der übrige Text magyarisch ist. Der starke Anteil deutscher Autoren wie des deutschsprachigen Schrifttums zeigt deutlich die Wirkung des ungarld. dt. Bürgertums und des unmittelbaren dt. Einflusses. (Kl.)

235. Droszt, Olga: *Les premiers imprimés en français de Vienne* (1521—1538). Avec un supplément à la Bibliographie Française de Vienne. Szeged: Inst. français de l'Univ. 1934. 175 S. 8° (Études Françaises 13).

Verf. liefert einen etwas schmalen Beitrag zu den österr.-ung.-franz. Beziehungen. Sie versucht, den franz. Druck der Denkschrift Karls V. vom Reichstag zu Worms, die in Ungarn im Umlauf war, mit dem Wiener Verleger Singrenius und vor allem Stephan Verbőczy, der als ung. Abgesandter einer der kleineren Gegenspieler Luthers war, in Beziehung zu setzen, ohne aber den bündigen Beweis zu liefern. Den größeren Teil der Abhandlung — etwa 150 Seiten — nehmen bibliographische Angaben zu Wiener franz. Drucken ein (1521—1856), geistesgeschichtl. Schlußfolgerungen behält sich Verf. vor. (Kk.)

236. *Jonášová-Hajková*, Stanislava: *Bibliografie české historie za léta* 1930—32 (Bibliographie der tschech. Geschichte für die Jahre 1930—32). Praha: Historický Klub 1931. XXVII, 354 S. 8° (Český Časopis Historický XL).

Trotz der von tschech. Seite erfolgten Kritik, daß der letzte Band der Bibliographie (vgl. UJb. XIII, Rez. 55) zu viel Unwesentliches enthalte, ist durch die Mitarbeit der Fachreferenten noch Stoff aus neuen Gebieten herangetragen worden, So ist einerseits eine gewisse Vollständigkeit gewährleistet, anderseits ist in diesem Band wie in den früheren der „Kulturgeschichte" (z. B. langer Abschnitt über die Geschichte der Wissenschaften) gegenüber der polit. Geschichte ein ganz unverhältnismäßig breiter Raum gewährt. Da die Bibliographie auch die Buchbesprechungen anführt, ist sie ein besonders wertvolles Hilfsmittel kritischer Forschung. Leider sind manche bibliograph. Angaben unvollständig und in den magyar. Angaben viele Druckfehler. Die „Bibliografie České Historie" umfaßt auch die Slowakei und Karpatenrußland. (Kl.)

237. Kertész, Johann: *Bibliographie der Habsburg-Literatur* 1218—1934. Bp.: R. Gergely 1934. VII, 96 S. 8°.

Verf. gibt von Büchern über die Habsburger 3000 Titel, die er in den großen Bibliotheken Österreichs und Ungarns sammelte. Die Anordnung ist, abgesehen von einigen allgem. Werken, genealogisch. Leider fehlt ein Verzeichnis der Verfasser. Die kurze deutsche Einleitung — auch magyarisch, französisch, englisch erschienen — weist zahlreiche Sprachfehler auf, Druckfehler gibt es gleichfalls in großer Anzahl, besonders in den Titeln slaw. und rumän. Werke. (Kl.)

---

238. Tontsch, Hermann: *Die Honteruspresse in* 400 *Jahren*. Festschrift der Buchdruckerei Johann Götts Sohn. Kronstadt-Braşov: J. Götts Sohn 1933. 111 S. 30 Taf. 8°.

Mit vielen Fotos, ausgezeichneten Nachbildungen alter Druckereierzeugnisse usw. unterbaut, ersteht hier vor unserem Auge in der Vorpostenstellung Siebenbürgens (Kronstadt) die „schwarze Kunst", die der Reformator Honterus

1533 aus Basel mitbringt. Ihre Tätigkeit durch vier bewegte Jhe. hindurch ist sowohl ein Ausdruck der regen Geistigkeit Siebenbürgens (es erscheinen viel Werke sächs. Autoren), als auch ein deutliches Zeichen der dauernden kulturellen Verbundenheit mit dem einstigen Mutterland (Einfluß deutscher Kulturbewegung im sächs. Schrifttum, Neuauflagen im Reich erschienener Werke usw.). Zumeist sind die Besitzer der Presse nicht nur praktische Kenner ihrer Kunst, sondern auch zugleich die Träger und Künder einer neuen Geistes-, Kultur-, Staats- und Lebenshaltung (wie Honterus, Michael Herrmann 1602—1660, Lucas Seuler v. Seulen 1661—1735 oder Johann Gött 1810—1888). Der sehr bewegten Reformationszeit (vorwiegend latein., aber auch rumän. Drucke, zur Kulturpropaganda des Protestantismus) folgt eine mehr beschauliche Epigonenzeit, mit Religions- und Schulschriften, aber deutsche Drucke überwiegen erst im Aufklärungszeitalter, das auch Schriften zum Zeitgeschehen und politische Arbeiten bringt. Pietismus und Aufklärung finden ihren Klassiker in dem Pfarrer Marcus Fronius und sind Ende des 18. Jh.s schon Allgemeingut. Dann aber folgt die geistig öde Zeit der Zensurwirtschaft (Zeitgedichte für den Kaiser usw., höchstens noch geistliche Reden und Lieder u. ä. m.). Aus dem Reich bringt J. Gött nach Kronstadt die Zeitung. Mit ihr und anderen organisator. Mitteln kämpft er sich zusammen mit Samuel Schiel durch den Vormärz. Alle örtl. und nationalen Geschehnisse finden hier eine tatkräftige Mithilfe. Auch die erste rumän. Tageszeitung und Nationalschriften erscheinen hier. So wurde und ist eine solche Presse neben Schule und Kirche „eine geistige Herzkammer des Kronstädter Sachsentums", wenn auch die heutige Entwicklung den Betrieb der Honterusdruckerei „aus einem mit den schöngeistigen Bewegungen der Zeit verschwisterten Handwerk zu einer mit der Wirtschaft eng verflochtenen Industrie" werden ließ. (o. sp.)

2. Sprachwissenschaft. Literaturgeschichte, Literatur.

239. Drăganu, Nicolae: *Numele proprii cu sufixul -șa* (Die mit *-șa* gebildeten Eigennamen). Cluj. (București): „Cartea Românească" 1933. 37 S. 8° (Biblioteca Dacoromanici No. 7).

Im Gegensatz zu Pușcariu, nach dessen Meinung rum. *-sa* aus dem entlehnten Ableitungssuffix *-ș* und dem weiblichen Artikel *-a* zusammengesetzt sei, weist D. nach, daß *-șa* im Rumänischen fremden Ursprungs ist. Wie aus der lehrreichen Zusammenstellung rumän. Eigennamen dieser Art deutlich hervorgeht, sind die hier untersuchten Benennungen (*Apșa, Babșa, Borșa, Comșa, Dipșa, Domșa, Moișa, Semșa, Tomșa* usw.) teils slaw., teils ung. Herkunft. Bei alledem glaubt er, daß im Ung. *-șa* ausschließlich dem Slaw. zu verdanken sei und daß es dabei kein einheimisches *-șa* im Ung. gegeben habe (vgl. Melich, *Magyar Nyelv* X, 194—95. Aus ung. Quelle stammen auch nach D.: *Apșa* (eine kosende Kürzung von *Absolon* und nicht aus *apsa* „kleines Wasser", wie Pușcariu glaubt), *Domșa, Ioża, Copșa* (letzteres nur scheinbar mit *-șa* gebildet, da es mit dem ung. ON *Kapus* zusammenhängt, der in den Urkunden auch in den Formen *Kops, Kopsch* begegnet; *-a* bildet Ortsnamen), *Moiș, Moișe, Moișa* dürfte wohl schon wegen des *ș* nur aus dem Ung. erklärlich sein, ebenso *Pașa* und noch einige. (-sl-)

240. Kowalski, Tadeusz: *Les Turcs et la langue turque de la Bulgarie du nord-est.* Krakowie (Krakau): Polska Akad. Umiejetnosci 1933. 28 S. 8° (Mem. de la Comm. Orienta. 16).

Kowalski sucht auf linguistischem Wege dem Ursprung der Gagausen und der Türken der Deli-Orman näher zu kommen — eines der wenigen Reste türkischer

Bevölkerung auf der Balkanhalbinsel. Wie vor ihm alle anderen Forscher verwirft er zunächst die primitive Annahme, als handele es sich nur um Kolonisten oder um türkisierte Slawen aus der Zeit nach der osmanischen Eroberung der Balkanhalbinsel. Verf. stellt vielmehr aus drei verschiedenen Zeiten drei übereinandergelagerte Bevölkerungsschichten fest, deren sprachlicher Grundcharakter — *le turc danubien*, wie er es nennt — gewisse Einflußspuren aus der Gegend nördlich des Schwarzen Meeres verrät. Eine endgültige Meinung abzugeben, sei beim derzeitigen Stand der Wissenschaft unmöglich. Die zunehmende ethnische Umgruppierung in jenem Gebiet läßt eine Bestandsaufnahme der Türken vor ihrer endgültigen Ab- oder Überwanderung wünschenswert erscheinen (vgl. dazu UJb. XIII, Rez. 301). (Stb.)

241. Lakó, György: *A permi nyelvek szóvégi magánhangzói* (Die Auslautsvokale der permischen Sprachen). Bp.: V. Hornyánszky 1934. 65 S. 8° (Finnugor értekezések — Finn.ugr. Untersuchgn., 2).

L. kommt zu dem Ergebnis, daß es sich im Perm. nicht nur um einen Auslautsvokal-Abfall, sondern um mehrere solche Erscheinungen, und zwar um drei, zu verschiedenen Zeiten vor sich gegangene handelt. Der den größten Teil des Wortschatzes betreffende und gleichzeitig älteste diesbezügliche Vorgang fand bereits in der urperm. Periode statt. Bereits auf einen kleineren Wortbereich beschränkt sich dieselbe Erscheinung im Syrjän. und Wotjak, schließlich sind die einschlägigen Fälle nur sporadisch. L. bestimmt dann die Laute, die bereits im Urperm. abfielen, sowie weiterhin diejenigen, die im Wotjak. stehen blieben, im Syrjän. dagegen durchgängig schwanden. Schließlich macht L. besonders im Hinblick auf die Entlehnungen aus dem Tschuw. chronolog. Angaben, die durch die Gegenprobe an den karel. Lehnwörtern sich als durchaus stichhaltig erweisen. Die Arbeit zeugt durchgängig von Sorgfalt und scharfer Kritik und fördert die Erforschung der perm. Sprachen in einem wesentlichen Punkte. (A. B.)

242. Weöres, Gyula: *Unkarilais-Suomalainen Taskusanakirjá* (Ungarisch-Finnisches Taschenwörterbuch). Helsinki: Otava 1934. 280 S.

Zu dem bereits 1884 erschienenen ausführlichen finn.-ung. Wörterbuch von J. Szinnyei fehlte bisher das ung.-finn. Gegenstück. Es war aber ein glücklicher Gedanke des angesehenen finn. Verlages Otava, daß er dieses nicht in Gestalt eines dicken Handbuches, sondern als äußerst praktisches Taschenlexikon veröffentlichte. Die Herausgabe desselben war einer besonders kompetenten Kraft anvertraut, da Universitätslektor Dr. W. auf Grund langjährigen Aufenthaltes in Finnland das Finnische vollkommen beherrscht. Das Ergebnis seiner Arbeit ist denn auch ein äußerst brauchbares Wörterbuch. (A. B.)

---

243. Babits, Mihály: *Az európai irodalom története* (Gesch. der europäischen Literatur). Bp.: Nyugat o. J. 355 S. 8°.

Das oft als literarisches Tagebuch des großen ung. poeta doctus bezeichnete Werk ist bedeutend mehr als eine voyage intime durch die europäische Literatur, welche hier als Mitte der Weltliteratur bezeichnet wird. Es ist auch ein Bekenntnis zu der großen Überlieferung und zu der Wirklichkeit einer völkerverbindenden europäischen Ideenwelt. B. entwirft keine Soziologie, keine Ästhetik, stellt auch kein Namensregister zusammen. Das verbindende Element des Werkes ist die Ausstrahlung der großen geistigen, künstlerischen und humanistischen Überlieferung, das dynamische Element: die treibende Kraft großer Persönlichkeiten. In diesem

Kräftespiel zeigt er den Strom, der bei den Griechen beginnt, durch Rom den christlichen Völkern vermittelt wird, die in ihm allmählich ihr Selbst ausformen, und in das weite Stromgebiet des 19. Jh.s mündet, dessen Topographie ein folgender Band noch zu entwerfen hat. Hauptwert des Buches liegt — neben seiner außerordentlichen dokumentarischen Bedeutung — in der meisterhaften Linienführung, im trotz einfachster Sachlichkeit vollen Stil und im Glanz eines die ganze geistige Krise Europas überblickenden Intellekts, dessen tiefste Erlebnisse scheinbar die griechisch-römische Klassik, das christliche Mittelalter und die Blütezeit der englischen Literatur waren. (y.)

244. Farkas, Julius v.: *Die Entwicklung der ungarischen Literatur.* Bln.: De Gruyter 1934. 306 S. 8°.

Aus der ersten, magyar. Fassung des Werkes (UJb. XIII, Rez. 226) sind nur einige für deutsche Leser uninteressante Namen und Angaben weggeblieben; auch das in der ersten Fassung als ein einheitlicher Bogen gezeichnete 19. Jh. wurde richtiger in fünf Abschnitte geteilt. Dadurch ist die Gradlinigkeit und Übersichtlichkeit des Werkes noch prägnanter geworden. Die deutsche Veröffentlichung ist um so wertvoller, da über dieses Gebiet seit Jahrzehnten kein umfangreicheres und zureichendes Werk vorliegt. (y.)

245. Szerb, Antal: *Magyar irdodalomtörténet* I—II (Ungar. Literaturgeschichte). Cluj-Kolozsvár: Erd. Szépmi v. Céh 1934. 342, 255 S. 8°.

Das mit dem Preis der repräsentativsten siebenbürg.-ung. literar. Gesellschaft, des Erdélyi Helikon, ausgezeichnete Werk ist eine der beachtenswerteren Darstellungen der ung. Literatur. Der durch Forderungen der Preisausschreiber vorbedingte Rahmen zeigt zwar eine ungelöste Diskrepanz soziolog. und rein literar. Kategorien: die vier Abschnitte — „kirchliche" (von den Anfängen bis zum 18. Jh.), „hochadelige" (16.—19. Jh.), „adelige" (von der Aufklärung bis Ende des 20. Jh.s) und „bürgerliche" (20. Jh.) Literatur — beherbergen verschiedene soziolog., geistige, rein technisch oder durch Stilprinzipien bedingte Einheiten. Der Hauptwert des Werkes liegt aber nicht in der Gliederung oder in der Gradlinigkeit der Linienführung, sondern in der oft sehr gelungenen Detailzeichnung, in der geschickten Amalgamierung der Ergebnisse neuester Forschung (hauptsächlich J. Horváths und der Minerva-Schule), in der Feinfühligkeit der psycholog. und ästhet. Analyse und nicht zuletzt in der gewandten, leicht-belletrist., mehr französ. Mustern folgenden Vortragsweise. Sz. nimmt absichtlich subjektive und „interessante" Züge in sein Bild auf; manchen, vor allem Petőfi, verzeichnet seine Opposition stark; hier und da wirkt seine Ironie forciert, sein Esprit etwas fad. Einige seiner Porträts (z. B.: Zrinyi, Vörösmarty, Madách, Ady) gehören aber zu den besten neuen ung. Essays. Die europäisch gültigen geistesgeschichtlichen Strömungen verfolgt er auch geschickt, und es gelingt ihm, auch die letzte, langumstrittene Periode der ung. Literaturgeschichte in die Gesamtentwicklung mit beruhigender Sachlichkeit einzufügen. (y.)

246. Baróti, Dezső: *Dugonics András és a barokk regény* (A. D. und der barocke Roman). Szeged: Szegedi Fiatalok 1934. 70 S. 8°.

Von Feststellungen J. Szekfüs und A. Szerbs ausgehend und diese erweiternd zeigt B. an den Werken des populären nationalist. Schriftstellers um die Wende des 18./19. Jh.s die Auseinandersetzung des ung. ständischen Barocks und der immer mehr um sich greifenden Präromantik. Im Zeichen dieser Auseinander-

setzung findet er D.s organische Zusammenhänge mit den Hauptströmungen seiner Zeit, gewinnt einen objektiveren, mehr histor. Maßstab zur Beurteilung seiner geistesgeschichtl. Bedeutung sowie auch für die Klarlegung des Stilprinzips, das dieses außerordentlich heterogene, vom heroischen Epos zum vorromant. Prosaroman sich wandelnde Schaffen vereinheitlicht. Der gute und wesentliche Beitrag zur Geistesgeschichte der ung. Vorromantik bringt Neues und Interessantes vor allem in der sauberen, oft geistreichen Stilanalyse. (y.)

247. Klempa, Karl: *Romantikus drámánk spanyol vonásai* (Die spanischen Züge des ung. romant. Dramas). Keszthely 1934. 50 S. 4° (S.-A. aus: A Keszthelyi Premontrei Gimnázium iskolai értesítője — Schulprogramm des Keszth. Prämonstratenser-Gymnas.).

Vorliegende Studie bietet sehr interessante Aufschlüsse über spanische Elemente in der ung. Dramenliteratur. Verf. gibt zuerst eine genaue Aufstellung über die Verbreitung span. Stücke auf den deutschen Bühnen Ungarns und deckt dann die Fäden auf, die zum ung. Theater und Drama hinüberführen. Die überaus große Rolle deutscher (vor allem Wiener) Vermittlung ist erstaunlich und wird vom Verf. sachlich und gewissenhaft registriert. 1795 wird Calderon zum erstenmal in magyar. Sprache aufgeführt, aber bis in die siebziger Jahre des 19. Jh.s begnügte man sich mit Übertragungen aus dem Deutschen. — Vieles ist nur angedeutet, bes. in den Schlußpartien (S. 38ff.), die die Einflüsse span. Dramen auf das ung. Schrifttum behandeln. Aber Verf. betrachtet seine Studie selbst nur als Vorarbeit zu einer erschöpfenden Monographie, die hoffentlich bald erscheinen wird. (V-vec.)

248. Roth, Alexander: *Juden im ungarischen Kulturleben in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* — Die ersten bedeutenden jüd. Dichter in der ung. Literatur. Bln.: Diss. 1934. 57 S. 8°.

Verf. zeigt an drei jüd. Dichtern, Josef Kiss, Alexander Bródy und Ludwig Dóczi, das Eindringen des Judentums in das ung. Kulturleben. J. Kiss, der Lyriker, ist noch stark im Judentum verwurzelt. Obwohl ein Nachfahre Petőfis und Aranys, führt ihn doch die Gründung und Leitung der Zeitschrift *A Hét* hinein in die neuen Zeitströmungen. In A. Bródy sehen wir eine weitere Phase der Assimilation. Er fühlt sich als ung. Dichter, verkennt aber seine Bindungen zum Judentum nicht. Er erwähnt sogar den Begriff „Rasse". Eine der wichtigsten Funktionen des sich allmählich assimilierenden Judentums finden wir in L. Dóczi. Noch in beiden Sprachen, dem Deutschen und dem Magyarischen, lebend, wird er zum bedeutendsten Vermittler deutschen Kulturgutes im Ungarn seiner Zeit. Die Arbeit beschränkt sich vielleicht zu sehr auf die Darstellung des Wirkens der drei Dichter. Es hätte dem speziell Jüdischen nicht nur in der Auswahl ihrer Stoffe nachgegangen werden müssen. (-au-)

249. Ortutay, Gyula: *Tömörkény István* (I. T.). Szeged: Szegedi Fiatalok 1934. 141 S. 8°.

250. Radnóti, Miklós: *Kaffka Margit művészi fejlődése* (Die künstlerische Entwicklung der M. K.). Szeged: Szegedi Fiatalok 1934. 104 S. 8°.

251. Demeter, Alice: *Tóth Árpád költészete* (Die Dichtung des A. T.). Szeged: Irod. tört. int. 1934. 74 S. 8°.

Die wissenschaftl. Bearbeitung der sich allmählich ganz abschließenden letzten bedeutenden Periode ung. Literaturentwicklung, der Ady-Zeit, scheint allmählich zu beginnen. Die drei Arbeiten — erste Produkte einer in Szeged sich bildenden stilanalyt. Forschungsrichtung — bahnen eine erste method. unbefangene

Erfassung der Werke von repräsentativen Einzelgestalten dieser künstlerischen Welt an. O. durchmißt das Schrifttum eines der bedeutendsten ung. Heimatkünstlers, I. Tömörkénys. Er sucht darin das Sichbefreien und Sichentfalten einer bestimmten, durch „immanente, tendenzlose Darstellung" charakterisierten schriftstellerischen Struktur und eines eigenen, sich im Feuilleton entfaltenden Novellenstils aufzuzeigen. R. gibt ein ausführliches Bild der schriftstellerischen Haltung und der künstlerischen Ausdrucksformen der ersten bedeutenden Vertreterin modern-ung. Frauentums, der leider noch vor der letzten Reife gestorbenen M. Kaffka. D. untersucht zunächst die Stilelemente des reinsten Lyrikers dieser Epoche: A. Tóths, stellt danach eine Motivenschau des lyrischen Gehaltes seiner Dichtung zusammen, um schließlich kurz seine Entwicklung zu skizzieren. Alle drei Studien sind fleißig und schön geschrieben und legen den Hauptwert auf die Analyse des Werkes; Menschentum und Zeitströmungen werden nur als Nährboden und Hintergrund beachtet. Ihre Mittel sind, wenn auch nicht allzu reich und manchmal noch etwas ungeschickt gehandhabt, sauber und biegsam genug, um das Ineffabile nicht zu zerstören, ihre Wertungen — bei O. etwas überschätzend, bei R. zu streng, bei D. noch unbeholfen — können im wesentlichen beibehalten werden. Hervorzuheben sind die gewissenhaften Bibliographien und auch die klare typograph. Gliederung der Bände. (y.)

---

252. Madách, Imre: *Levelezéséből* (Aus den Briefen des I. M.). 142 S. P. 1,50.
253. Horváth, István: *Magyar irodalomtörténete* (Ung. Literaturgeschichte des I. H.). 146 S. P. 1,50.
254. *Magyar reneszánsz írók* (Schriftsteller der ung. Renaissance). 192 S. P. 2,—.
255. Greguss, Ágost: *Írói arcképek* (Literar. Bildnisse). 256 S. P. 4,—.
Magyar irodalmi ritkaságok — Ung. literar. Seltenheiten, hrsg. v. L. Vajthó, H. 27 bis 30. Bp.: Egyet. ny. o. J. 16°.

Im 27. Bändchen der Reihe bringen die Schüler von A. Komlós 59 bisher noch nicht veröffentlichte Briefe aus der Sammlung des Ung. Nationalmuseums, die M. teils selbst geschrieben, teils bekommen hatte; sie enthalten kein wesentlich neues Material, bringen aber interessante Einzelheiten auch allgemein-kulturgeschichtl. Charakters. K. Pap (Bd. 28) bringt eines der eigenartigsten Kuriosa der ung. Geistesgeschichte: die ung. Literaturhistorie des berüchtigten Romantikers dieser Wissenschaft, hinter dessen abenteuerlichen Wortdeutungen aber auch viele brauchbare Anregungen späterer Forschung entdeckt werden können. Die von T. Kardos (Bd. 29) zusammengestellte, von seinen Schülern sauber übertragene Anthologie bringt eine gelungene, leider zu knappe Auswahl aus den latein., später ung. Werken der 16 repräsentativsten Schriftsteller ung. Renaissance. K. Mellinger (Bd. 30) sammelt jene kurzen literar. Charakterstudien, die der bekannte ung. Ästhetiker in den Jahren 1853—55 für die Zeitung Pesti Napló geschrieben hatte und die ein sehr wertvolles Dokument für die Beurteilung des literar. und ästhet. Bewußtseins jener Zeit darstellen. Die Bände sind in Wert und Sauberkeit der Methode verschieden; hervorzuheben wäre die sorgfältige wissenschaftl. Rahmenarbeit des K. Pap und T. Kardos, die ihren Bänden auch brauchbare Einführungsstudien vorausgeschickt haben. (y.)

256. Bánffy, Miklós, Gr.: *Megszámláltattál.* I.—II. (Du wurdest gezählt, Rom.) Kolozsvár: Erd. Szépmiv. Céh 1934. 370, 356 S. 8°.

Der umfangreiche Roman, scheinbar nur erstes Glied einer größeren Komposition, mutet zunächst als ein breites, freskenhaft gezeichnetes Milieubild der

Aristokratie Vorkriegsungarns an. In der wolkenlosen Zufriedenheit der K. u. K.-Ära treffen sich in der ung. Hauptstadt die zwei eigenartig profilierten Gebiete: die höfisch-großfeudalere, reichere und höher stehende Gesellschaft transdanubischer Magnaten hebt sich ziemlich scharf von den mehr heimat- und volksverbundenen, patriarchalen Lebensformen des siebenbürgischen Hochadels ab. Unter der scheinbar ruhigeren Oberfläche regen sich aber schon die Bewegungen späterer tragischer Umwälzungen — vor allem wird einiges Licht auf die unterirdischen Volksbewegungen in Siebenbürgen geworfen. Im helleren Vordergrund spielen sich zwei Liebesromane ab, beide tragisch, die letzten Konsequenzen scheinbar noch offen lassend. Der Hauptheld: ein fein gebildeter und kluger Siebenbürger schlendert nur zunächst durch die Räume des Werkes, zwischen Liebesspiel, Eroberungskampf und politischer Mission schwankend. Seine Sendung soll scheinbar erst später erfüllt sowie auch die letzten Entscheidungen der angedeuteten richtenden, mahnenden Stellungnahme B.s gefällt werden. Aufbau und Stil zeigen die Hand eines ausgezeichneten Dilettanten, im besten Sinne des Wortes. (y.)

257. Berczeli, A. Károly: *Magyar költő magyarul.* Janus Pannonius (Ung. Dichter ungarisch. J. P.). Szeged: Prometheus 1934. 63 S. 6 Blg. 8°.

B.s Anthologie gehört zu den ersten schönliterarischen Veröffentlichungen, welche das neuerdings wieder erstarkte Interesse für den ung. Humanismus (Huszti, T.-Trostler u. a. m.) auch in die weiteren Kreise des ung. Publikums bringen wollen. Hauptgewicht liegt sehr richtig auf den Epigrammen dieses größten lateinsprachigen Dichters in Ungarn, durch dessen Ruhm ung. literar. Kultur zuerst in der europ. Renaissancewelt bekannt wurde, denn sein überlegen-geistreiches, dialektisch stark durchgebildetes Talent hat sich in dieser oft wirklich meisterhaft gehandhabten Form am besten entfalten können. Drei Elegien vergegenwärtigen die leider nicht mehr zum Durchbruch gelangte tiefere Schicht seines Lyrismus, die größeren Gedichte episch-panegyrischer Art werden durch Proben aus dem „Lob des Guarino" und „Lob des Marcello" vertreten. B.s ganz formgetreue Übersetzungen — denen eine prägnante Charakterskizze J. P.s von J. Fógel vorausgeschickt wurde — sind moderner und elastischer als die älteren von Hegedüs und Szántó; eine gewisse Schwere lastet aber auch über diesen. Die geschmacklosmanirierten Illustrationen des B. Kontuly schaden nur dem Buch. (y.)

258. Brehm, Bruno: *Weder Kaiser noch König.* Der Untergang der habsburgischen Monarchie. München: R. Piper & Co. 1933. 600 S. 8°. 4,40 M.

Der Roman ist der Schluß einer Trilogie, die Entstehung und Verlauf des Weltkrieges zum Thema hat. Das Schwergewicht ist auf die Ereignisse des Ostens und Südens gelegt. Das enthusiastische Lob Dwingers — dem selbst eine Trilogie aus dem Erlebnis des Krieges, mit Ausnahme des 3. Bandes einzigartig, gelang — für den 1. Band „Apis und Este" ist nicht in vollem Maße auch auf den 3. auszudehnen. Er ist den letzten Tagen des österr. Staatskörpers gewidmet, den Versuchen Karls, einen halbwegs günstigen Frieden zu erreichen und nach dem Zerfall des Reiches wenigstens den ung. Thron zu retten. Den wehmütig stimmungsvollen Schluß bildet der Abschied des letzten Habsburgers aus Ungarn. Das Werk ist ein geschichtl. Tatsachenroman, d. h. mit Phantasie, Geschick, Einfühlungs- und Anschauungsvermögen histor. getreu, gibt aber zu wenig gestaltete Dichtung, erfüllte Atmosphäre. Einige Episoden heben sich dramatisch bewegt heraus. So die Geschichte von den aufrührerischen Bosniaken, die ihre Offiziere erschießen wollen und mit Hilfe einer List überwältigt, froh der Begnadigung, den befreiten

Vorgesetzten ein Živio ausbringen. Der Dialog nimmt einen breiten Raum ein, fließt sicher und belebt. Die Landschaft Westungarns erfährt eine liebevolle Schilderung. Die Charakterisierungskunst wirkt überzeugend. Eine polit. Stellungnahme ist aus dem Buche nicht herauszulesen. B.s Urteil über die Ungarn scheint nicht durch irgendwelche oberflächliche Lektüre, sondern durch das Wissen um Wesen und Lebensbedingungen des kleinen Volkes zwischen Ost und West bestimmt. (Kptz.)

259. Darvas, János (Hrsg.): *Hegyország hangja* (Die Stimme des Berglandes). Bratislava-Pozsony: Kazinczy 1934. 61 S. 8°.

Ein lange verkündeter Wunsch der ung. Literatur im abgetrennten Oberungarn ist mit dem Erscheinen vorl. liebevoll ausgewählter, leider etwas kurzer Anthologie der slowak. Lyrik im 20. Jh. teilweise erfüllt. Nicht Einzelpersönlichkeiten sollten gezeigt werden, sondern ein allgemeines Charakterbild, so sind die 15 Dichter mit durchschnittlich 3—4 Gedichten vertreten, und es wurden in der Auswahl die inhaltlichen Motive der Heimat und der Volksverbundenheit bevorzugt. Die Atmosphäre des Bandes wird durch eine stark melancholische Grundstimmung bedingt; sogar in den spielenden Rhythmen des Beniak und hinter den leichteren Farbenskizzen fluktuieren ernste Seelenregungen, die in den Gedichten z. B. des Niznanski sich zur schweren Niedergeschlagenheit verdüstern und bei Razus und Hecko in wilden Flüchen entladen. Die 39 Gedichte sind in zeitlicher Folge geordnet, so kann man auch die wesentlichsten — wenn auch etwas blaß sich voneinander abhebenden — Stilwandlungen der Entwicklung verfolgen. D.s Übertragungen verraten die Hand eines sauberen und fleißigen Stilisten, der aber für das Sprachlich-Poetische, für Musikalität und Farbentönung weniger Sinn hat. Die Veröffentlichung ist ein wertvolles Dokument ung.-slowak. geistiger Annäherung. (y.)

260. Földi, Mihály: *A lázadó szüz* (Die rebellische Jungfrau). Bp.: Athenaeum, o. J. 370 S. 8°.

Das Werk ist der Abschluß einer Romantrilogie, deren erste zwei Bände wir bereits besprochen haben (UJb. XIII, Rez. 241). Die Grundtendenz des Verf., den Kampf des Menschen für eine bessere Weltgestaltung, für das „Reich Gottes" darzustellen, tritt in diesem Buch noch verschwommener auf als in den früheren Bänden. An das große Wunder, an die Mutterwerdung der jungfräulichen Heldin, glaubt Verf. selbst nicht, und so kann er es uns auch nicht glaubhaft machen. Dadurch wirkt sein Werk eher als eine Verspottung wie als eine Verherrlichung des Göttlichen. (F.)

261. Goldsmith, Margarit: *Ein Fremder in Paris*. Lpz.: P. List 1930. 202 S. 8°.

Ein junger ung. Maler, Anatol Polányi, heimatlos geworden durch die Revolution, versucht in Paris neue Wurzeln zu fassen. Verwehende Begegnisse mit Fremden, mit Frauen gleiten an ihm vorbei, bis auch diesen passiven Menschen eine tiefe Liebe ergreift und ihm den eigentlichen Sinn seiner Kunst offenbart. Doch menschliche Unzulänglichkeit treibt ihn in die franz. Gefängnisse und in den Freitod. Wenn die romantische Fabel auch auf dem dunklen Hintergrund des weißen Terrors spielt, dem Bolschewismus eines Bela Kun huldigt, so ist sie doch nicht vom Politischen her gestaltet, sondern verflicht die menschlichen Beziehungen miteinander nach den Theorien eines abgestandenen Freudianismus. Die Charakteristik ist in ihrer typisierenden Art schwach, um so stimmungssatter ist die Atmosphäre gegeben. (Kk.)

262. Kárpáti, Aurel (Hrsg.): *Uj magyar lira* (Neue ung. Lyrik, Ged.). Bp.: Vajda János Társ. 1934. 86 S. 8°.

33 junge Dichter erscheinen mit 74 Gedichten in dem Band, der in Form einer Anthologie den Querschnitt der jüngsten, zwanzigjährigen Generation zeigen sollte. Das Bild ist zunächst verständlicherweise sehr uneben, es sind da einige Dichter, die schon einen Namen haben, andere tauchen hier zuerst auf; die abgetrennten Gebiete sind leider gar nicht vertreten. Die gemeinsamen Zielsetzungen, das einheitliche Profil einer bewußten Generation kann man noch nicht entdecken; es mischen sich hier verschiedene Einwirkungen: Nachklänge spätsymbolistischer, expressionistischer, neuklassischer und volkstümlicher Stilbestrebungen paaren sich mit traditionellen Formen ung. Klassiker und mit Elementen der Wortkunst der Nyugat-Ästheten. Bemerkenswert ist das fast vollkommene Fehlen der Ady-Einflüsse und auch das immer stärkere Zurücktreten der verschiedenen Ismen zugunsten eines einfacheren, zu den ursprünglicheren, naiveren Erlebnisschichten zurückkehrenden Sichgebens. Ein gutes Durchschnittsniveau kennzeichnet das Buch, das auch die wesentlichen lexikalischen Daten der Dichter zusammenstellt. (y.)

263. Köves, Tibor: *Faragott képek* (Geschnitzte Bilder). Bp.: Pantheon 1933. 256 S. 8°.

K., ein guter Kenner der modernen franz. Literatur, gibt in drei Novellen ressentimenterfüllte Analysen der Liebe, die trotz des mondänen Anstrichs aus der Perspektive des Gutbürgerlichen gesehen sind. Bemerkenswert ist die Erzählertechnik. Schilderung des äußeren Geschehens und der seelischen Vorgänge und allgemeine Betrachtungen des Autors, die hier stark subjektiv gefärbt sind, werden nacheinander gegeben, ohne sich zu durchdringen. Diese vom Intellekt bestimmte, scharfe Abschichtung aber wirkt erklügelt, blutlos und marionettenhaft. (Kk.)

264. Márai, Sándor: *A sziget* (Die Insel, Rom). Bp.: Nyugat o. J. 253 S. 8°.
265. Ders.: *Egy polgár vallomásai* (Bekenntnisse eines Bürgers, Rom). Bp.: Pantheon o. J. 315 S. 8°.

M. ist der ausgeprägteste ung. bürgerliche Schriftsteller vom Schlage etwa Th. Manns. Einige, auch motivische Anlehnungen erinnern beim Lesen des Romans „Die Insel" an die meisterhafte Novelle „Der Tod in Venedig". Nicht nur die ähnliche, schwül-farbenträchtige Adria-Atmosphäre, welche hier einen Badeort der dalmat. Küste umschwebt, auch nicht nur die eigenartige, sinnlich-übersinnliche Zweideutigkeit des Geschehnisses, sondern auch die satte und doch schwebendklare, leise ironisierende und trotzdem teilnahmsvoll-lyrische Vortragsweise gemahnen an M. Das psycho-pathologische Hauptthema: der Weg des Prof. Askenasi aus der bürgerlichen Ordnung, durch eine eigenartige Liebe in den Wahnsinn, gibt nur den Rahmen, das wesentliche Element des Werkes scheint aber in dem weltanschaulichen Unterton zu liegen, der während des Geschehens nur leise anklingt, am Ende aber, im großen verzweifelt-lästernden Monolog des Verrückten zum grauenhaften, fast schon kitschigen Durchbruch kommt. — Die eigenartige Spannung von Wirklichkeit und Symbolhaftigkeit gibt auch den Bekenntnissen die bestimmende Note. Dieses wirklich meisterhafte Zeitgemälde entwirft ein packendes Bild des äußeren und intimen Lebens jenes ung. Bürgertums, das auf hauptsächlich österr. Spuren wandelnd, von vor- und nichtbürgerlichen Elementen stark durchsetzt, keine mitreißende Sendungsidee und auch keine großzügige Ausdrucksform finden konnte und mit der idyllischen Atmosphäre der Vorkriegsglückseligkeit schon moderndes Leben umhüllte. Abgesehen aber von der kultur- und gesellschafts-

histor. Bedeutung zeigt das Buch — in dem die Knaben- und Jünglingsjahre des Schriftstellers enthalten sind — auch vorzügliche literar. Werte. Die feine Beobachtungsgabe, die mit den Erscheinungen zwar humorvoll spielende, im Grunde aber tiefernste Darstellungsweise, der einfach und klar gegliederte Bau und die feine Kleinarbeit der Sätze erheben es weit über die Durchschnittsproduktion der letzten Jahre. (y.)

266. Molnár, Ferenc: *Csoda a hegyek közt* (Wunder in den Bergen, Drama). Bp.: Athenaeum 1933. 146 S. 8°.

Eine etwas fade Mischung unzeitgemäß gewordener Maeterlinck-Innerlichkeit und modischer Schauermetaphysik kennzeichnet die Grundstimmung dieser Legende, in deren 4 Akten ein Bürgermeister sein uneheliches Kind erschlägt und die Schuld der Mutter in die Schuhe schiebt, ein fremder, berühmter himmlischer Advokat aber, dessen Züge leise an sentimentale Christusgestalten erinnern sollen, den Fall auf wunderbare Weise aufklärt. Das Stück gehört zu jener zweiten Richtung der Produktion dieses großen Könners, in der er schon wiederholt versuchte, seine witzige, leichte, alle Bühneneffekte beherrschende Theaterkunst im Seelisch-Metaphysischen zu vertiefen. Es bleibt aber auch diesmal bei einigen feinen Stimmungsbildern, im ganzen erweckt das Stück das Gefühl der Leere. (y.)

267. Móra, Ferenc: *Egy cár, akit várnak és egyéb kiásott riportok* (Einen Zar, den man erwartet und andere ausgegrabene Berichte). Bp.: Genius, o. J. 209 S. 8°.

Fast jede der 29 Novellen formt einen Ausschnitt aus der Geschichte zu lebensprühender Wirklichkeit. Freilich ist hier nicht auf die Geschichte gezielt, vielmehr wird das Menschliche, Seltsame, Sonderbare gleichsam spielerisch in Anekdoten ausgesponnen. Die liebevolle Versenkung in kleine menschliche Eigenheiten und seltsame Schicksale erhält durch gesunden Humor und die Kunst des Wortspiels eine adäquate Form. Die reiche, kraftvolle Sprache läßt einen Hauch von ungarischer Vergangenheit und Gegenwart spüren, die auch manchen leichten Spott über sich ergehen lassen muß. (Kl.)

268. Munier-Wroblewska, Mia: *Der Mensch lebt nicht vom Brot allein*. Heilbronn: E. Salzer 1933. 154 S. 8°.

Die Dichterin ist Deutsch-Baltin, Auslandsdeutsche. Ihre ungewöhnliche Einfühlungsgabe befähigt sie, Menschen und Verhältnisse ihrer Umwelt mit unbedingter Glaubhaftigkeit darzustellen. Das Donauschwabentum im rumän. Banat, wie es zweihundertjährige Kolonistengeschichte geprägt hat, lebt in diesem kl. Roman. Schwäbischer Fleiß wandelte Not in Wohlstand, doch dieser schuf harte Herzen. Nur Haus und Hof und Feld und Vieh gab es für den Banater Bauern. Erst der große Völkerkrieg rüttelte das Schwabenvolk aus seiner Starrheit. Sie erkannten, daß es über allem irdischen Besitz noch etwas Höheres gibt, daß es ein Deutschsein gibt, „denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein". (H. v. R.)

269. Tamás, István: *Egy talpalatnyi föld* (Ein fußbreit Erde). Bp.: Genius 1933. 399 S. 8°.

In einem tatsachenfrohen, dramatisch bewegten Roman gibt T. die Lebensgeschichte eines skrupellosen Draufgängers, der aus der jugoslaw. Hauptstadt in die ehemalige ung. Batschka kommt und mit der Rückendeckung seines Onkels, eines Ministers, mit Erfolg etliche betrügerische Spekulationen inszeniert. Mit starken Spannungen und haßerfüllt ist der Kampf beider Völker vom magyarischen

Standpunkt gezeichnet. Das Buch ist mit seiner geballten Sprache von einer eigenen, männlichen Musik und voll von Sprachtönen, in denen starkes Gefühl und echte Leidenschaft sich gleichsam verdichten. (Kk.)

270. Török, Sophie: *Hintz tanársegéd ur* (Herr Assistenzarzt Hintz, Rom). Bp.: Káldor 1934. 177 S. 8°.

271. Ders.: *Örömre születtél* (Du bist zu Freude geboren, Ged.). Bp.: Nyugat 1934. 63 S. 8°.

Irma Kasper, ein junges Mädchen von problematischer Natur und mit schweren Komplexen, die noch nicht zum Leben erwacht ist und ihr Dasein in einem halberotischen Dämmerzustand hinnimmt, verliebt sich in einen robusten, im Psychischen ganz durchschnittlichen Assistenten. Sie will diese Leidenschaft irgendwie los werden oder sich davon befreien, geht aber daran zugrunde. Das einfache psycholog. Hauptthema wird mit feiner Einfühlung, mit reicher Schattierung ausgearbeitet; man muß dabei aber weniger die nicht allzu neuartige psychoanalyt. Kleinarbeit, als vielmehr den eigenartigen, von der Spannung lyrisch ungeduldiger, brennender Teilnahme und kühl zergliedernder, herber Objektivität durchdrungenen Stil beachten. Die verhaltene Leidenschaft der Suche nach den letzten Wirklichkeiten und Wahrheiten des Leib-Seelen-Schicksals der Frau bricht im Gedichtband mit einem ungewohnten Impetus hervor. Eine wirkende Kraft, die sich in Werken nicht zu objektivieren, mit der Wirklichkeit schaffender Arbeit sich nicht zu begnügen, die Schranken irdischen Menschendaseins nicht zu ertragen vermag, scheint sich hier gegen sich selbst zu wenden: die Dichterin will das Letzte in der Offenheit der Selbstenthüllung erreichen und findet dabei — wenn auch manches forciert erscheint — tiefste Töne der modern-unstäten Frauenseele, manchmal Töne allgemein-menschlicher Urerlebnisse. (y.)

272. Vaszary, Gábor: *Monpti*. Rom. Bp.: Káldor 1934. 320 S. 8°.

In einer impressionistisch gelockerten, hellen und warmblütigen Sprache erzählt V. die schlichte Geschichte eines armen Ungarn in Paris und vom Leben und Sterben seiner kleinen Freundin Anne-Claire. Parksentimentalitäten, Rummelerlebnisse, Rattenjagden, Begegnisse mit Bettlern, Taschendieben und ehrlichen Leuten u. a. m. geben den äußeren Rahmen, der mit viel Anmut gezeichnet ist. Der Hauptreiz des Buches, das ein guter Sommerfrischenroman ist, liegt in der gewinnenden Art, wie V. ohne Anstrengung einen beschwingten Dialog zu führen weiß. (Kk.)

3. Geschichte.

273. Ballagi, Aladár: *Élő tanitások* (Lebendige Lehren). Cegléd: Hrsg. v. ehemal. Schülern 1934. 615 S. 1 Taf. 8°.

Der Band umfaßt die zahlreichen kleineren Arbeiten, ferner Reden, Reisebeschreibungen und Buchbesprechungen B.s, der 1879—1924 auf der Budapester Universität neuere Geschichte lehrte. Die hier abgedruckten Studien bilden z. T. Ergänzungen seiner größeren Werke (Geschichte der ung. Druckerei, Karl XII. und Ungarn, Ofen und Pest in der Weltliteratur u. a. m.), von den übrigen sind hervorzuheben die Beiträge zur ung.-kalvinist. Kirchengeschichte, die Skizze über die ung. Kronhüter und die Schriften im Dienste des herkömmlichen Rákóczy- und Kossuth-Kultus. Die Reisebeschreibungen sind anschaulich, die Gedenkreden stark rhetorisch gehalten. Das Mosaik dieser verschiedenartigen und -wertigen Veröffentlichungen, die z. T. in Zeitschriften, Zeitungen und Lexika erschienen

sind, zeigt das Bild eines vielseitigen Gelehrten, der mit seinen auf kalvinist.-demokrat. Weltanschauungsgrundlage beruhenden Schriften stets der Öffentlichkeit zugewandt bleibt. (Z.)

274. *Emlékkönyv Berzeviczy Albert urnak, a M. T. Akadémia elnökének, tiszteleti taggá választása harmincadik évfordulója alkalmából* (Gedenkbuch für Herrn Albert v. Berzeviczy, Präsident der Ung. Akademie der Wissenschaften, anläßlich der 30. Wiederkehr seiner Wahl zum Ehrenmitglied). Bp.: Franklin 1934. 294 S. 1 Taf. 8°.

Das umfangreiche Gedenkbuch — eingeleitet vom Schriftsteller F. Herczeg, der B. als führenden Kulturpolitiker und als Repräsentanten der westeurop. gerichteten ung. Bildung feiert — umfaßt 25 Beiträge aus verschiedensten Wissenszweigen. Auf diese einzeln einzugehen, ist im Hinblick auf die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des gebotenen Stoffes leider nicht möglich. Unter den Arbeiten naturwissenschaftl. und allgemeinen (nicht speziell ung.) Inhalts sei wenigstens auf die wertvollen Ausführungen von Gy. Kornis über Bildungs- und Wissenschaftspolitik, die u. a. auch den Wissenschaftsbegriff des Nationalsozialismus behandeln, hingewiesen. Unter den sprachwissenschaftl. Beiträgen ist Z. Gombócz' Zusammenstellung von ung. *-ség* mit fgr. **δσηϑ* hervorzuheben; er nimmt an, daß (neben ung. *lélek* ‚Körperseele') in ung. *-ség* der ursprüngliche Name der fgr. ‚Schattenseele' bewahrt worden ist. J. Melich leitet den latinisierten Namen eines ung. Märtyrers polnischen Ursprungs aus altpoln. **Swerad* > ung. *Szórád* oder *Szórárd* ab; Gy. Németh verlegt die Urheimat der Türkvölker nach Westasien statt Mittel- und Ostasien, indem er auf ihre Sprachbeziehungen mit Uralvölkern, Sumiren, dem Altindischen und Tokharischen usw. hinweist. E. Császárs literaturwissenschaftl. Studie betont die Bedeutung des Problems des „literar. Bewußtseins", erwähnt die Schwierigkeiten einer literatursoziolog. Forschung in Ungarn und lenkt die Aufmerksamkeit auf wichtige Teilprobleme wie z. B. die Entwicklung des ung. „öffentlichen Geschmacks". J. Horváth sieht in Verbőczys „Tripartitum" den Schritt aus schriftloser Rechtstradition in die „Schriftlichkeit" der Rechtssatzung und zeigt am Werk die Spannung zwischen humanist. Bildung und „barbarischer" Traditionstreue, zwischen gemeineurop. Lateinsprache und ihrer heimischen Variante, Vorzeichen einer nationalen Literatur innerhalb des Lateins; V. sei Schrittmacher eines „minderen" Humanismus mit gemeinadligem und juristischem Einschlag. Gegenüber bisherigen einseitigen Einordnungen Lenaus als Ungar, Österreicher oder Auslanddeutscher stellt Pukánszky diejenigen Kräfte einer deutschung. Lebensgemeinschaft heraus, die in Werk und Werdegang L.s zum Ausdruck kommen. Von den geschichtl. Beiträgen sei hier noch kurz auf S. Domanovszkys Untersuchung über die Redaktion ung. Königschroniken, sodann auf Á. Károlyis Angaben über die Kämpfe um die Sanktionierung des Gesetzes betr. Einführung des verantwortl. Ministeriums in Ungarn (1848) hingewiesen. Einen interessanten Beitrag zur ung. Nationalitätengeschichte liefert I. Lukinich, der eine Denkschrift der rumän. Bischöfe (1879) gegen die Einführung des Ungarischen als Pflichtfach in rumän. Volksschulen behandelt und den derzeitigen Stand der Nationalitätenfrage beleuchtet. — Das Gedenkbuch enthält auch ein Verzeichnis sämtl. Schriften und Reden B.s. (Z.)

275. *Emlékkönyv Szent Norbert halálának 800 éves jubileumára* (Gedenkschrift zum 800. Todestag des hl. Norbert). [Bp.:] A Jaszó-Premontrei kanonokrend Gödöllői konventje 1934. 320 S. 9 Taf. 4°.

Aus dem vorwiegend ordensgeschichtl. Inhalt der Gedenkschrift heben wir die Aufsätze von Bernhard Kumorowicz („Die Mitglieder des Leleszer Konventes

und das Personal des glaubwürdigen Ortes (locus credibilis)", S. 22—50), Anton T. Horváth („Der Prämonstratenserkonvent von Türje im 18. Jh.", S. 177—202), Aegid Hermann („Die Tätigkeit des Jaszóer Propstes Zasius als Lehrer und theolog. Schriftsteller", S. 203—38) und Aladar Vidákovich („Joseph Mallyó", S. 239 bis 306). Es handelt sich durchwegs um Quellenbeiträge, die sich mit ziemlich vernachlässigten Fragen befassen und ebendeswegen von bedeutendem Wert sind. Nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern auch zur Kunde der deutsch-ung. Beziehungen bieten die Studien viel Neues. Hervorzuheben sind die Mitteilungen Horváths über die Wiederherstellung des Prämonstratenserordens in Ungarn im 18. Jh., die von Pernegg (Öst.) ausging, und die Aeg. Hermanns über Zasius, der sich als theolog. Schriftsteller weitgehend nach deutschen Vorbildern richtete. Die Studie Vidákovichs führt uns in einen sehr vernachlässigten Teil der ung. Gelehrtengeschichte, worüber sie wertvolle Aufschlüsse bietet. (V-vec.)

276. Krofta, Kamil: *A csehszlovák történelem kistükre* (Abriß der tschechoslowak. Geschichte). Munkačevo-Munkács: Novina 1932. 147 S. 8° (Übersetzung [Sas Andor] des 1931 in Prag erschienenen Werkes).

Deutsch erschien 1932 bei E. Reiß-Berlin dasselbe Werk unter dem Titel „Geschichte der Tschechoslowakei". Der Stellvertreter des tschechoslowak. Außenministers, Prof. Kr., gibt hier sozusagen die amtliche Geschichtsauffassung. Der tschechische Historiker bietet in übersichtlicher Darstellung eine Reihe von Daten, die auch wir von deutscher Seite anzuführen pflegen, nur ist freilich die Wertung oft verschieden. Die These, daß die Errichtung der Tsch. im Wesen die Rückkehr zu einem Zustand bedeute, „mit dem vor mehr als einem Jahrtausend das geschichtliche Leben auf diesem Gebiet begann", führt einerseits dazu, daß die kurzfristigen Staatsgründungen des 7. und 9. Jh.s außerordentlich stark betont werden. Anderseits wird immer wieder deutlich, daß der Gesamtraum Historische Länder — Slowakei gerade dann ein gemeinsames Schicksal erlebt, wenn auch in seinem östl. Abschnitt deutsche kulturelle Einflüsse besonders wirksam werden, so im 9. Jh. zur Zeit der ersten deutsch-kirchl. Mission in der Westslowakei, zur Zeit der deutschen Ostsiedlung und der Gründung von Gemeinden nach deutschem Recht, zur Zeit der Reformation und mancher Perioden des habsburg. Zentralismus. Dieser Raum wird dann von außen bestimmt, jedoch in dem Sinne, daß westslaw. Volksboden den Raum bietet für polit. und kulturelle Kräfte aus der deutschen Mitte. Es muß gesagt werden, daß Kr. die Wirkung deutscher Kräfte weitgehend anerkennt, aber sein vom heutigen Staatsgebiet her gefaßter Gesamtraum, den er auch in der Vergangenheit so oft als möglich als einen in sich ruhenden politischen definieren möchte, ist von ihm wohl doch nicht in unserem Sinne gemeint worden. Da die histor. Länder den eigentlichen Schwerpunkt der Tsch. bilden, so ist die Darstellung Kr.s im wesentlichen eine Auseinandersetzung mit dem „Reich" und dem Deutschtum und nur in sehr geringem Maße mit Ungarn und dem Magyarentum. (Kl.)

---

277. Banner, Jámos: *A neolithikum Szarvason* (Das Neolith. in Szarvas).
278. Ders.: *A bánkuti lovassír* (Das Reitergrab von Bánkut).
Dolgozatok (Szeged), VII/1931. S. 61—73 und 187—204.

In der ersten Arbeit sind die Ergebnisse von 9 Fundorten behandelt, die bisher als „Neolith. von Békés-Szarvas" zusammengenommen wurden. B. verteilt nun auf Grund tipolog. Vergleiche wie auch hinsichtlich der Schmuckornamente, endlich mit Hilfe älteren, bisher nicht beachteten Schrifttums das Material auf 3 Pe-

rioden: Bükk-Kultur III mit 3, Theiß I mit einem und endlich die von B. als Theiß III gekennzeichnete Neolith.-Endstufe mit 4 Fundorten. Diese für Ungarn sehr wichtige Stufe wurde von ihm zwischen Körös und Aranka mit 15 Fundorten fixiert. — Das Reitergrab wurde durch Arbeiter in einer Sandgrube gefunden, das Pferd aufrecht darin, alle Beilagen erhalten: Halskette, Spiegel, zwei Steigbügel, Zaum, Schnalle und Messer. Der Steigbügel deutet auf die Landnahme-Ungarn, in Rußland 8. bis 10. Jh. Das bestätigen auch Schnalle und Zaum. Das zweite wichtige Stück bildet die vergoldete silberne Halskette (torques), die nach entsprechenden Funden von Galgóc und Blumenhagen auf das 11. Jh. datiert wird. Diese späte Datierung scheint auch der Spiegel zu bestätigen, dessen heut nachweisbare 5 Vergleichsstücke sich auf das weite Gebiet zwischen Biisk und Silla verteilen, größtenteils aus der Tang-Dynastie (935—1394). Nach alledem fällt der Fund zwischen das 11. und 14. Jh., und nach B. haben wir darin eine Erinnerung an den Tatareneinfall (Mitte 13. Jh.) zu erblicken. (P.)

279. Banner, János: *A hódmezővásárhelyi városi muzeum régészeti osztályának első öt éve* (Die ersten 5 Jahre der vorgeschichtl. Abteilung im Museum zu Hodmezővv). Szeged: Városi ny. 1934. 60 S. XCIII Taf. 8°.

Wir können dem Museum zu H. unsere Anerkennung nicht versagen, daß es unter den heutigen schwierigen Verhältnissen den Neuaufbau seiner vorgesch. Abteilung nach den Direktiven von J. Banner möglich machte. Im vorgeschichtl. Kataster der Stadt sind 100 Fundorte verzeichnet, das Ergebnis fünfjähr. Ausgrabetätigkeit. Dabei glückte es vor allem, die Verhältnisse gegen Ende der jüngeren Steinzeit mit der Aufdeckung der 3. Periode der Theißkultur aufzuhellen. Auch gelang es, von den Haustypen in den Stufen Theiß I und II ein klares Bild zu gewinnen. Ebenso wurden Kupferzeit und die ihr vorangehende Aeneolithstufe geklärt. Die Veröffentlichung des Materials über das richtig datierte Gepidengrab von Gorzsa kann noch einen wichtigen Stützpunkt bei einer zusammenfassenden Besprechung der german. Funde in Ungarn abgeben. Und wenn wir noch das mittelalterl. Grab von Gorzsa erwähnen, so haben wir nur von den wichtigsten Ergebnissen gesprochen, die aber genügen, auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf das städt. Museum zu lenken. — Im deutschen Auszug findet sich auch eine Erklärung der Tafeln. (P.)

280. Moravcsik, Gyula: *A magyar történet bizánci forrásai* (Die byzantin. Quellen der ung. Geschichte). Bp.: Magy. tört. társ. 1934. 256 S. 1 Taf. 8° (A magyar történettudomany kézikönyve — Handbuch d. ung. Geschichtswiss. I, 6b).

In die Reihe der vortrefflichen Arbeiten, die die ung. Byzantinistik schon geleistet hat, tritt dieses Handbuch ein und gibt auf breitem Raume eine umfassende Kenntnis dessen, was der ung. Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber auf diesem Gebiete zu bewältigen hat, wenn er die Geschichte seiner Nation voll erkennen will. Nicht nur die längst bekannten Quellen für das magyar. Volk sind nachgewiesen, sondern auch vor allem für diejenigen Völker und Volkssplitter, mit denen die Magyaren jemals zusammengekommen sind. Auf diese Weise ist mehr als ein Wegweiser für die ung. Geschichte entstanden; es handelt sich um einen ganz wichtigen Arbeitsbehelf für alle Völker Südosteuropas und der nordpontischen Ebenen bis hin zum Kaukasus und Kaspischen Meer. — Die Anlage des Werkes sei im einzelnen kurz umschrieben. Nach einem sehr in die Details dringenden Vorwort mit Ausführungen über die byzantin. Historiographie im allgemeinen und über die Klassifikation der Quellen im besonderen und speziell in

Hinsicht auf Ungarn, teilt Verf. das Material in vier große Epochen (4.—9., 9. bis 10., 11.—13., 14.—15. Jh.). Bei jedem einzelnen Autor werden nach kurzer deskriptiver Behandlung Handschriftenbefund, Ausgaben, Übersetzungen und die zugehörige Literatur verzeichnet; die letzten Angaben sind so ausführlich, daß sogar bis in die kleinsten Äußerungen der Nachweis erfolgt. Damit ist eine eingehende Bibliographie für die einschlägigen Fragen entstanden, die nunmehr durch die Literaturnachweise der Byzantin. Zeitschrift auf dem laufenden gehalten werden kann. Am Schluß gibt Verf. nochmals — die Äußerungen zu dieser Frage sind häufig — eine Untersuchung über die Namen der Magyaren in den byzantin. Quellen mit einer Übersicht in einer synoptischen Tafel. (Schbm.)

281. Tóth, László: *Verancsics Faustus csanádi püspök és emlékiratai V. Pál pápához a magyar katholikus egyház állapotáról* (F. Verancsics, Bischof von Tschanad, und seine Denkschriften an Papst Paul V. über den Zustand der kathol. Kirche in Ungarn). Jahrbuch des Instituts für ung. Geschichtsforschung in Wien, III. Bp. 1933, S. 155—211.

T.s Studie bietet eine verdienstvolle Zusammenstellung über das Leben und Wirken des ung. Bischofs F. V. Ihr Wert beruht vor allem darin, daß T. die vorhandenen Lebensnachrichten und Materialien mit großer Sorgfalt sichtet und dadurch unser Wissen um vieles bereichert. T. sieht in V. einen der bedeutendsten Vertreter des ung. Katholizismus um die Wende des 16. Jh.s, der klar erkannte, daß die kath. Restauration in Ungarn vor allem eine Frage der inneren Reform sei. Manches, was Pázmány durchführte, wurde von V. in seinen Denkschriften schon mit Nachdruck gefordert. — Im Gegensatz zur vorhergehenden Zeit nimmt das biograph. Schrifttum in der neuesten ung. Geschichtsforschung einen untergeordneten Platz ein. T.s Arbeit liefert den Beweis, daß knappe, kritisch-biograph. Studien nach wie vor fördernd und daher unentbehrlich sind. (V-vec.)

282. Maggiorotti, L. A.; Banfi, F.: *Le fortificazioni di Buda e di Pest e gli architetti italiani.* Roma: L'istituto di architettura militare, museo del genio, o. J. 92 S. 8°. (Estratto dal fasciolo IV—V degli „Atti dell' Istituto di Architettura militare".)

Mit Benutzung vieler Handschriften und Pläne aus den Bibliotheken und Archiven von Rom, Budapest, Wien und Karlsruhe, vorwiegend gestützt auf Berichte und Pläne italienischer Zeitgenossen wird an den Befestigungen der Burg und Stadt Ofen wie der Stadt Pest der Anteil ital. Architekten von der Zeit Sigismunds bis zum Ende der Türkenkriege gezeigt. Dann verlor die Hauptstadt ihre Bedeutung als Festung. Im Gegensatz zur ung. Geschichtsschreibung wird hier behauptet, daß die Stadt Ofen nicht unter Sigismund, sondern vielmehr unter Matthias Corvinus mit einem Mauerring umgeben worden sei. Eine letzte allgemeine Befestigung der Hauptstadt wurde im dritten Jahrzehnt des 16. Jh.s unter Johann Zápolya vorgenommen; die Türken führten nicht mehr viel Befestigungen auf, abgesehen von der für sie sehr wichtigen Blocksbergstellung. Unter Matthias Corvinus waren die Italiener die führenden Architekten, unter Zápolya war es ein Bologneser. Über die vielen Italiener und Dalmatiner und ihren meist vorübergehenden Aufenthalt in Ungarn liegen stets nur kurze Aufzeichnungen vor. Gleichwohl wird daraus gefolgert: die Befestigungen der Hauptstadt waren ein Werk italien. Architektur. — In den Kämpfen um die Befreiung Ofens im 16. und 17. Jh. wird der Anteil des Reichsitalienertums so stark herausgehoben, daß die Deutschen völlig in den Hintergrund treten. Im übrigen soll die Leistung von F. L. Marsili natürlich nicht bestritten werden. (Kl.)

283. Markó, Árpád: II. *Rákóczy Ferenc a hadvezér* (Franz Rákóczy II. als Feldherr). Bp.: Magy. Tud. Akad. 1934. 448 S. 8°.

M. beschäftigt sich in seinem wertvollen Buch mit der Persönlichkeit R.s als Feldherr. Er würdigt seine organisator. Tätigkeit und charakterisiert das Truppenmaterial, über das er verfügte. Der unermüdlichen Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt, mit der R. seinen Aufgaben gerecht zu werden versuchte, stehen die außerordentlichen Schwierigkeiten gegenüber, mit denen er die ganze Zeit hindurch zu kämpfen hatte und denen er nicht gewachsen war. Seine menschlich so hervorragenden Eigenschaften (Selbstkritik, Überlegung, Mut) konnten daran nichts ändern, daß seine Mittel ungenügend blieben. Deutlich gelangt das in den Schlachten R.s zum Ausdruck, die von M. in einem eigenen Abschnitt behandelt werden. Die richtige Zusammenarbeit zwischen Führer, Unterführer und Truppe fehlte und konnte von R. trotz größten Bemühens nicht erreicht werden. — Das Buch verrät große Gewissenhaftigkeit, gediegene Beherrschung des Stoffes und bedeutet eine erfreuliche Bereicherung der ung. Geschichtsliteratur. (V-vec.)

284. Schneider, Miklós (Hrsg.): *Fejér megye nemesi összeírásai* (Die Adelszählungen im Weißenburger Komitat) I. (1754. 1809), II. (1818. 1821. 1828). Székesfehérvár (Stuhlweißenburg): Pannonia 1934. 71, 139 S. 8°.

Das Weißenburger Komitatsarchiv enthält nur Dokumente aus der nachtürk. Zeit. Die erste vorhandene Zählung des Adels stammt a. d. J. 1727, ist jedoch wie manche der späteren unvollständig. Hier werden nur Adelslisten von den vollständigen Zählungen veröffentlicht, die getrennt Hochadel, grundbesitzenden Adel, ländlichen Briefadel, Stuhlweißenburger Briefadel und Komitatsbeamte aufführen. Die Zählungen des ersten Bandes sind nach dem Alphabet, die des zweiten Bandes nach Bezirken und Ortschaften geordnet. 1809 finden wir auch Alters-, Familienstands- und berufsständische Angaben. Da eine Reihe von Unfolgerichtigkeiten bei dem Aufnahmeverfahren mitspielten, so können die wertvollen Listen nur kritisch als Quelle verwandt werden. (Kl.)

285. Hatvany, Lajos: *Egy székely nemes, aki felfedezte a demokráciát* (Ein adeliger Szekler, der die Demokratie entdeckte). Bp.: Káldor 1934. 175 S. 8°. (Munkák és napok — Werke und Tage, 1.)

Für das Ausland würde es zweifellos eine Bereicherung seines Ungarnbildes bedeuten, wenn bei der unbestrittenen Führung, die Széchenyi heute im ung. polit. Bewußtsein und in der gegenwärtigen ung. Geschichtsschreibung hat, auch von seiten der Kossuth-Richtung einmal wieder ein beachtenswertes Wort im geistig-polit. Kampf gesprochen würde. Freilich mit bissiger Polemik, wie es hier geschieht, und mit einer Auswahl von Zitaten, die man nach den „aktuellsten Gesichtspunkten" ordnet, ist wohl nicht der beste Anfang zur Eröffnung der Diskussion von der demokrat. Gegenseite gemacht. Diese Zitate werden dem Buch „Reise in Amerika" des Szeklers Alexander Farkas von Bölön entnommen, der, Schreiber beim Siebenbürger Gubernium, 1830 den Grafen Franz Béldi nach Übersee begleitete. Einer kleinadligen Offiziersfamilie entstammend, kommt F. im reaktionären, gegen Ungarn eingestellten Wien nicht vorwärts, fühlt stets die Hemmnisse der spätfeudalistischen Gesellschaft und wird nach Meinung des Herausgebers zum „citoyen", d. h. zum Bürger im polit. Sinne, zum Vertreter des „dritten Standes" und der Demokratie — und dies nach der Auffassung des Herausgebers wesentlich aus Gefühlen des Ressentiments gegen die Bevorrechteten. Die „Reise in Amerika" ist ein eindeutiger Angriff gegen das reaktionäre heimatliche System vom Stand-

punkt der bürgerlichen Demokratie aus, und die Wiederaufnahme dieses Buches scheint eine Kampfstellung gegen die heutige polit. Herrschaft in Ungarn zu bedeuten. Wenn in diesem Sinne eine polit. Tradition fortgesetzt werden soll, so ist der Ansatzpunkt wohl wenig glücklich gewählt, denn einen dritten Stand, der dem der Großen Revolution entspräche, gab es in Ungarn stets nur in sehr geringem Ausmaß, oder er entstammte anderen völkischen und rassischen Gruppen als der magyarischen. (Kl.)

286. Müller, Paul: *Feldmarschall Fürst Windischgrätz.* Revolution und Gegenrevolution in Österreich. Wien-Lpz.: W. Braumüller 1934. XII, 408 S. 1 Taf. 8°. Geb. M. 15,—.

Das Werk erwuchs aus verfassungsgesch. und soziolog. Studien über die unterschiedliche Entwicklung des österr. und preuß. Adels im 19. Jh. M. versucht — auch durch Heranziehung neuen archival. Materials, das teils einseitig preuß., teils liberalist.-demokrat. Urteil über die großen Gestalten der österr. Geschichte des 19. Jh.s richtigzustellen. Es ergibt sich ein tiefer Einblick in die Schicksalszeit der 48er und der folgenden Jahre wie auch in die Haltung der führenden polit. Persönlichkeiten. W. hat wenig Gunst in der Geschichtsschreibung erfahren, das Urteil des dt. Volkes gegen ihn wurde vor allem durch die Hinrichtung Robert Blums bestimmt. Die Lit. über ihn war dürftig und veraltet. M.s Darstellung setzt bei der Herkunft des W.schen Geschlechts und den Anfängen des Fürsten ein. Hier wird bereits auf sein Wesen eingegangen, das sich natürlich eindrucksvoller am Ende des Werkes hätte entwickeln lassen. W.s, des „Architypus der österr. Aristokratie", Haltung war „aufklärerisch konservativ". Dem Bauerntum fühlte er sich verbunden, dem Bürgertum stand er fremd gegenüber. Er fühlte sich nicht dem deutschen Volke, sondern allein dem kaiserl. Hause verpflichtet. „Die Verwendung des Wortes national zeigt ihn als Angehörigen einer vornationalen Zeit." Mit einem gewissen ständischen Egoismus sah er in der Aristokratie den letzten Damm gegen die Herrschaft „der Geldmenschen oder die der materiellen Gewalt". Bis 1840 liegen viele Seiten seines Lebens im Dunkel. Vor dem Antritt seiner geschichtl. Stellung als Oberkommandierender sehen wir ihn in der Opposition gegen das vormärzliche Greisenregime. Nach der Bezwingung Prags und Wiens erhielt W. den Marschallstab. Seine Beliebtheit bei den Soldaten war grenzenlos. Die Betrauung mit dem Oberbefehl über die Truppen gegen Ungarn führte ihn auf Höhe und Wendung seiner Macht. „Der Thronwechsel" war „mit seiner Mitwirkung vollzogen, ein in der Geschichte des Staates unerhörtes Mitbestimmungsrecht auch an den Entschlüssen der Krone war ihm gewährt". W. sprach den Nationalitäten, aber erst 1858, „bis auf einen gewissen Grad" Geltungsrecht zu, am weitestgehenden sicher den Magyaren, die sich 1848 wegen der Vertretung eines überspannten, in der Gentry seine Nahrung findenden, politisch in jeder Hinsicht unklugen Imperialismus über die Völker der hl. Stephanskrone in „selbstverschuldeter Isolierung" befanden und dem lautesten Rufer Kossuth folgten, dem sich sogar die Siebenbg. Sachsen, „geblendet vom magy. Liberalismus", unter Gooß anschlossen. Der Hochadel stand aber auf habsburg. Seite — nach Verf.s Ansicht mit Recht, weil die Verbindung mit Österreich für Ungarn von hohem Wert gewesen wäre, da sie den Magyaren die beste nationale Sicherung und größte Machtstellung bor. W.s Ansicht über die Behandlung der Magyaren konzentriert sich in dem Satz: „Der Magyare wird sich, als durch Waffengewalt bezwungener Rebelle, vieles gefallen lassen müssen, doch man hüte sich, seine heiligen Gebräuche und seine Sprache anzutasten." Nach seiner Absetzung, der er sich zunächst zu widersetzen gedachte, hat W., wenn sich ihm Gelegenheit bot,

eine Erleichterung des auf Ungarn lastenden Druckes gefordert. Immer wiederversuchte er einen Einfluß auf die Gestaltung des Staatslebens zu gewinnen, nahm Stellung zu den auswärtigen Problemen und rang um seine militär. Rehabilitation. (Kptz.)

287. *Gróf Tisza István összes munkái* (Die gesamten Werke des Grafen Stephan T.). 4. Reihe, Bd. V. Hrsg. v. d. Ung. Akad. d. Wiss. Bp.: Franklin 1933. XL, 431 S. 1 Faks. 8°.

Die vorliegende Sammlung der Briefe, Telegramme, Denkschriften usw. aus den Monaten Februar bis November 1916 wird durch einen Brief T.s an Schwiegertochter und Sohn eingeleitet (21. Juli 1914), welcher den in Verantwortungsbewußtsein männlichen Friedenswillen und zugleich den herben Prädestinationsglauben des ung. Ministerpräsidenten ergreifend dokumentiert. Der Band zeigt T. im Vollbesitz seiner polit. Macht, die über die Grenzen Ungarns hinausreicht und die er im Interesse seines Landes an verschiedensten Stellen mit unermüdlicher Energie einsetzt. Er verwahrt sich beim Armeeoberkommando gegen die Zurückdrängung des Ungartums in der Verwaltung der besetzten serb. Gebiete, gegen gelegentliche Benachteiligungen ung. Truppen, gegen die Beschränkung ärar. Anlagen auf Österreich, wendet sich an den Herrscher wegen Beschleunigung der Ausgleichsverhandlungen usw. Die bereits drückenden kriegswirtschaftl. Verhältnisse spiegeln sich in seinen Verhandlungen mit Stürgkh bezüglich der Versorgung der beiden Länder. Innenpolitisch sind die Briefe von besonderem Interesse, aus denen sein loyales Verhalten gegenüber den Oppositionsführern und den „staatstreuen" Elementen der Nationalitäten hervorgeht. Aus der Fülle der Gegenstände und geschilderten Ereignisse ist u. a. seine Denkschrift über die rumän. Kriegsgefahr, der Besuch im deutschen Hauptquartier und seine Unterstützung des Planes einer siebenbürg.-sächs. Kolonisation gegenüber der rumän. Bevölkerung hervorzuheben. Die patriarchal. Seite der Herrennatur T.s kommt in den Briefen an ung. Soldaten und in der Sorge um die Bauern seiner engeren Heimat zum Ausdruck. (Z.)

288. *Dr. Gróf Apponyi Albert emlékiratai* (Erinnerungen des Grafen Dr. Albert Apponyi). 2. Bd. 1899—1906. Bp.: Magy. Tud. Akadémia 1934. 212 S. 1 Taf. 8°.

A. v. Berzeviczys Einleitung schildert die Umstände, unter denen der vorliegende 2. Band der Erinnerungen entstanden ist: A. erhielt den Auftrag zur Fortsetzung seiner Memoiren, deren 1. Band 1922 erschienen ist, vom ung. Abgeordnetenhaus aus Anlaß seines 85. Geburtstags (1931). Das Manuskript ist der Akademie nach seinem Tode (1933) in bruchstückhafter Form übermittelt worden. — A.s Vorwort bildet ein ergreifendes Bekenntnis des alten Staatsmannes, der im Zeitraum 1867—1931 an allen polit. Entschließungen Ungarns führend beteiligt war und die Notwendigkeit einer Überwindung und Umgestaltung vorkriegszeitlicher polit. Denkformen sah, um den Realitäten mit „unerbittlich sachlicher Sicht" entgegentreten zu können; die Alten sollen die zu Taten berufene jüngere Generation nicht durch Selbstrechtfertigung und Gefühlsergüsse hemmen. Die dem Band vorangeschickte Planskizze und die rückschauende innenpolit. Betrachtung der Jahre 1899—1906 zeigen auch vielfach eine Wandlung in der Beurteilung des polit. Lebens in Ungarn, die auf den Erfahrungen des Zusammenbruches beruht. Die Regierungszeit von K. Széll (1899—1903) kennzeichnet A. als Atempause im Verfallsprozeß der dualistischen Epoche und weist auf die Kräfte hin, die unter der Oberfläche wirkten: die soziale und Nationalitätenbewegung, welche infolge der

Verfassungseinrichtungen (Wahlrecht) sichtbar kaum in den Umkreis des parlamentar.-polit. Lebens gelangten. Durch verfassungsrechtliche Erörterungen wurde der Blick auf diese beiden Fragen — auch bei ihm selbst, wie er zugibt — verstellt, und man wich von dem in seinen Zielsetzungen richtigen Deákschen Nationalitätengesetz — besonders unter K. Tisza und Bánffy — ab. Demgegenüber stellt aber A. fest, daß diejenigen Nationalitäten, die über eine starke, auch die Schulbildung betreuende Kirchenorganisation verfügten: Siebenb. Sachsen, Serben und Rumänen (nicht aber die übrigen Deutschen und Slowaken) sich eine tatsächliche Autonomie sichern konnten. Die Erinnerungen zeigen nicht nur den Weg A.s inmitten von Parteikämpfen und Regierungswechseln, als Präsident des Abgeordnetenhauses, Kultusminister und Redner der Interparlamentar. Union, der auch von Begegnungen mit Franz Josef I., Franz Ferdinand, Th. Roosevelt, Albert de Mun und Jaurès zu berichten weiß — sondern sie werfen auch ein scharfes Licht auf Art und Gegenstand der ung. Vorkriegspolitik. Die ehrliche Selbstbesinnung und die Offenheit neuen Problemen gegenüber erhebt den bruchstückhaften Band zum Dokument menschlicher Größe und einer noch lebendig wirkenden Kraft. (Z.)

289. Iorga, Nicolae: *Comment la Roumanie s'est détachée de la Triplice.* D'après les documents austro-hongrois et des souvenirs personnels. Bucarest: o. Verl., 1933. 83 S. 8°.

I. überblickt die außenpolit. Beziehungen Rumäniens vom Jahre 1908 (Annexion Bosniens und der Herzegovina) und den innerpolit. Entwicklungsgang der rumän. Parteien, um darzutun, wie Rumänien, seine vertragsmäßigen Verpflichtungen verletzend, in den Weltkrieg gegen die Zentralmächte eintrat. Seiner Darstellung liegen die nach dem Kriege veröffentlichten diplomat. Aktenstücke, von rumän. und deutschen Politikern herrührenden Mitteilungen und schließlich seine eigenen Erinnerungen zugrunde. Den tragischen Konflikt zwischen dem deutschmonarchist. gesinnten Herrscher, Karl I., und der unter der Leitung von Bratianu stehenden liberalen Partei lassen uns die Ausführungen I.s klar erkennen. Demonstrationen vor dem kgl. Palast des von der kulturellen Liga gegen die Monarchie aufgewiegelten Volkes, ein nach Siebenbrügen trachtendes Offizierkorps, die unter russ. Einflusse wirkenden Liberalen — all diese Umstände führten zum Erfolg des bekannten Kronrates vom 3. August, in dem gegen den Willen des Königs vorläufig die Neutralität Rumäniens ausgesprochen wurde. (-sl-)

---

290. Haiczl, Kálmán: *Léva története a XVII. században* (Die Geschichte von Lewenz im 17. Jh.). Léva: Nyitra és társa 1933. 126 S. 8°.

H. behandelt in vorliegender Arbeit die Geschichte von L. vom Ausgang des 16. Jh.s bis 1711. Die Geschicke der Burg, die sehr oft den Besitzer wechselte und vorübergehend auch in den Händen der Türken war, geben einen guten Querschnitt durch die ung. Geschichte des 17. Jh.s. Sehr interessant ist u. a. der Abschnitt über die religiösen Zustände in der Burg (S. 105—26). — Störend und unübersichtlich sind die langen Auszüge von Protokollen, Zeugenaussagen usw., die der Arbeit einen schwerfälligen Charakter verleihen. Als lokalgeschichtl. Beitrag erfüllt H.s Studie sicherlich ihren Zweck. (V-vec.)

291. Haiczl, Kálmán: *Érsekujvár multjából* (Aus der Vergangenheit Neuhäusels). Érsekujvár: Winter Zs. fia 1932. 325 S. 8°.

Verf. bietet eine Geschichte der Festung von ihrer Gründung (1545) bis zum Frieden von Satmar (1711), behandelt aber auch die Geschichte der Umgegend im Ma. Der Hauptteil der Arbeit beschäftigt sich mit den Geschicken der Festung

in der Türkenzeit, wofür Verf. viel neues archival. Material heranzieht. Sehr aufschlußreich sind auch die Angaben über die Nationalitätenverhältnisse Neuhäusels nach der Vertreibung der Türken (S. 243—51). Es ist nur schade, daß Verf. die Zeit nach 1700 völlig unberücksichtigt läßt. — Die Arbeit ist mit großem Fleiß geschrieben, bietet aber in ihrem Aufbau zu manchen Beanstandungen Anlaß. Die gebotenen Auszüge aus anderen Schriftstellern sind meist zu breit gehalten. Auch die Aufstellungen über Zusammensetzung der Bevölkerung hätten besser anhangsweise gebracht werden können. (V-vec.)

292. Nagy, Gyula: *Bágyog Rábaszovát.* Falutörténeti és néprajzi jegyzetek (B. R. Dorfgeschichtl. und volkskdl. Aufzeichnungen). Sopron (Ödenburg): Selbstverl., I: 1932, 85 S. II: 1933, 77 S. III (B. R. es vidéke 1000 — 1686): 1934, 84 S. 8°.

In diesen drei kleinen Heften, denen noch zwei weitere folgen sollen, haben wir einen Sonderdruck aus dem „Soproni Hirlap" vor uns. Dementsprechend ist alles leicht faßlich geschrieben, sind auch oft im geschichtl. Teile manche Behauptungen ungeprüft übernommen worden. Die beiden Dörfer B. und R., wie auch die übrigen hier genannten, liegen im Ostteil des Ödenburger Komitats, südlich der Bahn Kapuvár—Raab, in der Nähe des Bezirksortes Csorna auf altem magyarischen Siedlungsboden in der Ebene zwischen dem ehemaligen Sumpfgebiet des Wasen und der Raab. Die Dörfer sind kgl. und später bischöfl. Besitztum, sie stehen von der Wende des 12. zum 13. Jh. an unter dem Einfluß der Prämonstratenser von Csorna und Mórichida. Die Szováter sind zeitweilig bischöfliche Freibauern (denn dies besagt die Adelsbezeichnung). In der Türkenzeit erst im türkischen, nach 1600 im ung. Grenzfestungssystem gelegen, wurden diese Gebiete 1663 verwüstet. In B. beginnen ab 1696 die Matrikelbücher, mit dieser Jahreszahl ist die erste örtliche Quelle aus der nachtürk. Zeit des Wiederaufbaus festgelegt. — Die volkskundl. Plaudereien stehen leider etwas zusammenhanglos nebeneinander. Es dürfte für die Gesamtdarstellung fruchtbar sein, wenn die Tatsachen, die aus der grundherrschaftl. Agrarverfassung berichtet werden, in einer Darstellung der Sozialgeschichte dieser Dörfer kritisch verarbeitet würden. (Kl.)

4. Volks- und Landeskunde.

293. Dornyay, Béla: *A Kisbalaton összezsugorodása* (Das Zusammenschrumpfen des kl. Plattensees). Keszthely: Balatoni Kurir 1934. 44 S. 2 Taf. 8°.

In geschichtlich-morphologischer Rückverfolgung versucht der als Ortskenner bekannte Autor den einstigen Zustand der entlegenen Ecke aus Bodenuntersuchungen, Urkundenbelegen und alten Karten zu rekonstruieren. Eine Skizze von 1809 zeigt das immer schon sumpfige, heute stark in Verlandung begriffene Schilfgebiet an der Zalamündung noch als offenen Teil des großen Plattensees, der 1848 durch Damm und Brücke abgeriegelt wird, 1850 noch 14 qkm, 1931 nur noch 0,68 qkm offenes Wasser hat und von D. gegenüber den Plänen der seit 1922 tätigen Regulierungsgesellschaft wenigstens mit 500 ha als Naturschutzgebiet, vor allem für die dort noch erhaltenen Edelreiher, gefordert wird. Bilder und Skizzen veranschaulichen Landschaft und Kultur. (I.)

294. Springer, József: *A Bükk, a Mátra* (Das B. u. M.-Gebirge). Debrecen: J. Springer 1934—35. XIII, 108 S. 16°.

295. Kessler, Hubert: *A Nagy-Baradla* (Die große B.). Bp.: Selbstverl. 1934. 47 S. 16°.

Während der erste dieser kl. Reiseführer mehr der Reklame für Sommerfrischen und Pensionen dient und in ziemlich wahlloser Zusammenstellung allerlei Ortsangaben aus den wichtigeren Hauptorten und oberungarischen Randstädten bringt, bietet der zweite eine sehr anschauliche Beschreibung der riesig ausgedehnten Tropfsteinhöhle des Bükkgebirges bei Aggtelek, die zusammen mit der *Domica* jenseits der Staatsgrenze jetzt in einer Gesamtlänge von 20 km vom Verf. selbst erforscht ist und demnach zu den längsten der Welt gehört. Das schwierige Vordringen in den 6 Abschnitten der mit ihrem Wasserreichtum noch ungeheuer lebendigen Höhlenbildung — z. T. nur mit Taucheranzügen möglich — wird mit Bildern, Skizzen und Grundrissen spannend geschildert und jede Besonderheit zugleich für das Publikum erklärt, auch eine kurze Entdeckungsgeschichte und Ausflugsmöglichkeiten beigefügt. (I.)

296. *Suomi.* Finlands vackra landskap. Finnlands schöne Landschaften. The fair provinces of Finland. Les belles contrées de la Finlande. Helsinki: Otava 1933. (114) S. 4°.

Das Bilderwerk ist ein Ergebnis eines photograph. Preisausschreibens einer finn. illustr. Zeitschrift, und die Aufnahmen sind demgemäß von hochkünstlerischem Wert. Die Motive sind nach 5 verschiedenen Gesichtspunkten ausgewählt: 1. Landschaften, 2. Bauten (einschl. histor. Denkmäler und Naturwunder), 3. Volkstypen, 4. Innenansichten, 5. Volksleben (bei der Arbeit, im Heim oder bei anderen Verrichtungen); und zwar sind dabei alle Teile des Landes berücksichtigt. Trotz dieser so mannigfaltigen Auswahl nach Motiveigenart und örtlicher Herkunft muß darauf hingewiesen werden, daß das Werk die früher veröffentlichten Ansichtssammlungen von Finnland organisch voraussetzt, da insbesondere Gruppe 2 (Bauten) im Hinblick auf das in den früheren Veröffentlichungen Gebotene absichtlich eingeschränkt ist (so fehlen insbes. moderne Industrieanlagen u. ä.). Vorwort und Bildteil sind in den vier Sprachen gehalten. (A. B.)

---

297. Bálint, Sándor: *Néprajz és nevelés* (Volkskunde und Erziehung). Szeged: Prometheus-ny. 1934. 32 S. 8°.

So wie in anderen Ländern das Interesse für die eigene nationale Kultur neu erwacht ist, muß auch Ungarn dazu kommen, sich auf sein Volkstum und die darin verwurzelten hohen kulturellen Werte zu besinnen. B. macht zur Erreichung dieses Zieles auf die Volkskunde aufmerksam und erörtert die Rolle, die sie künftighin in der Schule zu spielen haben wird. Er will sie aber nicht als neues Fach in den Lehrplan eingereiht wissen; vielmehr fordert er, daß die Volkskunde, als das Wissen um die eigene völkische Kultur, die Basis des neuen Lehrplans bilden soll. (V. K.)

298. Bálint, Sándor: *Lakodalmi szokások Szeged-Alsóváros* (Hochzeitsbräuche in der Unterstadt von Sz.). Szeged: Városi ny. 1933. 14 S. 8°. (A szeg. alföldkut. biz. kvt., IV. [társ. és népr.] szakoszt. közl. — Biblioth. d. Alföldkomm., IV. [soziol. u. volkskdl.] Kl., 15.)

Die Abhandlung befaßt sich in gefälliger Form und mit wissenschaftl. Genauigkeit mit dem Volksglauben, den Sitten und Bräuchen, die sich in der bäuerlichen Vorstadt um Verlobung und Hochzeit gruppieren. Neben der Beschreibung der traditionellen Formen dieser Feste und der ihnen zugrunde liegenden, im Volksglauben verwurzelten Vorstellungen gibt B. uns noch einen kurzen interessanten Einblick in die dort übliche Pflege echter ung. Volksmusik. (V. K.)

299. Fábián, Gyula: *A Jáki gerencsérek* (Die Jáker Töpfer). Szombathely: Vasvárm. Muz. barát. egyes. 1934. 48 S. 8°. (A Vasi Szemle könyvei — Bücher der Eisenbg. Rundschau 1.)

In der von Pavel am Museum in Steinamanger herausgegebenen Publikationsreihe gibt F. eine volkstümliche Darstellung des hierorts alten Gewerbes, das heute schon im Aussterben begriffen ist und durch staatliche Kurse und Ausstellungen gerettet werden sollte. Geschichtlich wird nur wenig mitgeteilt, das älteste Dokument ist ein Zunftsiegel a. d. J. 1615, von Pavel selbst erklärt, während das erste Register von 1750 leider nicht mitgeteilt wird. Die Behauptung der altmagyarischen Bodenständigkeit des Gewerbes läßt sich an ausgewählten Namen nicht erhärten. Sonstige Belege aus dem Zunftleben stammen aus der Mitte des 19. Jh.s. Die einstige Blüte bezeugen Mitgliederzahlen und öffentliche Anlässe. Der Hauptteil der mit gutem deutschem Auszug versehenen Skizze — mit auch deutsch beschrifteten Bildern — ist die Beschreibung des Verfahrens (alte liegende Öfen ohne Feuerschacht), der Materialien und die leider nur sehr knapp gehaltene Besprechung der Formen und Schmuckelemente, die sich volkskundlich nicht aus dem Rahmen der sonst im deutsch-magyarischen Grenzraum üblichen herausheben. (I.)

300. Lambrecht, Kálmán: *Herman Ottó* (O. Herman). Bp.: Magy. könyvbarátok (1934). 264 S. 8°. (Könyvbarátok kis könyvei — Kl. Bücher der Bücherfreunde.)

Im Hinblick auf den 100. Geburtstag dieses „letzten ung. Polyhistors" i. J. 1935 überträgt L. hier seine Biographie a. d. J. 1920 ins Volkstümliche. In sehr unterhaltsamer Darstellung sind die großen Abschnitte dieses vielseitigen Lebens weniger chronolog. als sachlich zusammengefaßt, jeweils unter starkem Eingehen auf die Hauptwerke, mit Zitaten und Skizzen. Dabei treten die naturwissenschaftlichen Ursprünge seiner Entwicklung sehr klar heraus: der Zeit entsprechend bei Darwin und Haeckel, aber voll reiner Begeisterung und mit der autodidaktischen Systemlosigkeit des zähen Sammlers. Sein innerster Antrieb führt ihn heraus aus der Schlosserwerkstatt in allereigenste, selbstlose Natur-Erforschung hinein, aus der die bedeutenden Arbeiten über Spinnenfauna und Vogelwelt, Urmenschenfunde und endlich auch — rein in logischer Anknüpfung — seine Ethnologie hervorgehen. Auch magyar. Fischerei und Hirtenleben werden von ihm mehr als „Urbeschäftigung" der Menschheit erfaßt — weniger aus der Idee der heutigen Volkskunde! Das muß beachten, wer heute auf den Wegen dieser in ihrer Art großen Geister des ausgehenden 19. Jh.s arbeitet, zu dessen typischsten Erscheinungen wir diesen humorvollen Sonderling auch zählen dürfen — bis in seine befremdende und nicht eben bedeutende polit. Tätigkeit hinein, in der Nachfolge Kossuths als radikal-„magyarischer" Abgeordneter deutscher Abkunft! Er entstammt jener Zipser Generation der Hunfalvy u. a., die in so erstaunlichem Ausmaß das öffentliche Leben in jener Magyarisierungs-Epoche beeinflußt haben. Deren Geist atmen auch die Darstellungen L.s, soweit er H.s Wirksamkeit in Sachen Schulverein, Dt. Theater usw. behandelt, wo H. ja auch im Hinblick auf seinen Namen Vorwürfe aus dem Reich zu hören bekam. So ist das Büchlein auch ungewollt aufschlußreich für die Bewertung einer für Ungarn nicht unbedingt segensreichen Epoche. (I.)

301. Rapaics, Raymund: *A magyarság virágai* (Die Blumen des Ungarntums). Bp.: Kir. magy. természettud. társ. 1932. 423 S. 18 Taf. 8°.

Schon der Titel läßt erkennen, daß R.s Werk nicht nur auf naturwissenschaftl., sondern auch auf volkskundl. Interesse rechnet. Und hier ist es auch grundlegend für alle Gebiete der Volkskunde, die sich mit der ung. Flora zu beschäftigen haben,

in erster Linie für die Forschungen auf dem Gebiet der ung. Ornamentik. R.s Werk hat das große Verdienst, endlich Klarheit darüber zu schaffen, welches Alter die ung. Blumenkultur hat und von wo sie ihren Einzug nach Ungarn gehalten hat. In jedem Kapitel weist Verf. die Einwanderung, Einbürgerung und „Magyarisierung" der besprochenen Blumen nach, deren Mehrzahl ihren Weg aus dem Westen Europas über den in den Klöstern gepflegten christl. Blumenkult in die ung. Bauerngärten genommen hat. Umstrittene Einzelprobleme, deren Standfestigkeit in wissenschaftl. Diskussion noch der Prüfung bedarf, können den hohen Wert dieses Standardwerkes der ung. Volkskunde nicht schmälern. Es sei nicht versäumt, noch auf die vorzügliche Ausstattung hinzuweisen. Die wertvollen Tafeln, davon 4 farbige Kunstbeilagen, und 125 Textzeichnungen geben uns einen Begriff, welch außerordentliche Kenntnisse auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte dazu gehörten, um dieses reiche Belegmaterial zur Erhärtung des Gesagten heranziehen zu können. Es wäre zu wünschen, daß ein Auszug des Werkes durch Übersetzung in die deutsche Sprache auch über die ung. Grenzen hinaus bekannt würde. (V. K.)

302. Szépvizi Balás, Béla: *A csángóság eredete és története* (Ursprung und Geschichte der Tschangos), I. Gödöllő: Székelység kiad. 1934. 137 S. 16°.

303. Veress, Endre: *A moldvai csángók származása és neve* (Herkunft und Name der Moldauer Tsch.s). Cluj-Kolozsvár: Minerva r. t. 1934. 38 S. 8°. (Erdélyi tudom. füzetek — Siebbg. wiss. Hefte, 67.)

Während die erste Schrift mehr erzählt und zusammenstellt, was an älteren Schriften und zeitgenössischen Briefen über diese alten Stammesreste auch in Bessarabien, der Bukowina und angrenzend an die Szekler gefunden werden kann, unter starker Berücksichtigung ihres konfessionellen Sonderdaseins und mit neueren statist. Angaben über die Zusiedlungen (nach Balás insgesamt 140000), stellt die andere Skizze eine mehr linguistisch-historische Untersuchung dar, die das hohe Alter dieser nicht erst vom heutigen Ungartum abgezweigten Gruppen an Hand vieler kuman. tatar. Namen zu belegen sucht. So wird auch der Stammesname direkt aus der fernöstlichen Urheimat erklärt, aber dann doch die starke Zuwanderung aus dem Ungartum zur Hussitenzeit und seit dem Mittelalter von den Szeklern her gewürdigt. Die an sich noch immer spärliche Literatur des Tschango-Problems ist hier etwas ergänzt, eine umfassende Darstellung steht aber noch aus und würde auch in deutscher Sprache sehr begrüßt werden. (I.)

---

304. *Auslanddeutschtum und evangelische Kirche*, Jahrbuch 1934, hrsg. v. E. Schubert. Mchn.: Chr. Kaiser 1934. 336 S. 2 Ktn. 8°.

305. Harmsen, Hans: *Die Bevölkerungsbewegung der deutschen Volksgruppen im osteuropäischen Raum*. SA. a. Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, IV/1934, H. 4 u. 5, S. 215—230 und 290—303.

Das Jahrbuch bringt einen einleitenden Aufsatz von K. C. v. Loesch über *Das Auslanddeutschtum im Wandel der Zeiten*, ferner einige grundsätzliche Beiträge über Lehre und Leben in den evang. dt. Auslandsgemeinden, endlich regionale Beiträge aus Finnland, Galizien, Siebenbürgen und Südslawien. Harmsen berichtet über *Bestandsfragen des evang. Dtms. im osteurop. Raum* und bringt den Aufsatz wesentlich ergänzt in dem genannten Archiv. Volkszahl und Konfession der Auslanddeutschen wird hier im Vergleich mit Statistik und Geburtenrückgang für ganz Zwischeneuropa von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer behandelt. Im nordöstl. Sektor ist der Rückgang schon bedenklich, doch hat er auch schon bei Polen und Tschechen eingesetzt, während sich die Slowakei deutlich abhebt (28 auf 1000 i. J.

1932) gegenüber 17 in Böhmen. Besonders fruchtbar zeigt sich noch Karpatenrußland. Ungarn hält sich mit 23 relativ günstig, auch das dortige Deutschtum steht mit 24 noch besser als z. B. in Rumänien und Südslawien, wo die Batschka ganz herausfällt. All diese Erscheinungen sind von H. kurz charakterisiert, doch nicht immer zutreffend, wie das Beispiel von Hidas zeigt, was ja unsererseits auch in „Nation und Staat" (1934, November) besprochen wurde. Doch zeigt der Aufriß, wie ungeheuer notwendig die planmäßige Aufarbeitung der Probleme für alle Völker im osteurop. Raum ist. (I.)

306. Heiss, Friedrich; Wucher, Waldemar (Hrsg.): *Die südostdeutsche Volksgrenze.* Der Grenzraum Wien-Preßburg-Radkersburg-Osttirol. Berlin: Volk und Reich 1934. 297 S. (davon 100 S. Abb. u. Ktn., neben zahlr. Skizzen im Text). 8°. (Volk und Reich-Bücherei Bd. 6.)

Dieses Sammelwerk — auch als Beiheft 1./2. der Zeitschrift erschienen — bietet mit seinem phototechnisch, künstlerisch und methodisch gleich vorzüglichem Bildmaterial einen ausgezeichneten Überblick über Geschichte, Siedlungs- und Landeskunde der deutsch-österr. Grenzgebiete unter volkspolit. Gesichtspunkt. Das heutige Ungarn wird in zwei Aufsätzen und einem Bildteil berührt. E. Klebel behandelt *Die mittelalterliche deutsche Siedlung im deutsch-magyarischen und deutsch-slowenischen Grenzraum,* ein Gebiet, für das es bisher nur wenig Vorarbeiten gibt und wo deshalb vielleicht manches hypothetisch bleibt. O. A. Isbert skizziert den *deutsch-magyarischen Grenzraum* (Bildteil: Das Burgenland und das Vorfeld des Burgenlandes). Methodisch entscheidend ist dabei der Versuch, das Problem der Volksgrenze im Unterschied zur Staatsgrenze nicht durch eine Linie festzulegen, sondern durch die vorderste Siedlungskette der beiden geschlossenen Volksböden. Hierbei wird an der deutsch-magyarischen Volksgrenze gezeigt, wie sich dazwischen ein z. T. siedlungsarmer, z. T. kroatischer Streifen erstreckt. — Gebiete Vorkriegsungarns berührt noch der Aufsatz von Fr. Riedl: *Die Kroatensiedlung in Österreich* und der Bildteil: Von Wien bis Preßburg (Kl. Karpathen, Insel Schütt), ferner der von Berndt über *Verkehrsprobleme Deutschösterreichs als Folge der Zerschlagung der Donaumonarchie,* der auch die abriegelnde ung. Verkehrspolitik vor dem Kriege im heutigen Burgenland beleuchtet. Riedl bietet eine geschichtlich unterbaute Darstellung der gegenwärtigen Lage vor allem im Burgenland, geht jedoch darüber hinaus auf die kroat., heute meist umgevolkten Reste in Mähren, im Marchfeld, in der Slowakei und auf dem niederösterr. Ufer der Leitha ein. Dr. v. Loesch beschließt das Buch mit einer histor. polit. Betrachtung der *südöstl. Volksfront.* (Kl.)

307. Retzlaff, Hans: *Bildnis eines deutschen Bauernvolkes.* Die Siebenbürger Sachsen. Bln. u. Stuttg.: Grenze und Ausland 1934. 96, XXIV S. 4°.

R. hat mit seinem Objektiv Festtagstrachten der verschiedenen Gegenden verschiedener Schichten, Männer und Frauen, Jungens und Mädels erspäht, wie es wohl nur ganz selten ein Lichtbildner vermag. Wenige Aufnahmen von Kirchenburgen, ein paar Bauernhäuser, kaum Landschaftsaufnahmen, nur vereinzelt Innenaufnahmen und ganz wenige Bilder des täglichen Lebens und der Arbeit schließen sich diesen fast zu sakral wirkenden Trachtenbildern an. So ist es leider kein Bildnis eines Bauernvolkes. Der Bauer geht nicht immer in die Kirche, nicht zur Hochzeit und geht vor allem nicht immer in der Festtracht. Wenn auch das Kleid weit mehr ist als der Schutz vor den Unbilden des Wetters und vielleicht gerade in Siebenbürgen zu einer besonders hohen Ausdrucksform der Volkskultur und Volkstradition wurde — wir bekommen von solchen Bildern einen ganz falschen

Gesamteindruck. Vergessen wir doch auch nicht, daß gerade die Siebenbürger Sachsen als einzige unserer dt. Minderheiten schon durch Jhe. hindurch ein stolzes, deutsch-bewußtes Bürgertum haben und eine eigengeprägte geistige Oberschicht, gewiß mit ihrem Bauernvolke besonders eng verbunden, aber in reger Wechselwirkung! Sie haben sich eigene Städte gebaut und Kulturwerte geschaffen, seien es Patrizierhäuser, Dome, Bücher, Gemälde, Plastiken, seien es überhaupt alle Bereiche, in denen der Kulturwille eines Volkes um Ausdruck ringt — hiervon sehen wir keine Aufnahmen. Wären vielleicht die Bilder etwas mehr dem angelehnt, was aus dem Begleittext von M. OREND spricht, der — in einem kernigen und schönen Deutsch — aus reicher histor., volkskdl., geogr., sprachwiss. usw. Kenntnis heraus verfaßt wurde, so würde ein solcher Photobericht der Wirklichkeit eher gerecht geworden sein. (o. sp.)

308. Schier, Bruno: *Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa.* Reichenberg: Suddt. Verl. Fr. Kraus 1932. VIII, 456 S. 10 Taf. 8 Ktn. 8°. (Beiträge z. suddt. Volkskde. XXI.)

Obwohl das Material noch mitten in der Untersuchung veröffentlicht wurde, um dem Atlas der deutschen Volkskunde zu helfen, ist doch schon ein Standardwerk der Hausforschung entstanden — der Absicht nach von der Ostsee bis nach Südslawien reichend. Die Ortsbeispiele beschränken sich jedoch auf die Tschechoslowakei, deren heterogenes Staatsgebiet hier als bestes Untersuchungsfeld für westöstliches Kulturgefälle gerade im Hausbau veranschaulicht ist. Bewußt sind nur die alten Formen herausgearbeitet, die hier in einem mitteleurop. Rückzugsgebiet besonders reichhaltig auftreten. So fehlt leider der inner- und südungarische Raum als Neusiedlungsgebiet fast ganz (so auch die Durchgängigkeit des Kolonistenhaustyps bis zum Schwarzen Meer), und man muß nolens-volens seine Folgerungen selber daraus ziehen. Eigenformen jedenfalls bleiben für dort kaum übrig, da so ziemlich alle Erscheinungen — wenn auch nicht in der regionalen ungarld. Sonderausbildung — auch anderswo auftreten. Verf. ist vor allem bemüht, einen einheitlichen Kulturkreis von Skandinavien bis zu den Alpenländern zu zeigen und darin die übereinstimmenden Grundelemente, ferner den osteurop.-slaw. Anteil (so bes. in der oberdt. Stube) gegenüber den mitteleurop.-dt. Überlagerungen im Vordringen westl. Baugewohnheiten herauszuarbeiten. Dabei will er nicht Grenzen, sondern Bewegungen zeigen. Auch sieht er das Haus nicht als Einheit, verzichtet auch auf Zeichnung regionaler Typen (was wir sehr bedauern) und begnügt sich zunächst mit der überaus sorgfältigen, aber rein formenkundlichen Abhandlung der Elemente: Dach, Hauswände, Grundriß, Feuerstätten, Stube, Einrichtungsstücke und Wirtschaftsgebäude. Die vorzüglichen Eigenphotos sind durchweg aus der Slowakei, die auch das engere Spezialgebiet bleibt. Gleichwohl ist mit ungeheurem Schrifttum das ganze Ostmitteleuropa in den dt.-slaw. Grundzügen angedeutet. Wir müssen das Buch besonders den ungarld. Volkskundlern — deutschen wie magyarischen — empfehlen. (I.)

309. Scholz, Hugo: *Bauernland Siebenbürgen.* Eine Wanderfahrt. 2. Aufl. Brünn: Landständ. Buch- u. Verl.anst., o. J. 99 S. 8°.

Ein knapper Reisebericht einer vielleicht zu kurzen Studienfahrt durch einige Städte und Dörfer Siebenbürgens, der in fröhlicher, freilich ungeschickter Sprache einige Eindrücke wiedergibt, z. T. zuviel aus dem Augenblick bestimmt und oft durch etwas billige Schwarz-Weiß-Malerei (Rumänen—Sachsen) allzu unsachlich wirkend, z. T. wieder mit einem guten histor. Blick verknüpft. Aber aus allen Zeilen spricht viel spontane Liebe zum Bauernvolk der Sachsen und der Wille, Anteilnahme für die Sorgen und den Kampf dieses dt. Volksteiles zu wecken. (o. sp.)

5. Wirtschaft. Statistik. Bevölkerungslehre.

310. *A Tiszántúl mezőgazdasága* (Die Landwirtschaft jenseits der Theiß). Hrsg.: Landw. Kammer jenseits der Theiß. Debrecen 1934. 179 S. 4°.

Das Werk enthält die Landwirtschaftsenquete, die vor der interministeriellen Kommission im Frühjahr 1934 über die Lage der Landwirtschaft in dem Gebiet jenseits der Theiß abgehalten wurde. In diesem Gebiet wirkte sich die Krise in besonderem Maße aus, deren Ursache in der Grenzziehung Trianons (Verlust der Städte) und in dem ung.-tschech. Zollkrieg zu suchen ist. Durch diese Lage geriet das Gebiet produktionsstandortmäßig, marktwertmäßig zu den gebliebenen westlichen Absatzmärkten in eine besondere Lage, die besondere Mittel erfordert: Senkung der Bewertung und mit ihr die der Steuerlast, ermäßigte Frachttarife, besondere Berücksichtigung bei der Verleihung von Exportkontingenten, Hilfe bei der Entschuldung. Als Beispiel erleuchtet dieses ungarische Osthilfegebiet mit zwingender Eindeutigkeit die schwierige Lage der ung. Landwirtschaft. (—r.)

311. *Az Országos mezőgazdasági kamara évi jelentése* (Jahresbericht der Landes-Landwirtschaftskammer). Bp.: „Pátria" 1934. 308 S. 8°.

Der Jahresbericht bietet mit Text und statist. Tafeln einen ausgezeichneten Überblick über alle mit der Landwirtschaft im engeren und weiteren Sinne zusammenhängenden Fragen: landwirtschaftl. Erzeugung des Jahres 1933, Zoll- und Handelspolitik, Marktlage, Transport und Verkehr der landwirtschaftl. Erzeugnisse, steuerliche und hypothekar. Belastung, Bauernschutz, Preise von für die Landwirtschaft wichtigen Industrieerzeugnissen, Arbeits- und Arbeiterverhältnisse und die Tätigkeit der Kammer. Es ist möglich, sich an dieser Stelle über jede wichtige Einzelheit zu unterrichten, z. B. den Preis bestimmter Erzeugnisse in fremden Einfuhrhäfen, die Tarifpolitik der Staatsbahnen und anderer Verkehrsgesellschaften oder Zusatzabkommen zu Handelsverträgen. Daß die Weizenfläche in den letzten Jahren trotz der Preisstürze nicht abgenommen hat, erklärt sich durch Parzellierungen und Erbteilungen: fällt doch auf die Zwergbauernbetriebe die Hälfte der Weizenfläche. Interessant ist das Vordringen des Mais nach Norden: die Maisfläche auf dem Boden des heutigen Ungarn ist um ein Drittel größer als vor dem Kriege. Hypothekarisch sind die kleinen Mittelbauern noch am wenigsten belastet. Die Verschuldung erklärt sich auch zu einem Teil aus der Agrarschere, die mit gegen 60 % die größte Spanne in Europa hat. Die Rekord-Getreideernte des Jahres 1933 brachte infolge der niedrigen Preise weniger ein als die des Jahres vorher. Aus dem bisher noch mißglückten Abkommen mit dem Deutschen Reich über die Lieferung von Leinsamen und Zusatzabkommen werden bei einer sinnvollen Preisgestaltung am Weltmarkt günstige Ergebnisse erwartet; bei dem ständig abnehmenden Güteraustausch mit der Tschechoslowakei kann dann das Reich für Ungarn ein noch wichtigerer Faktor werden als bisher. (Kl.)

312. Benes, E. G.: *Die ungarische Schweinezucht* unter besonderer Berücksichtigung von Messungsergebnissen. Halle-Wittenberg: Dissert. 1934. 99 S. 8°.

B. berichtet zunächst eingehend über die frühere und augenblickliche Rassezugehörigkeit des ung. Schweinebestandes, die staatl. und privaten Förderungsmaßnahmen, über Züchtung und Haltung sowie verschied. Methoden der Schweinemästung in Ungarn. Es dominiert das Mangalica-Fettschwein, doch kommt in den letzten Jahren auch der Fleischschweinaufzucht mehr Bedeutung zu (hier vornehmlich Yorkshire, daneben Berkshire). Bei der Schweinehaltung sind wesentliche Veränderungen eingetreten, wie neue Fütterungsmethoden, Rückgang der Mast usw.

z. gr. T. aus Rentabilitätsgründen. Der sehr spezielle Hauptteil der Untersuchung befaßt sich mit selbst durchgeführten, mathemat.-methodisch ausgewerteten Messungen an den verschiedenen Rassen. Die Ergebnisse verdeutlichen (neben einigen, vom Verf. als notwendig erwiesenen Ergänzungen der Meßverfahren und -normen) den starken Klimaeinfluß auf die Entwicklung der Tiere im Osten oder Westen Ungarns. Bei Mangalica und Yorkshire z. B. konnte ein wesentlicher Qualitätsunterschied festgestellt werden, je nachdem ob es sich um besonders kontrollierte oder nicht eingetragene Tiere handelt. Die Mangalica-Typen zeigen ganz verschiedene Entwicklungsstufen im Körperbau. Schließlich werden noch Maßunterschiede sowie Borstenlänge und -kräuselung behandelt. Bedauerlich bleibt, wie oft bei derartigen Arbeiten, daß mathemat.-theoret. Ergebnisse u. dgl. trotz der prakt. Vorbildung des Verf. nicht genügend in den wirtschaftl. Zusammenhang hineingestellt werden. (o. sp.)

313. Buchner, Hans: *Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Ungarn und Deutschland.* München: Südost-Verl. A. Dresler 1934. 19 S. 8°. RM. 0,80. (Vortr. u. Veröffentl. d. Deutsch-Ungar. Ges. e. V. in Mchn., 8.)

Die Veröffentlichung bringt den Text des Vortrags, den B., Chefsyndikus der Münchener Industrie- und Handelskammer, am 15. Mai 1934 in der Ungar. Gesellschaft für Außenpolitik hielt. Dieser ist vor allem als wirtschaftspolitisches Dokument zu werten. Verf. weist auf die weltanschauliche Einheit des neuen Deutschlands hin, die auch die wirtschaftspolit. Maßnahmen bestimmt. Nach allgemeinen Ausführungen über die Wirtschaftskrise, in der die „Miniaturautarkie des vormärzlichen Deutschlands zum Wirtschaftsideal schlechthin erhoben" worden sei, beleuchtet B. die Gestaltung des deutsch-ungar. Handelsverkehrs im Zeitraum 1928—33. Das Gesamtvolumen ist von 226 auf 72 Mill., die deutsche Einfuhr aus Ungarn von 71,9 auf 34,2 Mill., die deutsche Ausfuhr von 154 auf 38,1 zurückgegangen; somit gelang es Ungarn, seine Ein- und Ausfuhr gegenüber Deutschland durch Einfuhrverbote, Kontingentierung usw. fast auszugleichen. Vom Zusatzvertrag zum deutsch-ungar. Handelsvertrag erwartet B. eine Belebung des Wirtschaftsverkehrs und sieht darin den Keim zu einer wirtschaftl. Großraumpolitik. Deutschlands Bedeutung als Konsument wird hervorgehoben, die deutschen Agrarschutzmaßnahmen garantierten die sichere Abnahme der vereinbarten Kontingente zu festen Preisen. Eine Analyse des Außenhandelsverkehrs führt Verf. zur Feststellung der gegenseitigen wirtschaftl. Ergänzung beider Länder, die ebenso verbindet, wie die „Gemeinsamkeit des Lebensraumes" und die „Verwandtheit der nationalen Charaktereigenschaften". (Z.)

314. Budapester Handels- und Gewerbekammer (Hrsg.): *Ungarns Handel und Industrie im Jahre* 1933. Bp.: Selbstverl. 1934. 182 S. 8°.

Der allgemeine Teil des Jahresberichts stellt fest, daß dem Vorjahr gegenüber keine Belebung des Handels zu verzeichnen ist; auch der Rückgang der Handelsinsolvenzen (1932: 1282; 1933: 478) dürfte nicht als Zeichen der Besserung gewertet werden. Im Sinne der Freiheit des Handels wird gegen „Protektionismus", Einfuhr- und Devisenbeschränkungen, sowie andere Bindungen (Preisschutz für landwirtschaftl. Produkte) und auch gegen die Höhe der öffentl. Belastung Stellung genommen. Der Schrumpfungsprozeß des ung. Außenhandels sei 1933 zum Stillstand gekommen; ein beträchtlicher Teil der Ausfuhr erfolge jedoch zu Lasten eingefrorener Auslandsforderungen, sichere also nicht den entsprechenden Devisenanfall. Die in der Arbeit mitgeteilten Vergleichsziffern der ung. Handelsbilanz

zeigen den Rückgang des deutsch-ungar. Handelsverkehrs im Berichtsjahr; unter den Bemerkungen zur Handelspolitik wird auf „agrar. Abschließungstendenzen" Deutschlands hingewiesen. Der unter dem Gesichtspunkt der Konjunktur verfaßte Bericht über die Industrie verzeichnet einen Stillstand in der Abwärtsbewegung, vermerkt die Reorganisation der Kartellkommission sowie des Preisprüfungsverfahrens und ist mit statist. Material gut ausgestattet. Demgegenüber fällt der Überblick über Handwerk und Kleingewerbe stark ab. Bezüglich des Staatshaushalts ist die Senkung der Ausgaben der staatl. Verwaltung, zugleich aber das Anwachsen der Steuerrückstände bemerkenswert. Der Jahresbericht gibt ferner eine Übersicht über Geld- und Kreditverhältnisse. Den Maßnahmen zum Schutz der landwirtschaftl. Schuldner steht er ziemlich kühl gegenüber, wenn er ihren „unleugbaren Vorteil" vor allem nur darin sieht, daß „in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen ist, daß im Interesse der bedrängten Landwirte alles geschehen ist, was unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt geschehen konnte". Nach Angaben über Verkehr und Erwerbsverhältnisse behandelt der besondere Teil die einzelnen Waren und Erzeugnisse. (Z.)

315. Kgl. ung. Ackerbauministerium und Organisationskomité des XVI. Internat. Landwirtschaftskongresses (Hrsg.: T. Ellinger, L. Schandl, M. Siegescu): *Die Landwirtschaft Ungarns* stellt sich dem XVI. Internat. Landwirtschaftskongreß vor. Bp.: Athenaeum 1934. XXXII, 226 S. 8°.

Den Geleitworten des Reichsverwesers, Ministerpräsidenten und Landwirtschaftsministers folgen ausführliche Darstellungen aus der Produktion mit sehr vielen, z. T. ganz ausgezeichneten Fotos, Bildern, Kartenskizzen, Statistiken, die dem Leser ein außerordentlich eindrucksvolles Bild vermitteln (Strukturlage: Tiefebene, Transdanubien als Vorgebirgsland = Pflanzenbau, Tierzucht; der Norden mit seinen weltberühmten Weinen). Der wichtigen Ausfuhr landwirtschaftl. Güter, der Entwicklung einzelner Zweige der Landwirtschaft sowie den hauptsächlichsten Erzeugnissen sind besondere Abschnitte gewidmet (Weizen und Mehl, Obst, Paprika, Heilpflanzen, Samenkulturen, Tabakbau, Industriepflanzen, Viehzucht, Geflügelzucht, tierische Erzeugnisse, Alkoholgewinnung u. a. m.). Auch die Organisationen der Landwirtschaft seitens des Staates wie seitens der eigenen Interessenvertretungen und der Genossenschaften und auch das neuere Agrarrecht finden Erwähnung. Der Band schließt mit einem Überblick auf Budapest und verschiedene wichtigere Provinzstädte. (o. sp.)

316. Gross, Hermann: *Der südosteuropäische Wirtschaftsraum und Deutschland.* 35 S. 8°. (S. d. „Braune Wirtschafts-Post", o. J.)

317. Lamer, M.: *Weltwirtschaftliche Verflechtungen Südslawiens.* Zagreb: „Grafika" 1933. 208 S. u. 3 Taf. 8°.

318. Ludewig, Marianne: *Die Entwicklung des bulgarischen Güteraustausches nach dem Kriege unter besonderer Berücksichtigung der deutsch-bulgarischen Beziehungen.* Grimma: Fr. Bode 1933. 88 S. VIII Taf. 8°.

Das Institut für Mittel- und Südosteuropäische Wirtschaftsforschung an der Universität Leipzig ist seit Jahren um die Lösung derartiger Aufgaben bemüht, wie sie auch die genannten Schriften (die zwei letztgenannten als Dissertationen) behandeln. In dem Überblick von H. Gross, der auch zahlreiche statist. Tafeln gibt, ist zugleich alles das erwähnt, was in den Arbeitskreis des Instituts gehört. Die Begründung der Arbeit erhellt aus folgenden Tatsachen. In den Jahren 1929 bis 1933 kamen im Durchschnitt je 5—6% der deutschen Gesamteinfuhr aus dem

Südostraum, 4—5 % der deutschen Gesamtausfuhr konnten dort abgesetzt werden. Gegenüber diesem verhältnismäßig niedrigen Anteil war aber die deutsche Beteiligung am Austausch der einzelnen Staaten sehr hoch, in manchen Fällen schlechthin entscheidend. Einige Daten über innerbalkanische Wirtschaftsbestrebungen, bzw. über die Gründung gemeinsamer, diesem Zweck dienender Einrichtungen sind als Einzeltatsachen beachtenswert. — Das Buch von M. Lamer gibt außer seinem engeren Thema noch einen guten Einblick in die Sozialstruktur des Landes, die aus den gebotenen Tatsachen (so: Auswirkung der Bauernschutz- und Heimstättengesetzgebung, Maßnahmen staatlicher Wirtschaftspolitik) ohne weiteres zu konstruieren ist. Während der Krise der letzten Jahre kapselt sich das Bauerntum in primitiven Wirtschaftsformen von Weltmarkt und Industrie ab, und das ist um so bedeutsamer, als sich fast alle Großunternehmungen in der Hand von ausländ. Kapital befinden, das als Bankkapital auf dem Weg über Industriegründungen wirksam wird. In der Banken- und Kreditpolitik kommt der Gegensatz Belgrad-Agram zum Ausdruck. Außenpolitisch erfahren wir u. a. von der stetig steigenden Bedeutung der Adriaküste für Südslawien: gingen doch 1931 48 % des Außenhandels auf dem Seewege im Gegensatz zu den 26,3 % des Jahres 1925! Das ital.-südslaw. Problem kompliziert sich besonders, weil Italien als Abnehmer südslaw. Lebensmittel und Rohstoffe, als Zwischenhändler und Spediteur eine ganz entscheidende Rolle spielt. Interessant ist auch die Darstellung des Einflusses, den die südslaw. Auswanderer in Übersee als Vermittler zwischen alter und neuer Heimat und als Kapitalgeber für die südslaw. Seeverkehrsunternehmen innehaben. Selbstverständlich ist die Rolle des Deutschen Reiches im Gesamtzusammenhang ausführlich aufgezeigt. — Wenn diese Dissertation vor allem durch die Reichhaltigkeit der Gesichtspunkte recht fruchtbare Ergebnisse liefert, so ist die von M. Ludewig über den bulgar. Güteraustausch zwar eine saubere, jedoch eher schematische Übersicht, aus der die zugrundeliegenden Landesverhältnisse nicht an allen Stellen so konkret herauszulesen sind wie bei Lamer. Da das Deutsche Reich an Einfuhr und Ausfuhr Bulgariens mit ungefähr einem Viertel beteiligt ist, rechtfertigt sich die gründliche Darstellung der deutsch-bulgar. Beziehungen besonders. Die Lockerung der Handelsverbindungen mit der Türkei (vor dem Kriege 40 %, heute 2 % der bulgar. Ausfuhr), die Tschechoslowakei als Konkurrent des Deutschen Reiches, der Einfluß des über die Privatbanken eindringenden französ. Kapitals, die starke Stellung Italiens in Ein- und Ausfuhr und im Transportgeschäft mögen hier als beachtenswerte Tatsachen herausgehoben werden. (Kl.)

319. Kovátsits, László: *A korszerü magyar silógazdálkodás* (Die zeitgemäße ungar. Silowirtschaft). Magyaróvár: Selbstverl. 1934. 168 S. 8°.

K. berichtet kurz über die Geschichte der Silofutterbereitung in den agrartechnisch führenden Ländern und die Anfänge in Ungarn. Daß die Warmvergärung sich hier nicht einbürgern konnte, führt er auf klimat. Gründe zurück und weist auf die Bedeutung der Kaltvergärung, insbesondere der Maiskonservierung für die Hebung der Viehzucht in der futterarmen ungar. Tiefebene hin. Verf. betont den hohen Nährwert des Silomaises gegenüber der Futterrübe und schlägt gebietsweisen Ersatz der letzteren Futterart durch erstere vor. Die Arbeit enthält sorgfältige praktische Anweisungen zur Erzeugung der Silofutterpflanzen, zum Bau des Silos (wobei die billigen „Bauern-Silos" hervorgehoben werden) und zur Technik der Kaltvergärung. Verf. belegt die Wirtschaftlichkeit der Silofutterbereitung durch Betriebsdaten und baut die entsprechenden Ergebnisse der auf der Landwirtschaftl. Akademie in Magyaróvár (Ung. Altenburg) durchgeführten Versuche in die Arbeit ein. (Z.)

320. *La cooperation agricole en Hongrie*, édité par l'union des sociétés coopératives Hongroises à l' occasion du XVI^{e} congrès international d'agriculture à Budapest. Bp.: „Patria" 1934. 75 S. 4^{0}.

Die reichbebilderte und mit viel Zahlenmaterial ausgestattete Schrift vermittelt einen knappen, aber durchaus vollkommenen Überblick über Geschichte und Stand der größeren landwirtschaftl. Genossenschaften, Standesorganisationen und Interessenvertretungen Ungarns. Deren Errichtung hatte zwar schon Graf St. Széchenyi zu Anfang des 19. Jh.s als dringlich hingestellt, jedoch erst in den achtziger Jahren wird sie planmäßig durchgeführt (Graf A. Károly und seine Mitarbeiter). Heute stehen die landwirtschaftl. Genossenschaften als wichtige Träger im Wirtschaftsleben, wenn sie durch Kreditmaßnahmen (wie die ung. Landeszentralkreditgenossenschaft), Ein- und Verkaufsorganisationen (wie z. B. die „Hangya-Genossenschaft") u. dgl. m. wesentlich zur qualitativen und quantitativen Verbesserung der landwirtschaftl. Erzeugung beitragen. Als wichtigster Vertreter landwirtschaftl. Interessen fungiert die schon seit 1891 bestehende Landesvereinigung ung. Landwirte. Den Versicherungsbedürfnissen widmet sich die Versicherungsgesellschaft der Landwirte. Für eine organisierte Milchbewirtschaftung setzt sich die Zentrale der ung. Molkereien ein. Schließlich wird noch ein Abriß über die Organisation für den ländlichen Kleinwohnungsbau gegeben. (o. sp.)

321. Lendl, Adolf: *Keszthelyi levelek az irányitott gazdálkodásról IV.* (Briefe aus Keszthely über die gesteuerte Wirtschaft). SA. aus Balatoni Kurir 1934. 62 S. 8^{0}.

Obwohl der Begriff der „gesteuerten Wirtschaft", wie ihn die deutsche wirtschaftspolit. Literatur ausgebildet hat, auf die im Heft enthaltenen Ratschläge und Pläne L.s nur stark verwässert angewandt werden kann, ist die flüssig geschriebene und volkstümliche Schrift, die auf einen umgrenzten kleinen Wirtschaftsbereich und konkrete Verhältnisse abgestellt ist, vor allem für den örtlich Interessierten lesenswert. Verf. empfiehlt den Ortschaften in der Nähe von Keszthely Quitten- und Pflaumenzucht, Herstellung von Quittenkäse und Dörrobst, Verwertung der Abwässer von K. zum Aufbau einer Gemüsekultur, sowie des Warmwassers von Héviz zur Blumen- und Viehzucht usw. Die meisten Hinweise auf Ausbaumöglichkeiten der örtl. landw. Kleinbetriebe, sowie die Anweisungen sind wertvoll, wenn auch in den Zeitungsartikeln manche Voraussetzungen zur Verwirklichung nicht näher geklärt werden konnten. (Z.)

322. Spohr, Otto: *Österreich als Teilprovinz der Weltwirtschaft.* Heidelberg: Dissert. (1934). 55 S. 8^{0}.

Die vorliegende Arbeit, abgeschlossen im J. 1931, bietet eine mit statist. Angaben gut belegte Analyse der österr. Wirtschaft als eines „Schulbeispiels europ. Wirtschaftsproblematik", nachdem Verf. auf den „Restgebiet"-Charakter des aus den Sicherungen der nahezu autarken Österr.-Ung. Monarchie herausgeschnittenen Landes nachdrücklich hingewiesen hat: Die Untersuchung erstreckt sich auch auf Volkstum und gesellschaftl. Aufbau, sowie außenpolit. Zusammenhänge, wobei u. a. der rein finanzpolitische Gesichtspunkt der Völkerbund-Sanierung, die Spannung zwischen Wien und Ländern und die hohe Belastung des Staatshaushalts durch Ruhegehälter betont wird. Bezüglich der Landwirtschaft vermerkt Sp. die Steigerung der Ernteerträge, zugleich aber auch die Enge der Ernährungsgrundlagen. Eingehend behandelt Verf. die auf eigenen Rohstoff aufgebauten Industrien und weist an Hand einer Analyse des Außenhandels die Abhängigkeit Österreichs

als Konsumenten von den Nachfolgestaaten und Deutschland nach. Die Notwendigkeit der Lebensmitteleinfuhr erzwingt den Export von Fertigfabrikaten, der jedoch überall auf Zollmauern stößt. Dieser Umstand sowie Österreichs Bedeutung als Verkehrsland und Mittler nach dem Südosten führen zu Angliederungsbestrebungen an einen größeren Wirtschaftsraum. — Obwohl seit Abschluß der in manchen Teilen etwas knappen Diss. sich vieles im wirtschaftl. und polit. Gesamtbild Österreichs verändert hat, ist die Arbeit lesenswert, da sie gewisse noch geltende Grundtendenzen aufzeigt und Stoff zur wirtschaftl. Entwicklungsgeschichte Deutsch-Österreichs enthält. (Z.)

323. Szigeti, Gyula: *Magyarország városi üzemei és vállalatai* (Die städtischen Betriebe und Unternehmungen Ungarns). Bp.: Szfőv. Statiszt. Hivatal. o. J. 60 S. 8°. P. 5,—. (Statiszt. Közl. Bd. 71, 1.)

Das Problem der Wirtschaftlichkeit der städtischen Betriebe Ungarns, seit Jahren bevorzugter Gegenstand gemeinde- und wirtschaftspolitischer Auseinandersetzungen, ist bisher meist vom Interessentenstandpunkt aus betrachtet worden. Die vorliegende Arbeit liefert nun, u. W. zum erstenmal in Form einer umfassenden Zusammenstellung, das zur sachlichen Beurteilung der Frage erforderliche Zahlenmaterial. Laut den mitgeteilten Angaben werden — außer den landwirtschaftlichen — insgesamt 273 Betriebe und Unternehmungen von ung. städt. Gemeinden in eigener Regie verwaltet; darunter befinden sich 54 Schlachthöfe, 22 Wasserwerke, 17 Bäder, 11 Ziegeleien, 11 Kinos, 6 Anzeigenbureaus, 5 Theater, 4 Druckereien usw. (An handwerksmäßigen Betrieben werden 52 gezählt.) Von den 273 Betrieben sind 25 Aktiengesellschaften, 12 in gemischtwirtschaftl. Form organisiert; 158 stammen aus der Vorkriegszeit. Die Zahl der beschäftigten Angestellten und Arbeiter beträgt 25231. Die Arbeit weist die Vermögensverhältnisse, Kosten und Gewinne im einzelnen aus. Die langfristigen Anleihen bilden 79% der sich auf 377,3 Mill. P. belaufenden Passiven; die Brutto-Einnahmen werden Ende 1931 mit 242 Mill. P. (davon bei den Bpester Betrieben 206,2 Mill. P.), die Netto-Einnahmen mit 24,5 Mill. P. berechnet. — Die (längst fällige) Zusammenstellung des statist. Materials über städt. Betriebe ist trotz einiger Lücken von besonderem Wert für einschlägige Untersuchungen. (Z.)

---

324. Szász, Lajos: *A magyar állam számvitele* (Finanzwirtschaft und Rechnungslegung des ungarischen Staates). Bp.: Pallas 1932. 304 S. 8°.

Die durch die territorialen Auswirkungen des Weltkrieges erforderliche Umorganisation der Verwaltung brachte auch die Umorganisation der Finanzwirtschaft und der Rechnungslegung mit sich. Die gesetzlichen Grundlagen der Finanzwirtschaft Ungarns sind unverändert geblieben, aber die Anordnungen und Erlasse haben sich den neuen Verhältnissen entsprechend geändert. Verf., der nicht nur mit größter Genauigkeit die bestehenden materiellen Vorschriften geordnet hat und stellenweise mit seiner eigenen Auffassung hervortritt, behandelt die Vorarbeiten beim Anpassen des Voranschlages, die Kassenverwaltung, den bargeldlosen Verkehr, die Vermögens- und Schuldenverwaltung Ungarns. Er schließt seine Arbeit mit der Darstellung des Obersten Rechnungshofes und seiner Tätigkeit, der in allen Kulturstaaten eine der wenigen angesehenen und unabhängigen Behörden ist. — Verf. wollte selbst den Angestellten und solchen, die es werden wollen, ein Handbuch geben, eine Aufgabe, die ihm trotz der mannigfaltigen Materie sehr gut gelungen ist. (-r.)

325. Iván, Miklós: *A koronától az aranypengőig* (Von der Krone zum Goldpengő). Bp.: R. Gergely 1934. 104 S. P. 3,—.

I. wertet in seiner rechtl. Analyse der ungar. Geldkrise die rechtsdogmat. Erörterung der Geldschulden von B. Grosschmid aus, wie sie in dessen „Kapiteln des ungar. Privatrechts" niedergelegt ist. Indem er gegenüber wirtschaftl. Erwägungen von dogmat. Ebene rein geldrechtliche Gesichtspunkte geltend macht und auch die recht eigenwillige Terminologie Gr.s übernimmt, sucht Verf. zunächst nachzuweisen, daß die Vorkriegswährung Ungarns nicht auf Gold, sondern auf den Banknoten der Österr.-Ungar. Bank beruhte. Die Inflation betrachtet I. als fortwährende unsichtbare Währungsveränderung. Er berichtet über die Geldpolitik der Kommunistenherrschaft, über die Übergangsmaßnahmen, Gründung der ung. Notenbank (1921), Stabilisierungsmaßnahmen usw. mit starker Kritik vom rechtsdogmat. Standpunkt. Die Ordnung der Währung sei ohne die erforderlichen wirtschaftl. Voraussetzungen erfolgt; der Pengő sei lediglich eine Rechnungseinheit, nach der auch die Werteinheit bezeichnet wurde. Bezüglich der Aufwertung weist I. auf die Unhaltbarkeit der „Fiktion der Währungsgleichheit" hin und warnt davor, das Krisenrecht der Deflation, das Veränderungen der Vertragsvoraussetzungen berücksichtigt, im künftigen ung. BGB. zu verewigen. (Z.)

326. Kgl. Ung. Finanzminister (Hrsg.): *Adóstatisztika* III. f. 1932 (Steuerstatistik 3. Heft 1932). Bp.: o. J. Selbstverl. 192 S. 8°. P. 10,—.

Das Heft enthält den Ausweis der staatl. Einnahmen aus sämtl. Steuern, Gebühren, Zöllen, Staatsmonopolen und auch die Summe der Sozialversicherungs-Beiträge, verglichen mit den Daten des Vorjahres und berechnet pro Kopf der Bevölkerung. Rd. 48% der staatl. Einnahmen im J. 1932 entstammen direkten Steuern. Auf einen Einwohner entfallen an öffentl. Lasten (mit Sozialversicherungsbeiträgen) 115,46 P. im Berichtsjahr (gegenüber 122,16 P. im Vorjahr). Der Ausweis zeigt sodann die Verteilung der Einnahmen auf den Staat, die Gemeinden und Komitate, enthält eingehende Angaben über die Veranlagung der direkten Steuern und die Grundlagen der Besteuerung. Die Steuerrückstände werden nach Komitaten bzw. Gemeinden und Berufsgruppen geordnet. Schließlich liegen Daten vor über die im J. 1932 gewährten Zinsvergünstigungen. (Z.)

6. Politik. Recht und Verfassung. Sozialwesen.

327. Aradi, Zsolt: *Az európai forradalom* (Die europäische Revolution). Bp.: Pázmány P. irod. társ. 1934. 240 S. 8°. (Magyar Kultúra kvt. — Ung. Kulturbiblioth. 4.—5.)

Dieses Buch des jungen kathol. Journalisten bemüht sich von einem einheitlichen, wirklich weiten Gesichtspunkt aus die europ. polit. Dynamik darzustellen. Es ist deshalb wichtig, weil es die Ansichten einer gleichgerichteten Gruppe ausspricht, und überdies ist es in einem ritterlichen Ton geschrieben, in dem in der Tat ein Kampfgespräch zwischen Völkern geführt werden kann. Gegenüber einem Ungarn, dessen gesamter innerer Aufbau für den Liberalismus völlig ungeeignet ist, das ihn heute aber in manchen Formen der Tradition immer noch offiziell bejaht, sieht Verf. in Europa heute überall Kräfte gegen ein individualist. Zeitalter im Vordringen. Wenn er dies begrüßt, so geschieht es in der Hoffnung, daß nicht die darin wirkenden Nationalismen Europa zerreißen, sondern daß sie vielmehr in einem „katholischen" Europa ihre Aussöhnung finden mögen. Die Idee des Katholizismus erinnert an Novalis' Fassung, sie bleibt ebenso unbestimmt, ist aber wohl

enger, denn sie macht Front und zwar gegen das Dritte Reich. Bei aller Betonung dessen, daß der hier gemeinte Katholizismus universal sei, müssen wir eines klar und deutlich aussprechen: er ist Partei. Denn bei dem ernsthaften Bemühen, das heutige Deutschland zu verstehen, werden eben doch ganz reale Mächte dagegen angesetzt: der Vatikan, Österreich, die Ideologie des alten Zentrums. Vor allem wird der Katholizismus als Idee auch in die Völker und Staaten hineingedeutet, die er keinesfalls wesentlich bestimmt. Wenn man fragt: Ist England katholisch? und Frankreich das katholischste Land Europas nennt, dann fühlt man sehr gut, daß überall Hilfstruppen gegen das „heidnische" Dritte Reich geworben werden. — Dieser kathol. Universalismus ist nicht zum wenigsten auch aus dem Gefühl geboren, daß die entfesselten Nationalismen der Kleinvölker nichts anderes als das Chaos herbeiführen können. Es wird auch dem Einfluß des deutschen Elements als eines beruhigenden Faktors im Donauraum zugestimmt, jedoch nur insofern als es katholisch ist. Das deutsche Reich wird nicht nur als heidnisch, sondern auch als protestantisch gekennzeichnet. So soll zwischen der pravoslaw. und protestant. Zone die neu zu bildende Nachfolgerin der alten Donaumonarchie mit dem österr. Deutschtum, Ungarn und dem einen Zweig der Westslawen als kathol. Macht erstehen. Wenn Österreich als Träger des echten Reichsgedankens bezeichnet wird, so nimmt Verf. auch für Ungarn diese Tradition in Anspruch, über den Nationalismen zu stehen. Er erwägt jedoch auch, daß die Anziehungskraft des Deutschen Reiches stark genug sein könnte, Österreich für sich zu gewinnen. Dann wäre jede Anstrengung Ungarns, diese Lösung zu bekämpfen, vergeblich; wenn man sie dort auch fürchtet. — Die Führer dieses kathol. geistigen Präventivkrieges unter dem Sinnbild der Reichsidee sind als ernsthafte Gegner zu erachten, deren fernere Bewegungen zu beobachten unerläßlich ist. (Kl.)

328. Braunias, Karl: *Nationalgedanke und Staatsgestaltung im 19. und 20. Jahrhundert.* Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1934. 48 S. 8° (Recht und Staat in Geschichte und Gegenwart 106).

Die Entwicklung des Nationalgedankens bei den europ. Völkern und z. T. Staaten (besonders den mittel- und südosteurop.) im 19. und 20. Jh. wird in einer Folge von vier Stufen dargestellt: 1. Romantik (Wiedererweckung des Volks- und Nationalgefühls — histor. Staatsrecht — ständische Monarchie — Adel und ländl. Oberschicht), 2. Liberalismus (wirtschaftl., nat., polit. Freiheitsideal — konstitut., parlamentar. Monarchie — „Honoratioren"), 3. demokrat. Strömung (nat. Demokratie — Nationalstaat — demokrat. Republik — Intellektuelle und Kleinbürgertum), 4. soz. Demokratie (wirtschaftl., polit. Gleichheit — Republik — an Stelle des Rechtsstaatsgedankens wie in der dritten Stufe jetzt Gesetz-Recht — Arbeiterschaft, Kleinbauernschaft). Die Gedankengänge über die letzte Entwicklungsstufe geben Verf. Veranlassung, das Minderheitenproblem der Nachkriegszeit in einer neuen Sicht herauszustellen. Die Formen des Nachkriegsnationalismus (Vorgehen gegen nat. Minderheiten durch „Enteignung" auf allen Gebieten) werden mit „verstehendssoziolog." Analyse ursächlich erklärt. Besonders für Ungarn, welches auch sonst sehr ausführlich behandelt wird, gibt diese Untersuchung wertvolle Aufschlüsse, indem die Haltung der Mehrheitsvölker in den Nachbarstaaten gegen ihre magyar. Minderheiten aus der histor. Bedingtheit erklärt wird. Die Anlage der Arbeit ist dazu geeignet, sie zu einer umfassenden Darstellung des 19. Jh.s unter dem Blickpunkt des Nationalgedankens zu erweitern, womit einem schon längst festgestellten Mangel abgeholfen würde. (l. sp.)

329. *Denkschrift der ungarischen Revisionsliga über die Lage der Ungarn in der Tschechoslowakei.* Hrsg. von der ung. Revisionsliga. Bp.: Sárkány-Dr. 1934. 141 S. 3 Ktn. 8°.

Anläßlich des Vorgehens der tschechoslow. Regierung gegen die magyar. Minderheit i. J. 1933 auf Grund des Volkszählungsergebnisses von 1930 (Entziehung der letzten Minderheitenrechte der Ungarn in den Städten Preßburg, Kaschau, Uzhorod-Ungvár im Sept. 1933) wird versucht, in drei Sprachen (deutsch, englisch, französisch) die „Tschechoslowakisierungs"-Bestrebungen (was so viel wie Tschechisierung bedeutet, womit auch die Spannung zwischen Slowaken, bzw. Karpatenrussen und Tschechen angedeutet wird) mit Hilfe verwaltungstechn. Maßnahmen, Schul-, Kirchen- und Preßgesetzgebung, Bodenreform usw. darzustellen. Zum Schluß wird darauf hingewiesen, daß der europäisch garantierte „Schutz der nat. Minderheiten" sich für die Magyaren in der Tschechoslowakei nicht bewährt habe. Man schlägt dafür die Anwendung des „Nationalitätenprinzips" vor: Ungarn müßten die überwiegend magyarischen Gebiete zurückgegeben werden. Die Schrift endet mit dem Wunsch, die „öffentl. Meinung der gesitteten Welt" solle die Angaben prüfen, um alsdann die magyar. Minderheit von der Fremdherrschaft zu befreien und dem Mutterlande wieder anzugliedern. Das statist. Material entstammt vorzüglich amtlich-tschechoslow. Publikationen, die sonst sehr leidenschaftlich gehaltene Denkschrift gewinnt dadurch etwas an Objektivität. (o. sp.)

330. *Europäische Revue*, Sonderheft *Der Balkan*. Jg. X, H. 8. Stuttg.-Bln.: Deutsche Verl.-Anst. 1934. 88 S. 8°.

Neben wenigen Reichsdeutschen kommen hier vor allem Vertreter der südosteurop. Völker — und zwar z. T. politisch sehr maßgebende — zu Wort, die über wirtschaftl., kulturelle und polit. Fragen ihrer Länder selbst oder aber über die Beziehungen Deutsches Reich — Südosteuropa schreiben. Da die meisten der prägnanten Kurzreferate aber aus den Tatsachen der Gegenwart herausentwickelt werden, so bietet das Heft eine gute Information und deutet darüber hinaus Wege an, auf denen die deutschen Beziehungen zu einzelnen dieser Länder und zum Gesamtraum gefestigt werden können. (Kl.)

331. Kunz, Josef L.: *Die Revision der Pariser Friedensverträge.* Eine völkerrechtliche Untersuchung. Wien: Jul. Springer 1932. XI, 328 S. 8°.

Das Buch sieht das außenpolit. Geschehen der Nachkriegszeit unter dem Gesichtspunkt des Kampfes zwischen Revisionismus und Antirevisionismus. Dadurch kommt infolge der Stabilisierung der alten Mächtegruppen zur Zeit der Festlegung der Friedensdiktate eine gewisse Starrheit in das System der Außenpolitik. Der Wert des Buches liegt in dem reichen Tatsachenmaterial, das über die diplomat.-militär. Beziehungen und wenigstens über einen Teil der auf Volksinitiative beruhenden Bewegung in dem Zeitabschnitt von 1918—1932 geboten wird wie auch in den Literaturangaben. Unter den jurist. Normen, die eingesetzt werden, um die Friedensdiktate immanent zu bekämpfen, befinden sich auf jeden Fall eine Reihe, die in konkreten diplomat. Auseinandersetzungen von Nutzen sein könnten, jedoch sind sie zum Teil wohl durch die neue deutsche polit. Entwicklung überholt. — In der Darstellung der ung. Revisionspolitik und der ung. Verhältnisse wird der amtliche ung. Standpunkt vertreten, wodurch die Interessen der deutschen Volksgruppen im Südosten vernachlässigt werden. In dieser Hinsicht sind auch tatsächliche Unrichtigkeiten festzustellen. Jedoch können auch die Abschnitte über Ungarn bei einer gewissen kritischen Haltung zur Orientierung

dienen. Daß der Revisionswille des Reiches und Österreichs auf Südtirol und die Anschlußforderung als spontane Bewegung der österr. Deutschen herausgearbeitet werden, verleiht dem Buch gerade im gegenwärtigen Österreich aktuelle Bedeutung. (Kl.)

332. Laeuen, Harald: *Östliche Agrarrevolution und Bauernpolitik.* Breslau: W. G. Korn 1934. 173 S. 8°.

Die Fassung vom Jahre 1929 blieb im wesentlichen erhalten und ist nur um Tatsachen und Erkenntnisse erweitert, die aus der Weiterführung bzw. dem Abschluß der ostmitteleurop. Bodenreformen wie aus der neuesten deutschen und russ. Entwicklung gewonnen wurden. Vor allem der grundsätzliche Ansatz des Buches erscheint uns beachtenswert. Im Sinne von Ipsens „Landvolk" wird das „Bauer"-Sein als eine besondere Art des Daseins gekennzeichnet, die es bei Franzosen und Italienern in diesem Sinne nicht gibt, die aber außer für uns Deutsche auch für den ostmitteleuropäischen Raum gilt und uns infolgedessen mit diesem schicksalsmäßig verbindet. An der verfallenden Adelsherrschaft wird gegenüber einer von den Gruppen der „Grünen Internationale" geprägten bäuerlichen Ideologie das Wesen einer Führung gezeigt, die allein staatliche Herrschaft aufrichten und tragen kann, weil sie boden- und volksverbunden, auf eigene Initiative gestellt, doch einer obersten Staatsführung verpflichtet bleibt. Dem kleinbäuerlich-kleinbürgerlichen Nationalismus mit verstädterter Bürokratie ist das Staatsdenken des vorwiegend auf eigene Kraft gestellten Locators entgegengesetzt. Von unten her ist auf die Bildung neuer Gemeinden und Gemeinschaften auf der Grundlage der Bodengenossenschaft gezielt, die in einer auf einen Großraum abgestimmten Planwirtschaft zu außenpolitischer Wirkung kommen. — Zu der Sicht Ungarns, die hier in engem Rahmen gegeben wird, mögen einige Bemerkungen folgen. Die Latifundien des ung. Hochadels waren zu einem erheblichen Teil verpachtet, denn auch hier war das kapitalistische Prinzip schon zerstörend in die patriarchal. Formen eingedrungen (S. 75). Durch die ung. Agrarreform wurden im wesentlichen Hausplätze verteilt und lebensunfähige Zwergwirtschaften geschaffen. Die politische Stellung des Großgrundbesitzes ist erschüttert (S. 82). Die faschist. Herrschaft einer zentralist. Bürokratie sucht sich gegenwärtig durchzusetzen. Jedoch ist das Ideal einer bodengebundenen Führerschicht in kleinen Kreisen politisch verantwortungsbewußter Jugend lebendig. (Kl.)

333. Lukács, Géza: *Gedanken zur friedlichen Verständigung in Europa* (Revision — Gleichgewicht — Friede). Saarbrücker Druckerei und Verlag A.G., o. J. 126 S. 1 Taf. 8°.

Es gibt in Europa eine Reihe von Kleinstaaten, in denen infolge des seit hundert oder mehr Jahren befolgten Grundsatzes der Neutralität — denn nur dieser gewährleistet ihren Bestand — alle echte politische Haltung so gut wie völlig aufgegeben wurde. Ungarn gehört doch wohl nicht in die Reihe dieser Staaten. Das vorliegende Buch jedoch ist nur als Erzeugnis eines „Neutralen" in diesem Sinne zu werten. Mit einem wenig echt wirkenden Pathos werden die Friedensdiktate von den in der politischen Sphäre nur als liberalistisch zu bezeichnenden Begriffen: Sicherheit, Glück und Wohlstand, Zufriedenheit unter den Menschen, internationaler Güterverkehr angegriffen. Machtpolitik wird der Wirtschaftspolitik gleichgesetzt. Naturgesetze, sittliche Gesetze, Volkstum bilden einen völligen Wirrwarr der Begriffe. Ein Beispiel unter vielen: „Das Kapital, das Weltkapital steht vor neuen Aufgaben, es muß mithelfen, eine neue Welt aufzubauen, eine neue Welt, in der sich die Lebenskräfte der Volkstümer immer kräftiger Geltung zu

verschaffen wünschen." (S. 94.) — Was inhaltlich über die Grundsätze Wilsons, die Minderheitenfrage, die Kriegsschuldfrage, das europäische Gleichgewichtssystem gesagt wurde, ist an anderer Stelle vielfach und zwar weit mehr durchdacht vorgetragen worden. Das Buch kann nicht den geringsten Anspruch erheben, auch nur irgend etwas zur geistig-politischen Auseinandersetzung beizutragen. (Kl.)

334. Moravek, Endre: *Nagymagyarország nemzetiségei* (Die Nationalitäten Großungarns). Bp.: Magyar Szemle Társaság 1934. 78 S. 1 Taf. 16°. (Kincsestár — Kl. Biblioth. d. M. Sz.-Ges., 4.)

Durch diese kleine Schrift, die in der Mitte zwischen geschichtl. Darstellung und polit. Rechtfertigung steht, wird eine Lücke im Schrifttum Ungarns ausgefüllt. Wir erhalten erstmalig eine Zusammenfassung der nationalen Verhältnisse und Bestrebungen und zwar hauptsächlich vom Ende des 18. Jh. an bis in die Jetztzeit. Für diese wird allerdings nur das geboten, was uns aus den „Lageberichten" bekannt ist. Leider wird der Widerspruch, der im alten Ungarn zwischen der Minderheitsgesetzgebung und der Praxis herrschte, kaum erwähnt, bzw. die Praxis wird mit der illoyalen Haltung der Minderheiten gerechtfertigt. Diese Art der Verteidigung ist nun zweifellos zu einfach, denn den ungarländischen Deutschen z. B. konnte ganz unmöglich Illoyalität gegen den Staat vorgeworfen werden. Auch die Magyarisierung wird einseitig als freiwilliger Assimilationsprozeß gekennzeichnet. Eine mehr ins einzelne gehende begriffliche Klärung der Eigenschaften des Magyarentums, die bei der Assimilierung wirksam wurden, würde zweifellos zu einer sinnvollen Deutung dieses Vorganges beigetragen haben. (Kl.)

335. Móricz, Nicholas: *The fate of the Transylvanian soil.* Bp.: Soc. of Transylvanian Emigrants 1934. 204 S. 2 Beil. 8°.

Unveränderte englische Übersetzung des (UJb. XII, Rez. 279) schon angezeigten Werkes. (-ő.)

336. Tarján, Ödön: *Der Weg der Tschechoslowakei und die ungarische Minderheit.* o. O., o. J. 84 S. 2 Taf. 3 Ktn. 8°.

337. Ders.: *Die Tschechoslowakei: Anfang Mai* 1934. Situationsbericht. Bp.: Sárkány-Dr. 1934. 16 S. 8°.

Die polit. Broschüre des jüdischen ehem. Schriftleiters des „Prágai Magyar Hirlap", des bis vor kurzem in Prag erscheinenden Blattes der magyar. Minderheit, ist zwar auch hie und da inhaltlich, vor allem aber wegen ihrer Tendenz interessant. Diese dürfte der von Elemér Hantos nicht gar zu fern stehen. Wenn hier von einer Donau-Großraum-Politik die Rede ist, so ist damit eindeutig eine Front der Klein- und Mittelstaaten des Donauraumes gegen das Deutsche Reich gemeint. „Die Tschechoslowakei und Ungarn werden durch den deutschen Imperialismus am meisten bedroht, denn Prag und Budapest laufen am meisten Gefahr, verschlungen zu werden, sollten sich die Träume Berlins jemals erfüllen" (I, S. 22). Auch am Schluß des Heftes (I, S. 84) werden nochmals die „parallelen Interessen" der deutschen Expansion gegenüber betont — andrerseits aber wird für die Revision eingetreten! Es ist sicher propagandistisch eindrucksvoll, das Schicksal Irlands im 19. Jh. als Parallele zum augenblicklichen Schicksal der Magyaren in der Tschechoslowakei hinzustellen, aber — bei aller willkürlichen Ausdeutung von Minderheitsgesetzen durch die Tschechoslowakei — durchaus nicht überzeugend. Greift man die Nationalitätenzahlen der tschechoslowak. Statistik an, so ist auch zu bedenken, daß die ung. Statistik von 1910 viele andere Volkszugehörige als Magyaren zählte.

Daß die Magyaren heute im slowak. und karpatenruss. Gebiet nur eine sehr dünne Intelligenzschicht aufweisen, ist z. gr. T. auf Abwanderung wie auf das Hinüberwechseln von Juden zur jüdischen und „tschechoslowakischen" Nationalität zurückzuführen. Außerdem ist nicht entscheidend, daß die Intelligenzschicht möglichst breit sei, sondern daß sie im richtigen Verhältnis zur Größe der Volksgruppe stehe. Verf. steht in dieser Frage noch eindeutig auf dem Standpunkt der liberalen Minderheitsauffassung. In bezug auf andere Fragen sind manche Zahlen allzu willkürlich verwendet. Außer dem fehlerhaften Deutsch ist die Form Gdynia für Gdingen auffallend. — Der Lagebericht ist in ähnlichem Sinn geschrieben, er behandelt die Frage der nicht-tschechischen Volksgruppen nur sehr summarisch, gibt lediglich interessante wirtschaftl. Daten, weist auf das Fiasko der Kl. Wirtschafts-Entente hin und betont die Schwierigkeiten im tschechoslowakisch-polnischen Verhältnis. (Kl.)

338. Trampler, Kurt: *Die Krise des Nationalstaats.* Das Nationalitätenproblem im neuen Europa. München: Knorr & Hirth 1934. 158 S. 3 Ktn. 8°.

Die Konstituierung von Nationalstaaten und die Lösung der Minderheitenfrage durch internat. Schutzverträge mußte versagen, weil sich diese westeurop. Konstruktionen nicht auf das gemischtvölkische Gebiet Zwischeneuropas übertragen lassen. Unter dem Eindruck der Arbeit des Nationalitätenkongresses empfiehlt Tr. den Ausbau der Volksgruppen zu kulturell autonomen Nationalständen auf Grund des Bekenntnisses (Nationalkataster), die dann mit ihren Volksangehörigen in anderen Staaten und auch mit ihrem Staatsvolk eine „Konnationale" bilden. Diese Konnationalen hätten den Kulturaustausch zwischen ihren einzelnen Nationalständen in den verschiedenen Staaten wach zu halten. Den Anregungen Tr.s fehlt es leider an quellenkundl. Materialunterbauung. Auch kann man nicht alle Krisenerscheinungen polit. und selbst wirtschaftl. Art mit der ungelösten Nationalitätenfrage erklären, ebensowenig religiöse Gemeinschaften in einer staatsfreien Sphäre bereits als gesichert ansehen. Bestehen denn nicht in allen Staaten mit uneinheitlichem religiösem Bekenntnis ganz erhebliche Spannungen? Trotz alledem verdient dieses Buch Beachtung, weil hier eine prinzipielle Klärung des tatsächlichen Zustandes versucht und eine grundsätzliche Neuregelung ganz durchgedacht ist, wenn auch die Lösung noch in weiter Ferne liegen mag. (o. sp.)

---

339. Beck, Salamon: *Magyar védjegyjog* (Ung. Warenzeichenrecht). Bp.: Selbstverl. 1934. VI, 365, LIX S. 8°. P. 20,—. (A „Polgári Jog" kvt. 19. f.)

B. sucht das geltende ung. Warenzeichenrecht systematisch zu entwickeln und stützt sich dabei auf die Sammlung der einschlägigen Entscheidungen von J. Sázsz und auf den Kommentar von Nagy-Szarka. Verf. kritisiert die Begriffsbestimmung des Gesetzes (aus dem J. 1890), die Warenzeichen als Unterscheidungszeichen für Waren des Handelsverkehrs definiert, erörtert die einzelnen Rechtsvorschriften, den Inhalt des Rechtsschutzes, die Arten des Warenzeichens und behandelt die Erwerbung des Warenzeichenrechts durch Eintragung bei den Handelskammern und dem Patentgericht. Auch auf die Mängel des geltenden ung. Rechts bezüglich der Eintragung wird hingewiesen. Von besonderem Interesse sind hierbei die Ausführungen über den Schutz von Warenzeichen ausländischer Unternehmungen. Falls diese nicht in das ung. Handelsregister eingetragen sind, können ihre diesbezüglichen Rechte nur durch einen in Ungarn wohnhaften Rechtsvertreter geltend gemacht werden. Die Arbeit geht schließlich auf prozeß- und

strafrechtl. Bestimmungen, sowie auf das internat. Recht des Warenzeichens ein. Die Rechtspraxis wird in den Ausführungen verarbeitet, von der ausländ. Literatur nimmt Verf. vor allem auf die deutsche Bezug. (Z.)

340. Hugelmann, Karl Gottfried (Hrsg.): *Das Nationalitätenrecht des alten Österreich.* Wien-Lpz.: Braumüller 1934. XIX, 814 S. 8°. brosch. 18,50, geb. 20,—.

Die Mitarbeiter sind sowohl Fachgelehrte wie Männer der Praxis (Verwaltungsbeamte oder Politiker), die Darstellung umfaßt nur die cisleithanische Reichshälfte. Ungarn wird nur in der einleitenden histor. Grundlegung Steinackers mitbehandelt, der die Fragen von Nation, Nationalität und Nationalismus für alle Geschichtsepochen seit dem Mittelalter in ein neues Licht rückt (Quellen nach Fischel, Materialien . . .). Er sucht die Behauptungen der slaw., slawophilen und auch ung. Geschichtsschreiber zu entkräften, die in der Habsburgerpolitik Germanisierungstendenzen sehen wollen. Vielmehr sei die Gleichberechtigung der Völker „alte habsburgische Tradition". Es handelt sich bei den Regierungsmaßnahmen jeweils nur um die Sorge für den Staat und dessen Untertanen (Wohlfahrtsstaat), nicht um eine Bevorzugung der Deutschen. So wird z. B. die Theorie einiger ung. Historiker, welche die habsburg. Siedlungspolitik nach der Türkenherrschaft als eine Maßnahme zur Schwächung des Magyarentums darstellt, als anachronistisch bezeichnet. — Das Nationalitätenproblem (vor und nach 1848, besonders nach 1867) wird für alle Völker analysiert und Möglichkeiten und Ansätze (Kremsierer Reichstag) der tatsächlichen Entwicklung gegenübergestellt. In der Beurteilung des Ungartums führt Steinacker die Tradition der österreichischen Historiographie fort. Auch das Deutschtum Österreichs nach 1867 bleibt nicht ohne Kritik. (l. sp.)

341. Komin, Ferenc: *A vétel nemzetközi magánjogi szabályozása* (Die internationalprivatrechtliche Regelung des Kaufs). Bp.: K. Grill 1934. 94 S. 8°. (A Bp. kir. m. Pázmány P. tud. egyetem magánjogi szemin. kiadv. — Ausg. d. privatrechtl. Sem. d. Bp. Univers. 7.)

Die vorliegende Arbeit behandelt mehr allgemein ein Problem des internat. Privatrechts und weist zum ungar. Recht — außer einigen Hinweisen auf ung. Autoren, Gesetzgebung und Regierungsvorschläge — nur indirekte Beziehungen auf. Verf. geht auf die Bestrebungen zur Vereinheitlichung der diesbezügl. internat. privatrechtl. Normen, insbesondere auf der Sechsten Haager Konferenz (1928) ein und wägt die verschiedenen Richtungen gegeneinander ab. Er fordert Anerkennung der Parteiautonomie zur Bestimmung des maßgebenden Rechts. Die kollisionsrechtl. Verweisung der Parteien soll sich jedoch nur auf Rechte beziehen können, denen die Parteien ursprünglich unterstehen; beim Fehlen einer Parteivereinbarung soll das Problem der Rechtsanwendung durch die dispositive Regel der Konvention gelöst werden. — Der Arbeit ist ein deutscher Auszug beigegeben. (Z.)

342. Ujlaki, Miklós: *A magyar magánjog módosulásai Romániában* (Die Abänderungen des ung. Privatrechts in Rumänien). Bp.: K. Grill 1934. 194 S. 8°.

U., der in seinen vorangehenden Arbeiten die Abänderungen des ung. Privatrechts auf den durch den Trianoner Vertrag der Tschechoslowakei, Österreich und Polen zugeteilten ung. Gebieten verfolgt hat (vgl. UJb. XI, Rez. 512 und XII, Rez. 308), verzeichnet hier mit knappen, aber das Wesentliche enthaltenden Angaben die Veränderungen, die das ung. Privatrecht im engeren Sinne durch die

neuere rumän. Gesetzgebung erfahren hat. Auch bereits außer Kraft gesetzte Abänderungen werden vermerkt, um die Rechtsentwicklung zu kennzeichnen. Der einleitende Teil der Arbeit enthält allgemeine Ausführungen über die in Rumänien geltenden (6) Rechtssysteme, ferner über die ung. Rechtsquellen, wobei U. das Geltungsgebiet des eigentl. ung. Privatrechts (Banat, Körös-Gebiet, Máramaros) von dem des auf österr. Grundlage beruhenden ung. Privatrechts (Siebenbürgen) unterscheidet. Nach Kennzeichnung der neueren diesbezügl. rumän. Rechtsvorschriften und Rechtsvereinheitlichungsbestrebungen registriert Verf. die abändernden Rechtsbestimmungen auf dem Gebiet des Personen- und Familienrechts, des Sachen-, Obligationen- und Erbrechts. Wichtig sind hierbei nur die rumän. Gesetze über jurist. Personen (1924), Aufhebung der Fideikommisse (1926), über Arbeitsverträge (1929) usw.; das Sozialversicherungsgesetz von 1933 wird nicht näher ausgeführt. Bei Voraussetzung der Kenntnis des ung. Privatrechts ist das sachliche Handbuch für Rechtswissenschaft und jurist. Praxis gleich ertragreich. (Z.)

---

343. Esztergár, Lajos: *Gyakorlati szociálpolitika* (Praktische Sozialpolitik). Pécs: Kultura kvny. 1933. 191 S. 8°.

Der Rechenschaftsbericht des Magistratsrats E. über die Sozialpolitik der Stadt Fünfkirchen umfaßt den Zeitraum von drei Jahren. Nach einem einleitenden Teil, der sich mit dem Stand sozialpolitisch-wissenschaftlicher Theorien in Ungarn befaßt, erörtert Verf. mit großer Liebe und vielleicht noch größerer Genauigkeit die sich zeigenden Aufgaben und ihre Lösung. — Es ist an dieser Stelle nicht möglich aus der Fülle der Einzelgebiete etwas herauszugreifen. Es sei hier nur hervorgehoben, daß die sozialpolitische Arbeit in Fünfkirchen erst zur Zeit der absteigenden Konjunktur in Angriff genommen wurde, so daß keine aufgespeicherten Mittel zur Verfügung standen. Trotzdem ist es der Stadt, der die Betreuung der Ärmsten obliegt, gelungen, durch eigene Mittel und durch planmäßige Leitung der von der Gesellschaft zur Verfügung gestellten Mittel die gröbste Not zu steuern. Notstandsarbeit, Barzuwendungen und Sachspenden, Volksspeisung und Notzeitbetriebe dienten zur Milderung der Lage insbesondere in der kalten Jahreszeit. — Das Buch ist lehrreich für alle, die sich mit dem Gebiet der Sozialarbeit in Ungarn vertraut machen wollen. (-r.)

344. Kerbolt, László: *A beteg falu.* A magyar falu szociális es közegészségügyi rajza (Das kranke Dorf. Skizze der Sozial- und Gesundheitsverhältnisse des ung. Dorfes). Pécs (Fünfkirchen): Egyetemi ny. 1934. 129 S. 8°.

Verf., der 25 Jahre als Gemeinde- und Kreisarzt tätig war, gibt eine eingehende Darstellung der Einkommens- und Arbeitsverhältnisse der Schnitter, anderer im freien Vertrag stehender Landarbeiter und des Gesindes. Die Wohnverhältnisse, die Brunnenfrage, die Art der Verpflegung werden ausführlich geschildert. Außerdem wird die Frage der Ärzte und Hebammen und der Betreuung von Kranken und Gesunden behandelt. Wenn sich herausstellt, daß neben anderen Mängeln die Verpflegung zu wenig Gemüse und Obst enthält, so ist klar, daß dieser Mangel durch die Initiative des Landvolkes selbst weitgehend beseitigt werden könnte. Die Ärztefrage liegt heute umgekehrt wie vor dem Kriege: damals gab es freie Stellen, heute ist auch das platte Land mit Ärzten überfüllt. Ihre Zahl im heutigen Ungarn ist doppelt so hoch wie im Vorkriegsungarn! Dagegen fehlen geeignete Pflegerinnen und Fürsorgerinnen. (Kl.)

7. Kunstgeschichte. Theater. Musik.

345. Hekler, A.: *Budapest als Kunststadt.* Küßnacht am Rigi: Lindner o. J. 159 S. 1 Blg. 8°.

Das handliche, sehr schön gedruckte Büchlein entwirft in knapper Form und klarer Gliederung eine gute Übersicht der sich in der ung. Hauptstadt befindenden Kunstschätze — wobei Kunst, im weitesten Sinn gefaßt, auch archaeologisches und volkskundliches Material mitbezeichnet. Die Abschnitte: Altertum, Mittelalter, Renaissance, Türkenherrschaft, Barock und Rokoko, Klassizismus und Neuzeit ordnen die Denkmäler nach allgem. histor. Prinzipien und geben so auch die wesentlichsten Motive der geschichtl. Entwicklung der Stadt an. Im letzten Abschnitt wird ein zusammenfassendes Gesamtbild von den Museen und Sammlungen Bpests ausgearbeitet. Das Werk ist nicht so sehr ausführlicher Katalog als vielmehr eine Art Wesensschau und nicht wegen der Vollständigkeit seiner Angaben, sondern info'ge der lebendigen, durch gut ausgewähltes Bildmaterial unterstützten Anschaulichkeit wertvoll. Kleine Fehler (z. B. Erdélyi statt Erdey) und Ungenauigkeiten (z. B. die Autentizität der Lionardostatuette) sollten in einer folgenden Auflage berichtigt, neben dem gründlichen Register und dem geschickt gezeichneten Orientierungsplan auch ein Inhaltsverzeichnis eingefügt werden. (y.)

346. Fenyő, Iván: *Szőnyi, István.* 28 S. 32 Taf.
347. Tolnai, Károly: *Ferenczy, Noémi.* 30 S. 32 Taf.
348. Farkas, Zoltán: *Medgyessy, Ferenc.* 30 S. 32 Taf.
349. Ártinger, Imre: *Derkovits, Gyula.* 30 S. 32 Taf.

Bp.: Bisztrai Farkas F. 1934. 8°. (Ars Hungarica, hrsg. v. I. Ártinger, Bd. 3 bis 6.)

Es scheint, als soll zunächst (glücklicherweise) die erste Zielsetzung der wertvollen Veröffentlichungsreihe: die Herausgabe der wichtigsten nachimpressionistischen Meister ung. Malerei verwirklicht werden, damit in später folgenden Bänden auf die neugewerteten Vorfahren hingewiesen werden kann. Die ersten 6 Bände zeigen schon die Umrisse jener neuen ungar. Malerei, die während des Ismen-Taumels und der Restauration akademisch-nationalist. Epigonentums eine künstlerisch und menschlich wahrhaftige und tiefe neue Kunst schuf. Motive und Stilelemente weisen oft nach dem Westen, hauptsächlich nach Paris; die Einflüsse des deutschen Expressionismus bedeuten gewöhnlich (z. B. bei Derkovits) nur Übergangsstadien. Auch einheimische Überlieferungen wirken sich aus, hauptsächlich die der Schule von Nagybánya (z. B. Szőnyi). Trotzdem zeigen sich in den Heften die Umrisse und Farben eines einheitlichen lebens- und daseinsfreudigen, trotz aller visionären Umgestaltung der Wirklichkeit, trotz aller Intensität des Lyrismus der Einzelnen wirklichkeitsverbundenen Gemeinschaftsstils. Die einzelnen Meister treten mit klaren Zügen hervor. Der vollen und plastischen Lebenswirklichkeit am meisten verbunden sind der Maler Szőnyi und der Bildhauer Medgyessy, beide gelangen von einem lebensnahen Realismus zu einer monumentalisierenden, durch die reiche und reife Vereinfachung großzügigen Darstellungsweise. N. Ferenczy, diese zwar etwas überschätzte, aber doch bedeutende Bahnbrecherin des modernen Gobelins geht vom entgegengesetzten Pol: einer überladen-artistisch-sentimentalen Dekorationskunst aus und schafft erst in den Nachkriegswerken einen reifen, durch die Andacht einfacher Linien und die Glut tiefleuchtender Farben wirkenden Stil. In den Werken des früh verstorbenen J. Derkovits klärt sich grober Expressionismus und agitatorische Problemmalerei zu einem

eigenen, von tiefleidendem Menschentum durchfluteten, warmen und reichen Kolorismus. Die schön gedruckten und im wesentlichen gut zusammengestellten Bände enthalten neben je 32 Bildern kurze, brauchbare, nur manchmal leider zu gewagt deutende Einführungsstudien. Man vermißt aber auch hier wenigstens eine farbige Reproduktion. (y.)

---

350. Ember, Ernő: *A magyar népszinmü története Tóth Ede fellépésétől a XIX. század végéig* (Die Geschichte des ung. Volksstückes vom Auftreten des E. T. bis zum 19. Jh.). Debrecen: Csáthy 1934. 88 S. 8°.

Von den verschiedenen Versuchen (vgl. UJb. XII, Rez. 146), die Geschichte des ung. Volksstückes, dieser, der Wiener Volksposse verwandten, am Ende des 19. Jh.s in Ungarn zur eigenen Blüte gelangten Gattung zu schreiben, ist E.s Arbeit die gelungenste. Einer knappen Skizze der ersten Entwicklungsphasen folgt die ausführliche Behandlung des Klassikers dieser Gattung E. T.; dann wird in klarer Gliederung das Bild der Produktion bis zum Absterben der Gattung gezeichnet. Die ordnenden Kategorien: „idyllisches, problematisches, historisches und ethnographisches Volksstück" sind zwar etwas oberflächlich gewählt, sie geben aber einen annehmbaren Rahmen für das mit viel Fleiß und philologischer Gründlichkeit nur etwas wortreich zusammengetragene Material. Schade, daß die musikgeschichtlichen Ansätze des D. Tóth nicht weitergeführt wurden, spielt doch das „Volkslied" im Gesamtbild der Gattung eine ausschlaggebende Rolle. Einen Fortschritt in der Erfassung des Problems bedeutet aber die, wenn auch noch immer etwas spärliche Heranziehung der schauspielerischen Motive der Entwicklung. (y.)

---

351. Balassa, Ottilie von: *Die Brahmsfreundin Ottilie Ebner und ihr Kreis.* Wien: Fr. Bondy 1933. 151 S. 8°.

Das Buch will ein Gedenkbuch sein, das ist es in vollem Maße geworden. Es bringt die Erinnerungen der Tochter an die Mutter, die Mitte des vorigen Jh.s im engverbundenen Musikleben Wiens und Budapests eine bedeutende Rolle spielte. Vom Leben und Erleben Ottilie Ebners als Sängerin, Musikpädagogin und als Mittelpunkt des Künstlerkreises, der eine Anzahl bedeutender und interessanter Persönlichkeiten umfaßte, gibt das Buch ein anschauliches Bild. Die begabte Künstlerin hatte Johannes Brahms in Wien kennengelernt, und es entstand eine Freundschaft zwischen ihnen, die erst mit Brahms Tode endigte. Viele interessante Persönlichkeiten wie Clara Schumann, die Sängerin Marie Fillunger, Bram Eldering, Viktor von Herzfeld, Hans Koeßler und Hubay zählten zu ihren persönlichen Bekannten. Briefe und Tagebuchaufzeichnungen verleihen dem Buch kulturhistorischen Wert. Der Kommunismus und die blutige Regierung Béla Kuns verdunkeln die letzten Lebensjahre der Künstlerin. (H. v. R.)

352. Bálint, Sándor (Hrsg.): *Szeged népe* (Das Volk von Sz.). Szeged: Prometheus 1933. 86 S. 8°.

Das sauber bearbeitete Liederbuch ist eine Fortführung der von L. Kálmán angebahnten heimatkdl. Volksliedsammlung von Sz. Die Anordnung des Materials erfolgt sehr richtig nicht nach textinhaltlichen Motiven, sondern nach der — im Sinne des Bartókschen Vorbildes festgestellten — Verwandtschaft der Melodien. Unter den 60 Liedern sind nur wenig unbekannte, die Hauptbedeutung des Buches liegt auch mehr in der Richtung der topograph. Erfassung des ung. Volksliedsingens. Interessant ist die in der Einleitung geschilderte Trennung der einzelnen

Liedertypen nach der soziolog.-kulturellen Schichtung der mehr städt. „Oberstadt", wo das neue Kunstlied am stärksten durchdrang, und der mehr dörflichen „Unterstadt", wo die alten Formen sich noch halten konnten. (M. S.)

353. Kerényi, György (Hrsg.): *Madárka* (Vöglein). Bp.: Magyar Kórus 1934. 111 S. 16°.

Das Heftchen enthält 102 ung. Volkslieder aus der Sammlung von Bartók, Kodály u. a. Die Sammlung erhebt keinerlei Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, sondern ist für den praktischen Gebrauch gedacht und nach äußeren Anlässen der Lieder („Abschied", „Hochzeit", „Abends im Dorfe" u. dgl.) geordnet. Eine Einleitung, die man sich etwas sachlicher gewünscht hätte, versucht die Brücke zwischen den einzelnen Abschnitten zu schlagen. (M. S.)

8. Kirchen, Unterrichtswesen.

354. Delattre, P. Pierre S. J.: *La Compagnie en Hongrie.* Jersey: Maison St.-Louis 1934. 84 S. 8°. (Hors de France, S. 367—450.)

Nach einer histor. Skizze über die Verbreitung des Jesuitenordens in Ungarn und Siebenbürgen im 16. Jh., dem Ausbau seiner Stützpunkte unter P. Pázmány und dem Schicksal des Ordens während Aufklärung und Liberalismus sowie nach dem auch hier einschneidenden Vertrag von Trianon — geht Verf. im Hauptteil seiner Arbeit auf die bestehenden Ordenshäuser in Budapest, Kalocsa, Szeged, Fünfkirchen, Mezőkövesd und Kapornak ein. In der Art einer geistlichen Reisebeschreibung schildert er Kirchenbauten, Bibliotheken, Seminare; berichtet über Art und Umfang der Kongregationen, über Seelsorge (mit Beicht- und Kommunionziffern der letzten Jahre) und über wissenschaftl. und literarische Tätigkeit. Als Jesuit vermag D. näheren Einblick in die starke Aktivität des Ordens zu gewähren und dessen Bedeutung für Kirche und katholisches Leben in Ungarn besonders zu würdigen. Die mit Einzeldaten und Aufzählungen etwas überlastete Schrift gewinnt an Anschaulichkeit durch eingefügte Gespräche mit führenden Jesuiten; bemerkenswert sind z. B. die Ausführungen des P. Tornyos über die Mission in einer kommunist. Barackenvorstadt von Budapest (S. 382 ff.). Verf. verweist auch auf Denkmäler in den ehem. Stützpunkten des Ordens (Raab, Stuhlweißenburg usw.) und auf das für eine Gesamtgeschichte noch nicht ausgewertete Archivmaterial. (Z.)

355. Herzog, Heinrich: *Die Verfassung der Deutschen Evangelisch-Christlichen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses im Königreiche Jugoslawien.* Lpz., Th. Weicher 1933. 162 S. 8°. Geh. M. 7,50. (Leipz. Rechtswiss. Stud., H. 81.)

Aus den dt. evang.-luth. Gemeinden, die bis 1819 der ung. ev. Kirche AC, der österr. ev. Kirche, der bosnischen ev. Kirche und der autonomen Kirchengemeinde in Belgrad angehörten, entwickelte sich die neue dt. ev. Kirche in Südslawien. Die Arbeit ist eine gründliche Darstellung der hist. Grundlagen und der Entstehungsgeschichte der neuen Kirchenverfassung, in ihrem 2. Teil eine ausführliche Erläuterung des geltenden Kirchenrechts selbst, das vornehmlich auf der Verfassung der ung. ev. Kirche AC fußt. Es besteht kein landesherrliches Kirchenregiment, das jus in sacra nimmt der König nicht in Anspruch, wohl aber erhält die Kirche das jus advocatiae des Staates. Die Konfession ist staatlich rezipiert, sie genießt volle Gleichberechtigung neben den übrigen Religionsgesellschaften des Landes. Die Genossenschaftsidee, der Gedanke der körperschaftl. Selbstverwaltung, das Gemeindeprinzip, das Prinzip der Gewaltenteilung und der Gleich-

stellungsgrundsatz zwischen Priestern und Laien sind soweit ausgebaut worden, daß die Kirche als Ideal einer wahren Volkskirche hingestellt werden kann. Eine dauernd aktionsfähige, einheitliche Zentralinstanz fehlt freilich ganz. Mit Recht weist Verf. bei der jurist. Behandlung der Verfassung darauf hin, daß diese auch „manchen Hinweis für die Weiterbildung unseres reichsdt. ev. Kirchenrechts bieten kann". (L. S.)

---

356. Asztalos, Miklós: *A Wittenbergi egyetem és a magyarországi kálvinizmus* (Die Wittenberger Universität und der ung. Kalvinismus). Jb. d. Inst. f. ung. Geschichtsforschg. in Wien, II. Bp. 1932, S. 81—94.

Während der ung. Kirchenhistoriker POKOLY die Meinung vertrat, die Ursprünge des ung. Kalvinismus gingen auf Wittenberger Einflüsse zurück, stellt A. die These auf, daß Wittenbergs Rolle das Umsichgreifen der neuen Glaubensrichtung lediglich förderte. Die meisten magyar. Studenten, die in Wittenberg studierten, waren der deutschen Sprache unkundig. Da das Luthertum der Frühzeit die deutsche Sprache bevorzugte, besaßen sie also nicht die notwendige Festigkeit in der luther. Lehre, um im Zeitalter des Kryptokalvinismus wahrzunehmen, daß die Richtung der Schweizer Theologen etwas Grundverschiedenes sei. Diese hatten dadurch, daß sie sich überwiegend der latein. Sprache bedienten, unter den magyar. Studenten eine bessere Wirkungsmöglichkeit. A. führt eine Reihe sehr beachtlicher Gründe ins Treffen, und es ist sicher, daß die Unkenntnis der deutschen Sprache das Umsichgreifen des Kalvinismus in Ungarn wesentlich begünstigte. (V-vec.)

357. Nagy, László; Kemény, Gábor: *A magyar közoktatás reformja* (Die Reform des ung. Bildungswesens). Bp.: Merkantil ny. 1934. 48 S. 8°.

Das Heft bringt den Text eines Reformvorschlags von N. (S. 5—11), datiert vom Dezember 1918. Die Hauptgesichtspunkte des Entwurfs sind: „Demokratisierung" der Schule, Unentgeltlichkeit und „Dezentralisierung" des Unterrichts, individuelle Entfaltung der einzelnen Schulen und Anpassung des Unterrichts an Reifegrad und „Individualität" des Schulkindes; die Volksschule soll 8 Klassen umfassen, die Fortbildungsschule (für 14—17jährige) auf Wirtschaftsberufe praktisch vorbereiten, die Mittelschule in den ersten drei Jahren Allgemeinbildung vermitteln, in den beiden letzten der wissenschaftl. Fachschulung vorarbeiten. Der Beitrag K.s skizziert den Werdegang des Verfassers des Reformvorschlags, der vor allem die Ergebnisse der Kinderpsychologie für die Ausgestaltung der Unterrichtsorganisation verwerten wollte. Da der Entwurf weltanschaulich auf demokratisch-individualist. Grundlage beruht, ist es verständlich, daß die Ausführungen gegen die „großzügige" bzw. „elastische" Unterrichts- und Bildungspolitik von Klebelsberg und Hóman Stellung nehmen. (Z.)

358. Nagy, Sándor: *A debreceni református kollégium*, I. (Das reformierte Kollegium in D.) Hajdúhadház: Selbstverl. 1933. 424 S. 20 Taf. Gr. 8°.

Das großangelegte Werk behandelt in diesem Bande die Geschichte des in der ung. Reformationsgeschichte besonders hervorragenden Kollegiums von den Anfängen (etwa 1549) bis 1849. Da aber die Darstellung nicht rein chronologisch, sondern vor allem nach systemat. Gesichtspunkten aufgebaut ist, werden die Linien oft bis in die Gegenwart gezogen. Verf. läßt die ursprünglich wohl noch lutherische, seit der Mitte des 16. Jh.s aber offenbar (wenn auch nicht ausgesprochen kalvinisch) reformierte Schule nicht aus der alten Franziskaner-Klosterschule,

sondern aus der Städtischen Schule entstehen (auf Grund der Forschungen von S. Szabó und Herpay). In der student. Organisation läßt sich die unmittelbare Beeinflussung durch die Wittenberger ung. „Bursa" deutlich erkennen. Die innere Organisation, die viel interessante, z. T. noch heute traditionell gepflegte student. Bräuche aufweist, wird mit liebevoller Anteilnahme geschildert. Besonders ausführlich ist der Csokonai-Prozeß dargestellt. Im Kapitel über die Lehrorgane werden neben den berühmten Professoren die Gehilfen derselben beim Unterricht auf den unteren Stufen, die sog. publici praeceptores, ausführlich aufgezählt. Besondere Kapitel behandeln die Entwicklung des Lehrplanes und der Methode. Wertvoll ist die Zusammenstellung der bei den einzelnen Fächern gebrauchten Lehr- und Hilfsbücher. Kapitel über die studentischen Vereine, Stiftungen, über die Partikel (die mit dem Kollegium im Zusammenhang stehenden oder von hier aus gegründeten auswärtigen Schulen) und über die Baugeschichte vervollständigen das Bild. Es wäre nur manchmal eine straffere Linienführung erwünscht. — Im Anhang werden die von Békefi übergegangenen Gesetze von 1796 abgedruckt, ferner eine wertvolle kurze biograph. Zusammenstellung über die Professoren bis 1700, von Josef S. Szabó. Namen- und Sachregister sind beigefügt. (W.)

360. Pongrácz, József (Hrsg.): *A pápai református főiskola négyszázados ünnepének emlékkönyve* (Gedenkbuch der Vierhundertjahrsfeier der reformierten Hochschule in Pápa). Pápa: Főiskolai kvny. 1933. 258 S. 4°.

Der schön ausgestattete und reich illustrierte Band enthält das ganze Aktenmaterial des im Herbst 1931 stattgehabten Jubiläumsfestes der vierhundertjährigen Hochschule, einer der ersten, deren Ursprung unmittelbar auf die ung. Reformation zurückgeführt werden kann. S. 178—180 und 184—190 ist das Jubiläumsschrifttum angeführt. (W.)

361. Vecsey, Lajos: *A szombathelyi királyi liceum alapitása és első évei* 1793—1808 (Die Gründung und die ersten Jahre des kgl. Lyzeums in Steinamanger). Szombathely: Vasvm. Múz. Barát. egyes. 1934. 95 S. 8°. (Publicationes Sabarienses. A Vasi Szemle könyvei — Bücher der Eisenburger Rundschau 2.)

Die Gründung des kgl. Lyzeums zu Steinamanger erfolgte auf Initiative des ersten dortigen Bischofs Joh. Szily, nach den Grundsätzen der Ratio Educationis von 1777. Es war also eine Übergangsstufe zwischen dem Gymnasium und der Universität, mit einem zweijährigen philosoph. Unterrichtskurs. (Die volle kgl. Akademie besaß außerdem noch eine jurist. Abteilung.) Verf. berichtet unter ausführlicher Bezugnahme auf die Quellen über die Entstehung dieser Schule und die ersten 15 Jahre ihres Bestehens. Erwähnenswert ist aus dieser Anfangszeit das entschiedene Auftreten Bischof Szilys, mit dem er das Eindringen des Rationalismus in seine neugegründete Schule abwehrte. Anhangsweise sind zwei die Gründung betreffende Urkunden abgedruckt. Eine kurze Bibliographie ist beigegeben. (W.)

Namen- und Sachverzeichnis.

Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Absolutismus 136f.
Ackerbauministerium, kgl. ung. 428.
Adam, L. 194.
Adelslisten 416.
adyïr (uig.) 213.
Adriafrage 315.
Ady, E. 405, 409.
aḏïn (uig.) 196.
Aggtelek 421.
„Apis" 13.
Agrarpolitik 310.
Agrarreform, ung. 366, 435.
Agrarrevolution, östl. 435.
Agrarverfassung, ung. 353 bis 384.
Agrarwesen, ung. 322.
ayrïy (uig.) 209.
Ajtay, G. 317.
Alapy, G. 294.
Aldebrő 357.
Alföldi, A. 281.
Almáskamarás 51.
Altofen 282.
Anders, J. Frh. v. 216f.
Angyal, P. 318f.
Anochin 197.
Antisemitismus 36.
Apponyi, Graf A. 220ff., 226, 228, 235ff., 240f., 243, 290, 418f.
Áprily, L. 270.
aqïn (uig.) 198.
Aquincum 281.
Arad 297.
Aradi, Zs. 432f.
Arany, J. 174, 269.
arïy (uig.) 208.
Arneth 136.
Arpaden 252.
„Ars Hungarica" 440f.
Ártinger, I. 440.
Assimilation 344, 436.
asïy (uig.) 209.
äsïn (uig.) 195.
äšyäk (dschag.) 203.
Asztalos, M. 348, 443.
Auer, G. 318.
Auner, M. 54.
Auslandsmagyaren 332, 346.
Auswanderung 358.
Babits, M. 270, 403.
Bachmann, K. 110.
Bágyog 420.
bay (uig.) 208.
Bakács, I. 400.
Balás, B., Szépvizi, 423.
Balassa, O. v. 441.
Bálint, S. 421, 441f.
Balkan 403, 434.
Balla, I. 313.
Ballagi, A. 411f.
Banat, rumän. 410.
Bánffy, M. 406f.
Banfi, F. 415.
Bang Kaup, W. 193—214, 335—340, 398.
Bánkut 413f.
Banner, J. 280, 413f.
Baranyajenő 79, 82, 87.
Baranyaszentgyörgy 79, 87.
Barcsay, A. 271.
Bárdos, L. 329.
Bargel, E. (E. B.) 307f., 315f.
Barock, öster., ung. 246, 385—390, 404.
Baróti, D. 404.
Barta, D. (D. B.) 331.
Bartal 237.
Bartók, B. 330.
batïy (dschag.) 208.
Bátky, Zs. 392, 395.
Batschka 50, 142.
Batsch-Neusiedel (Novoselo) 70, 73.
Bauer, H. 51, 71.
Bauernpolitik, östl. 435.
Bauerntum 368—373, 384, 424f.
Bayer, J. A. 149.
Beck, S. 437f.
Beheim, M. 6.
Békefi, R. 444.
Békés 413.
Bela Crkva (Weißkirchen) 69.
Benes, E. G. 426.
Benesch, O. 387.
Benkő, J. 295.
Berchthold, Zs. 304.
Berczeli, A. K. 271, 407.
Berényi, S. 308.
Berndt 424.
Berzeviczy, A. v. 289, 412, 418.
Berzsenyi, D. 271.
Bessenyei 13.
Bethlen, Graf St. 29, 41, 182, 351f.
Betriebe, städtische 431.
Bevölkerungsbewegung 358.
Bevölkerungslehre 423f.
Beynon, E. D. 394.
Bibliographie 262, 340, 400f.
Bibliothekswesen 262, 400.
Biczó, F. 267.
Biedermeier, Deutsch-ungar. 153ff.
bilig (uig.) 210.
biriyä (alttürk.) 203.
Biró, J. 267.
bitig (uig.) 210.
Bleyer-Denkschrift 1—192.
Bleyer, J. 1—47, 76, 144f., 164ff., 173, 177, 186—192, 397.
Blut und Boden, magy. 347.
Boberhaus (Schles.) 398.
Bobula, I. 288.
Bocskay 253.
Boehm, M. H. 166f., 169—172, 188f., 392.
Böhtlingk 194.
Bonomi, J. 296.
Bosniaken 407.
Bosnien 289.
Bouda, K. 264.
Brahms, J. 441.
Brahms-Bibliographie 262.
Brauchtum 421.
Braun, M. (M. Br.) 299.
Braunias, K. 433.
Brehm 204.
Brehm, B. 407f.
Bródy, A. 405.
Buchner, H. 427.
Buda (Ofen) 415.
Budaörs 265.
Budapest 293, 311f., 321, 326, 332, 440f.

Budapester Stadtbibliothek 262.
Bujnák, P. 266.
Bükk 420f.
Bulgarien 402, 428f.
Bulla, B. 249—254.
Bund ung. Landwirte 303.
Bünker, J. R. 78.
Burgenland 37, 40—43, 424.
Bürgertum 425.
Bussenius, A. (A. B.) 264, 266, 403, 421.
bütün (osman.) 198.
Byzantinistik 414.

Cadan (koman.) 212.
Castrén 212.
Chotek, Graf 217.
Coloczaer Codex 16.
Csáki, R. 57.
Csallóköz 294.
Csanád 415.
Csángó 423.
Csányi, K. 294.
Csaplovics 373.
Császár, E. 267, 412.
Császár, Edit 285.
Cséb (Batschka) 1.
Cseténvi, J. 316.
Csilléry, A. 36.
Csókássy, I. 328.
Csokonai 444.
Czinkotszky, E. 55.
Czóbel, E. 132.
Czvengros, B. 53.
čärig (uig.) 210.
-čï (uig.) 195.

Dános, A. 319.
Darvas, J. 408.
Dativ 203.
Deák, Fr. 176, 181, 188, 348, 350f.
Debrecen 443.
de Harlez, Ch. 335.
Delattre, P. 442.
Deli-Orman 402.
Demeter, A. 405.
Deminutiv-Formans 204.
Demokratie 416f.
Dénes, T. 385—390.
Derkovits, Gy. 440.
Deutsch-Altenburg 386.
Deutsch-Österreich 431.
Deutsch-Proben 297.
Deutsch-ung. Beziehungen 3—23.
Deutsch-ung. Heimatblätter (DUHbl.) 19, 46, 398.
Deutsch-ung. Wirtschaftsbeziehungen 427.
Deutscher Volksrat 28.
Deutsches Museum, Bln. 385, 389f.
Deutsches Reich 436.
Deutsches Theater in Ungarn 101—106.
Deutschtum im Ausland 296ff., 343, 423f.
— in Jugosl. 442f.
— in Rum. 299, 424f.
— in der Slowakei 297.
— in Ungarn 24—30, 35—100, 135—192, 248, 292, 296ff.
„Deutschungar" 144—164, 179.
Dévai-Biró, M. 265.
Devisenbestimmungen 320.
Dézsi, L. 262.
Didovácz, G. 53.
Dissimilation 343, 346.
Dlabacz, G. J. 390.
Dóczy, J. 400.
Dóczi, L. 106, 108, 267, 405.
Domanovszky, S. 412.
Donau 309, 317.
Donaubecken 251, 350ff.
Donaumonarchie 433.
Donauraum 292, 391, 433, 436.
Donauschwaben 46, 65, 410.
Dorfsoziologie 353—384, 439.
Dornyay, B. 420.
Doromby, K. 267.
Draganu, N. 402.
Drittes Reich 342, 433.
Droszt, D. 401.
Dsida, J. 272.
Dualismus 260.
Dugonics, A. 404.
Dunabogdány 282, 361.
Dunakömlöd 68, 298.
duru (osm.) 198.
Dutka, Á. 272.

Ebner, O. 441.
Edvi-Illés, P. 154.
Eger (Erlau) 353.
Egyed, I. 319, 322.
Eimann, J. 68.
Elek 51.
Elischer, B. 156.
Ember, E. 441.
Ember, Gy. 269.
Eötvös, Baron J. 181, 348.
Eötvös-Kollegium 31.
Eperjes 284.
Erbsitte 369, 373, 375, 378f.
v. Erckert 213.
Erdélyi, L. 267, 284.
Erdős, R. 272.
Erlau (Eger) 328, 353.
Ermatinger-Festschrift 21.
Ernyey, J. 78.
Ersekujvár (Neuhäusel) 419f.
Erzjanisch 301.
Esti, K. 274.
Estnisch 263, 299.
Esztergár 439.
Eszterle, M. E. 265.
Eugen, Prinz von Savoyen 136.
Europäische Revue 434.
Evang. Kirche in Südslaw. 423f., 442.
— — in Ungarn 258.
Eynern, G. v. 304.

Fabchich, J. 178.
Fábián, Gy. 422.
Farkas, J. v. (F.) 175—180, 182, 391, 397, 404, 408.
Farkas, Z. 440.
Farkas von Bölön, A. 416.
Faschismus 383.
Faust, Goethes, in Ung. 101—115.
Feldebrő 357.
Fejér (Weißenburg), Kom. 416.
Fenyő, I. 440.
Ferenczi, M. 262.
Ferenczy, N. 440.
Fernassimilation 208.
Fessler 180.
figura etymologica 200.
Fina (Mezőfény) 70, 72.
Finanzministerium, kgl. ung. 432.
Finanzwirtschaft, ung. 431.
Findeisen, H. 300.
Finnisch 403.
Finnisch-ugrisch 301.
Finnland 421.
Fischer, H. 48, 66.
Fittbogen, G. 256—261.
Fodor, F. 285, 396.
Folberth, O. 288.
Földi, M. 408.
Folklore 392.
Fraknói, W. 56.
Franken in Pannonien 254 bis 256.
Frankenburg, A. 151f.
Franz Karl, Erzh. 220f., 228.
Franzfeld 64.
Franziskaner 443.
Freyer, H. 135, 167, 170, 173, 182f.
Friedensverträge 434.
Friedrich, St. 36f.

Funck, J. (Funccius) 121f.
Fünfkirchen (Pécs) 439.

Gabrovitz, J. 325.
Gaedicke, H. 304.
Gailit, A. 269.
Garzarolli-Thurnlackh, K. 385, 389.
Geburtenrückgang 423.
Gedye, G. E. R. 313.
Gegenrevolution 36.
Gemeindeverwaltung 381f.
Gemination (türk.) 201, 209.
Genossenschaftswesen 375ff., 379, 382, 430.
Gentry 364.
Geographie 249, 291f., 393, 420f.
Geopolitik, ung. 249—254.
Gepidengrab von Gorzsa 414.
Geramb, V. v. 167.
Germanistik 3—23, 46—75.
Geschichte 116—143, 215 bis 249, 250, 280—291, 411—420.
Geschichtsprosa, ung. 116 bis 134.
Gesinde (landwirtschaftl.) 366.
Gewerberecht 319.
Glatz, E. 159f., 162.
Glatz, J. 151.
Gödre 79, 82, 87.
Goethe 15, 101—115.
Goitein, G. 267.
Goldsmith, M. 408.
Gols 41.
Gombocz, Z. 412.
Gombos, A. 268.
Gött, J. 401f.
Göttling, H. 32.
Gottsched 11, 13.
Gragger, R. 338.
Grassalkovich, Graf 142, 310.
Gratz, G. 24—30, 183f. 305.
Graz 332.
Greb, J. 48, 61.
Gregus, A. 406.
Grimm, J. 15.
Groß, H. 428f.
Großgrundbesitz 361—365, 382, 435.
Großlomnitz 61.
Großungarn 436.
Grothe, H. 296.
Gyallay-Pap, Zs. 295.
Győr (Raab) 293, 294.
Győrffy, I. 392, 395f.
György, J. 267.
Gyurikovics, G. 153.
-γ (türk.) 204. 207f.
-γ-Vorschlag 213.
-γalï (uig.), *-alï* (osm.) 203.
-γalïr (uig.) 203.
-γan, -γïn (uig.) 213.
-γïnča (uig.) 201.

Habsburg. Monarchie 407.
Habsburger 253f., 275, 313, 349, 401f., 407.
hadaha (mandsch.) 212.
Haiczl, K. 419f.
Haidegger, E. 306.
Hajducken 285.
Hajós 50, 71.
Hajós, E. M. (E. M. H.) 312, 326f., 329.
Handel, ung. 305ff., 427.
Handels- u. Gewerbekammer, Bp. 427.
„Hangya" 379.
Hanika, J. 297.
Hantos, E. 436.
Hantsch, H. 288.
Harms, G. (Hs.) 314f.
Harmsen, H. 423f.
Harsányi, L. 273.
Harta 51.
Hartig, Graf 218, 227, 229.
Hartmann, R. 76—100.
Hatvany, L. 416f.
Hausforschung 395, 425.
Házi, J. vitéz 285.
Heckenast, G. 155.
Heimatbücher, deutschung. 32.
Heimler, K. 292.
Heinrich, G. 4, 11, 48.
Heiß, Fr. 424.
Hekler, A. 440.
Helfert 219.
Heller, E. 319.
Heller, V. 306.
Heltai, K. 131—134.
Herman, O. 422.
Hermann, A. 413.
Herzog, H. 442f.
Herczeg, F. 150, 412.
A Hét 405.
Heuberger 255.
Heves, Kom. 361.
Hevesi, A. 112.
Himesháza 71.
Hinkel 297.
Hochadel 361ff., 381.
Hochklerus 361.
Hódmezővásárhely 280, 293, 414.
Hohe Tatra 257.
Holzkirchen 327.
Hóman, V. 62, 244f.
Homolyai, R. 320.
Honterus, J. 401f.
Horváth, B. 322.
Horváth, I. 406.
Horváth, J. 268, 412.
Horváth, K. 390.
Horváth, M. 341.
Horváth, St. 17.
Horváth, T. 413.
Houtsma 209.
Huber, J. 41.
Huberth, G. 320.
Hugelmann, K. G. 438.
Hugó, K. 267.
Humboldt, W. v. 203.
Humphrey, G. 293.
Hunfalvy (Hunsdorfer), P. 260, 422.
„Hungarus" 179f.
Hunnensage, ung. 9.
Hunsdorfer, J. u. P. 260.
Huszár, L. 328.

i-Umlaut (türk.) 208.
ičkin (dschag.) 200.
Illyefalvi, J. L. 311.
Illyrischer Karst 283.
-in (uig.) 195, 213.
Industrie, ung. 427.
Inflation 432.
Institut f. Mittel- u. Südosteurop. Wirtschaftsforschg, Lpz. 428.
„Intelligenz", dörfl. 380f.
Ipsen, G. 355.
irkin (dschag.) 198.
Isbert, O. A. (I.) 165—192, 263, 279f., 284, 286, 288, 292, 294, 296—299, 353, 392—398, 420—425.
isig (uig.) 211.
Isonzo 289.
Italien 266.
Iván, M. 432.
Iványi, B. 284.
Iványi-Grünwald, B. 329.
iyin (uig.) 193.

Ják 422.
Jakobs, R. 385f.
Janus Pannonius 407.
Jászi, O. 35.
Jazygen 285.
Jeney, J. 267.
Jesuiten in Ung. 442.
Jilly, L. 321.
Johann, Erzh. 215ff., 225, 229, 232, 234.
Jókay, Z. 283.

Jonášová-Hajková, St. 401.
Joó, I. 263.
Jorga, N. 419.
Joseph II. 139, 162.
Joseph, Erzh. 36, 218.
Joseph, Chasarenkönig 284.
Josika, Baron 230.
Judentum 37, 185, 317, 333, 354ff., 365, 374, 379—382, 405, 437.
Jugoslawien 442.
Juraksamojeden 300.

Kadosa, P. 330.
Kaffka, M. 405f.
Kál 353, 357.
Kalek, H. (Kk.) 275, 283f., 290, 313f., 332, 401, 408f., 410f.
kälgän (uig.), *gälän* (osm.) 203.
kälig (dschag.) 210.
Kalvinismus, ung. 443.
Kápolna 357.
Kapossy, J. 388.
Kardos, T. 406.
Karelien 302.
Karelisch 300.
Karinthy, F. 273.
Kármán, M. v. 258.
Károlyfalva 50, 71.
Károlyi, Á. 290, 412.
Károlyi, Graf 362ff., 366.
Károlyi, M. 26, 35.
Karpatenbecken 249—254.
Karpatenraum 350.
Karpatenrußland 333.
Kárpáti, A. 409.
Käsmark 256—261.
Kassák, L. 273.
Kászonyi, Fr. 175.
Katanoff 205f., 208, 210, 212.
Katholizismus, ung. 433.
Kauffmann, Fr. 47.
közig (uig.) 207.
Kazinczy, Fr. v. 4, 151, 177f.
Kelenyi, B. O. 262.
Kemény, G. 443.
Kemény, L. 326.
Keményi, F. 262.
Keményi, G. 306.
Kerbolt, L. 439.
Kerényi, Gy. 442.
Keresztúry, D. v. (-ő, y) 262—279, 289f., 293, 295—314f., 327ff., 331ff. 397, 400, 403—411, 440f.
Kertész, J. 401.
Kertész, M. 264.
Kessler, H. 420f.
Keszthely 430.
kičig (uig.) 211.
-kin = *-ik* = *-kän* = *-miš* (uig.) 199.
Kirchenburgen 327.
Kirchengeschichte 333, 412f., 442f.
Kirchenrecht 442.
Kisbalaton (Kl. Plattensee) 420.
Kisch, G. 64.
Kisdorog 71.
Kisfaludy, S. 17, 267.
Kiskunhalom 293.
Kiss, E. 307.
Kiss, J. 405.
Kivikas, A. 269.
kižizü (tel.) 210.
Klaproth 212.
Klausenburg (Kolozsvár) 31, 107.
Klausenburger Staatsarchiv 293.
Klebel, E. 424.
Klebelsberg, K., Gr. 314.
Klein, K. K. 285.
Klein, V. (V. K.) 421, 423.
Kleinadel 362.
Kleinhäusler 371f., 375.
Kleinlandwirte, ung. 192.
Klempa, K. 405.
Klingemann 106f.
Klocke, H. (Kl.) 287, 298—296, 298, 303f., 310, 312f. 333, 353—384, 397f., 400f., 410, 413, 415ff., 420, 424, 426, 428f., 432—437, 439.
Knaurs Konvers. Lex. 263.
Kóbor, T. 274.
Koch, L. 262.
Kocsola 81.
ködüg (uig.) 207.
Kohlruß, E. 307.
Kókai, R. 331.
Kolbenheyer, E. (-r) 304, 426, 431, 439.
Kollonitsch 138.
Kolonisation 135—143, 252.
Kolowrat 216f., 221, 224, 228ff., 232, 234, 240.
Kolozsvár (Klausenburg) 31, 107.
Komin, F. 438.
Kommunismus 28.
Kompolt 357.
König Herodes, Spiel vom 76—100.
Königsberg (Ujbánya) 55.
Königsfrage 315.
Konnationale 437.
Koordination d. Reichst. 232, 234, 236, 238, 243.
Kopáncs 280.
Koppitz, R. (Kptz.) 286f., 290, 293, 407f., 417f.
Korabinsky 357.
Kornis 186f., 190f., 412.
Körösi-Csoma Ges. 337.
Kós, K. 273.
Kossuth, L. v. 254, 416.
Koszó, J. 31—34.
Kosztolányi, D. 274.
Kotacpart 280.
Kotwicz 194.
Kovács, J. 107f.
Kovátsits, L. 429.
Köves, T. 409.
Kowalski, T. 402.
Krasznabéltek 66.
Kremnitz 297.
Kriegsfürsorge 322.
Kroaten 424.
Krofta, K. 413.
Kronstadt 401f.
Krudy, Gy. 275.
„kubikusok" 354.
Kumorowicz, B. 412.
Kun, B. 441.
Kunágota 310.
Kuncz, Ö. 321.
Kunstgeschichte 326—332, 385—390, 423, 440f.
Kunz, J. 434f.
Kurutzen 42.
Kutka, N. 40.
Kuzsinszky, B. 281.

Laban, F. 164.
Ladik, G. 322.
Ladislaus d. Hl. 252.
Laeuen, H. 435.
Lakó, Gy. 403.
Landesplanung, ung. 304.
Landnahme, ung. 250ff., 414.
Landtag, ung. 319.
Landvolk 383, 439.
Landwirtschaft 304, 307, 309, 353—384, 400, 426, 428, 430.
Landwirtschaftskammer, ung. 426.
Landwirtschaftsminister 318.
Lambrecht, K. 422.
Lamer, M. 428f.
Lamprecht, K. 11.
Lappisch 302.
-layu (A. T.) 194.
Lázár, B. 329.
v. Le Coq 197—200, 205, 207, 211f., 336, 338.
Legitimismus 315.
Lehtisalo, T. 300.

Lendl, A. 430.
Leskinen, E. 300.
Leopold, Erzh. 221f.
Lesser, St. 103.
Léva (Lewenz) 419.
Levente 383.
Lewy, E. 301.
Lichner, P. 53.
Lichtträger, F. 314.
Liedemann, Rose 155.
Lintzel, M. 254.
Lipták, J. 256.
Liszt, F. 331.
Literaturwissenschaft 266 bis 280, 391, 402.
Loesch, K. C. v. 423f.
Löher, F. v. 248.
Lorenz, R. 286.
Lósy-Schmidt, E. 308.
Ludewig, M. 428f.
Ludwig, Erzh. 221, 224, 229, 240.
Lukács, G. 435f.
Lukinich, I. 412.
Lumtzer, V. 47.

Machard, A. 275.
Madách, I. 276, 331, 405.
Maggiorotti, L. A. 415.
Magnaten 236.
Magyar, L. 277.
Magy. irod. ritkaságok 406.
Magyar Statiszt. Szemle 313.
Magyarisierung 177—181, 185f., 189f., 258ff., 357.
Magyaróvár (Ung. Altenburg) 429.
Magyarság 40.
Magyary, Z. 47.
Makkai, S. 279.
Makra, L. 320.
-mal (mong.) 213.
Mályusz, E. 62, 184ff.
Mandel, M. 284.
Manich. Erzähler 196.
Mann, Th. 409.
Manninen, L. 301.
Mányoki, A. 329.
Márni, S. 409f.
Marck, A. 276.
Maria Theresia 13, 137, 227, 287, 323.
Markó, A. 416.
Markwart, J. 336.
März, J. 315.
Máté, I. 322.
Mátra 420f.
Matthias Corvinus 56, 252f.
Mátyás, S. 267.
Maulpertsch, A. 385—390.
Mécs, L. 276.
Melich, J. 10.
Melioranski 199, 201.
Mellinger, K. 406.
Mendelényi, L. 318.
Mendől, T. (T. M.) 304, 325.
Menges, K. 197.
Metsanurk, M. 269.
Metternich, Fürst 18, 216ff., 220ff., 224f., 228—231, 233, 237f., 240, 257.
Mezőfény (Fina) 70, 72.
Mezőpetri 66.
Michnay, A. 53.
Milotay, St. 40.
Minderheiten 43, 343, 436f.
Mitnitzky, M. 306.
Mitteleuropa 250.
Mittelstaedt, I. (Mdt.) 264.
Moldau 423.
Möller, K. v. 139.
Molnár, F. 410.
Moór, G. vitéz 319.
Móra, F. 267, 410.
Mórágy 71.
Moravatal 252.
Moravcsik, Gy. 414.
Moravek, E. 436.
Mordwinisch 301.
Móricz, N. 436.
Móricz, Zs. 276.
Moszyński, K. 299.
Müller, Fr. 64.
Müller, F. W. K. 203, 236.
Müller, G. (G. M.) 280f.
Müller, P. 417.
Mundartforschung, deutsche in Ungarn 47—51, 63—75, 265.
Munier-Stroblewska, M. 410.
Munkácsi 208.
Mussolini 313.
Musik, ung. 441f.
Muth, J. 265.

Nachfolgestaaten 313.
Nadler, J. 14, 122.
Nagy, A. 267.
Nagyárpád 51, 71.
Nagy-Baradla 420f.
Nagyenyed 293.
Nagy, G. v. 308.
Nagy, Gy. 420.
Nagy, J. v. (N.) 273, 276.
Nagy, L. 282, 443.
Nagy, S. 443f.
Nagyszékely 71.
Namenkunde 57—62.
Nation 165—192, 258, 341 bis 352, 393, 438.
Nationalitäten 247f., 348, 350, 436ff.
Nationalitätenministerium 37, 44f.
Nationalismus 433, 438.
Nationalstaat 344, 437.
Nationaltheater, ung. 102, 106f., 109—115.
Nationalversammlung, slowak. 38.
Nemesnádudvar 51.
Németh, A. 112, 331.
Németh, Gy. 412.
Németkér 68, 298.
Német philologiai dolgozatok 9, 48, 61.
Neuber, E. 325.
Neue Post 41.
Neuhäusel 419f.
Neuwerbaß 67.
Nikolaus I. 218.
Nizsalovszky, E. 322, 323.
Nobl, I. 269.
Nyberg 211.
Nyugat 409.

Oberufer 77.
Obugrisch 264, 266.
Ödenburg (Sopron) 285, 292, 294.
Ofen 52, 61, 415.
Ofener Stadtrecht 53.
Oláh, G. 267.
Ondrouch, V. 282.
öñin (uig.) 194.
Orend, M. 425.
Orkhon-Inschriften 193.
Ortsnamen 57—62.
Ortutay, Gy. 405.
Österreich 417, 430, 433, 435, 438.
Österreich-Ungarn 288.
Österr.-ung. — franz. Beziehungen 401.
Österr.-Ung. Monarchie 430.
Osteuropa 341—352, 423ff.
Ostmitteleuropa 425, 435.
Oswald der Schreiber 55.

Pädagogik 31—34.
Palatin 215, 219, 223f., 228, 230, 232, 235f.
Palotabozsok 71.
Pannonien 254—256.
Pap, G. 322.
Pap, K. 406.
Pápa 294, 387, 444.
Papp, J. 400.
Parducz, M. (P.) 280—284, 413f.
Pári 79—89.

Paris 411.
Parlament 323.
Partium 253.
Patin, E. 308.
Patsch, K. 283.
Paul V., Papst 415.
Paulay, E. 109.
Paulsen, P. 280.
Pavel, A. 422.
Pázmány, P. 277.
Pécs (Fünfkirchen) 439.
Péczely, Ö. 269.
H. Pedersen 204.
Peidl, Minist. 36.
Pekarsij 199, 208.
Pelliot 194, 208.
Permische Sprachen 403.
Pest 260, 415.
Pester deutsches Theater 105.
Pesty, Fr. 61.
Peters, M. (M. P.) 280f.
Petersen, C. 168f., 171f., 185, 297.
Pethő, S. 315.
Petrovay, Z. 323.
Petrovics, E. 326.
Petz, G. 4, 11, 21, 46—62.
Pfisterer, L. 326.
Pfotenhauer, M. (-au-) 267, 295, 405.
Pigler, A. 385, 387.
Pintér, E. 391.
Plattensee, Kleiner 420.
Politik 24—30, 313—316, 432—439.
Polner, Ö. 323.
Pongrácz, J. 444.
Poppe 195, 209, 213.
Populationistik, theres. 135—143.
Praedic. Instrumental (türk.) 208.
Prag 388.
Prämonstratenser 412f.
Preßburg 14, 53, 160f.
Privatrecht, internat. 438.
Procopius, B. 328.
Pukanszky, B. v. 2, 20, 55, 57, 144—164, 412.
Pukánszky-Kádár, J. v. 101—115, 268.
Pulszky, F. 149.
Pyrker, L. 5.

-°q (türk.) 204. 206f.
qai (alt.) 194.
qalan (osm.), *qalγan* (uig.) 202.
qarïn (uig.) 199.
qatïγ (uig.) 209.
qïna (alttürk.) 201.
quđuγ (uig.) 208.
qurïγa (alttürk.) 203.
Qvigstad, J. 302.

Raab (Gyär) 388f.
Rábaszovát 420.
Rácz, Gy. (G. R.) 319, 321.
Radloff 193, 196, 202, 205f. 210, 212.
Radnóti, M. 405.
Rákóczy, Fr., II. 416.
Rakodczay, P. v. 114f.
Rákosi, G. (Kremsner) 152.
Ramstedt 194, 200, 204, 211.
Rapaics, R. 422f.
Raquette 205, 208, 211.
Rassebegriff in Ung. 174f., 405.
Rätediktatur 35.
Ráth-Végh, I. 400.
„Raubzüge", ung. 250.
Recht u. Verwaltung 317—325, 437—439.
Reformation, ung. 116f., 443.
Reformierten-Hochschule, Pápa 444.
Reformierten-Kollegium, Debr. 443.
Régi-Rerrich, B. 327.
Régnier, P. E. 290.
Reichstag, österr. 226, 228, 230, 232, 236, 238.
Reinöhl, Fr. 215—243.
Reitzenstein, W. (R.) 289.
Relkovic, N. 332.
Reményik, Zs. 277.
Renaissance, ung. 406.
Renner 42.
Révai 17.
Revision 43, 316, 434.
Revisionsliga, ungar. 434.
Revolution, europ. 432.
Revolution, ung. 260.
Retzlaff, H. 424f.
Riedl, Ferenc. 265.
Riedl, Fr. 424.
Riedl, Frigyes 271.
Riehl, W. H. 170.
Rooß, H. v. (H. v. R.) 265, 288, 291, 296, 410, 441.
Roth, A. 405.
Roth, St. L. 288.
Rózsás, J. 265.
Ruman, M. F. 259.
Rumänien 308, 315, 419, 438.
Rumänisch 402.

Saczek, L. (L. S.) 289, 242f.
Salemann 236.
Samoilovič 194.
sän (tel.) 197.
Sandhi 208, 210.
Sanierung 432.
Sásdi, S. 277.
Sathmar 42, 66, 70, 344.
satïn, satïlïg (osm.) 197.
Sauer, A. 14.
Schaeder, H. H. 211, 336.
Schedel-Toldy, Fr. 151, 180.
Scheel, O. 297.
Schedius, L. 267.
Scheiner, A. 52f.
Schiemann, Th. 218.
Schier, B. 425.
Schilling, R. 68, 71, 74, 298
Schirmunski, V. 50, 67.
Schlegel, D. u. F. 17.
Schlesien 260.
Schlitter, H. 215, 217f.
Schmidt, E. 315.
Schmidt, H. 46, 48—51, 62—75.
Schmidt, L. 254—256.
Schneider, M. 416.
Scholz, H. 425.
Schönebaum (Schbm.) 414f.
Schoowe 75.
Schröer, K. J. 77, 159.
Schröer, T. G. 158, 160ff.
Schroller, H. 280.
Schuller, K. 77.
Schullerus, A. 52, 55.
Schulpolitik, ung. 349.
Schultheiß, E. 321.
Schultheiß, G. 157.
Schulwesen 256—261, 383.
Schünemann, K. (K. S.) 135—143, 283ff., 290f., 298.
Schüttinsel, große 294.
Schwäbische Türkei 79.
Schwartz, E. 62.
Schwarzmeergebiet 50.
Schweinezucht, ung. 426.
Schwicker, J. H. 298.
Sebestyén, K., Cs. 284.
Seiber, M. (M. S.) 329f., 441f.
Selbstbestimmungsrecht 40.
Septimanien 255.
Serbien 314.
Serényi, A. 332.
Session 372—375.
Séthy, A. 322.
Seton-Watson 289.
Shakespeare 269.
Siebenbürgen, Gesch. 253, 280, 293.

Siebenbürgen, Literatur 262, 401f.
—, Sprache 52, 61.
—, Volk 295, 425.
Siebenbürger Sachsen 54, 143, 279f., 285, 299, 402, 424f.
Siedlung, gegenw. in Ung. 303.
Siedlungsgeschichte 135—143, 424.
Siedlungsmundarten 49.
Sievers, E. 7, 203.
-sïγ (uig.) 210.
Silberstein, A. 333.
silik (uig.) 208.
Silowirtschaft 429.
Sinkovics, I. 311.
sïsiq (osttürk.) 212.
Siska, Fr. 55.
Sivirsky, A. L. I. 264.
Slawen 299.
Slawen in Ung. 259.
Slawen, Volkstum 425.
Slowakei 37—40, 256—261, 294, 413, 425, 434.
Slowak. Autonomie 37—40
Sólyom, J. 309.
Somogyhárság 79, 82.
Somogyszentlászló 79, 82, 87.
Sonntagsblatt 29.
Sós, M. 269.
Sopron (Ödenburg) 292.
Sozialhygiene 325, 439.
Sozialpolitik 367, 439.
Sozialwesen 322, 325—326.
Soziologie 393.
Spek, R. 297, 298.
Spiegel 211.
Spohr, L. (l sp.) 438.
Spohr, O. (o. sp.) 304—309, 401f., 424—428, 430f., 433f., 437.
Sprachatlas (Wenker) 47.
Sprache, magyar. 258f., 261.
„Sprachkampf", Siebenbb. 288.
Sprachwissenschaft 47—75 402.
Springer, J. 420f.
Srbik, H., Ritter v. 218, 286.
Staatsbegriff, ung. 351.
Staatshaushalt, ung. 431.
Staatsidee, ung. 253.
Stammesinseln, magy. 394.
Statistik 311—313, 432.
Statistisches Zentralamt, kgl. ung. 312.
Stein, P. 332.
Steinacker, E. 146f., 159, 164.
Steinacker, G. W. 159ff.
Steinacker, H. 438.
Steinamanger (Szombathely) 388, 422, 444.
Steinitz, W. (W. St.) 263f., 299—303.
Steirische Bucht 252.
Stengl, M. 387.
Stephan d. Hl. 389.
Stephan, Erzh. 215—243.
Stephansreich 350.
Steuerwesen, ung. 432.
Steward Smith, L. 291.
Straßburg 293.
Straubinger, J. 70.
Struckmeyer, H. 323.
Stubenrauch, W. (Stb.) 402f.
Stuhlweißenburg (Székesfehérvár) 387.
Suchenwirt, P. 6.
Südosteuropa 283, 384, 414, 428.
Südosteuropa-Kolleg 398.
Südslawien 428f.
Südungarn 64, 76.
Suffixhäufung 203.
Suomi (Finnland) 421.
süzük (uig.) 198.
Sylvester 365.
Syrjänisch 403.
Sz. Norbert 412.
Szabó, D. 287.
Szabó, J. 444.
Szabó, M. 309.
Szabó, N. 309.
Szabó, T. A. 293.
Szabolcska, M. 267.
Szakadát 71.
Szalatnak 51.
Szalay, A. 282.
Szalay, F. 267.
Szalay, K. 326.
Szarvas 413f.
Szász, L. 431.
Szászy, I. 323.
Szatmár, Kom. 48.
Széchenyi, Graf Fr. 18.
Széchenyi, Graf St. 18, 345, 348, 350f., 416.
Szeder, P. 310.
Szegedin 308, 327, 441.
Szegő, I. 324.
Székely, St. 116.
Szekfü, J. 21, 153, 181, 244—249, 341—352.
Szekler 416.
Szemere, L. 278.
Szente, A. 324.
Szentpétery, I. 56.
Szerb, A. 404.
„Szerémség" 252.
Szigeti, Gy. 431.
Szigligeti 106, 269.
Szily, Bischof 444.
Szimon, B. 267.
Szira, B. 271.
Szögyény 237.
Szolnok 293.
Szombathely (Steinamanger) 444.
Szönyi, I. 440.
Szönyi, O. 327.
Sztachovics, R. 77.
Sztáray, Graf 360f., 366.
Szudy, E. 316.

Takács, G. 320, 322.
Takács, L. 263.
Takáts, A. 294.
Tamás, I. 410f.
Tamási, A. 278.
Tamassare, A. H. 269.
Tarján, Ö. 436f.
tärkin (Dschag.) 198.
Tarna 353, 357.
Tartaren 414.
Teilbau 361, 378.
Teleki, Graf P. 292.
Térfy, B. 323.
Tersánszky, J. 278.
Teuchert, H. 49.
Tevel 71.
Theater, ung. 101—115, 331, 441.
Theiß 426.
Theißkultur 280, 414.
Theudebert 254.
Thienemann, Th. 3—23, 46, 48.
Thirring, G. 294.
Thomsen, V. 303.
Thomsen 193, 198, 202, 205, 207f., 211, 336.
Tiefland, ung. 251.
Tinayre, M. 290.
tïnïq (kom.) 198.
tirig (sag.) 210.
tirin, tirkin (uig.) 198, 213.
Tisza, Graf St. 418.
Tiszaeszlár 317.
Tiszántúl 426.
tiyin (uig.) 193.
tökün (uig.) 198.
Toldy (Schedel), Fr. 151, 180.
Tolnai, K. 440.
Tolnai, L. 267.
tolun (uig.) 198.
Tomcsányi, M. 324.
Tomörkény, I. 405f.
Tontsch, H. 401.
Tormay, C. 290.
Tornyos, P. 442.

Török, A. 35—45.
Török, J. E. 310.
Török, S. 411.
Tóth, A. 405f.
Tóth, E. 441.
Tóth, F. 294.
Tóth, L. 268, 415.
Transdanubien 62, 250, 252, 294.
Transylvanien 436.
Trampler, K. 432.
Trautsohnfalva 71.
Treml-Tamás, L. (-sl-) 402, 419.
Trianon 349, 438, 442.
Tripartitum 287.
Trócsányi, Z. 295.
Troger, P. 385—390.
Tropfsteinhöhlen 421.
Trostler, J. 116—134.
Tschango 423.
Tschechoslowakei 398, 401, 413, 434, 436.
Tschechoslowakisierung 434.
Tschuwassisch 403.
Tuglas, F. 270.
Turfanhandschriften 337.
tui (alt.) 194.
Türken 402.
Türkenkriege 253.
Turkologie 193—214, 335 bis 340.
Turóczi-Trostler, J. 265.
turqun (dschag.) 198.
turuq, tütün (uig.) 198.
tuyïn (uig.) 193.
tuyuy (uig.) 210.

ügün (uig.) 196.
Uirményi, J. v. 229, 232, 234.
Ujfalussy, A. v. 107.
Ujlaki, M. 438f.
Ullmann, H. 170.
uluš (uig.) 209.
Ung. Altenburg (Magyaróvár) 429.
Ung. Institut a. d. Univ. Berlin 23, 397.
Ung. Nationalbank 320.
Ung. Nationaltheater 102, 106f., 109—115.
Ung. Wirtschaftsjahrbuch 305.
Ungarld. Deutscher Volksbildungsverein 29.
Ungarn, Bibliothekswesen 262, 400f.
—, Geschichte 116—134, 244—249, 254ff., 280—291, 411—420.
Ungarn, Kirche 327, 412f., 442f.
—, Kunst 101—115, 326—332, 385—390, 440—442.
—, Land 249—254, 291—294, 420f.
—, Literatur 3—23, 46—62, 116—134, 264—280, 391, 403—412.
—, Nationalitäten 247f., 348, 350, 436.
—, Politik 24—30, 35—45, 135—143, 176—192, 215 bis 243, 313—316, 341—352, 432—437.
—, Recht 317—325, 437ff.
—, Sprache 264—266, 265.
—, Staat 249—254, 289f., 341—352, 416, 433.
—, Statistik 311—313, 432,
—, Unterricht 31—34, 256 bis 261, 332f., 443f.
—, Verwaltung 318—325, 438f.
—, Volk 173—192, 249—254, 294ff., 392—397, 421—423, 436.
—, Wirtschaft 303—311, 359f., 365—378, 426—431.
Unterrichtswesen 256—261, 332—333, 443f.
Ural-altaisches Institut 338.
Urbarialverfassung, ung. 287, 376.

Vágó, J. 306.
Vajthó, L. 271.
Valjavec, Fr. (V-vec) 244—249, 288f., 405, 412f., 415f., 419f., 443.
Vándor, Gy. 266.
Vargha, Gy. 267.
Vass, Kl. 61.
Vaszary, G. 411.
Vecsey, L. 444.
Verancsics, F. 415.
Verbaladjektive 204.
Verbász 48f., 64.
Verbőczy, St. 401.
Veress, E. 423.
Verpelét 353—384.
Versailles 342.
Versicherungswesen 310, 321, 325, 326.
Vértesacsa 51.
Verwaltung 324, 380.
Veterinärwesen 318.
Vidákovich, A. 413.
Viehzucht 377, 426f.
Virilisten 380ff.
Viski, K. 392, 394f.
Voit, P. 328.
Völkerrecht 434.
Völkerwanderungszeit 250f.
Volksbegriff 166—171.
Volksgrenze 424.
Volksgruppen 437.
Volkskunde 76—100, 294 bis 303, 392—397, 421—425.
Volkslied 5, 329.
Volkspolitik 135—143.
Volkstheorie 169.
Volkstum 261, 341—352, 392—397, 421.
Volksschauspiel 76—100, 441.
Volksspiegel, Der 392.
Volks- und Landeskunde 291—303, 420—425.
Volkswohlfahrt 322.
Vonház, St. 48.
Vorgeschichte 280—283, 413f.
Vorkriegsungarn 249.
Vyškovce 282.

Walter, F. 217.
Weber, F. 289.
Weidegenossenschaft 375, 382.
Weidlein, J. 50f., 62, 71.
Weifert, L. 69.
Weißenburger Kom. 416.
Weinbau 360.
Weißkirchen (Bela Crkva) 69.
Weller, K. 255.
Wellmann, I. 400.
Welsh, T. E. 263.
Weltchronik v. St. Székely 118—131.
Weltkrieg 254, 419.
Weltwirtschaft 430.
Wenker, G. 47, 69.
Weöres, Gy. 403.
Westerfeld, Fr. 70.
Westkarpat. Bergbaugebiet 297.
Wiczián, D. (W.) 443.
Wien 163, 215—243, 441.
Wikinger 280.
Wiklund 300.
Wilde, E. 270.
Windisch, K. G. 14.
Windischgrätz, Fürst 417f.
Wirtschaft 303—311, 426 bis 431.
Wirtschaft, gesteuerte 430.
Wirtschaftspolitik 427.
Wittenberg 443.

Wittstock, E. 279.
Wladimirtsow 208.
Wolff, J. 61.
Wotjakisch 403.
Wucher, W. 424.

-y-Prothese (türk.) 203.
yad-, yai- (uig.) 202.
yaiyïn (bar.) 201.
yalïn (uig.), *yalqin* (kaz.) 196.
yaqïn (Dschag.) 200.
yaratïy (uig.) 208.
yašïn (uig.) 196.
yatïn (osm.) 199.
yaziy (Dschag.) 210.
yïyïn (uig.) 196.
yïrïya (alttürk.) 203.
yog, yük (uig.) 207.
Yule 209.

Zádor, I. 289.
Zahnbrecher, F. X. 42.
Zarncke, Fr. 55.
Závod 71.
Zay, Graf C. 258ff.
Zehery, L. 323.
Zempléni, I. (Z.) 305, 307—313, 316—326, 411f., 418f., 427—432, 437ff., 442f.
Zichy, Gräfin J. 18.
Zichy, Graf P. 265.
Zigeuner 354.
Zips 256—261, 422.
Zipser Adel 258.
Zipser Deutschtum 256—261.
Zipser Willkür 55.
Zirc 390.
Ziska 127.
Zomba 71.
Zsirai, M. 266.
Zwischeneuropa 423, 437.
Zübeyr-Refet 204, 211.

M. TUD. AKADÉMIA KÖNYV-TÁRA

Magyar Tudományos Akadémia
Könyvtara 55368/1951. sz.

Band XIV Mai 1934 Heft 1/2

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

Unter Mitwirkung von
W. BANG, Z. VON GOMBOCZ, E. LEWY, K. SCHÜNEMANN
herausgebeben von
JULIUS VON FARKAS

JAKOB BLEYER

ZUM GEDÄCHTNIS

1934
WALTER DE GRUYTER & Co.
BERLIN UND LEIPZIG

Inhalt.

Julius v. Farkas, Zum Geleit. S. 1—2.
Theodor Thienemann, Jakob Bleyer als Germanist. S. 3—23.
Gustav Gratz, Jakob Bleyer als Politiker. S. 24—30.
Johannes Koszó, Jakob Bleyer als Pädagog. S. 31—34.
Arpad Török, Jakob Bleyer als Nationalitätenminister. S. 35—45.
Gideon Petz, Zu den Aufgaben der ungarländischen Deutschtumsforschung. S. 46—62.
Heinrich Schmidt, Herkunft und Mundart. S. 63—75.
Rudolf Hartmann, Das Spiel vom König Herodes. S. 76—100.
Jolantha v. Pukánszky-Kádár, Goethes Faust auf der ungarischen Bühne. S. 101—115.
Josef Trostler, Die Anfänge der ungarischen Geschichtsprosa. S. 116—134.
Konrad Schünemann, Ansätze zu volkspolitischer Zielsetzung in der Ansiedlungsgeschichte des 18. Jh.s. S. 135—143.
Béla v. Pukánszky, Wandlungen und Abwandlungen des deutsch-ungarischen Bewußtseins. S. 144—164.
O. A. Isbert, Volk und Nation bei Deutschen und Ungarn. S. 165—192.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Theodor Thienemann, o. ö. Professor für Germanistik an der Universität Budapest.
Gustav Gratz, Minister a. D., Präsident des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins.
Johannes Koszó, Privatdozent an der Universität Budapest.
Arpád Török, Publizist.
Gideon Petz, o. ö. Professor für Germanistik an der Universität Budapest.
Heinrich Schmidt, o. ö. Professor für Germanistik an der Universität Szeged.
Rudolf Hartmann, Lektor für deutsche Sprache an der Universität Debrecen.
Jolantha v. Pukánszky-Kádár, Bibliothekarin am National-Museum Budapest.
Josef Trostler, Gymnasialprofessor in Budapest.
Konrad Schünemann, Privatdozent an der Universität Berlin.
Béla v. Pukánszky, Privatdozent an der Universität Budapest.
Otto-Albrecht Isbert, Assistent am Ungarischen Institut der Universität Berlin.

Das vorliegende Heft ist zugleich als Sonderdruck in der Reihe der Ungarischen Bibliothek erschienen und zum Preise von 7 M.— im Ungarischen Institut der Universität Berlin, N 24, Am Kupfergraben 7 erhältlich.

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Der Band der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt vier Hefte. Der Preis für den dreizehnten Band beträgt Reichsmark 18, in Ganzleinen gebunden Reichsmark 20. Preis der Einzelhefte je nach Umfang. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Die Zeitschrift steht jeder politischen und wirtschaftlichen Tendenz fern.

Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.

Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von **JULIUS VON FARKAS**

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ..... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ..... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ..... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ..... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ..... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ..... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ..... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ..... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ..... RM. 2.— u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ..... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ..... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas ..... RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ..... RM. 6.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I—II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ..... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ..... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ..... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica ..... RM. 4.— | Bd. III. Philologica. Periodica ..... RM. 12.—
Bd. II. Geographica, Pol.-oeconomica RM. 22.— | Bd. IV. Register ..... RM. 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von Robert Gragger. Num. Ausgabe auf Bütten. 8°. VIII, 219 S. 1927 Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Oktav. XIV, 206 S. 1926 ..... RM. 7.—, geb. RM. 9.—

Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern. 17 S. 1931 ..... RM. —.50

Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. 24 S. 1933 ..... RM —.60

WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN W 10 / Genthiner Str. 38

Druck: Hermann Böhlaus Nachfolger Hof-Buchdruckerei G. m. b. H. Weimar.

197

Band XIV September 1934 Heft 3

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

Unter Mitwirkung von

W. BANG, Z. VON GOMBOCZ, E. LEWY, K. SCHÜNEMANN

herausgebeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

W. Bang, Turkologische Briefe aus dem Berliner Ungarischen Institut S. 193—214.

Fritz Reinöhl, Die Ernennung des Erzherzogs Stephan zum Statthalter des Königreichs Ungarn. S. 215—243.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen: S. 244—261.

Fritz Valjavec, Das neue ungarische Geschichtsbild. — Béla Bulla, Einige Züge zum geopolitischen Bild des ungarischen Beckens. — Ludwig Schmidt, Die angebliche Frankenherrschaft über Pannonien. — Gottfried Fittbogen, Die Unterrichtssprache des evangelischen Lyzeums zu Käsmark.

Bücherschau. S. 262—333.

1934

WALTER DE GRUYTER & Co.

BERLIN UND LEIPZIG

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Der Band der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt vier Hefte. Der Preis für den dreizehnten Band beträgt Reichsmark 18, in Ganzleinen gebunden Reichsmark 20. Preis der Einzelhefte je nach Umfang. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Die Zeitschrift steht jeder politischen und wirtschaftlichen Tendenz fern.
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderabzüge.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw., werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Dr. Wilhelm Bang, o. ö. Professor an der Universität Berlin.

Dr. Fritz Reinöhl, Staatsarchivar, Wien.

Dr. Fritz Valjavec, München.

Dr. Béla Bulla, Assistent am Geographischen Institut der Universität Budapest.

Dr. Ludwig Schmidt, Professor, Sächsische Landesbibliothek, Dresden.

Dr. Gottfried Fittbogen, Berlin.

Bücherschau: E. Bargel, D. Bartha, M. Braun, A. Bussenius, E. M. Hajós, G. Harms, O. A. Isbert, H. Kalek, D. v. Keresztury, H. Klocke, E. Kolbenheyer, R. Koppitz, T. Mendöl, I. Mittelstaedt, G. Müller, J. v. Nagy, M. Parducz, M. Peters, M. Pfotenhauer, G. Rácz, W. Reitzenstein, H. v. Rooss, L. Saczek, K. Schünemann, M. Seiber, O. Spohr, W. Steinitz, Fr. Valjavec, E. Zempléni.

Empfohlene Abkürzungen.

Ak.Ért. = Akadémiai Értesitő (Mitteilungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften). Seit 1890.
Arch.Ért. = Archaeologiai Értesitő (Archäolog. Nachrichten). Seit 1880.
ASlPh. = Archiv für slavische Philologie.
Bp.Sz. = Budapesti Szemle (Budapester Rundschau). Seit 1857.
Byz.Z. = Byzantinische Zeitschrift.
DUHBl. = Deutsch-Ungarische Heimatsblätter. Seit 1929.
EPhK. = Egyetemes Philologiai Közlöny (Allg. Zeitschrift für Philologie). Seit 1877.
ESA. = Europa Septemtrionalis Antiqua.
Ethn. = Ethnographia. Seit 1890.
Ethn.MU. = Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. 1887—1911.
FUF. = Finnisch-Ugrische Forschungen. Seit 1901.
Hadt.K. = Hadtörténelmi Közlemények (Kriegsgeschichtliche Mitteilungen). Seit 1888.
Irod.Közl. = Irodalomtörténeti Közlemények (Literarhistorische Mitteilungen). Seit 1891.
Irodt. = Irodalomtörténet (Zeitschrift für Literaturgeschichte). Seit 1912.
Jogáll. = Jogállam (Der Rechtsstaat). Seit 1891.
JSFOu. = Journal de la Société Finno-Ougrienne. Seit 1886.
Kath.Sz. = Katholikus Szemle (Kathol. Rundschau). Seit 1886.
Kel.Sz. = Keleti Szemle. Revue Orientale. Seit 1900.
KCsA. = Kőrösi Csoma-Archivum.
Közg.Sz. = Közgazdasági Szemle (Volkswirtschaftliche Rundschau). Seit 1876.
Lev.Közl. = Levéltári Közlemények.
MEtSz. = Magyar Etymologiai Szótár. Irta Gombocz Z. és Melich J. (Etymolog. Wörterbuch der ungarischen Sprache). Seit 1914.
MGSz. = Magyar Gazdák Szemléje.
MHK = Pauler Gy. és Szilágyi S.: A magyar honfoglalás kútfői (Quellen der ungarischen Landnahme).
MKatK. = Magyar Katonai Közlöny.
MKönyvsz. = Magyar Könyvszemle (Ungarische Rundschau für Bücherkunde) Seit 1876.
MNy. = Magyar Nyelv (Ungarische Sprache). Seit 1905.
MO. = Le Monde Oriental. Upsala seit 1890.
MöIG. = Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung.
MSFOu. = Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. Seit 1890.
M.Stat.Sz. = Magyar Statisztikai Szemle.
Népr.Ért. = A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Értesitője (Berichte der völkerkundlichen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums). Seit 1900.
NyK. = Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen). Seit 1862.
Nyr. = Magyar Nyelvőr (Ungarischer Sprachwart). Seit 1872.
Nytud. = Nyelvtudomány (Sprachwissenschaft). Seit 1906.
Prot.Sz. = Protestáns Szemle.
Rev. Soc. Hongr. Stat. = Revue de la Société Hongroise de Statistique.
Száz. = Századok (Jahrhunderte). Seit 1867.
Tört. és Régész. Közl. = Történelmi és Régészeti Közlemények.
Tört.Sz. = Történeti Szemle (Historische Rundschau). Seit 1912.
UJb. = Ungarische Jahrbücher.
UWJb. = Ungarisches Wirtschafts-Jahrbuch. Seit 1925.
ZdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum.
ZdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie.
ZfONF. = Zeitschrift für Ortsnamenforschung.
ZfslavPh. = Zeitschrift für slavische Philologie.

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von **JULIUS VON FARKAS**

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei ... RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi ... RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann ... RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum ... RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger ... RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger ... RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann ... RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelungenlied.** Von Bálint Hóman ... RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi ... RM. 2.— u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut ... RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann ... RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas ... RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi ... RM. 6.—
17. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1847—1933)** ... RM. 7.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I—II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi ... RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg ... RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz ... RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica ... RM. 4.— | Bd. III. Philologica. Periodica ... RM. 12.—
Bd. II. Geographica, Poi.-oeconomica RM. 22.— | Bd. IV. Register ... RM. 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von Robert Gragger. Num. Ausgabe auf Bütten. 8°. VIII, 219 S. 1927 Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Oktav. XIV, 206 S. 1926 ... RM. 7.—, geb. RM. 9.—

Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern. 17 S. 1931 ... RM. —.50

Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. 24 S. 1933 ... RM —.60

WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN W 10 / Genthiner Str. 38

Druck: Hermann Böhlaus Nachfolger Hof-Buchdruckerei G. m. b. H. Weimar.

0.97

Band XIV Dezember 1934 Heft 4

UNGARISCHE JAHRBÜCHER

Begründet von ROBERT GRAGGER

Unter Mitwirkung von

W. BANG †, Z. VON GOMBOCZ, E. LEWY, K. SCHÜNEMANN

herausgegeben von

JULIUS VON FARKAS

Inhalt:

A. von Gabain, W. Bang Kaup †. S. 335—340.

Julius Szekfü, Volkstum, Nation und Staat. S. 341—352.

Helmut Klocke, Der gesellschaftliche Aufbau eines magyarischen Dorfes. Verpelét im Komitat Heves. S. 353—384.

Kleine Mitteilungen und Anzeigen. S. 385—399.

Tibor Dénes, Bilder von Troger und Maulpertsch im Berliner Deutschen Museum. — J. v. Farkas, Grundlegung der ungarischen Literaturwissenschaft. — O. A. Isbert, Volkskunde in Ungarn. — Das Ungarische Institut an der Universität Berlin im Jahre 1933/34. — Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts an der Universität Berlin (e. V.) 1933/34.

Bücherschau. S. 400—444.

Namen- und Sachverzeichnis. S. 445—453.

1934

WALTER DE GRUYTER & Co.

BERLIN UND LEIPZIG

Die Zeitschrift behandelt die Probleme der Kultur Ungarns, seiner Nachbarländer und der sprachverwandten Völker.

Der Band der Zeitschrift »Ungarische Jahrbücher« umfaßt vier Hefte. Der Preis für den vierzehnten Band beträgt Reichsmark 18, in Ganzleinen gebunden Reichsmark 20. Preis des Bleyerheftes (1./2.) Reichsmark 7, der beiden anderen (3. u. 4.) je Reichsmark 5.50. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen. Mitglieder der Gesellschaft der Freunde des Ungarischen Instituts erhalten die Ungarischen Jahrbücher kostenlos. Mitgliedsanmeldungen sind zu richten an das Ungarische Institut, Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Manuskripte, Korrekturen, Rezensionsexemplare und alle die Redaktion betreffenden Anfragen sind zu richten an den

Direktor des Ungarischen Instituts der Universität,
Berlin N 24, Am Kupfergraben 7.

Die Zeitschrift steht jeder politischen und wirtschaftlichen Tendenz fern.
Für den Inhalt ihrer Beiträge sind die Verfasser allein verantwortlich.
Die Mitarbeiter erhalten 20 Sonderdrucke.

Die Verfasser von Büchern oder Abhandlungen, die das Arbeitsgebiet der Ungarischen Jahrbücher berühren, auch von Dissertationen, Programmen, Zeitschriftenaufsätzen usw. werden gebeten, ihre Arbeiten zur Besprechung einzusenden.

Mitarbeiter des vorliegenden Heftes:

Annemarie v. Gabain, Akademie der Wissenschaften, Berlin.

Julius Szekfü, o. ö. Professor für Geschichte an der Universität Budapest, Schriftleiter der „Magyar Szemle".

Helmut Klocke, Assistent am Ungarischen Institut der Universität Berlin.

Tribor Dénes, Budapest.

Julius v. Farkas, o. ö. Professor für ungarische Literatur und Sprache an der Universität Berlin, Direktor des Ungarischen Instituts.

Otto-Albrecht Isbert, Berlin.

Bücherschau: A. Bussenius, J. v. Farkas, O. A. Isbert, H. Kalek, D. v. Kereszttury, V. Klein, H. Klocke, E. Kolbenheyer, R. Koppitz, M. Parducz, M. Pfotenhauer, H. v. Rooss, L. Saczek, W. Schönebaum, K. Schünemann, M. Seiber, L. Spohr, O. Spohr, W. Stubenrauch, L. Treml-Tamás, Fr. Valjavec, D. Wiczián, I. Zempléni.

Empfohlene Abkürzungen.

Ak.Ért. = Akadémiai Értesitő (Mitteilungen der Ungarischen Akademie der Wissenschaften). Seit 1890.
Arch.Ért. = Archaeologiai Értesitő (Archäolog. Nachrichten). Seit 1880.
ASlPh. = Archiv für slavische Philologie.
Bp.Sz. = Budapesti Szemle (Budapester Rundschau). Seit 1857.
Byz.Z. = Byzantinische Zeitschrift.
DUHBl. = Deutsch-Ungarische Heimatsblätter. Seit 1929.
EPhK. = Egyetemes Philologiai Közlöny (Allg. Zeitschrift für Philologie). Seit 1877.
ESA. = Europa Septemtrionalis Antiqua.
Ethn. = Ethnographia. Seit 1890.
Ethn.MU. = Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. 1887—1911.
FUF. = Finnisch-Ugrische Forschungen. Seit 1901.
Hadt.K. = Hadtörténelmi Közlemények (Kriegsgeschichtliche Mitteilungen). Seit 1888.
Irod.Közl. = Irodalomtörténeti Közlemények (Literarhistorische Mitteilungen). Seit 1891.
Irodt. = Irodalomtörténet (Zeitschrift für Literaturgeschichte). Seit 1912.
Jogáll. = Jogállam (Der Rechtsstaat). Seit 1891.
JSFOu. = Journal de la Société Finno-Ougrienne. Seit 1886.
Kath.Sz. = Katholikus Szemle (Kathol. Rundschau). Seit 1886.
Kel.Sz. = Keleti Szemle. Revue Orientale. Seit 1900.
KCsA. = Kőrösi Csoma-Archivum.
Közg.Sz. = Közgazdasági Szemle (Volkswirtschaftliche Rundschau). Seit 1876.
Lev.Közl. = Levéltári Közlemények.
MEtSz. = Magyar Etymologiai Szótár. Irta Gombocz Z. és Melich J. (Etymolog. Wörterbuch der ungarischen Sprache). Seit 1914.
MGSz. = Magyar Gazdák Szemléje.
MHK. = Pauler Gy. és Szilágyi S.: A magyar honfoglalás kútfői (Quellen der ungarischen Landnahme).
MKatK. = Magyar Katonai Közlöny.
MKönyvsz. = Magyar Könyvszemle (Ungarische Rundschau für Bücherkunde) Seit 1876.
MNy. = Magyar Nyelv (Ungarische Sprache). Seit 1905.
MO. = Le Monde Oriental. Upsala seit 1890.
MöIG. = Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung.
MSFOu. = Mémoires de la Société Finno-Ougrienne. Seit 1890.
M.Stat.Sz. = Magyar Statisztikai Szemle.
Népr.Ért. = A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Értesitője (Berichte der völkerkundlichen Abteilung des ungarischen Nationalmuseums). Seit 1900.
NyK. = Nyelvtudományi Közlemények (Sprachwissenschaftliche Mitteilungen). Seit 1862.
Nyr. = Magyar Nyelvőr (Ungarischer Sprachwart). Seit 1872.
Nytud. = Nyelvtudomány (Sprachwissenschaft). Seit 1906.
Prot.Sz. = Protestáns Szemle.
Rév.Soc.Hongr.Stat. = Revue de la Société Hongroise de Statistique.
Száz. = Századok (Jahrhunderte). Seit 1867.
Tört. és Régész. Közl. = Történelmi és Régészeti Közlemények.
Tört.Sz. = Történeti Szemle (Historische Rundschau). Seit 1912.
UJb. = Ungarische Jahrbücher.
UWJb. = Ungarisches Wirtschafts-Jahrbuch. Seit 1925.
ZdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum.
ZdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie.
ZfONF. = Zeitschrift für Ortsnamenforschung.
ZfslavPh. = Zeitschrift für slavische Philologie.

Ungarische Bibliothek

Für das Ungarische Institut an der Universität Berlin
herausgegeben von **JULIUS VON FARKAS**

ERSTE REIHE

1. **Die Herkunft der Ungarn, ihre Sprache und Urkultur.** Zweite Auflage. Von Josef Szinnyei .. .. RM. 1.50
2. **Deutsche Handschriften in ungarischen Bibliotheken.** Mit einer Faksimile-Tafel der Nibelungenhandschrift F. Von R. Gragger RM. 1.50
3. **Lebende Rechtsgewohnheiten und ihre Sammlungen in Ungarn.** Von Karl Tagányi .. .. RM. 2.—
4. **Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Sprache.** Von Theodor Thienemann .. .. RM. —.40
5. **Die Kenntnis der byzant. Geschichtsschreiber von der ältesten Geschichte der Ungarn vor der Landnahme.** Von Herbert Schönebaum .. .. RM. —.80
6. **Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone.** Von Robert Gragger .. .. RM. 5.—
7. **Eine altungarische Marienklage.** Von Robert Gragger .. .. RM. —.50
8. **Die Deutschen in Ungarn bis zum 12. Jahrhundert.** Von Konrad Schünemann .. .. RM. 5.—
9. **Geschichtliches im Nibelung nlied.** Von Bálint Hóman .. RM. 1.50
10. u. 12. **Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien.** Band I-II. Von Andreas Alföldi .. .. RM. 2.— u. 9.—
11. **Das ungarische Volkslied.** Versuch einer Systematisierung der ungarischen Bauernmelodien. Von Béla Bartók. RM. 15.—, geb. RM. 17.—
13. **Festgabe Josef Szinnyei zum 70. Geburtstag.** Herausg. vom Ungarischen Institut .. .. RM. 7.—
14. **Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit.** Festgabe C. H. Becker zum 50. Geburtstag. Von F. Babinger, R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann .. .. RM. 20.—
15. **Die ungarische Romantik.** Von Julius von Farkas .. .. RM. 14.—
16. **Die ungarischen Stileigentümlichkeiten in den musikalischen Werken Franz Liszts.** Von Zoltán Gárdonyi .. .. RM. 6.—
17. **Denkschrift für Jakob Bleyer (1874—1933)** .. .. RM. 7.—

ZWEITE REIHE

1. u. 3. **Ungarisches Privatrecht.** Band I—II. Von A. Almási. RM. 8.— u. 7.70
2. **Staatsverträge zur Regelung von Steuer- und Gebührenfragen.** Von Johann Nyulászi .. .. RM. —.60
4. **Das ungarische Budgetrecht.** Von Zoltán von Magyary RM. 1.—
5. **Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege.** Von Graf Kuno Klebelsberg .. .. RM. —.80
6. **Die Sanierung Ungarns.** Von Josef Sinz .. .. RM. 5.—
7. **Das Volksvermögen Ungarns.** Von Friedrich von Fellner RM. 5.—

DRITTE REIHE

1—4. **Bibliographia Hungariae**

Verzeichnis der Ungarn betreffenden Schriften in nichtungarischer Sprache

Bd. I. Historica .. .. RM. 4.— | Bd. III. Philologica. Periodica .. .. .. RM. 12.—
Bd. II. Geographica, Pol.-oeconomica RM. 22.— | Bd. IV. Register .. .. RM. 8.—

Altungarische Erzählungen. Ausgewählt und übersetzt von Robert Gragger. Num. Ausgabe auf Bütten. 8°. VIII, 219 S. 1927 Geb. RM. 20.—

Ungarische Balladen. Übertragen von Hedwig Lüdeke, ausgewählt und erläutert von Robert Gragger. Oktav. XIV, 206 S. 1926 .. .. RM. 7.—, geb. RM. 9.—

Über die Herausgabe ungarischer Volkslieder. Von Béla Bartók. Sonderabdr. aus den Ungar. Jahrbüchern. 17 S. 1931 .. .. RM. —.50

Die Entwicklung der ungarischen Kultur. Von Gyula Kornis. 24 S. 1933 .. .. RM —.60

WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN W 10 / Genthiner Str. 38

Druck: Hermann Böhlaus Nachfolger Hof-Buchdruckerei G. m. b. H. Weimar.